

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein biographischer Commentar

zu dessen Werken

von

Richard Otto Spazier.

Zweite Auflage.

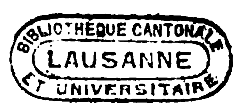


Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1840.

An

Ludwig Börne

in Paris.


BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
LAUSANNE
ET UNIVERSITAIRE

Leipzig, Anfangs Januar 1833.

Es war am vierzehnten December im Jahre 1825, grade vier Wochen nach Seinem Tode, als die in düstrer Trauer in der Abendstille in seinem Sterbezimmer bei einander sitzenden Hinterbliebenen des Gestorbenen durch einen Sohn von Herder die Nummern des Morgenblatts zugeschickt erhielten, in welchen Ihre Denkrede auf Jean Paul abgedruckt war.

Vielleicht entsinnen Sie des Blattes Sich noch, welches ich Ihnen am andern Morgen darüber nach Frankfurt schrieb. — „Kann es Sie vielleicht freuen," rief ich Ihnen zu, „wenn ich Ihnen melde, wie ich gestern Abend an der Stelle wo er heimging — im Angesicht seines Bildes, das auf uns herabblickte — seiner Gattin, seinem geliebtesten Kinde mit inniger Rührung, Erhebung und Freude den Erguß Ihres, unsere Zeit wie den großen Todten mit gleicher Schärfe und Liebe umfassenden Geistes gelesen, und wie wir dadurch wieder eine heilige Stunde der Erinnerung an Ihn gefeiert — kann Sie das freuen, so bin ich froh, Ihnen auf diese Weise unsern Dank darbringen zu können." — Sie waren seit der Zeit kein Fremder mehr in unsrer Familie! — —

Nach dem aber, was wir seit einigen Jahren erlebt, freut es mich jetzt, wo ich die Copie von jener Zuschrift unter meinen Papieren vorgefunden, ganz besonders, aus derselben zu ersehen, welcher Theil Ihrer Denkrede

schon damals am meisten mich überrascht und ergriffen hatte. Es waren nicht diejenigen Stellen, wo Sie die hohe Fürstenkrone seines Geistes, den tiefen Bronnen der Liebe in seinem ewig jugendlichen Herzen, sondern vorzüglich diejenigen, in denen Sie seine, der alten Republikaner würdigen politischen und patriotischen Tugenden, seine demokratische Neigung zum Volk und zu den niedrig Gebornen, im Gegensatz der aristokratischen Tendenz unsrer übrigen großen Dichter, diejenigen Stellen, in denen Sie seine Kraft und seinen Muth im Kampfe gegen das Erbärmliche, seine Freiheitsliebe, seine Unabhängigkeit, seine Unerschrockenheit gegenüber den Höchsten im Volk, mit einem Wort, in denen Sie, „sein Schwert und seinen Zahn" gerühmt! — Darüber war meine Ueberraschung um so größer, als ich glaubte, daß kaum Jemand anders als ich diese Seite seines Wesens nachdrücklich bemerkt und erkannt habe. Davon hatte noch Niemand gesprochen! — Die große Menge wahrhafter Männer hatte ihn kaum kennen lernen gemocht, da einmal die Frauen, und mit einer Zudringlichkeit, die man, um sie zu kennen, in der Nähe länger zu sehen Gelegenheit haben mußte, nach der gewöhnlichen Weise dieser größten Monopolisten und Aristokraten des ausschließlichen Dienstes bei dem Dichter sich bemächtigt hatten und die Männer von ihm zurückschreckten. Mich überraschte, in Ihnen den ersten Mann von wahrhaft männlicher und sich derselben in ihren Gründen klar bewußten Liebe gegen ihn entzündet zu finden! — Und es überkam mich zugleich dabei ein Stolz,

daß ich, der Jüngling, dennoch vor Ihnen öffentlich, wenn auch in einem so viel beschränkteren Kreise, darauf hatte hindeuten können; denn in jener kleinen Rede, die an seinem Grabe zu halten mir vergönnt war, hatte ich die Stelle, welche ihn als einen Streiter für jede Freiheit bezeichnete, so nachdrücklich betont, daß der anwesende hohe Regierungsbeamte mit Kopfschütteln bedauerte, wie in den feierlichen, sonst sein hohes Wohlgefallen erregenden Worten „eine Art von Wartburgsgeruch" sich habe verspüren lassen! —

„Es kann" — die Stelle finde ich deshalb in jenem damaligen Blatte an Sie, — „es kann trotz des tiefen Schmerzes in der Brust, wenn ein heiliges großes Wesen aus dem endlichen Lebensstrome in eine höhere Welt hinauftaucht, das Herz erheben, schaut es dadurch jenen Strom in den Wogen des Sturms — denn in der Bewegung nur, der Herzen wie der Völker, ist und erzeugt sich Leben — in der dumpfen Ruhe ist nur Tod. — Ich halte unsre Zeit, „in der man die Büchse von der Wand nicht nehmen darf," für einen so starren und regungslosen Sumpf, daß mich die bewegte, sprudelnde, süße, klare Quelle, die ich in ihm rieseln sehe, innig erquickt und erhebt — ich meine eben Sie und Ihre Denkrede auf Seinen Tod. — Wohl sei unser Herz Sein Grab, aber nicht eines, in welchem das, was darin liegt, verweset — sondern eines, das getränkt und genährt durch das, was es umschließt, in üppiger Fülle

Frühlingsblüthen hervortreibt, vielleicht Früchte zum Reifen bringt!" — —

In welcher Weise Sie mit diesem letzten Zuruf einverstanden waren, und in welchem Grade derselbe von Ihnen erfüllt wurde, das hat seitdem der Servilismus zu seinem nur zu großen Schrecken, die kräftige liberale Jugend freudejauchzend erfahren. Sie selbst lächeln jetzt darüber, wie man Sie damals wegen jener Rede, in der nur ein blödes Auge das kräftigste Freiheitsprogramm verkennen konnte, in Berlin in den dasigen „Salons" feierte! Die große Erbitterung, die man dort jetzt gegen Sie hegt, hat zum nicht geringen Theil ihren Grund in der Beschämung, den Börne da so ganz und gar nicht erkannt zu haben, wo man die Würdigung und Erkennung der großen Geister unseres Volks, gleichsam als bilde man dort ein auserwähltes geistiges Israel, allein in Deutschland zu verstehen meint! —

Wie sehr mich aber damals diese hervorragende Seite Ihres Wesens, und was davon in Ihrer Denkrede niedergelegt war, ausschließlich beschäftigte, das erkenne ich jetzt erst wieder daraus, daß ich ganz übersah, wie dieser in seiner Art durchaus beispiellose Aufsatz in allen und jeden Beziehungen ein auf das meisterhafteste und feinste ausgearbeiteter Schlüssel zu allen und zu den verborgensten Geistes- und Herzenskammern des so räthselhaften Dichters war, und daß ihn noch Keiner so tief und erschöpfend durchdrungen, in sich aufgenommen und abgebildet hatte! — Unerklärlich kommt es mir jetzt vor, wie

ich, der ich wenige Wochen darauf in meinem ersten Büchlein über seine letzten Tage mit schwachen Kräften das Nämliche versuchte, Ihre Aufschlüsse so ganz unbeachtet liegen lassen konnte, daß ich selbst eine, zu einem der Mottos genommene Stelle aus denselben unrichtig citirten. Am Ende kam ich freilich auf das, wenn auch nur dunkel gefühlte und darum unklar und verworren, wie es kurze Zeit nach seinem Tode in meiner schmerzerfüllten Seele aussah, hingestellte Resultat. Darum ward auch, so sehr die Herzenswärme in dem Büchlein Anklang fand, dagegen das, was darin an psychologischen Aufschlüssen über das geistige Wesen des Dichters zu geben versucht wurde, theils mißverstanden, theils aus seichten Gründen, meist mit unpassenden andern Beispielen, bestritten. Zumal lagen damals, gerade mir durch eine seltsame Wendung der Verhältnisse am unzugänglichsten, die von mir in dieser Fülle nicht einmal geahneten Beweise zu meinen ausgesprochenen Ansichten in seinen Papieren noch verborgen. — So z. B. fühlte ich, da ich selbst an mir unbewußt den Einfluß seiner äußern Umgebung erfahren und den Dichter beständig den Erinnerungen und Eindrücken, und zwar physischen wie moralischen, nicht der neuern und glänzenden, sondern der älteren und dürftigen Vergangenheit seines Lebens anheim gegeben sah: daß die Eigenthümlichkeiten seiner dichterischen Weise, deren Tugenden sowohl und Vorzüge als Mängel und Fehler, bei Weitem weniger in der Verschiedenheit des ihm Angebornen, als in den Einflüssen der ersten Jugendeindrücke

und der Schicksale eines bewegungslosen Lebens zu suchen seien. — Leider vermochte der kaum zweiundzwanzigjährige Jüngling Alles dies so klar nicht auszusprechen wie jetzt. Schon damals behauptete ich, daß der so seltsame Formenmangel in seiner ganzen Poesie von der Armuth und Dürftigkeit der entscheidenden Bildungsepoche herrühren müsse, die ihm Gestalten und Erlebnisse, an denen die Phantasie bildend sich hätte üben, oder von denen dieselbe dazu hätte angeregt werden können, vorenthalten. Man hielt mir das Beispiel des Cervantes und Camoëns entgegen! — Als ob bloß jene Geldarmuth gemeint gewesen sei, die vielmehr oft unter sonst andern Verhältnissen als für den Dichter und jene stille Seelenausbildung, die er vorzüglich bedarf, günstig von Jean Paul selbst willkommen geheißen wird! Als ob nicht ein unendlicher Unterschied zwischen dem Verweilen eines Jünglings unter philisterhaften Böotiern in einer weit abgelegenen, von der dürftigsten Natur umgebenen kleinen deutschen Stadt, — und zwischen einem thatenreichen Leben wäre voll Seestürme und Schlachten, voll Eroberungen und Reisen in den abenteuerlichsten und großartigsten Theilen beider Erdhälften, und Alles das ohnehin durchlebt in der Mitte und an der Seite von Söhnen der beiden ritterlichsten, phantasiereichsten Nationen der Erde gerade in der Zeit ihrer höchsten Thatenblüthe!? — Cervantes, fechtend an der Seite Don Juan's de Austria in der großen Seeschlacht von Lepanto, und Camoëns auf den Geschwadern Vasco de Gama's um das Vorgebirge der guten Hoffnung

schießend und die Luisiade singend in den Gärten von Macao, Beide Krieger und Dichter zugleich — verglichen mit Jean Paul, der in Hof im Voigtlande so lange zu leben gezwungen war, bis er aus Gewöhnung, und weil er, da die Zeit der Bildung vorüber und die fest gewordene Form seiner Seele andern Eindrücken nicht mehr wich, es für nutzlos hielt, seine dürftigen Umgebungen selbst mit dem reichsten Leben, zu welchem er sich später die Thore hätte öffnen können, noch zu vertauschen! — —

Erlebnisse und Täuschungen schmerzhafter Art ließen mich absichtlich Alles das bald nachher vergessen wünschen, was mich speciell an den Todten, an das, was ihm angehörte, und an meine persönlichen Verhältnisse zu ihm erinnern konnte, und damit verlor ich auch Ihr Bild, Börne, aus den Augen! — Hatte mich doch ohnehin Ihre Antwort auf jene obenerwähnte Zuschrift Ihnen etwas entfremdet! — Ich konnte in meiner damaligen trüben Seelenstimmung dieselbe nur mißverstehen. Meine zu große Jugend war daran schuld, daß mir nicht aus Ihrem Briefe jener Gedanke bereits damals aufstieg, der mich vor Kurzem überraschte, und der mich zu diesem Briefe an Sie bewog! Scherzten Sie darin nicht zu sehr? — Schrieben Sie nicht, daß, was ich in meinem Briefe angedeutet, Sie recht gut verständen, daß man dulden und sich gedulden müsse, daß ich zwar jetzt, weil ich noch Jüngling wäre, weinen solle, daß ich einst aber lachen würde, wie Sie; man würde schlecht dabei,

aber fett. — „Ich vierzigjähriges Kind," fuhren Sie dann fort, „hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthiget? Ein sentimentaler Herr in Heilbronn hatte vor zwei Jahren die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Und was that er damit? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, des Kaisers, der Weinberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber und ihr Gepäck nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen! — Ein anderer empfindsamer Stadtphysicus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich vorschlagen mögen, dem edlen Jean Paul zum Andenken in Baireuth ein Zuchthaus zu errichten, ich glaube, ich hätte das Denkmal durchgesetzt. Doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache." — Ich gestehe gern, daß ich damals nach Empfang dieses Briefes mich mit meinem jugendlichern, aber darum fast weinerlichen Schmerze vor Ihnen fürchtete, und ich mochte mich wahr-

scheinlich damit nicht getäuscht haben; denn Sie melden mir nicht einmal den Empfang meines Büchleins über Ihn, von dem ich Ihnen doch ein Exemplar auf so schönem Velinpapier zugeschickt hatte! Aber jetzt kenne ich Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie mir meine, Ihnen wahrscheinlich zu unmännlich und zu weich erschienene Trauer damals vergeben hätten, wenn Sie erfahren, daß ich durch seinen Tod Alles verloren, was Jens Immanuel Baggesen so trefflich als die allen Menschen schönsten Besitzthümer bezeichnet: meinen Jean Paul, meinen Freund und meine Geliebte! — —

Während Sie nun seit jener Zeit in der Welt umherzogen, Sich von den Berlinern loben ließen, die Sontag priesen, Ihre Werke sammelten und hie und da im Morgenblatte einen und den andern literarischen Narren geiselten, ja sogar gegen die Hegel'schen Jahrbücher ein Manifest erließen, verrichtete auch ich ähnliche, jener Zeit angemessene Heldenthaten, von denen Ihnen jedoch weniger zu Gehör kam, als mir und der Welt von den Ihrigen. Auch ich kritisirte muthig die gefürchteten und einzigen Helden jener Tage, die Schauspieler, wagte die Rossini'sche Musik in ihrem Hauptsitze in Deutschland unter den Augen fürstlicher Beschützerinnen und bei der Anwesenheit alter Landstände anzugreifen, ja, was wohl das Muthigste, Ludwig Tieck öffentlich gegen die kleinen Verfolgungen so furchtbarer Gegner, wie die Abendzeitung und der Dresdner Merkur, zu vertheidigen.

Ihre Werke erschienen! — Der edle Wolfgang Men-

zel reichte Ihnen den gebührenden Lorbeerkranz; auch jetzt noch klatschten die Berliner in die Hände, Ihr Name ward einer der geachtetsten im deutschen Lande, und die Sontag nannte man kaum, ohne Ihres scherzenden Wortes über dieselbe zu gedenken. Wer hätte es den Berlinern damals sagen sollen, daß Sie von ihnen wenig über ein Jahr später ein Blutprediger, ein vom Vaterlande Ausgeworfener genannt werden sollten, und daß von jenen Salons aus man Ihre Sicherheit bedrohen werde?! —

Da rief plötzlich die Julirevolution alle schlummernden Kräfte in jeder jugendlichen, in jeder starken Männerbrust auf und entzündete jedes Herz, das groß und weit genug war, um nicht bloß die kleine und halb egoistische Liebe zu Einzelnen, sondern die zu ganzen Völkern, zur ganzen großen Menschheit in sich aufzunehmen. Da kam die Zeit wo sich zeigen konnte, wer wirklich Jean Paul's Jünger war, des Menschen, so reich an Liebe, so stark zum Kampf für dieselbe, als irgend ein Prophet gewesen. — Daß auch ich gekämpft für diese Liebe, das weiß man, Börne, von der Seine bis da, wo der Dnieper und die Dzwina die Steppen der Ukraine und die klein-reußischen Wälder bespülen, und Todesstrafe droht in den Ländern des Zaaren den Besitzern meiner polnischen Geschichte! — Die Mittwochsgesellschaft aber, die früher, weil sie am einundzwanzigsten März jeden Jahres auf Jean Paul's Geburtstag getrunken, ihn allein verstanden und in sich

aufgenommen zu haben glaubte — sie erstarrte vor Schreck und verstummte, oder hatte nur so viel Muth, nach Ihnen hinter Ihrem Rücken anonyme kraftlose Schläge zu führen. —

Sie standen nicht, wie ich, gleich anfangs auf einem Posten, wo Sie in den Kampf der Zeit thätig eingreifen konnten. Die ersten Stürme der Reaction trafen mich den das Geschick weit nach Franken hinein vorgeschoben in die Nähe jener deutschen Hauptstadt, von der aus zuerst der neu erwachte Geist mit offener Gewalt bekämpft werden sollte, und warfen mich bis an die Pleiße zurück. Sie waren nach Westen geeilt und wärmten sich im Uebermuth zu großer Hoffnung, daß der erfrischende Sturm von selbst sich fortwälzen werde, dicht an dem Krater des neu aufgestiegenen Völkervulkans! Dort vernahmen Sie nicht oder erst spät, wie wir im Vaterlande immer mehr gedrängt wurden! Aber dann erhoben Sie Sich wie der zürnende Homerische Gott in schrecklicher Schöne und sandten Schuß auf Schuß Ihre tödlichen Pfeile in das Lager der Danaer! So gewaltig hatten selbst diejenigen, welche Sie früher bereits verstanden, nicht geahnet; selbst diese ergriff stummes Staunen; einen Augenblick ließen sie sogar hie und da ab vom Streit, um Ihren Kämpfen zuzusehen. — Dies Verstummen vieler Ihrer Freunde ward irrthümlich als eine Mißbilligung Ihres Kampfes von den Feinden gehalten, und da durchzitterte das Schmerz- und Wuthgeschrei der Getroffenen die Lüfte. Aber Sie hatten gezeigt, wo die verwundbare Ferse des

Feindes sei; und wie der Dichter, der auch Ihnen für den größten Meister gegolten, den bis dahin unausgesprochenen und verborgensten Gefühlen in der Menschenbrust, Sprache, so hatten auch Sie den tief vergrabenen Gedanken des Volkes Worte gegeben, so daß es selbst erschrak vor denselben, als diese, an's helle Tageslicht gezogen, vor ihm standen! — Kaum hat je eine Erscheinung unser deutsches Vaterland mehr durchrüttelt, und, wenn etwas, sind Ihre Briefe aus Paris ein Ereigniß zu nennen, dessen Folgen die Zukunft unausbleiblich offenbaren wird. —

Seltsam genug aber war diese Erscheinung bereits ein Jahr alt, ehe ich davon mehr zu Gesicht bekommen, als die entstellenden Auszüge in den Schimpfreden unserer gemeinschaftlichen Feinde. Kaum hatte ich mich mit mühsamer Anstrengung von dem, alle meine und meiner Familie Verhältnisse zerrüttetenden Niederwurf emporgerichtet — denn man hatte nicht bloß mich, sondern auch meine Frau und Kinder binnen acht Tagen aus dem Lande des „Königlichen Dichters," das zugleich das Jean Paul's gewesen, verwiesen — als die großen Ereignisse in Osten hervorbrachen und es mich ausschließlich in die Reihen der für die Freiheit an der Weichsel Mitkämpfenden zog. Ich hatte damals diese ganze Zeit hindurch keinen andern Gedanken als Polen und sein Geschick, keinen Sinn für ein anderes Buch als das jenes betraf. Ich hatte darum keine Muße damals, sie zu lesen, wie früher keine Neigung, als man Sie in Berlin um der Sontag willen pries.

Schon gleich nach jener Baierischen Verweisung,

nicht nichtswürdige Zeitungsschreiber, um das allgemeine Staunen über eine That, für die weder ein Rechtsgrund noch ein moralischer angegeben wurde, zu beschwichtigen, mit den abgeschmacktesten und zugleich feigsten Verleumdungen begleiteten, faßte ich den Entschluß zur Ausarbeitung der nachfolgenden Bändchen. Schon das Bewußtsein, die Grabstätte des Verklärten nicht mehr betreten zu dürfen, erweckte die alte Sehnsucht nach Ihm. Ich erinnerte mich, daß ich es ja immer für Pflicht der Dankbarkeit gehalten, sobald es möglich geworden, den noch immer fehlenden biographischen Commentar, welcher der größern Menge den Dichter verständlicher, vertrauter und lieber machen sollte, zu arbeiten. Dies kam mir noch verdienstlicher vor, in einer Zeit, wo das Volk für seine neuen Gedanken und Gefühle sich vergebens unter seinen sogenannten classischen Dichtern nach Autoritäten umsah; wo die alte Partei bereits anfing, durch fast jesuitische Mittel*) den so oft jeden Sinn für Freiheit und Oeffentlich-

*) Unter Andern wurden die lobpreisendsten Artikel über Göthe für das foreign quarterly review, dessen Aufsätze über deutsche Literatur alle in Deutschland gearbeitet und in London übersetzt werden, eingeschickt und dann in deutsche Blätter zurückübertragen mit jubelndem Triumphgeschrei, daß die „freien Engländer" angeblich über diesen Dichter so urtheilten und ihn so begierig verschlängen. Später machte man es mit den Artikeln gegen Sie eben so. Nur, wie die Perfidie dieser Partei immer durch ihre Dummheit sich verräth, mischte man so kleinliche Details und so unbekannte Schriftstellernamen hinein, daß die Quelle jedem nicht ganz blöden Auge sichtbar werden mußte.

keit und Mannheit verläugnenden Goethe auf ihre vermoderte Fahne zu setzen und dem Volke als Führer aufzudringen — in Jean Paul ihm einen alten Tribun der neuen jugendlichen Zeit zu zeigen. Endlich mochte ich auch, da man zu verstehen gab, als müsse auch Er mein politisches Streben verläugnet haben, darlegen, daß im Gegentheil Alles das, dem Wesen wenigstens nach, in seinem Geiste geschehen war, ja daß ich ja nur darum in solchem Grade seine Liebe und sein Vertrauen hatte gewinnen können, weil ich Ihm von frühester Jugend auf so erschienen war, wie hier in diesem Kampfe! — Ich könnte davon wunderbare und spaßhafte Geschichten erzählen. Kommt es mir doch selbst jetzt manchmal wunderlich vor, daß er im Jahr 1822 in Dresden, umringt von der vornehmsten und feinsten Welt, an der Seite eines Studenten, der den verabscheuten altdeutschen Rock, rothbestreifte Reithosen, offenen Hals und eine schwarzrothgoldene Mütze mit vier weit abströmenden Spitzen trug, über die Brücke und überall einherschritt. Sehe ich doch noch sein entrüstetes Gesicht, als dieser ihm erzählte, wie sein Vormund an seinem Tisch mit Drohungen eine Halsbinde ihm hatte aufdringen wollen, sehe ich doch noch seine zufriedene Miene, als er vernahm, daß der Jüngling lieber das Haus und alle glänzenden Versprechungen des Vormunds auf zukünftige Versorgung hatte im Stich lassen, als jener Forderung sich fügen wollen. — War es doch jener Zug, der ihm zuerst Jean Paul's Herz gewann! — Höre ich doch noch jenes tief-

erwiderte: „So!?“ — als er mit seinen bürgerlichen Verwandten im großen Garten gesessen, adelige Besucher sehnsüchtig seinen Tisch umkreist, sich der bürgerlichen Familie aber nicht nähern gewollt, lieber den Wunsch, ihn zu sprechen, unterdrückt und von jenem Studenten ihm erzählt ward, wie ein Dämchen mit der lauten Aeußerung, daß „sie die Leutchen nicht sehe,“ vorübergegangen sei. Dieser Student, Börne, war ich. — Was hätte wohl Göthe in allen diesen Fällen gethan? — Wunderbare Geschichten, sage ich, könnte ich davon erzählen, die Jean Paul's seltsames Geschick, von der vornehmen Welt als den ihrigen angesehen und von ihr fast ausschließlich gefeiert und von dem Volke, dem er doch so vorzugweise angehörte, unbeachtet und unbekannt geblieben zu sein, fast unbegreiflich erscheinen lassen. — Wäre er wirklich der Dichter der Aristokratie gewesen, welche ihn aus Mißgriff während seines Lebens ausschließlich verehrte, er würde nicht so schmerzlich über die Entbehrung eigentlicher Verständniß und Würdigung geklagt und nicht auf diese dereinst erst in dem freien England gehofft haben, als ihm die Aussicht auf ein freiwerdendes Vaterland immer mehr geschwunden war. — Freilich fehlte es auch nicht an Anzeichen, daß man hie und da ihn nicht mißverstand. Das Land, welches auch Sie als das am schlauesten regierte schildern, verweigerte das noch mit sterbender Hand vom Dichter selbst erbetene Privilegium für die sämmtlichen Werke, während es dem Beschluß des Bundestages zu Gunsten der Göthe'schen

mit Vergnügen beitrat, und von einer andern Seite ha
mir es immer großes Vergnügen gemacht, von Herrn Varnhagen von Ense, dem eifrigsten Kämpen im Göthe in den Berliner Jahrbüchern zu lesen, daß der Eindruc der Gesammtwerke Jean Paul's eigentlich doch ein un angenehmer sei! —

Der Vorschlag zu dem Unternehmen einer kritischen Biographie des Dichters fand übrigens sogleich auch so wohl von buchhändlerischer Seite, als bei dem größten Theil der Besitzer sämmtlicher Werke, den lebendigsten Anklang; denn jene Lebensbeschreibung, die unter dem Titel: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" von den Besitzern des dahin einschlagenden Theils seines Nachlasses herausgegeben worden war, hatte sehr bald nach dem ersten, noch von Jean Paul herrührenden Bändchen die Theilnahme des Publikums aus verschiedenen Gründen fast ganz verloren. Namentlich mußte das zweite, welches nichts als abgerissene Gedanken enthielt, jeden Käufer abschrecken, uud es war unmöglich, daß diese ohnehin in einem langen Zeitraume von sechs Jahren erschienene bis auf sieben Bände anschwellende und selbst damit noch nicht vollendete, außerdem in Format von den sämmtlichen Werken verschiedene und auf immer von denselben ausgeschlossene äußerst theuere Sammlung, sich die allgemeine Theilnahme wieder zu erwerben im Stande gewesen wäre. Freilich bleibt es immer auffallend, daß sie selbst von der höheren Kritik so wenig berücksichtigt wurde, da man ihr doch wenigstens als Materialiensamm-

ing viele Rücksicht hätte schenken sollen. Einen höhern Anspruch hat indeß sie nicht zu machen, und nur der, welcher bereits alle Werke Jean Paul's studirt, dann die besonders herausgegebene Briefsammlung des Dichters damit vergleicht und aus Andeutungen ein Ganzes sich zu combiniren vermag — und solche Männer können allerdings jedes andern Commentars, wenn man ihnen auch noch so viele selbstgemachte neue Beobachtungen und neue Materialien hinzufügte, entbehren — nur der mag in jener Sammlung eine vollständige Biographie besitzen. Der erste Herausgeber, Christian Otto, mochte aus übergroßer Bescheidenheit und Aengstlichkeit, vielleicht wohl auch, weil er ein nie besessenes Compositionstalent in seinem hohen Alter sich um so weniger zutraute, auch weil er von keinem organischen Puncte ausging, die reichen Materialien gar nicht verarbeiten und begnügte sich daher, eine Auswahl davon abdrucken zu lassen und sie durch einige Worte an einander zu knüpfen. Er vergaß aber dabei, daß viele dieser Materialien, ursprünglich zu jenem Zweck nicht bestimmt, wieder einer Erläuterung bedurften, die er leider oft nur allein hätte geben können; denn mein Bestreben, dem Dichter Aufschlüsse über sein früheres Leben nach einem systematischen Plane mündlich abzufragen, unterbrach der so schnell nicht erwartete Tod desselben. — Nach dem dritten Bande, der, so stark er war, nicht viel über des Dichters Universitätsleben hinausging, starb auch Otto plötzlich, und jenes Unternehmen gerieth in die Hände eines jungen Mannes, dem, einem Maler,

eigentlicher Beruf und Erfahrung für so fremde Arbeiten abgehen mußte, und welchem gerade diese Unternehmung so viel mehr Schwierigkeiten bot, als er den Dichter nie gekannt und nur von dessen häuslichem Sein aus dem Munde der weiblichen Hinterbliebenen vernehmen konnte. Es war daher natürlich, daß er den von Otto gewiesenen Weg fortzugehen suchte, wobei er jedoch, seltsam genug, Jean Paul vorzugsweise als einen bildenden Künstler betrachtend, durch eingestreute Malerbemerkungen eher verwirrte und namentlich aus den wichtigen Studienbüchern nicht die rechten und geordneten Auszüge machte. — Unter diesen Umständen mußte übrigens eine neue Biographie, welche die Besitzer der sämmtlichen Werke für die Entbehrung jenes biographischen Nachlasses gewissermaßen zu entschädigen mit den Zweck hat, von dem, was in jener Sammlung vom Dichter selbst herrührte, so Viel einzuweben versuchen, als sich mit der Selbstständigkeit eines organischen und abgerundeten Ganzen nur vertragen wollte, selbst wenn jenes auch nicht zum Beleg aller gegebenen Anschauungen nöthig gewesen und von Jean Paul selbst gewünscht worden wäre.

Den dringenden Arbeiten, welche die bald hereinbrechenden polnischen Ereignisse forderten, mußte natürlich diese Unternehmung weichen: ein Mann dem Schicksal eines ganzen großen und unglücklichen Volkes. Fast zwei Jahre vergingen, ehe wir nach Erschöpfung aller Anstrengung, die einzelne Menschen für diese heilige Sache nur machen konnten, dieselbe allein der Vorsehung über-

lassen mußten und Jeder, nach redlich erfüllter Schmerzenspflicht, zurück nach dem Geschäft sich wenden durfte, das er beim Beginnen des Kampfes unterbrochen gehabt. —

Da, als ich bei den Vorbereitungen meine alten Tagebücher durchsah, um mich in die Stimmung jener Zeit zurückzuversetzen, wo Jean Paul der Mittelpunct aller meiner Gedanken und Empfindungen gewesen, jener Zeit, wo die Namen „Baireuth, Fichtelgebirge, Wonsiedel" mich, wenn ich sie zufällig hörte oder erblickte, mit Wonnebeben durchdrangen — aber auch jener Zeit, wo durch seinen Tod die ersten Blüthen meines Jugendmuthes geknickt wurden — da fiel mir auch Ihr Brief wieder in die Hände, und Ihr Bild und Ihre Denkrede traten freundlich und vertraulich aus der Vergangenheit zu mir wieder heran. Ich ließ mir den Band Ihrer Werke holen, in welchem jene Rede abgedruckt ist. Ich las — ein Blitz nach dem andern fuhr in meine Seele! — Alles, was ich in der ganzen Reihe von Jahren als Resultat meines Nachdenkens über ihn gewann — es stand da, entweder ausgesprochen, oder angedeutet, oder leise Winke dazu hingeworfen. Da war das Thema, zusammengedrängt auf wenig Seiten, das, wenn ausgeführt, bewiesen und belegt, den Stoff zu meinen entworfenen Bänden fast vollständig vorzeichnete! —

Ich war in tiefster Seele erschrocken. Jetzt mußte ich Sie vollständig kennen lernen. Ein Band nach dem andern Ihrer Werke ward von mir verschlungen; von den Aufsätzen aus der „Wage" an bis auf den letzten Brief

aus Paris. Drei Tage brachte ich ununterbrochen damit zu. Es wäre schwer, Ihnen zu beschreiben, was ich dabei empfand! Lange hatte mich solche Wehmuth und solche Rührung nicht ergriffen, als bei Ihrem Scherz! — Manchmal erschrak ich zu tief, um weiter lesen zu können; ich fürchtete mich abermals vor Ihnen, aber wie vor einem wiedergekehrten Geist. — Er ist's! — Er ist's! — so rief es einmal über das andere in mir — Wer? — Sie können fragen, Wörne? — Es ist ein Theil von Jean Paul's Seele, die in Ihnen auf Erden fortlebt! — und zwar ist's jene kräftige zweite Hälfte von ihm — Sie sind Quod Deus Vult, der in jener Maskennacht mit der Flöte in die weite Welt zog, und den der Dichter ziehen lassen mußte, weil in seinem armen und beschränkten Leben nur für den Walt Raum war! — Und ich blöder Thor, der ich gewesen! Warum erkannte ich nicht daß Vult es war, der nach des Dichters Tode jenen Brief an mich geschrieben. — Wie die „Wage," so mußte Vult auf seinen Reisen scherzen über das Theater, die Polizei und die Welt, den tiefen Schmerz und den hohen Ernst tief zurückdrängend in die Brust und doch ihn wider Willen leise verrathend. So mußte er schreiben, nachdem er Walt's schwere Excerpten- und Bilderlast von sich geworfen und mit der Leichtigkeit, die ein vielgereister Weltmann sich aneignet, ohne jedoch das köstliche Gut seiner Originalität an den Wagenrädern abzuschleifen. — War es nun ein Wunder, daß Sie ihn so meisterhaft geschildert, so ganz und gar erfaßt und begriffen?

Und die Briefe aus Paris? — die hätte der Dichter am ehesten für seinen Witz in Anspruch genommen. „Der Schelm," hätte er mit frohem Stolz, strahlenden Augen und doch mit seinem lieblichen Lächeln gesagt — „der Schelm hat sich wirklich erfrischt und verjüngt in dem erhabenen Sturm der großen Zeit. Sein Lebensüberdruß, seine Menschenverachtung hat dieser ganz von ihm abgeweht. Er hat neue Hoffnungen gefaßt, und nun donnert und schmettert er wie ein zürnender Gott in die Völker, damit sie schneller sich vom Boden erheben. Aber dennoch ist's der alte Kult, und die Mauthrede an die Bauerngemeinde ist wohl ganz besonders von ihm." —

Wahrlich, Börne, hätte Er Sie gekannt, Er hätte Sie sehr geliebt! —

Es drängte mich zu sehr, Ihnen dies laut vor aller Welt zuzurufen, Ihnen den verlassenen Thron Jean Paul's als Ihren Sitz zu bezeichnen! — Ich wußte, daß dies der verwegenste Handstreich war, den ich ausgeführt, daß er mich am theuersten zu stehen kommen werde. Von allen Seiten höre ich das Erbitterungsgeschrei, das erzwungene und krampfhafte Hohnlachen der Gegner, das mitleidige und verächtliche Lächeln der vornehmen Gelehrten- und Gesellschaftsaristokratie. Ich höre, wie sie ausschreien werden, nun habe auch die Parteiwuth so weit geführt, den ehrwürdigen Jean Paul, den unschuldigen Frauendichter, nach seinem Tode zu einem Jacobiner zu machen. Ich sehe selbst sonst verständige Leute den Kopf schütteln. — Immerhin! Gehört doch der Jugend die Zukunft! — Und sie,

weiß ich, die allernächste Nachwelt, stimmt in den Schluß dieser Dedication — denn das ist dieser mein Brief — laut und froh mit ein. —

Noch einmal, Börne, Er hätte Sie sehr geliebt! —

R. O. Spazier.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein

biographischer Commentar.

Erstes Kapitel.

Das Fichtelgebirge und seine Bewohner.

Das Fichtelgebirge hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, womit dessen höchste Gipfel begrünet sind, und ist ein gebirgiger hochliegender Landstrich, welcher die nördliche und östliche Hälfte des Mainkreises des Königreichs Baiern, also den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Baireuth oberhalb des Gebirges und einige Bezirke von Bamberg und der obern Pfalz umfaßt. Im südlichen und südöstlichen Theile desselben erheben sich mehrere Reihen bewaldeter Berge, welche meistens zusammenhängende Kegelspitzen oder schmale Kämme bilden und eine ziemlich steile Abdachung haben. Die nördliche und nordwestliche Hälfte dagegen ist ein gegen Norden abfallendes Hochland, welches von Hügeldecken durchzogen und mit tiefen Thälern durchschnitten ist.

Am deutlichsten ist das Gebirge gegen Osten, Südosten und Südwesten abbegrenzt. Gegen Westen, Nordwesten und Nordosten stößt es mit den benachbarten Gebirgsländern zusammen; seine Grenze ist daher weniger in die Augen fallend.

An der südöstlichen Seite steigen die höchsten Berge mit ihrer steilen südlichen Abdachung in die Thäler der Kößein, der fichtelbergische Waldnab und der Heidenab herab, und einzelne kegelförmige Basaltberge laufen von Waldsassen bis Neustadt am Kulm an dieser Grenze hin. Auch gegen Südwesten ist es wie abgeschnitten, und von Neustadt am Kulm über Weidenberg, Berneck, Wirsberg, Kupferberg, Stadt-Steinach, Seibelsdorf bis Rodach zieht sich ein Wiesengrund um den Fuß des steilabstürzenden Gebirges hin. Hier gruppiren sich selten einzelne Berge, und man sieht vielmehr eine fortlaufende, mit Laubgebüsch und Nadelholz begrünte Gebirgswand, welche mit tiefen Furchen zerschnitten ist und aus engen Thälern Flüsse und Bäche herausschickt.

In Nordwesten, von den Dörfern Ober- und Unter-Rodach an bis gegen Nordhalben hinauf, hängt das Fichtelgebirge mit dem thüringer Walde zusammen, und das Rodachthal ist daher als die Scheidelinie beider zu betrachten. Von Nordhalben über Lichtenberg bis Hirschberg sehen wir die Thäler der fränkischen und thüring'schen Muschwitz und eine kurze Strecke das Saalthal als die natürlichste Bezeichnung der nördlichen Grenze an, indem sich die Abdachung des Gebirgslandes bis dahin fortsetzt, jenseits jener Flüsse aber noch der östliche Fuß des thüringer Waldes hinläuft.

Gegen Nordwesten, von Hirschberg bis Asch herab, stößt das Fichtelgebirge mit dem südwestlichen Fuß des Erzgebirges zusammen, und man nimmt die baierisch-sächsische Markung, auf dem flachen Rücken zwischen der Saale und Elster, auch als die Grenze des Fichtelberg-

landes an. Die südwestliche Abdachung jener Erhebung schickt ihre Bäche in die Saale herab und gehört also noch zum Gebiete des Fichtelgebirges; von der nordöstlichen Seite aber stürzen die Wasser in die Elster, welche außerhalb demselben entfließt und entspringt.

Gegen Osten, von Asch über Liebenstein und Hohenberg nach Waldsassen, ist das Auslaufen des Gebirgs wieder schärfer von der Natur bezeichnet; denn die an der Eger und der Rößla hinziehenden Bergketten endigen sich hier und setzen nicht in das flache Egerland hinüber: doch ziehen einige Arme des böhmischen Waldgebirgs durch die Oberpfalz ganz nahe heran.

Der ganze von diesen Grenzlinien eingeschlossene Landstrich liegt zwischen 49° 49′ und 50° 23′ nördlicher Breite und zwischen 29° 7′ und 29° 57′ östlicher Länge. Die Hauptgebirgshöhen ziehen von WSW. nach ONO., und das Gebirgsland mißt in dieser Richtung von Berneck bis an die östliche baireuther Landesgrenze bei Langenau unweit Sell 122,600 pariser Fuß oder 5⅞ geographische Meilen. Die Breitenausdehnung, von Waldeck bis an die thüring'sche Muschwitz oberhalb Steben, beträgt 1,84,600 pariser Fuß oder 8$\frac{1}{10}$ geographische Meilen, und der ganze Flächeninhalt des von den oben bezeichneten Grenzlinien eingeschlossenen Fichtelgebirges 42⅗ Quadratmeilen *).

Den hier in Skizzen abgerissenen Landstrich kann

*) Siehe die ausführliche, physikalisch-statische Beschreibung des Fichtelgebirges von Goldfuß und Bischof; 2 Theile, Nürnberg. Stein. 1817.

man fast immer noch als eine wunderbare dunkle grüne Gebirgsinsel mitten in dem sonnigsten Theile und gerade in der Mitte von Deutschland bezeichnen; ähnlich jener dunklen und geheimnißvollen Cypresseninsel des Lords Horïon im Hesperus, auf welcher der Vater nur landete, um dem Sohne sein Grab zu bezeichnen. Siebenzig Jahre sind vergangen, seit einer der vielbesprochensten deutschen Dichter im Schooße dieses Gebirges geboren ward, ein Dichter, der so lange der Welt ein geheimnißvolles Räthsel blieb, dessen Lösung so manchen Kopf und so manches Herz beschäftigte — und noch immer ist das Fichtelgebirge, trotz seiner wunderbaren Eigenthümlichkeiten, einer der unbetretensten und unbesuchtesten Landstriche Deutschlands; der großen Masse der vornehmsten wie der niedrigen Welt ist es kaum dem Namen nach bekannt. Eilig ziehen die großen Wagenzüge auf der Straße von München und Nürnberg nach Sachsen an dem westlichen Fuße des ganzen Gebirges vorüber, tauchen sich sogar an einigen Stellen in die grünen dunklen Schluchten; die Reisenden werfen aber kaum einen flüchtigen Blick an die dunklen grünen Gebirgskämme zu ihrer Seite, und kaum setzte sich ein Wanderstab deutscher Jünglinge in das Gebirg hinein in Bewegung, selbst zu jener Zeit nicht, als sie schaarenweis durch fast alle deutsche Gaue zogen.

Der Grund hievon ist hauptsächlich in der sonderbaren Lage dieses Gebirges zu suchen. Der Ausdruck „Gebirgsinsel" paßt vollkommen auf dasselbe; denn das Fichtelgebirge ist auf allen Seiten von andern Gebirgen umgeben, die bei Weitem mehr durch Zufall die Aufmerk-

samkeit der Reisenden an sich ziehen; es ist durch Ebenen und Thäler von ihnen abgeschnitten, jedoch so, daß es nur ein unanziehender Auslauf eines jeden erscheint, und den erschöpften Wandrer durch Oede und Dunkelheit geheimnißvoll von sich zurückschreckt. — Im Osten sind es die böhmischen blauen Gebirge, die durch ihre reichen Bäder die müßige vornehme Welt an ihre Bezirke fesseln, und die Blicke der Gäste in dem einsamen Eger richten sich nach Morgenaufgang gegen Karlsbald und Töplitz zu; das Fichtelgebirge aber schaut sie hinter einer eben und stillen Hügelebne finster und melancholisch an. Im Norden ist es das Erzgebirge, das dicht heranrückt, aber den Kaufmann und Fabrikanten in seinen Schooß lockt; ermüdet von der erschöpfenden Berg- und Hügelkette, die er von Altenburg oder von Dresden her durchwandert, schaut er mit Zürnen auf die neuen Beschwerlichkeiten, die hinterher ihm entgegentreten, und eilt nur so schneller nach den südlichen bequemen Sonnenebnen zu, die das glänzende Thal von Baireuth am jenseitigen Fuß des Fichtelgebirgs ihm verheißt. — Im Nordwesten ist es der thüringer Wald, der mit seinen historischen Erinnerungen ihn fesselt, und eben so ermüdet langt er in der Nähe unsres Gebirges an, von dem er nichts vernahm. — Im Süden ist es das von Nürnberg, Erlangen und Bamberg aus leicht erreichbare, von grünem Laubholz bewachsene, leichter ersteigbare, freundlicher bewohnte Kalksteingebirg, die fränkische Schweiz genannt, mit seinem schönen Thal von Streitberg, den geheimnißvollen Muggendorfer Tropfsteinhöhlen, das der Naturforscher und reiselustige Jüngling besucht, und er wendet dem

hohen dunklen Rücken des Fichtelgebirges, der ihm hier auf jeder Höhe entgegenstarrt, gleichfalls den Rücken und schaut höchstens in die sonnige Ebne von Baireuth hinein; drüber hinaus fürchtet er nichts zu erblicken, als das rauhe, kalte und steinige Voigtland. — Auch die Schaaren Reisender jeden Alters, Standes und Geschlechtes, die sonst in diese Gegenden wallfahrteten, die Person des Dichters und seine Umgebung kennen zu lernen, ja sogar in ihnen das Räthselhafte seiner Erscheinung zu erforschen trachteten, trugen nichts dazu bei, die verborgnen Eigenthümlichkeiten dieser Gebirgswelt bekannter zu machen. Als Jean Paul nach dem Erscheinen seines Hesperus in dem ersten Strahlenglanze seines Ruhmes stand, fanden sie ihn bereits in Hof, am rauhesten und unwirthbarsten nördlichen Eingange zum Fichtelgebirge, und eilten frierend wieder zurück. In dieser Zeit war es nur Ludwig Tieck, der, in seiner jugendlichen Mährchenzeit von Karlsbad kommend, angezogen von dem saftigen Grün jener „Waldeinsamkeit," die ihm sich entgegenbot, zu Pferde die waldigen Gebirgshöhen durchstreifte. Ihn traf allerdings mächtig der Gedanke, daß in dieser sonderbaren gewaltigen Natur die Erklärung des Dichters zu suchen sei; als er aber kurze Zeit darauf den Dichter selbst deshalb befragte und die Antwort erhielt, daß jener in seinem ganzen Leben nie auf jene Höhen gekommen sei, ließ Tieck voll tiefen Erstaunens diesen Gedanken wieder fallen; ja er ward dadurch an Jean Paul so irre, daß er ihm bis in die späteste Zeit Sinn und Gefühl für Natur absprach und darum, bei aller Verehrung seiner, nie den rechten Maaßstab zu seiner Beurtheilung findend, seinen

hohen poetischen Ernst und seine schwärmerische Naturreligion von vorn herein als etwas Gemachtes zurückwies, und nur seinen Scherz und seine Satyre für natürlich hielt. Jene Verwirrung der Schlegel'schen Schule, welche spielende kindliche bewußtlose Romantik mit schärfster kritischer Analyse vereinigen wollte, zeigt sich nirgends stärker, als an diesem Ergebniß. Wäre aber Tieck der poetischen Eingebung des ersten Augenblicks gefolgt und hätte ihr nachgeforscht — er würde gefunden haben, daß unmöglich ein Mensch mit so unendlicher Empfänglichkeit für den kleinsten Eindruck, wie Jean Paul, im Schooß einer solchen Welt geboren werden, noch weniger seine ganze Jugend- und Manneszeit in und neben ihr verleben kann, ohne auf immer ihren Einwirkungen anheim gegeben zu sein; er würde gefunden haben, grade der Umstand, daß Jean Paul nie die höchsten Höhen seiner Geburtsgegend anfangs nicht erklimmen konnte, sei die Mutter jener unendlichen Sehnsucht und jenes Schmerzes, in die er jeden Augenblick aus der heitersten Umgebung zurückfällt, und daß er später sie nicht erklimmen wollte, um nicht eine Täuschung zu erfahren, die ihm den schauerlichen geheimnißvollen Zaubertraum von den Gebirgshöhen seiner Jugend zerstörte, einen Zaubertraum, der den Abend seines Lebens mit rosenrother Romantik erhellte und nur erst im Grabe am Fuße dieser lebenslang sehnsüchtig angeblickten Höhen erlosch! — — Als aber mehrere Jahre später Jean Paul wiederum durch den Gebirgsmagnet zu seiner Geburtsgegend nach einer kurzen Entfernung, in der er vergeblich in einer andern Welt auszuhalten versucht, zurückgezogen worden, fanden ihn die

Besucher am südlichen Eingangsthore zum Fichtelgebirge, in der Ebne von Baireuth; sie fanden ihn am Fuße desselben, wie er sein Auge immer nach seiner hohen Wiege hinrichtete und sie beschaute; und selbst der poetische „reisende Waldhornist," Wilhelm Müller, wanderte mit der Schaar der Reisenden nach jenem Bierhäuschen der Frau Rollwenzel am Ende einer Kastanienallee, dort eine Erklärung suchend; und doch legte der Dichter dort nur seine Jagdtasche ab, wenn er sich in das Gras setzte, das Antlitz dem hohen Gebirgskamme zugewendet, der seine Jugendträume verbarg, und wenn er die Gesichter seiner Jünglingszeit hinter den Bergen heraufbeschwor, oder, wo er bei kaltem Wetter in das Stübchen, das da hinaus ging, diese Gestalten hinein zu locken versuchte.

Nicht aber immer war das Fichtelgebirge im deutschen Vaterlande ein so unbeachteter Landstrich, zumal ehe die Reiselust nach ausländischen Ländern und Bergen erwacht war und das Große der eignen Heimath vergaß. Da unsern Vorfahren das Reisen eine so seltne und die kleinste Wanderung ein Ereigniß in ihrem Leben war, so ward zwar dieses Gebirge von Fremden fast nicht mehr betreten als jetzt, zumal da sein rauhes Klima und seine Unwegsamkeit sie zurückschreckte. Desto mehr Wunderbares jedoch erzählte ihnen die Sage von dem düsteren, grünen, einsamen und hohen Waldgebirge, das dem ganzen mittleren Deutschland seine Wasser zuschickte. Die Alten verstanden unter dem Namen Fichtelberg hauptsächlich die Höhen, welche Bischofsgrün, in der Mitte des Waldrückens gelegen, zunächst umschließen, und beschrieben die

Gegend bald als einen Berg von wunderbarlicher Höhe, unzähligen Felsen und einem unschätzbaren Ueberfluß an Metallen, Holzungen, Kräutern und Gewilde, als den Ursprung vier großer Flüsse, bald als ein an den Grenzen zwischen Böhmen, der Pfalz, Franken und Thüringen liegendes Gebirge, für dessen Arme auch die Berge um Wunsiedel und Weißenstadt angesehen wurden. Die alten Orographen waren unerschöpflich in Ausdrücken der Bewunderung dieses Fichtelbergs. Willen spricht unter Andrem in seinem Paradiso pinifero (Fichtenparadies): „Gleichwie auf dem ganzen Erdboden kein Geschöpf ist, das nicht Gott seinen Schöpfer preiset; also sind die hohen Berge nichts Andres, als Merkmale der Allmacht, Weisheit und Güte des Allerhöchsten. Weitläufig und mit vielen weltberufenen ausländischen Bergen solches zu erweisen, ist nicht von nöthen; indem der fast in der Mitte des deutschen Vaterlandes himmelwärts aufsteigende Fichtelberg die Ehre und das Lob des höchsten Gottes augenscheinlich genug vorstellt, so oft man denselben nicht obenhin und unbedachtsam, sondern mit Fleiß anschauet und als ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, ein Kunst- und Meisterwerk der Natur, eine Stütze der Wolken des Himmels, einen Fürsten der Berge, einen König der Bäume und Wälder, einen Wirth und Speisemeister der Thiere und Vögel, eine Schatzkammer der köstlichen Metalle und Edelsteine, eine Schmiede der blitzenden und donnernden Waffen, eine Werkstatt der Künste, einen Parnaß der Musen, eine unüberwindliche Festung und sichere Zuflucht wider alle Gewalt und Anfall der Feinde, eine freie offne Apo-

Besucher am südlichen Eingangsthore zum Fichtelgebirge, in der Ebne von Bairenth; sie fanden ihn am Fuße desselben, wie er sein Auge immer nach seiner hohen Wiege hinrichtete und sie beschaute; und selbst der poetische „reisende Waldhornist," Wilhelm Müller, wanderte mit der Schaar der Reisenden nach jenem Bierhäuschen der Frau Rollwenzel am Ende einer Kastanienallee, dort eine Erklärung suchend; und doch legte der Dichter dort nur seine Jagdtasche ab, wenn er sich in das Gras setzte, das Antlitz dem hohen Gebirgskamme zugewendet, der seine Jugendträume verbarg, und wenn er die Gesichter seiner Jünglingszeit hinter den Bergen heraufbeschwor, oder, wo er bei kaltem Wetter in das Stübchen, das da hinaus ging, diese Gestalten hinein zu locken versuchte.

Nicht aber immer war das Fichtelgebirge im deutschen Vaterlande ein so unbeachteter Landstrich, zumal ehe die Reiselust nach ausländischen Ländern und Bergen erwacht war und das Große der eignen Heimath vergaß. Da unsern Vorfahren das Reisen eine so seltne und die kleinste Wanderung ein Ereigniß in ihrem Leben war, so ward zwar dieses Gebirge von Fremden fast nicht mehr betreten als jetzt, zumal da sein rauhes Klima und seine Unwegsamkeit sie zurückschreckte. Desto mehr Wunderbares jedoch erzählte ihnen die Sage von dem düsteren, grünen, einsamen und hohen Waldgebirge, das dem ganzen mittleren Deutschland seine Wasser zuschickte. Die Alten verstanden unter dem Namen Fichtelberg hauptsächlich die Höhen, welche Bischofsgrün, in der Mitte des Waldrückens gelegen, zunächst umschließen, und beschrieben die

Gegend bald als einen Berg von wunderbarlicher Höhe, unersteiglichen Felsen und einem unschätzbaren Ueberfluß an Metallen, Holzungen, Kräutern und Gewilde, als den Ursprung vier großer Flüsse, bald als ein an den Grenzen zwischen Böhmen, der Pfalz, Franken und Thüringen liegendes Gebirge, für dessen Arme auch die Berge um Wunsiedel und Weißenstadt angesehen wurden. Die alten Orographen waren unerschöpflich in Ausdrücken der Bewunderung dieses Fichtelbergs. Willen spricht unter Andrem in seinem Paradiso pinifero (Fichtenparadies): „Gleichwie auf dem ganzen Erdboden kein Geschöpf ist, das nicht Gott seinen Schöpfer preiset; also sind die hohen Berge nichts Andres, als Merkmale der Allmacht, Weisheit und Güte des Allerhöchsten. Weitläufig und mit vielen weltberufenen ausländischen Bergen solches zu erweisen, ist nicht von nöthen; indem der fast in der Mitte des deutschen Vaterlandes himmelwärts aufsteigende Fichtelberg die Ehre und das Lob des höchsten Gottes augenscheinlich genug vorstellt, so oft man denselben nicht obenhin und unbedachtsam, sondern mit Fleiß anschauet und als ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, ein Kunst- und Meisterwerk der Natur, eine Stütze der Wolken des Himmels, einen Fürsten der Berge, einen König der Bäume und Wälder, einen Wirth und Speisemeister der Thiere und Vögel, eine Schatzkammer der köstlichen Metalle und Edelsteine, eine Schmiede der blitzenden und donnernden Waffen, eine Werkstatt der Künste, einen Parnaß der Musen, eine unüberwindliche Festung und sichere Zuflucht wider alle Gewalt und Anfall der Feinde, eine freie offne Apo-

theke für allerlei Kranke, einen Ursprung vier schiff- und fischreicher Ströme, ja als ein anmuthiges Paradies unsrer deutschen Mutter Erde — in reifere Betrachtung ziehet."

Was den Alten diese hohe und poetische Anschauung des Fichtelgebirges beibrachte, waren nicht bloß die vier Hauptströme, die nach allen vier Weltgegenden aus seinem dunklen Schooße Segen spendend über Mitteldeutschland, in dem Main gegen Westen, der Saale gegen Norden, der Eger gegen Osten und der Nabe gegen Süden, sich ausgossen, sondern besonders der Umstand, daß früher eine unzählige Menge von Bergwerken mit ihrem hämmernden Geräusch die Thäler des Gebirgs bedeckten. Fast alle unsre deutschen Sagen gehen in den geheimnißvollen Schooß der Erde, die Bergleute sind noch heute die Wahrer der meisten Sagen und Mährchen, und der grübelnde Geist unsres Volks fand hier stets seine beste Nahrung. Aber was ihnen das Fichtelgebirge am meisten auszeichnete, war, daß man in ihm, als in einem granitenen Urgebirge, wirklich Gold fand, jenes Metall, das im ganzen Mittelalter bei uns in Deutschland der Gegenstand geheimnißvoller Begehr war, und dessen Auffindung und Erzeugung so viele Köpfe beschäftigte, und nach dem die Sehnsucht um so mehr die Gemüther der Besten verzehrte, als das Suchen darnach den Forscher in die Tiefe der unergründbaren Natur zu führen versprach. Wirklich stößt der Wanderer zwischen Berneck und Bischofsgrün im höchsten Gebirge noch jetzt auf die Namen: Goldberg, Goldmühle, und findet noch die Spuren jenes alten so berühmten Berg-

baues am Goldberge. Das älteste und bekannteste Bergwerk war die Gold- und Fürstenzeche, welche schon um das Jahr 1336 unter dem Burggrafen Friedrich I. erhoben wurde. Sie war wenigstens 304 Jahre im Gang, und erst 1668 kam sie zum Erliegen. Ein Bauernhäuschen liegt jetzt an der Stelle, wo der Schacht niederging, und ein alter Nußbaum im Hausgärtchen steht auf dem zugefüllten Schachte selbst. Zwischen den Jahren 1365 und 1430 scheint dieser Bau am ergiebigsten gewesen zu sein, und man soll, nach der Angabe eines Manuscriptes vom Jahr 1608, wöchentlich 1600, wenigstens 1200 Goldgülden Ausbeute gehabt haben. Außer der Fürstenzeche betrieb man in dieser Gegend noch dreizehn andere Gruben auf Gold, Silber, Kupfer, Spiesglas und Eisen. Allein Kriege und verminderte Ausbeute verursachten das Erliegen dieses Bergbaus. Im Jahr 1792 ließ die preußische Regierung einige Versuche anstellen, weil man hoffte, die seit 1775 gewonnenen mehre tausend Centner Erze, die unbenutzt auf der Halde lagen, zu gut zu machen. Doch man fand, daß ein Centner Hampadt 1 bis 2 Pfund Schlich, und 1 Centner Schlich ¼ Loth Gold und ¼ Loth Silber gab, so daß also die Kosten der Aufbereitung nicht gewonnen werden konnten.

Es war nun natürlich, daß die Kunde der Auffindung von Gold in der Umgegend sich verbreitete, die Sage und das Mährchen die wunderbarsten Dinge erzählten. Man stellte sich den Fichtelberg, wie den Venusberg, als einen einzigen, doch, da man von fern zwei hohe Berge, den Ochsenkopf und Schnasberg, sah, den

ersten mit zwei Gipfeln vor und verschloß in dessen Bauch so das Gold als die Ströme als die Edelsteine, da man noch heut in einigen Bächen Perlen findet. Man umgab den Berg mit einem Schloß und die Schätze den Wahlen oder Berggeistern zur Bewachung. Ja, als man sogar auf dem obersten Gipfel des Ochsenkopfes eine Steinhöhle und auf deren Boden einen goldgelben Sand fand, lockte der Berg manchen Abenteurer mit Schaufel und Hacke aus weiten Gegenden herbei, nach dem Schatze zu suchen. Reiche Kaufleute versuchten sogar Schachten in den Gipfel zu schlagen, und noch heut siedeln sich hier und da in den Wildnissen einzelne Bergleute an, die an der alten Sage den Glauben nicht verloren. Das ganze Gebirge war mit Sagen und Geistern bevölkert. Auf dem kahlen Gipfel des Schneeberges, dem Ochsenkopf gegenüber, wohnte eine weissagende Sybille, die eine Höhle in der Gegend, Sternseherin geheißen, bewohnte, ein übermenschliches Wesen, das nur wenige bedenkliche Worte sprach und sich nur bei bevorstehenden wichtigen Ereignissen sehen ließ. Ein furchtbares Felsenlabyrinth, Nussen oder Nußhardt geheißen, führt zu dem Gipfel hinan, und wirklich trifft man auf der obersten Granitplatte 9 schüsselförmige Vertiefungen, welche so eingegraben sind, daß die größte derselben die Mitte einnimmt, die übrigen aber im Kreise umherliegen, und wahrscheinlich hat dieser Felsen in der heidnischen Vorzeit, die später als anderswo aus diesen Gebirgen wich, zu einem gottesdienstlichen Gebrauch gedient und der Name Nussen erinnert an Nussa oder Nocca, die Flußgöt-

ten der Deutschen, welche man vielleicht hier bei den Quellen großer Flüsse verehrte *).

Dies Interesse, was man früher am Fichtelgebirge nahm, ist nun zwar in neuerer Zeit verschwunden, und wenn in dem einsamen Gebirge das Geräusch des Bergmannes und das Pochen der Schmelzhütten sich vernehmen läßt, so ist es in den gewöhnlichen Eisen-, Vitriol-, Alaun- und Zinnbergwerken. Aber was das Gebirge vor allen deutschen heraushebt, was ihm eine Frische, Kühle und in seinem Innern ein unendliches Leben erzeugt, und dem, der einmal hineingedrungen ist, wirklich als die Werkstatt deutscher Natur erscheinen läßt, wohin schon die von seinem hohen Rücken herabrinnenden Ströme deuten, und worin kein Gebirge in der Welt im Verhältniß des geringen Umfanges ihm gleichkommt, ist der überschwengliche Reichthum an Gewässern und Quellen, welche das Fichtelgebirge auszeichnen, und die in bald rauschenden Stürzen, bald sanftem Plätschern aus jeder Felsspalte heraus- und in jedes Thal hineindringen. Die Zahl der Bäche und Quellen, die hier sprudeln, ist kaum anzugeben, und kaum ein Bogen wäre im Stande, nur ihre Namen zu füllen. Die vier Hauptströme werden allein, der weiße Main von 5 Flüßchen und 12 größern Bächen, die Nabe von 3 Flüßchen und vier solchen Bächen, die Eger von vier Flüßchen, die Saale von 17 Flüßchen und 19 größern Bächen gebildet. Außerdem sind 5 große Weiher und 26 Mineralbrunnen vorhanden, von denen nur 4 dem Publikum bekannt, die an-

*) Döderlein Antiq. Gentilism. Nordgau. §. 15.

dern von den Landleuten getrunken werden. „Außer diesen Flüssen nebst deren zufließenden Bächlein," sagt schon Pachelbel, „ist der Fichtelberg voller allerhand wunderbarer Strömen und sehr gesunder Brunnen und vielerlei Quellen, deren etliche mit Gold, einige mit Zinnsteinlein, Eisenerz und mäßigem Salpeter angefüllt sein; insgemein sind sie sehr gesund zu trinken. In vielen Dörfern hat fast jedes Haus eine fließende Quelle vor seiner Thüre, und in den Städten und Märkten findet man einen Ueberfluß von Springbrunnen, deren Wasser nur eine kurze Strecke weit durch Röhren hingeleitet werden, also daß der Fichtelberg seinen Namen nicht nur allein von den vielen Fichten, sondern auch wegen der vielen nützlichen Wasser und Feuchtigkeiten, den Namen des Feuchtenberges führen kann;" und ein Anderer sagt: „daß aus unsrem schatzreichen Fichtelberg durch die wundersame Natur in so vielen schönen goldfündigen Flüssen, Quellen und Brünnlein die herrlichsten Körner und kostbarsten Steinlein aus dem Bauch und innersten Theil der Berge herausgeführt würden."

Der eigenthümliche Charakter dieses Landstriches sind daher in den Vorbergen frische grüne, überall von Quellen gewässerte Hügel, deren Höhen mit den dunkelsten schönsten Tannen besetzt sind, die sich immer stärker und dichter zu den eigentlichen Höhen herandrängen, und über ein weites schmelzgrünes Wiesenthal, womit der hohe Gebirgskamm umgeben ist, scheinen die Tannen in Masse hinüberzuspringen, um zwischen wunderbaren Granitblöcken das ganze hohe, durch unzählige Kluften gespaltete Gebirge zu bedecken. Der Ackerbau

ist in der ganzen Gegend darum dürftig, und das beständige Geläute kleiner Glocken um die zerstreuten Wohnungen verkündet überall die Beschäftigung des eigentlichen Gebirgsbewohners.

Und ein solcher ist denn der Bewohner dieses Landstrichs wirklich auch. Schon die Fluth der Ströme und ihr weiter Verlauf deutet die Höhe eines Gebirges an, das auch wie kein andres in Deutschland die Naturerscheinungen und das Leben der besuchtesten und berühmtesten Gebirgsländer Europas darbietet. Hof liegt bereits 1763, Wunsiedel 1841, Goldkronach 1680 Fuß über der Meeresfläche; nur der Schneeberg erhebt sich zwar nur 3467 Fuß darüber; aber der ganze bewohnte Theil liegt fast überall 2000 Fuß hoch. Während man wenige Meilen davon in den Gegenden von Nürnberg und Bamberg die schönsten Frühlingstage genießt, fährt man von Hof bis Berneck noch im Schlitten. In den höhern Gebirgsgegenden stellen sich schon zu Ende des Monats August die Reife ein, und gegen Michaelis schneit es schon. Im Jahre 1769 mußte man den Schnee mit Schaufeln von den Kartoffelfeldern wegräumen, und im Jahre 1803 hinderte er das Einsammeln der Feldfrüchte gänzlich. Der erste Schnee bleibt gewöhnlich liegen, und daher wird die Schneedecke schon im November und December so hoch, daß bisweilen die Hausthüren der Landleute zuschneien und die Holzstöße im Hochwalde so bedeckt werden, daß die Arbeiter mit Stangen umhergehen müssen, sie aufzusuchen. Selten fällt der Schnee in Flocken; gewöhnlich rieselt er in kleinen, starkgefrornen Körnchen herab, die sich leicht vom Winde verwehen

lassen. Sie dringen durch die feinsten Spalten der Dächer und Häuser, und die Leute, welche dort schlafen, finden sich gewöhnlich des Morgens dort eingeschneit. Wo der Wind den Schnee hinführt, thürmt er sich zu ganzen Bergen auf, und die Straßen werden so verweht, daß die Verbindung mit benachbarten Dörfern unterbrochen wird. Aber um so erhabenern Anblick gewähren auch die Berge, wenn ihre dichten, mit Schnee überdeckten Gipfel vom starken Froste blitzen, und die glänzenden Eisflächen durch das dunkle Grün des Fichtenwaldes durchschimmern, und die Bäume auf ihren weit ausgestreckten grünen Urnen überall den jungfräulichsten in der Sonne blitzenden Schnee in wunderbaren Gestalten tragen. Im Walde und in den Felsenklippen der nördlichen Bergabhänge findet man den Schnee bis Ende Juni. Im Jahre 1809 wurde die Heuerndte auf der Bischofsgrünerflur bei empfindlichem Froste mit Handschuhen verrichtet. Nebel steigen fast das ganze Jahr hindurch täglich von den Sümpfen und Wäldern empor. Wenn im Sommer die Niederungen von Wunsidel, Weißenstadt und Gefrees heitern Sonnenschein genießen, hüllt ein dunkler Nebelschleier die Gipfel der Berge ein. Hier bilden sie die sonderbarsten Wolkenfiguren; bald umgeben sie den ganzen Gipfel, bald bedecken sie nur die halbe Seite; manchmal stehen sie wie kleine Hügel unbeweglich, oder sie ziehen sich an einer Stelle wie abgeschnitten in gerader Linie fort. Nicht selten sieht man den Ochsenkopf, die Kössein, den Kornberg, den rauhen Kulm u. a. mit einem Kranze von Wolken umgeben, so daß die Bergspitzen darüber emporragen. Auch schlie-

zen die Landleute von dem Ansehen dieser Berge auf die bevorstehende Witterung und sind, wie alle Gebirgsbewohner, eifrige Wetterpropheten, ein Talent, das auch Jean Paul sein Leben lang übte und manche Quelle des Ernstes wie des Scherzes, der Qual und Lust darin fand. — Häufig ist der Höherauch, der im hohen Sommer wie ein Nebel auf dem Lande liegt und auch bei reinem Himmel die ferne Aussicht auf den Bergen beschränkt. Einigemale spiegelte sich die Sonne in demselben so, daß man sie noch eine halbe Stunde nach ihrem Untergang über dem Horizonte zu sehen glaubte. Auch zeigen sich zuweilen zwei Sonnen, häufig ein doppelter und dreifacher Regenbogen, sogar Nordlichter. Eine seltene Erscheinung sahe man im März 1820 am Ochsenkopfe. Nach einer geraumen Zeit, nachdem die Sonne schon hinabgesunken war, stand nämlich sein Gipfel geröthet und wie von dem Wiederscheine einer nächtlichen Feuersbrunst übergossen, erhaben und feierlich da und gewährte das prachtvolle Schauspiel, welches man sonst nur an den Alpen des Schweizergebirges zu erblicken gewohnt ist. Ein ähnliches Phänomen wurde in Hof zu Ende des Novembers 1799 früh von 3 bis 5 Uhr beobachtet. Eine Meile im Umkreise war der Himmel licht und fast feurig. Gegen 5 Uhr schossen Blitze in der Luft umher, welche kein Donner begleitete. Endlich bildeten sich ungeheuere Kugeln von einem matten Feuer, welche weiter zogen und endlich ohne Knall vergingen. Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts beobachtete man mehre feurige Luftmeteore. Irrlichter und Stern-

schnuppen können an vielen Orten täglich gesehen werden; auch spricht Pachelbel von einer mineralischen Witterung, welche wie eine Schwefelflamme bläulich schimmern und nach dem Zuge der Gänge wie ein Lauffeuer hinlodern soll. Von solchen pflegt das gemeine Volk zu sagen, es brenne ein Schatz und ist der Meinung, daß hier Gold, Silber oder Geschmeide vergraben sein müsse. Auch schließt es daraus, daß die fichtelbergische Luft voll schwefelhafter und salpetriger Dämpfe sei, daß sie mercurialische gold- und silberhafte Anfänge in sich in sich verborgen halte, weßhalb diese Metalle noch heut zu Tage dort erzeugt werden müßten.*)

Was dem Bewohner dieses Gebirge so liebt macht, ist, daß alle diese Eigenthümlichkeiten, die es rings von der dasselbe umgebenden Welt abschneiden, auf einen so kleinen Raum zusammengerückt sind, daß sie alle das Auge wie das Herz umfaßt. Den Mittel- und Glanzpunkt ist der Ochsenkopf, um den sich Alles umherreiht, und das Auge blickt überall, wo es sich befindet, sehnsüchtig zu ihm hin. Auf seinem Gipfel glaubt man die Sehnsucht erst gestillt. Sein Gipfel zeigt sich, wenn man von Bischofsgrün hinaufgestiegen ist, als eine steile Felsenhöhe von über einander gestürzten Granitmassen. In diesen Klippen hält den Wanderer nahe am Fußweg ein kuglicher Stein auf mit der Jahrzahl 1711 und den Buchstaben I. H. L., welche nach Einigen sagen sollen: I(n) H(oc) L(oco): unter diesem Steine! Denn unter ihm soll der Schlüssel zu den Geheimnissen des Berges liegen; den äußersten Punkt der Bergspitze bildet

*) Bischof und Goldfuß Beschreibung des Fichtelgebirges.

aber eine Felsenspalte, in welcher man das Sinnbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Aber nichts malt die Aussicht, die man von diesem Gipfel genießt; sie ist groß und erhaben wie der Berg selbst, auf den Seiten, wo nur die waldbewachsenen Gebirgszüge und Thäler vor dem Blicke hinlaufen, die, wie der Wellenschlag des bemoosten Oceans, das Land in concentrischen Kreisen durchziehen und wie niedrige Hügelsreihen zu unseren Füßen liegen; aber eine tiefe Befriedigung romantischer Sehnsucht ergreift das Herz, wenn es gegen Westen an der Grenze des Gesichtskreises die Höhen des Kalkgebirges bemerkt, welches das Baireuther Oberland vom Unterlande trennt, sich wie ein Bogen von Süden nach Norden hinaufzieht und am Fuße des Sophienberges in einem hellen Kessel die glänzende Stadt Baireuth entdeckt, wenn es nach Norden über die Hügelreihe hinüber, die Kulmbach verdeckt, in die Bamberg'schen, Koburg'schen und Henneberg'schen blauen Thäler hineinschaut und in matter Bläue den Inselberg und die Schneekoppe in Thüringen ihm entgegen schimmern. — Doch nicht sind die letztern die Gegenstände der Sehnsucht des einsamen Gebirgsbewohners, sondern es ist ihm das warme, reichbebaute Baireuther Thal, wo ihm der Frühling und die Hoffnung zu wohnen scheint, und die glänzendfreundliche ehemalige Fürstenstadt Baireuth, auf die er seine Begriffe von Größe und Reichthum und Glanz und Frauenschöne bezieht.

Wie das Fichtelgebirge selbst einen so eigenthümlichen Charakter als mitten im Vaterlande schroff abge-

schnittene Gebirgsgegend trägt, so auch seine Bewohner. Es waren Sorbenslaven, welche schon im achten Jahrhunderte dies Gebirge bewohnten und hier bereits feste Sitze begründet hatten. Sie hielten ihren heidnischen Gottesdienst auf Berghöhen, in heiligen Ruinen und Höhlen, verehrten ebenfalls den Rietbog oder Swantewit, als das höchste Wesen und den Urheber der Welt, den Tschernebog als den Urquell des Bösen, den Radegast als Kriegsgott, Peckun als Donnergott und Sifte oder Gerowith als Gott der Rache und Gerechtigkeit; auch war ihnen Marzana die Götrin des Todes. Sie hingen wie alle Gebirgsbewohner hartnäckig an ihrem Glauben, und die Voigte von Plauen hatten noch im Jahre 1232 mit der Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zu thun. Das wichtigste Erbtheil, was die Bewohner von den wendischen Ahnen übrig behielten, sind unveränderter Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Treue, Aufrichtigkeit und Biederkeit. Die Bewohner der höhern Gebirgsgegenden haben in ihren abgeschiedenen, von Wäldern und Felsen umgebenen Wohnsitzen einen Anstrich von Härte und Rauheit. In ihren Bewegungen und Handlungen sind sie langsam und bedächtig. Ihr Körper ist mannhaft und gesund und leidet, durch das Klima abgehärtet, wenig durch Krankheiten. „Es hat der Fichtelberg," sagt Bruschius, *) „und schier das ganze herumgelegene Land, ein fromm, getreu, freundlich, doch fast grob, bäuerisch, hart und

*) Caspari Bruschii gründliche Beschreibung des Fichtelberges, auf welchem 4 schiffreiche Wasser entspringen u. s. w. Wittemberg, 1592.

stark Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag. In Summa, es sind Leute, ihrer von der Natur angebornen Stärke Willen, wilde Säue und grausame Bäre zu fällen und zu fahen fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern von Art des Hölzleins sind, das sie gemeiniglich an Spießen tragen; daher auch ein deutsches Sprichwort erwachsen, daß, wenn man von einem guten Knittel will sprechen, sagt man: Es ist ein grober Fichtelberger. — Und wiewohl das Land fast ungeheuer ist, von der vielfältigen Wälder und Berg wegen, dasselbe auch gemeiniglich grobe und wüste Leute gebiert, die zum Kriege und harten Bauernarbeit tauglicher sein, denn hohe theure Künste zu erlernen, ist es doch gelehrter und geschickter Leute nicht gar beraubt, davon es auch bei andern und weit gelegenen Landen Ehr' und Ruhm hat." Die Einwohner der übrigen Gegenden weichen, je nach ihrer Beschäftigung, etwas von einander ab. Die Berg- und Hüttenleute sind gute und natürliche Naturmenschen, denen jedoch die Würde ihres Standes einen gewissen Stolz und Selbstvertrauen eingeflößt hat. Die tiefe Bedeutung ihres Rufes spiegelt sich bei ihnen durch Religiösität und ein geheimnißvolles ernsthaftes Wesen. Die Hüttenleute dagegen, besonders die Hammerschmiede und Hochöfner, Menschen von ansehnlicher Größe und riesenhafter Stärke, verzehren gern durch Speise und Trank ihren viel reichern Verdienst; sie sind offener, lebhafter und hitziger, wie das Element, mit dem sie arbeiten. Die Genügsamsten bildet die zahlreiche Klasse der Holzhauer, welche für die

Hammerwerke das Holz flößen und zurichten. Bei jeder Witterung besteigen jene mit Sonnenaufgang ihre waldigen Berge und begnügen sich den ganzen Tag mit Brod und Wasser, bringen einen großen Theil ihres Lebens in einer Erdhütte zu, welche sie neben dem Meiler erbauen. Mehre verlassen wieder ein erlerntes Handwerk, weil sie sich zu einem Leben in freier Luft, in dem mit Vogelgesang angefüllten Wald unwiderstehlich angezogen fühlen, keine andere Welt als ihr Dörfchen und keine andern Bedürfnisse als die einfachste Nahrung und nothdürftigste Kleidung kennen. Merklich sind von ihnen die Holzhändler und Flößer verschieden. Da sie, um ihren Geschäften obzuliegen, die eine Hälfte ihres Lebens in den Wäldern, die andere auf ihrer Wasserreise nach Frankfurt und Mainz zubringen, so gewahrt man bei ihnen, neben einer natürlichen Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, Welt- und Menschenkenntniß, und ihr ansehnlicher Gewinn setzt sie in Stand, sich manche feinere Genüsse des Lebens zu verschaffen. Die Bewohner der Gegenden, wo Manufakturen getrieben werden, wie in und um Hof, haben von dieser Einfachheit der Sitten schon verloren. Der temporäre größere oder geringere Verdienst der Manufakturarbeiter, der ihnen Ueberfluß oder Mangel bringt, brachte jene geldgierige und goldbeengte Philisterhaftigkeit zu Wege, die man in allen kleinen und selbst in den größern Städten Deutschlands findet. Ein Gemisch der Sitten der Manufakturisten und des Landmanns findet man in der Klasse der Handwerker in den Städten und Märkten, da sich diese entweder ganz von Manufakturarbeiten näh-

ten, oder neben einem Handwerke auch Feldbau treiben und dann fast wie die Bauern leben. Doch sind unter ihnen auf den ersten Anblick Wirthe, Fleischer, Bäcker und Müller leicht durch gewisse Eigenthümlichkeiten zu erkennen. Sie bilden die wohlhabende und unabhängige Bürgerklasse, und der raschere Betrieb ihrer Geschäfte, ihre große persönliche Bekanntschaft umher, die Weise, wie sie Jeden nach seinem Stande auf ihre Art zu ehren wissen, und die Behaglichkeit, womit sie in den geschäftlosen Stunden die Bequemlichkeiten des Hauses genießen, zeichnen sie aus. Außerdem bilden die eigentliche höhere Klasse die verschiednen adeligen Gutsbesitzer des Gebirgs. Auch sie haben die guten Eigenschaften des Landmanns in sich erhalten, vermählen dabei aber den eben so hartnäckigen Stolz alles Gebirgsadels. In den häuslichen Einrichtungen herrscht auch bei ihnen reinliche Einfachheit, und da der Luxus das Vermögen nicht aufzehrt, so findet man in den geselligen Kreisen einen Frohsinn, welchen der Druck der Zeitverhältnisse nicht zu verscheuchen vermag. Die Familien, nicht bloß einer Stadt, sondern einer ganzen Gegend, leben in vertraulichem Umgange mit einander.

Da diese verschiedenen Klassen der Bewohner des Fichtelgebirges zu sehr mit einander leben, zu sehr auf sich angewiesen und selbst die höhern Stände zu wenig mit der Außenwelt in Berührung kommen, als daß sie in ihrer Lebensweise und ihren Ideengängen nicht unendlich Viel von einander annähmen und theilten, hauptsächlich aber, da in Jean Paul's Werken dieselben vorzüglich leben, so wird es nöthig, ihr äußeres und inneres Leben

noch näher zu beschreiben und im Voraus zu bemerken, daß des Dichters Lebensweise in vielen Rücksichten selbst in seiner glänzendsten Zeit davon sich nicht entfernte.

Die reichsten Landleute wohnen in den Landgerichten Wunsiedel und Waldsassen und in einigen voigtländischen Bezirken. Daher findet man dort auch geräumige, steinerne, mit Ziegeln gedeckte, Häuser und äußerst reinliche und helle Wohnstuben, wie beim Bürger in den Städten und Märkten. In andern Gegenden sind die Wohnstuben meist von Fachwerk oder ganz von Holz, mit Schindeln oder Stroh gedeckt und mit dem Stall unter einem Dache. In der schmalen Hausflur steht ein Stopfstrog, und unter der kleinen Bodenstiege hängen Sicheln, Sensen und Anspanngeschirre an der Wand. Eine Thüre führt in die finstere, kleine Küche, eine andre in den Stall und die dritte in die Stube. Diese hat in den steinernen Häusern der oben bemerkten Gegenden weißgetünchte Wände und einen immer rein gefegten Fußboden; in den hölzernen Wohnungen aber sind die Wände getäfelt und haben nebst der Decke und dem Fußboden jenes reinliche Ansehen nicht. Neben dem Eingange steht ein großer, oft grün glasirter Ofen mit zwei geräumigen, eisernen, eingemauerten Ofentöpfen, worin immer warmes Wasser gehalten wird. Ringsherum gehen Bänke und ein hölzernes Gitter zum Aufhängen der Kleider und Wäsche. Zwischen dem Ofen und der Wand ist ein schmaler Raum, die Hölle, mit einer Bank ausgefüllt, wohin man sich verkriecht, um sich auszuruhen und sich gütlich zu thun. Da man gewöhnlich gespaltenes Kienholz zur Beleuchtung verbrennt, so ist in

den reinlichen Häusern neben dem Ofen ein kleiner Rauchfang angebracht. Der vordere Theil der Stube wird aus Ziegelsteinen gepflastert, damit das bei dem Füllen der Ofentöpfe verschüttete Wasser leicht zu einer durch die Wand gehenden Rinne abfließen kann; um die Wände des Zimmers laufen Bänke hin, in der Ecke neben den Fenstern stehet ein großer Tisch und um ihn einige hölzerne Stühle. Tisch und Bänke werden jeden Sonnabend mit weißem Silbersand abgerieben. Auf einem an der Wand neben der Thüre befestigten Schüsselbret ist das hölzerne, irdene und blecherne Küchengeschirr aufgestellt, und auf dem Brete über der Thür liegen in der Regel eine Bibel, ein Predigt- und Gesangbuch. Hühner und Gänse sind in den Dörfern innerhalb der sechs Aemter aus den Zimmern gewiesen; in andern Gegenden aber ist ein Hühnerstall unter dem Schüsselbret angebracht und jungen Ziegen und Schweinen öfters ein Winkel des Zimmers eingeräumt. In der anstoßenden Kammer stehet das mit einem Himmel versehene **Ehebett**, und in einem Wandschränkchen oder in einer bunt angestrichenen Kiste wird das Leinenzeug, das Geld, die silbernen Hemdeknöpfe und Halsketten, die Steuerbüchlein und andre Dokumente verwahrt. Zwischen dem Hause und der Miststätte läuft ein gepflasterter Gang zur Thüre hin, der durch den Kettenhund bewacht wird. Den Hintergrund des Hofes schließt die Scheune und ein Wagenschuppen. Daneben steht ein Schweinestall und ein Backofen und in der Mitte ein rundes, auf einer Säule ruhendes Taubenhaus. An den Seiten sind ringsum große Holzstöße aufgeschichtet, da

bei der Winters und Sommers fortgesetzten Heizung des weiten Ofens der Holzverbrauch sehr stark ist. In obsttragenden Gegenden stößt ein Obstgarten an den Hofraum, und ein kleiner, besonders umzäunter Platz ist in demselben zum Küchengarten bestimmt. In diesem ziehet man indeß nur etwas Salat und die nöthigen Kohlpflanzen. Gemeiniglich findet man in einer Ecke desselben einige Blumen, namentlich Salbey, Enomenblättchen, Ranunkeln und Lavendeln. Die um die Häuser umherstehenden Obstbäume machen die Dörfer am südlichen und westlichen Fuß des Gebirges malerisch, und die grünenden blühenden Hecken, welche an der Straße hinlaufen und die mit Obstbäumen besetzten Felder einzäunen, tragen Viel dazu bei, die Landschaft zu verschönern. Die übrigen Gebirgsgegenden sind aber dieses Schmuckes fast gänzlich beraubt. Nur einige düstere Fichten ragen zwischen den nackten Häusern hervor, und die Stangenumzäunungen geben den Fluren ein kahles Ansehen. Die einzige Zierde des Dorfs sind einige Ahornbäume und der hohe Maienbaum mit seinen Wetterfahnen. Dies ist ein in der Mitte des Dorfes aufgerichteter schlanker ausgeasteter Tannenbaum, der an seiner Spitze mit allerlei hölzernen Figuren, Fahnen und Kränzen geziert ist. Er steht im Mittelpunkte des Platzes, auf welchem am Kirchweihtage der Tanz aufgeführt ist.

Auch rücksichtlich der Kleidung beweisen die Gebirgsbewohner viele Anhänglichkeit an die alten Sitten. In den Kirchspielen Mistelgau und Mistelbach findet man noch vollkommen die alte wendische Tracht; die Kleidung der Landleute im Gebirge hat viele Aehnlichkeit mit je-

ner und wurde seit Menschengedenken unverändert beibehalten. Das weibliche Geschlecht trägt einen bunten, vorn geknöpften oder gehäkelten Brustfleck, einige faltige, bis unter die Waden reichende Röcke von schwarzem oder braunem Wollenzeug oder Flanell, ein schwarzes Schürzchen und einen schwarzen Kittel. Aeltere Weiber binden ein weißes, dreieckig zusammengelegtes Tuch um den Kopf; die jüngern tragen eine bunte oder schwarze Backenhaube und darüber ein seidenes Kopftuch um die Stirn. Um den Leib führen sie einen ledernen, mit Messing beschlagenen Gürtel, an welchem ein Klappmesser hängt; damit gürten sie auch bei der Arbeit die Röcke in die Höhe. Gewöhnlich gehen sie mit bloßen Füßen; denn die Strümpfe reichen nur von den Waden bis an die Knöchel herab, und die Schuhe tragen sie meist in der Hand mit herum und ziehen sie nur erst vor der Kirche oder vor den Thoren der Stadt an. Auch den großen Filz- oder Strohhut, welchen sie immer mitnehmen, setzen sie selten auf, sondern halten ihn ebenfalls an der Hand. Die älteren Frauen werfen, wenn sie zur Kirche gehen, ein großes weißes Tuch (Kirchentuch) über. In den Gegenden, wo die Landleute für die Manufakturen arbeiten, hat man diese Tracht verlassen, und die Mädchen kleiden sich, wie die Bürgersfrauen in den Märkten, in Kattun. Am Sonntage putzen sich dagegen beide durch weiße Hauben mit einer breiten gestreiften Spitze, die das Gesicht wie einen heiligen Schein umgiebt. In der Nähe von Baireuth trägt man an den Jäckchen unförmlich lange Schöße und als Halsschmuck eine silberne Kette mit einigen Dukaten. Die Festkleidung der Männer besteht in

einem bis an die Knie reichenden, vorn nicht ganz schließenden, schwarzen oder braunen Tuchrock mit breitem Schooß, ohne Kragen und Seitentaschen, einer langen Schooßweste von gleichem Stoff und Farbe, engen, bis an die Knie reichenden, schwarz gefärbten ledernen Beinkleidern, welche selten an den schmalen Hosenträgern hängen, sondern gewöhnlich um die Hüften festgeschnallt sind, grauen wollenen Strümpfen und benagelten Schuhen oder Stiefeln. Auch die jungen Leute kleiden sich so, wenn sie zur Kirche gehen; außerdem aber tragen sie gelbe lederne Beinkleider, kurze bunte, mit dicht stehenden zinnernen oder silbernen Knöpfen geschlossene Westen und kurze Jacken von farbigem Tuch. Als Kopfbedeckung führen sie zu jeder Jahreszeit eine kleine Pelzmütze mit einem Ueberzug von Tuch oder Sammet und einer Verbremung von Marderfell. Außer dem Hause wird darüber noch ein dreieckig gestülpter Hut aufgesetzt und zwar gewöhnlich verkehrt, so daß dessen zwei aufgerollten Seiten, die vorn eine Spitze bilden, nach hinten stehen, die hintere aufgeschlagene aber als ein Schirm vorn herabhängt. Auch die männlichen Manufakturarbeiter suchen die Bürger nachzuahmen, deren Kleider in der Mode aber immer um zwanzig Jahre zurück sind.

Die Lieblingsnahrung in der ganzen Gegend sind Kartoffeln, Milch und besonders Mehlspeisen und geräuchertes Fleisch, und dies in allen Ständen. Als Getränk liebt man besonders Bier; Branntwein wird wenig genossen. Wein bekommen nur die Kindbetterinnen und die Kranken; Kaffee trinken die Baiern nur an den heiligen Festen, die Manufakturisten schon häufiger.

Der Feste giebt es in diesem Gebirge nur drei, mit Ausnahme der Jahrmärkte in den Städten. Das hauptsächlichste ist das Kirchweihfest, auf das sich Jung und Alt das ganze Jahr hindurch freut. Am Morgen dieses Tages schlagen einige Kramerweiber vor dem Wirthshause ihre Buden auf und haben Lebkuchen, Zuckerwerk und Nürnberger Spielsachen feil. Bald darauf erschallt im ganzen Dorf die Kindertrompete, die Schnarre und Maultrommel, und zuweilen wird auch eine Flinte losgeschossen; die Häuser sind festlich aufgeputzt, und es wird gesotten und gebraten, was die Bewohner vermögen. Freunde und Verwandte kommen zum Besuch, sie mögen eingeladen sein oder nicht, und nehmen am Mittagsmahl Theil. Den Beschluß des Mittagsmahls machen die Pfannkuchen, von welchen jeder Gast einen Bescheid mit nach Hause bekommt, welche auch an die Gutsherrschaft, den Pfarrer, Schulmeister und Amtmann vertheilt werden. Nach Tische wird der Platz aufgeführt. Unter Anführung des Wirthes, der eine mit Bier gefüllte Stütze (einen großen hölzernen Krug) trägt, und einiger Musikanten, die mit einer Violine, einer Clarinette und einer Baßgeige einen Marsch spielen, ziehen 3 bis 6 Paar junger Bursche und Mädchen auf den Platz zu dem Maienbaum, um dort zu tanzen. Die Platzbursche haben gewöhnlich kein Wams an, tragen aber einen dreieckigen Hut mit rothen Bändern und einem Blumenstrauß und eine Haselruthe in der Hand. Die Platzmädchen sind mit ihren besten Festkleidern stattlich herausgeputzt und aufgesetzt, d. h., ihr Kopf ist ganz mit rothen Bändern umwunden, so daß man keine Haare sieht, und auf dem

Wirbel funkelt eine Krone von Flittergold. Man kennt keinen andern Tanz als den Walzer — Schleifer — und den Wirbeltanz — Dreher — wobei aber geübte Tänzer viele Künste anzubringen wissen. Sie lassen das Mädchen allein herumtanzen, verfolgen und haschen dasselbe, schlagen mit den Füßen den Takt (Dreischlag), klatschen mit den Händen, schnalzen mit der Zunge, jauchzen zuweilen und heben die erhaschte Tänzerin hoch in die Höhe, daß die faltigen Röcke weit auffliegen. Häufig singen die Bursche Liedchen von eigener Dichtung und meistens satyrischen Inhalts, in deren Melodie die Tanzmusik einfällt. Manchmal ist das Aufführen des Platzes noch feierlicher. Der Schulze oder Gerichtsschreiber, der Gerichtsdiener und einige Ausschüsser ziehen dem Zuge voran, und das Friedengebot wird verlesen und beschlossen.

Ein nicht viel weniger wichtiges Fest für den ganzen Ort ist eine Hochzeit. Wenn die Eltern der jungen Leute einverstanden sind, so geht der Bräutigam mit einem Schmuser (Wortführer) zu den Eltern der Braut auf die Anredung. Haben diese ihre Einwilligung ertheilt, so wird bald darauf im Hause der Braut der Heirathstag (Verlöbniß) gefeiert. Die beiderseitigen nächsten Verwandten kommen zusammen, behandeln die Mitgift wie einen Kauf, besprechen sich über die künftigen Einrichtungen des Brautpaares und über die Veranstaltung der Hochzeit. Die beiden Liebenden geben sich in Gegenwart dieser Zeugen die Hände und wechseln große silberne Ringe. Nicht lange darauf hält man die Bauschau; die Braut kommt mit ihren Eltern und nächsten Anverwandten in das Haus des Bräutigams, um dessen

Anwesen (Haus und Hof) zu besehen. Noch vor der Trauung wird der Kammerwagen mit der Ausfertigung der Braut zu dem Hause des Bräutigams gefahren. Ein Kleiderschrank, eine Lade und sechs Stühle, Alles bunt bemahlt, ein Federbett, ein Spinnrad und sämmtliche Kleider der Braut sind zierlich auf einen Wagen geladen, so daß jedes Stück genau gesehen werden kann. Die Pferde, die Peitsche und der Hut des Fuhrmanns werden mit rothen Bändern geziert; oben auf dem Wagen sitzt die Braut mit einigen ihrer Freundinnen und wirft unter die herbeiströmenden Kinder, welche den Wagen mit über den Weg gespannten Seilen aufhalten, Pfennige, Nüsse, gedörrtes Obst und kleine Kuchen aus. Zur Bedeckung reiten einige mit Schwerdtern bewaffnete junge Bursche nebenher, welche Strotzel- oder Mazzelreiter genannt werden. Jetzt läßt man zur Hochzeit acht Tage vorher die Gäste durch einen Hochzeiter einladen. Dieser macht während des ganzen Festes den Ceremonienmeister, Spaßmacher und Aufwärter und trägt ein rothes Band im Knopfloch, einen Rosmarinzweig auf dem Hute und ein rothes heraushängendes Schnupftuch in der Tasche. Alle Anreden und Einladungen hält er nach einem Formular, dessen Worte er auswendig weiß. Wenn sich am Trauungstage die Gäste eingefunden, warmes Bier und Branntwein gefrühstückt, und die Musikanten den Morgensegen geblasen haben, geht der Hochzeitlader den Pfarrer abzuholen und überbringt ihm ein Schnupftuch und eine Citrone, welche dieser in seinen Hut legt und während des Kirchganges zur Schau trägt. Bei seiner Ankunft im Hochzeithause setzt sich der

Zug, unter Glockenschall und dem Vortritt des Ceremonienmeisters und der Musikanten in Bewegung nach der Kirche. Die Braut wird von zwei Kränzeljungfern geführt, und zur Seite gehen zwei junge Bursche mit bloßem Degen, deren Klingen mit Citronen und Bändern geschmückt sind. Die Männer haben sämmtlich einen Blumenstrauß mit einem vorstehenden Rosmarinstengel auf dem Hute und rothe Bänder im Knopfloch, und der Bräutigam überdieß noch ein Rosmarinkränzchen neben dem Bande angeheftet. Die Mädchen tragen ihr Flechtwerk mit der Flitterkrone, in welcher bei der Braut ein Kranz von Rosmarin eingewunden ist. Gewöhnlich geht noch ein Harlekin mit einer Pritsche neben dem Zuge her und neckt die Zuschauer; auch werden Freudenschüsse gethan. Nach vollzogener Trauung setzt man sich zu Tische, und jeder Gast läßt nach Hause tragen, was er nicht verzehren kann. Zum Schluß wird eine große Schüssel auf den Tisch gesetzt, und der Hochzeitlader bittet die Gäste, nach altem Gebrauch die jungen Leute mit einer kleinen Haussteuer zu begaben. Die Musikanten spielen dann ein Lied, das sich anfängt: „Schenkt den Jungferbrautisch," und Jeder legt ein Geschenk an Hausgeräthe oder Geld in die Gabschüssel, dessen Werth sich nach dem bei der Hochzeit gemachten Aufwande richtet. Der Ceremonienmeister lobt jedes einzelne Geschenk und dankt im Namen der Brautleute den Gebern. Am Ende legt der Bräutigam seinen Hut oben darauf und sagt: „Ich schenk' der Braut jetzt meinen Hut; sie mag nun sehen, wie der Ehestand thut" — die Braut aber, welche in der Ecke hinter dem Tische sitzt, muß dem Anstande

gemäß Thränen vergießen, wobei sie durch Scherzreden beständig geneckt wird. Auch während der Mahlzeit darf sie ihren Platz nicht verlassen, und wenn sie ja durch ein Bedürfniß dazu gezwungen wird, muß sie über den Tisch steigen. Hierauf folgt der Tanz. Oft zerlegen während der Nacht die jungen Bursche einen Heuwagen, tragen ihn stückweise auf das Dach, setzen ihn dort wieder zusammen, so daß er am Morgen zum Staunen des ganzen Orts auf dem Dachgiebel aufgerichtet steht, von wo ihn der Bräutigam wieder herabnehmen muß. Am Vormittag des andern Tages kommen die jungen Bursche im Hochzeithause zusammen, und wer von ihnen nicht zur rechten Zeit erscheint, wird auf einer Stange herbeigetragen und mit Schlägen bestraft. Darauf ziehen sie unter Jauchzen und Freudenschüssen mit der Musik und dem Harlekin, von Haus zu Haus und sammeln in einem Armkorbe und einer Siebpfanne Eier und Schmalz und stehlen bei Gelegenheit Schinken und geräuchertes Fleisch vom Schornstein herab. Des Nachmittags wird Hahnenschlag gehalten, dann von dem Gesammelten ein Eieressen bereitet und darauf im Wirthshaus getanzt. Braut und Bräutigam und die älteren Gäste erscheinen erst Abends und lassen sich durch die Pantomimen unterhalten, welche zwischen dem Tanze von mehreren verkleideten lustigen Burschen aufgeführt werden. Der dritte Tag wird der Trolltag genannt, weil Jeder nach Hause geht.

Die Frauen haben aber ein ziemlich hartes Loos. Sie müssen alle harte Feldarbeit mitmachen und die Besorgung des Viehes ist ihnen allein überlassen, ein

Umstand, der viel Einfluß auf die Wehmuth und das Mitleid hat, mit denen Jean Paul in seinen Werken besonders des zarten Geschlechtes sich annimmt. Im Winter spinnen sie Flachs und finden sich gern in den Rokkenstuben zusammen, um sich mit Gesang und Scherz die Zeit zu vertreiben. Die alte Gewohnheit, daß die jungen Bursche zu ihren Mädchen auf das „Fenstern" gehen, konnte trotz aller Mühe der Behörden nicht ausgerottet werden, und die Mädchen werden durch solche Besuche nicht geehrt.

Auch bei Kindtaufen zeigt sich die alte einfältige Sitte der Vorzeit. Wenn die alte Gevatterin das Kind als einen Heiden in die Kirche und die neue das getaufte als einen Christen wieder heraustragen hat, stiftet die Gevatterschaft zwischen den beiden Familien eine Freundschaft, die öfters einer nahen Blutsfreundschaft vorgezogen wird, und man nennt sich lieber Gevatter, als Schwager und Vetter. Bis in das zwölfte Jahr bekommen die Kinder von ihren Pathen an Ostern einen zinnernen Teller und einige gefärbte Eier, und wenn sie zum erstenmal zur Communion gehen, ein Gesangbuch zum Geschenk. Sterben die Eltern, so sind die Taufpathen verpflichtet, die hinterlassenen Kinder in ihre Familien aufzunehmen; sterben aber die Kinder vor dem zwölften Jahre, so bezahlen sie den Sarg und wohl auch alle Leichenkosten.

Daß der Reiz der Sagen dem Leben dieses einfachen Gebirgsvolks eine poetische Farbe giebt, ward schon vorläufig berührt. Das Christenthum vermochte wohl die meisten, doch nicht alle aus den Wäldern zu vertreiben. Die alten heidnischen Priesterinnen, welche zugleich die

Heilkunst übten und sich gegen die Verfolgungen der christlichen Priester in Höhlen, deren einige jetzt noch Drudenlöcher heißen, verstecken mußten, gaben Veranlassung, daß man noch in spätern Zeiten alle Weiber als Druden und Hexen verfolgte, oder bei ihnen als weisen Frauen Rath holte. Bei dem Ableben einer Person wurden von den Slaven Weiber bestellt, welche den Todten beklagen mußten. Sie trugen weiße Trauermäntel, die man in den weißen Tüchern wieder erkennt, welche die Bauerweiber bei einer Leichenbegleitung umwerfen. Die Johannisfeuer, womit die Wenden das Fest des Swantewit begingen, werden noch jetzt an einigen Orten von den jungen Leuten angezündet, und man springt darüber hinweg, damit der Flachs gerathe. An das Fest der Marzana erinnerte der Gebrauch, daß die Kinder am Sonntag nach Lätare den Tod in einer Strohpuppe in's Wasser trugen. Noch erzählen alte Leute, daß es in ihrer Jugend gutmüthige Kobolde gegeben habe, die in gewissen Häusern einheimisch waren und an den häuslichen Arbeiten und andern Begebenheiten der Familie Antheil nahmen. In den Wäldern fand man damals noch häufig Waldmännchen und Moosweibchen, welche sich den Menschen freundlich nahten, sich ein Stück Brod erbaten und dafür guten Rath und noch größere Belohnung ertheilten. Sorgenlosen Müttern wurde in der Nacht das gesunde Kind mit einem großköpfigen Wechselbalg vertauscht, und in den Ruinen bei Kreuzsteinen und in Hohlwegen sah man häufig Gespenster umherwandeln. Diese bösen Geister wurden aber damals von den Feilenhauern

3 *

gebannt und in Säcken nach dem Waldsteine getragen, wo man sie mit eisernen Karten spielen hörte; ja man hat sogar das Unheil gesehen, wenn in der Nachtherberge die Säcke eines Geisterbanners aus Vorwitz geöffnet und die Gespenster herausgelassen wurden. — Noch hört man den wilden Jäger; Marksteinversetzer irren bisweilen als feurige Männer auf den Ruinen der Felder umher, und ein feuriger Drache fliegt zu Zeiten in den Schornstein des reichen Nachbars.

Aber am reichsten waren stets jene, ebenfalls schon erwähnten Bergmannssagen. Der übergroße Ruf von dem Reichthume der Berge lockte von allen Seiten „Helden-Sonntagskinder" herbei, die jeden Winkel des Gebirgs durchsuchten. Der Eingebornen Bemühungen waren fruchtlos; aber die Ausländer, welche man Wallende, Wahlen, Welsche oder Wallonen nannte, behaupteten die geheime Kunst zu besitzen, das Gold nicht nur in den geheimsten Winkeln aufzufinden und die dasselbe bewachenden Erdgeister zu bannen, sondern es auch von den unscheinbarsten Steinen zu scheiden. Aus Bruschius erfährt man, daß besonders Venetianer und selbst Spanier gekommen sind. Einige, wie der Venetianer Giovanni Carnero, Graziani Grundelli und Sebastian Verso, schrieben diese Geheimnisse auf und ließen sie, Wahlenbüchlein genannt, ihren guten Freunden zum Andenken; sie wurden immer als ein großer Schatz betrachtet und stehen noch heute bei dem gemeinen Manne in großem Ansehen. Da man aber seit Jahrhunderten weder die bezeichneten Goldgänge finden, noch Steine in Gold brennen konnte, so verbreitete sich der Glaube, daß das Gebirge verwünscht

sei, und seine Schätze von Berggeistern verschlossen gehalten würden. Daher ist ein mit einer goldnen Kette und starkem Schloß verwahrter Berg das Sinnbild des Fichtelbergs. Doch können, nach einer Volkssage, diese Schätze einst noch frommen und einfältigen Menschen zu Theil werden. Denn, so lautet die Tradition, am St. Johannistag, wenn in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wird, eröffnet sich auch am Ochsenkopf an einem schwer zu findenden, Ort die Geisterkirche. Die Felsen spalten sich von einander und man sieht einen goldnen Altar und von den Wänden das Gold wie Eiszapfen und Perlen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. Die Kirche bleibt so lange offen, als der Pfarrer zu Bischofsgrün das Evangelium liest. Darum muß man sich beeilen, noch vor dem Schluß desselben mit seiner Beute herauszukommen, weil die Höhle mit Krachen wieder zufällt. Auch kann man die Kirche mit einer Blume aufschließen, die am St. Johannistag am Eingangsfelsen hervorwächst. Noch jetzt klettert zuweilen ein alter Weber am Geklüft des Bergs herum und hofft, daß sich ihm der Berg aufthun werde; ja Hirten und Holzmacher sind sogar öfters glücklich genug, in die offenen Pforten dieses goldnen Tempels hineinzublicken. Plötzlich steht mancher vor einer Felsenkluft, die er vorher nicht bemerkt hat, und sieht deren Wände von Gold und Edelsteinen glänzen. So wie er aber hinzutritt und etwas davon wegnehmen will, verschwindet der Schatz, und er hält etwas feuchtes Moos in den Händen. Dieses Moos (gymnostomum pennatum L.), eine reizende Eigenthümlichkeit in der reichen Flora des Fichtelgebirgs, die dem Fremden

zum Verkauf angeboten wird, ist aber die Ursache der ganzen Erscheinung, indem es mit seinen zartgefiederten Blättchen die Lichtstrahlen gebrochen zurückwirft. Eine Wolke oder ein Schritt vor oder rückwärts macht die Zaubererscheinung verschwinden.

Es fehlt endlich diesem Gebirge auch jener andere poetische Reiz nicht, den man in den südlichen Gebirgsländern antrifft, in den nördlicheren, selbst im schlesischen Riesengebirge, vergebens sucht, der Gesang. Vom Fichtelgebirge, wie von dem, fast in einer Linie mit ihm liegenden, böhmischen beginnen jene gemüthlichen und originellen, wenn auch wenige Abwechselung darbietenden Volkslieder, die von da an nach dem Süden zu sich immer mehr steigern und veredeln, bis nach dem adriatischen Meere und an die Ufer der lombardischen Seen ziehen. Besonders sind es zwar die Berg- und Hüttenleute, welche ihr hartes Leben mit Gesang versüßen, doch sahen wir schon, wie jene Mischung von Tanz und Gesang bei den Festen aller Bewohner sich kund giebt. Der Verfasser vergißt nie die freudige Ueberraschung, die ihn und einigen jugendlichen Reisegefährten überkam, als sie eines Abends in Bischofsgrün vom Fuße des Ochsenkopfes, das ihnen schon in Wunsiedel als der Sitz des fichtelbergischen Gesanges bezeichnet worden, die reizenden baierschen Volkslieder in dem Wirthshaus von einem, beinah vierzig Mann starkem Chor vierstimmig vortragen hörten, wobei mancher Greis jedoch immer noch die guten alten Gesangszeiten, die schon fast verschwunden seien, beklagte.

Daß in einer Gegend nun, die, abgeschnitten von

der geräuschvollen Welt, nur neun kleine Städte, wie Hof, Münchberg, Gefrees, Berneck, Wunsiedel, Weißenstadt, Goldkronach, Kullnbach und Neustadt enthält, von denen zumal ein großer Theil mit dem Lande zerfließt, sich die Charaktere in den verschiedenen Ständen stark ausprägen und es an Originalen nicht mangele, versteht sich selbst; daß die hervorragenden fast von Allen gekannt sind, liegt in der Natur der Sache. Es ist wenig Handlung in einer solchen Gegend unter den Bewohnern; darum wendet sich die Geistesthätigkeit mehr auf sie selbst und ihr Inneres. Es sind wenig Eindrücke, die sie empfangen, aber dieselben werden nur so tiefer; es ist wenig Abwechselung in der Natur und den Sitten; darum das Neue wenig zugänglich. Doch so gemeinschaftlich der Ursprung der Sinn- und Denkweise der Bewohner dieses Landstrichs ist, so verschieden ist die Wirkung derselben auf dem Lande und im Gebirge und in den kleinen Städten. Die Bewohner der erstern sind streng religiös, in den Städten ist man orthodox; man hält aus frommem Glauben am Alten in der Sitte im Gebirge, in den Städten, an die das Neue von außen anzuspülen suchte, ist man engherzig und philisterhaft; man ist witzig im Gebirge, hämisch und verläumderisch leicht in den Städten; natürlich; denn hier bringt eine Halbbildung und der sich kreuzende Eigennutz und Ehrgeiz jene Disharmonie hervor, die dort keinen Eingang findet.

Und doch gelten die letzten unvortheilhafteren Bemerkungen fast nur von Hof und theilweis von Baireuth, die beide nicht eigentlich zum Fichtelgebirge gehören. Je-

nes hat noch ganz das Gepräge des rauhen Voigtlandes, zu dem es Geographen und der Voigter auch rechnen; das letzte beschaut fast nur den hohen Kamm des Gebirgs, der steil sich nach seiner freundlichen Ebne hinabsenkt.

So verbirgt denn jener dunkle Saum, den der Wanderer erblickt, ein eigenthümliches und reizendes Stillleben in seinem Schooß; wer einmal hinein kam, den wird immer ein schmerzlichsüßes Gefühl durchdringen, sobald von Sachsen aus die grünen Tannengruppen des Voigtlandes immer häufiger und dichter und grüner ihm entgegenkommen, die grünen Hügel immer höher werden, bis er sich unvermerkt dicht an den hohen Kamm herangeführt sieht, oder wenn er von Süden oder Osten von jeder Anhöhe den dunklen hohen Gebirgsrücken am Horizont erblickt. Es giebt keine Gegend in Deutschland, wo ein dichterisches und nachdenkendes Gemüth sich ungestörter und träumerischer in sich und die Natur versenken könne.

Zweites Kapitel.

Jean Paul's Geburt und seine ersten Knabenjahre.

Mitten im Schooße dieses Fichtelgebirges, am Fuße der zweiköpfigen Kössein und der Lurburg, in jener Ebne, die an der nordöstlichen Seite des Kammes, in dessen Mitte der Ochsenkopf thront, in dem Städtchen Wonsiedel, ward Jean Paul in dem Jahre 1763, wenige Jahre nach Schiller und zugleich mit dem Hubertsburger Frieden geboren, als Göthe bereits funfzehn Jahr alt war, Lessing in der vollen Blüthe seines Wirkens stand, Herder und Wieland jene merkwürdige Epoche in der deutschen Literatur und Lebensweise vorbereiteten, welche vom Hubertsburger Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolutionskriege Deutschland charakterisirt.

Mit vieler Lust spricht der Dichter in der Beschreibung seiner ersten Knabenjahre, die er uns als Anfang seiner Biographie hinterlassen hat von dem „heitern und freundlichen Wonsiedel," in dem er so gern geboren zu sein erklärt. Wenn auch ihn der Name und seine eignen jugendlichen Vorstellungen von einem bald von ihm ver-

lassenen Orte fast vornehmlich hiezu bestimmte — so gehört doch allerdings Wonsiedel zu den wenigen Städten im Fichtelgebirge, in denen man heimisch sein könnte. Aber freundlich und heiter ist es kaum gelegen; im Gegentheil erfüllt dessen Umgebung die Seele mit düstrer Melancholie, tiefer Wehmuth, inniger Sehnsucht und drükkendem Gefühl des Verlassenseins. Da von dem Fuße des von Bischofsgrün hierher steil abfallenden Gebirgskammes das Fichtelgebirge sich nach Westen wie nach Norden in eine große Hügelebne, nach Böhmen und nach dem Voigtlande, zu verliert; da die Stadt so nahe an den Gebirgskamm heranrückt, daß man die hohen Gebirgskuppen nicht sieht, und da die Wasser des Fichtelgebirgs, welche die Saale und Eger bilden, nicht in diese Ebne hinein ablaufen, so erscheint das Städtchen, sieht man von den Höhen auf dasselbe hinein, wie in einem Hügelmeere einsam verloren; die Hügel erscheinen oft kahl, da manche Erz- und Steingruben hier zu Tage kommen, oder sind mit jenen düstern Tannengruppen, dem charakteristischen Zeichen der fichtelbergischen Vorhügel, bedeckt. Doch dicht um den Kamm zieht sich jener frische Wiesengrund, der alle Kämme des Fichtelgebirgs wie ein grünes Meer umfaßt, und jedenfalls ist Wonsiedel der Punkt, von dem aus man die romantischesten und erhabensten Stellen des Gebirgs am leichtesten erreicht, und an den daher alle Bilder desselben in der Erinnerung zunächst sich reihen. Vielleicht giebt es in Deutschland keinen Punkt, wie den auf der Louisenburg, wenn die Sonne sich eben nach Westen hinter das Gebirge senkt, die Hügelebne von Wonsiedel sich in das Abend-

roth und die Abendnebel hüllt, von den Fenstern des Städtchens die letzten Abendrothstrahlen sich brechen, die Abendglocken vom Dorfe Schönbrunn durch das Wiesenthal klingen, an dem die Seele so ungestört die erhabensten Gedanken in sich aufnimmt — ist man anders Herr über das pochende Herz, das der scheidenden Sonne über die dunklen Berge nachdringen und vor gewaltiger Sehnsucht zerspringen will. —

Der Charakter der Einwohner von Wonsiedel scheint Viel von dem Gepräge der Umgebung an sich zu tragen Ein starker, trotziger, freiheitliebender Menschenschlag, vereint er mit der witzigen Derbheit der Gebirgsanwohner einen Ernst, der zur Schwärmerei besonders geneigt erscheint. Von der einen Seite wegen ihrer Tapferkeit berühmt durch die Vertheidigung der Stadt im Jahre 1462 gegen 10,000 Hussiten, die unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, sind sie auch sonst den Landgerichten wegen kecker Widersetzlichkeit und der schonungslosen Art, mit der sie Staatseinrichtungen bekritteln, bekannt; auf der andern Seite ging so mancher Missionair von hier aus, und der schwärmerischeste deutsche Jüngling neuester Zeit, Carl Sand, war aus diesem Städtchen. —

Auf Jean Paul jedoch hatten die Eigenthümlichkeiten und die Natur der Umgebungen seiner Geburtsstadt weniger directen Einfluß, als durch die Vorstellung, die von derselben in seiner Seele lebte, und die sich ein noch weit romantischeres Bild von ihnen wob, als es die Wirklichkeit darbietet. Er verließ Wonsiedel vor der Zeit, wo das geistige Bewußtsein in ihm sich entwickelte, und seine Phantasie trug später Alles, wonach sie sich sehnte und

was sie schuf, hierher über. Nach seinem strengen Lebenssysteme scheute er sich, seine Bilder von seinen Jugendumgebungen durch die Wirklichkeit stören zu lassen, und der Verfasser hat weder irgendwo eine Andeutung gefunden, noch erinnert er sich je, vom Dichter gehört zu haben, daß er Wonsiedel oft wieder betrat, so nahe er diesem Orte auch sein Leben hindurch blieb.

So arm das Schicksal sein äußeres Leben werden ließ, damit er so tiefer in die Schachten seiner eigenen Seele hineinsteigen und das Leben der armen und beschränkteren Lebenskreise dichterisch und philosophisch auffassen und durchdringen könne, so gab es seiner Geburt einen Zufall, der sein ganzes Leben hindurch eine reiche Quelle poetischer Freude für ihn wurde und ihm ein romantisches Licht über sein ganzes Sein warf. Er kam zur Welt, wie er selbst sagt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehre Schnepfen und Sumpfvögel anlangten — und zwar an dem Monattage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerährenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März — und zwar in der frühesten frischen Tagzeit, nämlich am Morgen um 1½ Uhr; was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war." — Wenn auch der Dichter selbst von diesem Zufall scherzend spricht, der Regel gemäß, die er sich für alle Erwähnungen seiner persönlichen Eigenthümlichkeiten in der Selbstbiographie vorge-

zeichnet, so muß man ihn gekannt haben, um zu wissen wie tief der Eindruck dieses Umstandes in ihm lebte. Der Frühling, jedem Dichter so bedeutend, war ihm eine doppelt heilige Erscheinung, an der er sein und der Dichtkunst Geburtsfest jedes Jahr von Neuem beging. Der 21. März ward der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens, an dem sich seine innere Jugend mit jedem Jahre erneute und von Neuem gebar. Alles strebte ihm von da aus und strebte danach hin und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, seine Bekannten, auf den ganzen Kreis seiner Umgebung, auf Alles, was nah und fern in einiger Berührung zu ihm stand, über. Allen war der Frühling eine doppelt heilige Erscheinung, und der Dichter trat ihnen als der Sohn, als der Priester dieser Jahreszeit in so ehrwürdigerer, liebevollerer und reizenderer Gestalt entgegen. Um ganz zu begreifen, was Jean Paul dieser 21. März war, denke man nur an den Brief Victor's im Hesperus über die Feier des Liebefestes und der Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, auf der er seine liebsten Menschen versammelt — in einer Dichtung, in welche er sein eigentliches Sein, Denken und Fühlen niederlegte, ein Denkmal erhabner und umfassender Humanität in ihrer schönsten Menschenblüthe, wie in dem Grade kein ähnliches von einem Sterblichen vorhanden ist, ein ganzes Religionssystem, wie die Bergpredigt Christi, umfassend. — Nie hat auch ein Sohn seinen vermutheten Erzeuger dankbarer verherrlicht, als Jean Paul; er blieb vorzugsweise der Dichter des Früh-

lings bis in sein spätestes Alter, alle seine Werke sind vornehmlich eine Apotheose dieser Jahreszeit, für deren auserwählten Priester im Tempel der Natur er sich wirklich betrachtete, und auf der andern Seite belohnte sich dieser Frühlingsgottesdienst an ihm auf das Herrlichste; denn er machte ihn vorzüglich zum Dichter der Jugend, des Gemüths und des Geistes und erhielt sie ihm bis an sein Grab. — Aber wie dieser Umstand nicht bloß seine Phantasie nährte, hob und beschäftigte, wie er wirklich und ernstlich an die physischen Einwirkungen seiner Geburt in der Tag- und Nachtgleiche glaubte, davon zeugen noch manche seiner Aphorismen aus seiner Verlassenschaft. „So viel ist gewiß," schrieb er noch im März 1822 nieder, „die Tag- und Nachtgleiche, in der ich geboren bin, ist Bild, wenn nicht Grund einer geistigen in mir — Phantasie und Reflexion sind sich ziemlich gleich zugewogen, so vielleicht moralisch gut und böse und zuletzt wohl Schicksale. — Ferner: „Das einzige Wunderbare, was sich bei meiner Geburt zutrug, war, daß der Tag und die Nacht gleich waren, als Vorspiel meines Doppelstyls" — (des Ernstes und Scherzes). — Es führte ihn dieser Umstand, sobald er einmal auf ihn aufmerksam geworden — und wir werden sehen, daß es frühzeitig geschah — zu vielfachen Folgen in seinem Leben und Wirken. Denn da er einmal an die Einwirkung dieser Jahreszeit glaubte, da er sie als jedesmaligen Wendepunkt seines geistigen Lebens betrachtete, so konnte ihm unmöglich gleichgültig sein, ob der jedesmalige Frühling schön eintrat und ein heitres Jahr verkündete. Er suchte daher frühzeitig die astronomischen

und meteorologischen Anzeichen auf, die sowohl einen Einfluß auf den kommenden Frühling haben sollten, als die der Tag- und Nachtgleiche selber, in so fern sie die Natur des ganzen Sommers vorher zu bestimmen schienen. Im Herbst berechnete er den Frühling, im Frühling den Herbst. Sonne, Mond, Stürme, alle Naturerscheinungen wurden so im ganzen Jahre Gegenstände seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit; die Natur rückte ihm darum so näher, und, wie er sie mehr als je ein Mensch liebte, so ward er mehr als Jemand in der Wirklichkeit oder in der Einbildung von ihr abhängig. Seine Einsamkeit und die Armuth des äußern jugendlichen Lebens konnten nur diese Aufmerksamkeit auf die Naturumgebungen steigern; sie erstreckten sich bald auf Alles um ihn her; daher jene Kenntniß und Berührung jedes Kleinsten in der Natur, das seinen Darstellungen ein so saftiges und reiches Leben giebt; daher jene ausgebreitete und tiefe Kenntniß aller physiologischen Erscheinungen und Gesetze am Körper des Menschen.

Jean Paul stammte aus einer Familie, deren persönliche und sächliche Verhältnisse auf ihn um so weniger ohne Einfluß blieben, als die Eindrücke, die er in ihrem Kreise empfangen, die Grundlage und der Grundton seines ganzen spätern Lebens geblieben sind.

„Mein Vater,“ so erzählt er selbst, und wer möchte je von seinen von ihm mit so heiliger Ehrfurcht betrachteten Eltern in anderen Worten sprechen wollen, als er es selbst gethan? „war der Sohn des Rectors Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt

einer von seinen zwei übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch, wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet, und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten, und welche noch den Fernen offen stand, in welchen sein feuriger Sohn mit den Musen und der Armuth spielte. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbstzeit für ihn, worin er, in der ärmlichen Schulstube auf und abgehend, die Ernte des Tags und die Aussaat für den Morgen unter Gebeten überschlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Wasser und Brod; denn viel mehr als beide — und etwa frömmste Zufriedenheit dazu — warf ein Rectorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organistenstelle, nicht mehr eintrug als 150 Gulden jährlich. An dieser gewöhnlichen Baireuther Hungerquelle für Schulleute stand der Mann, der zuvor Cantor in Rehau gewesen war, 35 Jahre lang und schöpfte. Wenn indeß mein Großvater die Eltern seiner Schüler besuchte, so brachte er von dem vorhin erwähnten Bier und Brod, bei welchem er lebenslang saß, sein Stück Brod in der Tasche mit und erwartete als Gast bloß sein Kännchen Bier. Es traf sich aber endlich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Connexionen mit Höhern steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und Culmberg leicht hinzugegeben

wann, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre, 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im Neustädter — Gottesacker. — Meine Eltern waren mit mir, als 5 Monat altem Kinde, zu seinem Sterbelager gereiset; er war im Sterben, als ein Geistlicher zu meinen Eltern sagte: Lasset doch dem alten Jacob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf. — Frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!"

Die Rührung, welche sich des Dichters bei Erwähnung des Großvaters und der Darlegung dieses Vorfalls bemächtigte, geht ebenfalls wie ein immerwährender dichterischer Hauch durch sein Leben. Der Culmberg, an dem Neustadt liegt, ist ein allein dastehender, rund ausgehender Bergkegel an dem südöstlichsten Ausgange des Fichtelgebirgs, der, von dunkler Bläue umzogen, weit in die Umgebung hinausragt und besonders in der Ebne von Baireuth überall das Auge auf sich zieht. Man begreift, was er dem dichterischen Auge Jean Paul's beständig gewesen sein muß, und warum er in den letzten zwanzig Jahren, wenn er ein Seelenfest begehen wollte, sich unfern dem Häuschen der Frau Rollwenzel auf die Grashügel setzte, vor ihm das Gebirge, hinter welchem Won-

fiedel mit seinem Frühling, und rechts von ihm jener weit in der Ferne herleuchtende, blaue Kulm mit der Gebetshöhle seines frommen Großvaters!

„Mein Vater," sagt der Dichter an einer andern Stelle, „hieß Johann Christian Christoph Richter und war Tertius und Organist in Wonsiedel, meine Mutter die Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhn in Hof; der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul, der andere Johann Friedrich Thieme, ein Buchbinder, der damals nicht wußte, welchem Meister seines Handwerks er seinen Namen verlieh; daher denn der von Beiden zusammengeschaffene Name Johann Paul Friedrich entstand. Der Vater besuchte das Lyceum in Wonsiedel, dann das Gymnasium poeticum in Regensburg, wo er die eigentliche Blüthe seines Lebens trieb. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis konnte er „der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen." Clavier und Generalbaß erhoben ihn zwei Jahrzehende später zu einem geliebten Kirchencomponisten des Fürstenthums Baireuth. Darauf studirte er in Jena und Erlangen Theologie und bekam erst im Jahre 1760 seine Anstellung in Wonsiedel. Trotz seiner Armuth „lebte er auf Flügeln und wurde als der anmuthigste Gesellschafter voll Scherz in den Familien von Brandenburg und Schöpf gesucht. Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indeß er im Amte als strengster Geistlicher und auf der Kanzel als sogenannter Gesetzprediger galt. Beredtsamkeit, die prosaische Wand- und Thürnachbarin der Poesie,

wohnte im Herzen des Vaters, und dieselben Sonnenstrahlen des Genius, die am Morgen seines Lebens Wohllaute weckten, vereinten später auf der Kanzel warmes Licht und den Donner der Gesetzpredigten. In seiner Vaterstadt gewann er durch seine begeisterten Predigten seine Anverwandten, in Hof im Voigtlande eine Braut und, was noch schwerer ist, die reichen Schwiegereltern dazu."

Eine höchst charakteristische Erscheinung bei Jean Paul war die große Klarheit, in welcher seine Kinder- und Knabenzeit beständig bis in das höchste Alter vor seiner Seele lag; ja sie hat durchaus seinem Leben wie seinen Werken ein Gepräge aufdrückt, welches sie wesentlich von allen andern unterscheidet. Den Grund dieses lebendigen Bewußtseins und beständigen klaren Anschauens und Fühlens seiner Kindheit werden wir später sich entwickeln sehen; aber der Anfang seiner Selbstbiographie, den er uns hinterlassen, ist darum nicht das am wenigsten Originelle, wodurch dieses seltsame Wesen von so vielen andern Genien sich unterscheidet. Er ist darin der merkwürdigste Gegensatz zu Göthe, dessen bewegtes Leben die innern Entwicklungen der Kinderseele in seinem Gedächtniß so verwischt hatte, daß er bis zum Kinde hinab gar nicht zu steigen vermochte, nur die äußern Erscheinungen seiner Knabenzeit darzustellen wußte und sich selbst in jener Zeit gewissermaßen erst dichterisch wieder zu erfinden strebte, als er den Lesern in spätern Zeiten seinen Entwicklungsgang darzulegen versuchte. Jean

Paul dagegen suchte sein ganzes Leben hindurch die Wirklichkeit seiner Kinder- und Knabenzeit und die in derselben gehabten Gefühle und Bilder fortzuleben, selbst als er in das größere und glänzende Leben geworfen und gezogen ward, und, was noch mehr ist, in allen seinen Werken dieselbe in den verschiedensten Variationen und Modulationen dichterisch wiederzugeben. Somit gehen seine Erinnerungen bis in die allertiefste Kindheit hinab. Er konnte sie fast auswendig; sie war ihm beständig gegenwärtig und wirkte auf ihn ein. „Ich bin zu meiner Freude im Stande," sagt er selbst, „aus meinem zwölf-, höchstens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Fruchtschneeglöckchen aus dem dunklen Erdboden der Kindheit, noch aufzuzeigen. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich sehr lieb gehabt und ich ihn, und daß er mich auf den Armen getragen, und daß er mir in einer großen schwarzen Stube der Alumnen Milch zu essen gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und sein Lieben schwebte mir noch über spätere Jahre hinein, und dies Morgensternchen frühester Erinnerung stand in dem Knabenalter noch ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens stieg." —

Aeußerst entscheidend darum für Jean Paul's ganze Gedankenwelt wurde es, daß sein Vater im August 1765 eine Pfarrei auf einem Dorfe erhielt, das, zwei Meilen von Hof gelegen, noch bei weitem mehr dem Verkehr mit der äußern Welt entrückt war, als es eine

Stadt von 3000 Einwohnern, wie Wonsiedel, sein konnte. Grade in diesem Dorfe — Jodiz geheißen — in das er als zweijähriger Knabe einzog, und das er erst als dreizehnjähriger wieder verließ, war es, wo er jene Bilder und Eindrücke einsog, die ihn durch sein ganzes Leben und alle seine Werke begleiteten. Er selbst begrüßt auch in dem Anfange seiner Lebensbeschreibung dies Dorf als seine eigentliche geistige Geburtstadt, den ersten und längsten Erzieheort, in dem er das wichtigste, die Knabenolympiaden, verlebt. Wenn es ihm die glücklichsten seines ganzen Lebens blieben, so war es nur darum, weil den Knaben die Sehnsucht, welche die Vorenthaltung des unbeschränkten Genusses selbst den kleinen und unschuldigen Freuden dieses „Idyllenreiches und Schäferweltchens in dem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus" noch nicht schmerzte, sondern durch die Hoffnung ihrer Erreichung in der Zukunft sich poetisch verklärte. Doch da Jean Paul's ganzes Leben und Dichten um diese Jodizer Welt als um ihr Hauptthema sich wendete, wollen wir uns begnügen, sie hier nach seinen Angaben darzustellen, und der spätern Beleuchtung nur mit wenigen Winken vorgreifen. Charakteristisch genug und von tiefer Bedeutung erscheint gleich von Anfang herein, daß Jean Paul seine Selbstbiographie, die er doch beinah zwanzig Jahre vor seinem Tode entworfen und sieben Jahre vor demselben wirklich auszuarbeiten angefangen, und in welcher er sein geistiges Wesen entwickeln wollte, nicht über die Schilderung seiner Knabenzeit hinausführte, hierauf die Arbeit nach wenigen Monaten abbrach und über das Uebrige,

so viel er davon gesprochen, nur wenige Andeutungen in seinen Arbeitsbüchern hinterließ. Sein geistiges Leben schilderte er nämlich schon auf das Ausführlichste in seinen Werken, und die Aufzählung seiner spätern äußern Erlebnisse, getrennt von den Werken, oder anders als in Form eines neuen psychologischpoetischen Romans, ekelte ihn an.

Was die äußern Eigenthümlichkeiten dieses Dorfes betrifft, so finden wir es an der Saale gelegen, die um dasselbe an einer Berghöhe vorüberläuft, das Oertchen selbst von einem kleinen Bach kreuzweis durchschnitten. „Die Umgegend ist nicht über zweimal größer als das Dörfchen, wenn man nicht steigt; — ein gewöhnliches Schloß und ein Pfarrhaus darin sind die bedeutendsten Gebäude." Das Leben und die Einrichtungen sind ganz so, wie wir sie in der Schilderung des Fichtelgebirges dargelegt. — So tritt uns in der Beschreibung der vier Jahreszeiten, in denen der Dichter selbst sein jugendliches Idyllenleben schildert, im Winter die große Familienstube entgegen, in welcher der Vater zugleich mit den Kindern seine Studirgeschäfte treibt, mit einem Ofen, unter dem ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser; am andern Ende des Pfarrhauses der Stall „mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh." Im grimmigen Frostwetter wird der lange Tisch, der Wärme wegen, an die Ofenbank geschoben; um den „Kutschkasten vor unförmlichem Ofen laufen die Holzbänke, auf den die Kinder (er und drei Brüder, Fritz, Adam, Gottlieb und Heinrich) sitzen und laufen."

Nach dem Abendessen läßt im Winter der Vater „noch einen Lustnachtisch des Winterabends zu, den die Viehmagd in der Gesindestube am Spinnrocken bei aller Beleuchtung verträgt, welche die Kienspähne geben können, die man von Zeit zu Zeit in den Kienstock angezündet steckt." Auf diesem Nachtisch stehen — „außer mehren Confecttellern und Eistassen mit Volksmährchen — die von der Magd selbst getriebene Ananas von Geschichte eines Schäfers und seiner Thiergefechte mit Wölfen, wobei zu einer Zeit die Gefahr immer größer wurde und zur andern seine Verproviantirung." —

Aber so anmuthig Jean Paul diese seine Kinderwinterfreuden beschreibt, so geht doch ein sehr schmerzlicher Hauch durch sie und machte, daß aus einer neuen Ursache sein kindisches Herz sehnsüchtig dem Frühling entgegenschlug. Die Söhne des sonst geistreichen, aber engherzige Erziehungspläne befolgenden Vaters blieben immer „eingesperrt" den Winter über, „den ganzen Vormittag in der Wohnstube mit Auswendiglernen zubringend." Nur, wenn im Dorfe ein schweres Redegeschäft auszurichten ist, wird Jean Paul aus seinen Lerngeschäften verschickt, kann nur bei solchen Gelegenheiten in's Freie und Kälte „und nur dann sich mit dem neuen Schnee werfen." — Aber im Frühling — „da wurden wir armen, vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahrszeit befreit und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Man sollte nur wissen, was das heißt, auf einmal nicht etwa aus

Stadtmauern, welche viel Feld umschließen, sondern aus Hofmauern und zwar sogar über das ganze Dorf hinwegzukommen, in mauerfreie Bezirke hinaus und in das Dorf von oben zu sehen, in das man nicht von unten gesehen." — Aber wie verkümmert und beschnitten ihm selbst der Frühling und der Sommer durch seinen sonderbaren Vater wurde, geht, so sehr die Pietät des, seine Eltern heilig verehrenden Sohnes diesem auch nur die leiseste Klage darüber verbot, aus seinen Beschreibungen fast zu schmerzlich hervor. „Die Frühling- und Sommermorgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau, an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außer dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen, nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns „zum zweitenmale" mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und die Himbeeren! — Nach dem Abendessen setzte sich der Vater mit der Pfeife in's Freie, d. h. hinaus in den — „ummauerten Pfarrhof," und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum, und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns." — Bei Gelegenheit seiner ersten Kinderliebe zu einem „blauäugigen Bauermädchen" erzählt er: „Wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die Paul am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, kletterte er auf die Hofmauer, sie zu sehen und heranzuwinken, und lief dann wieder herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — um

durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen — mehr durfte nicht von den Kindern aus dem Hofe — und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst in die Hand zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück!" — Die Sonntage, „ordentlich für Pfarrer und Pfarrkinder erschaffen," hebt er darum so sehr heraus, „da er sein Genießen damit anfing, daß er noch vor der Kirche durch das Dorf mit einem Bund Schlüssel ging und den Pfarrgarten mit einem davon aufsperrte, um daraus einige Rosen für das Kanzelpult zu holen. In der Kirche ging es schon darum heiter zu, weil die langen Fenster den kalten Boden und die Weiberstühle mit breiten Lichtstreifen durchschnitten, und weil das Sonnenlicht um die Zauberhirtin Augustina herunterfloß. Auch ist die Freude nicht zu verachten, daß er nach der Kirche und vor dem Essen zu den Frohnbauern der Woche das gesetzmäßige Halbpfundbrod sammt Geld austragen durfte." „Man würde," fährt er fort, „mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich eine andere Trinitatisfreude, bloß weil sie eine seltenere war, aufzuführen vergessen; dafür war sie eine desto größere, daß nämlich die Pfarrleute Hagen von Ködiß, unter der Predigt erschienen, und Paul's Spielkamerad, das kleine Pfarrherrlein, sich vor der Kirchthüre sehen ließ. Wenn mein Paul sammt Brüdern ihn aus seinem nicht weit entfernten vergitterten Chorstuhle erblickte, so hob auf beiden Seiten das Zappeln, Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken an und an Predigthören war nicht mehr zu denken. Wer

aber nun nach dem ersten doch so freudigen Sturm kindlicher und elterlicher Vorbereitungen noch die seligen Zephyre und Windstillen des Abends beschrieben verlangt, der vergißt, daß ich nicht Alles vermag. Höchstens möchte noch dabei zu malen sein, daß spät Abends das Jodißer Pfarrhaus das Köditzer weit über das Dorf hinaus begleitete, und daß folglich dieses vom Eltern und vom Pfarrherrlein erhöhete weite Hinausspringen über das Dorf in's Weite vollends so spät Seligkeiten ertheilen und nachlassen mußte, wovon im künftigen Leben ein Mehres." —

Noch tiefer sehen wir in die Beschränkungen dieser ihm so seligen Kindheit, wenn er erzählt, daß er es unter die größten Freuden derselben gerechnet habe, „wenn der Vater verreiste." Dann nur konnten „Paul und seine Brüder hinter den Augen der in Geschäfte verstrickten Mutter über die Hofklingelthüre hinaus nach einigem Grenzwildpret des Dorfes jagen, z. B. nach Schmetterlingen, Gründeln und Birkensaft und Weidenkuchen zu Pfeifen, oder einen neuen Spielkameraden, des Schulmeisters Fritz, hereinlassen, oder Mittags läuten helfen, bloß um von dem Seil bei dem Aufschwingen der Glocke in die Höhe gezogen zu werden; oder auf einer Leiter einen freiliegenden Balken besteigen und von ihm auf das anderthalb Stockwerk tief gelegte Heu herunter springen, um unterwegs das Fliegen zu genießen;" dann erst konnte er „zuweilen das Clavier im obern Stock an's offne Fenster setzen und auf ihm über alle Maaßen in das Dorf herabspielen." — Unter solchen Umständen war es

eine große, tief in das Leben des Dichters hineingreifende Erscheinung, ein historisches Ereigniß, daß der „Vater den Helden einmal an den Hof nach Versailles mitnahm, wie man wohl Zedtwitz ohne Uebertreibung nennen mag, da es die Residenz der Patronatherrschaft der Joditzer Pfarrer war. Jedesmal, wenn er bei Hofe gewesen — im Sommer fast zweimal monatlich — setzte der Vater Abends Frau und Kind in das größte ländliche Erstaunen über hohe Personen und deren Hofceremoniel und über die Hofspeise und Eisgruben und Schweizerkühe, und wie er selbst aus dem „Domestikenzimmer" sehr bald zum Herrn von Plotho, oder auch zum Fräulein, und endlich zur Freiin von Plotho, und stets wegen seiner Munterkeit zur Tafel gezogen wurde, wenn auch daran die bedeutendsten Rittergutsbesitzer Voigtlands saßen und aßen." — „Das eine Stunde entfernte Niederfallen der Joditzischen Pfarrsöhne vor dem Zedtwitzer Throne," fährt er fort, „wurde noch besonders jährlich durch eine prächtige Kutsche verstärkt, welche jeden grünen Donnerstag den Vater, als Beichtvater, zur Abendmahlsfeier der Herrschaft abzuholen kam." — Wie glücklich seid ihr jetzigen Kinder, ruft er dabei aus, „die ihr so aufgerichtet erzogen werdet, zu keinem Niederfallen vor dem Range belehrt und von innen gegen den äußern Glanz gestärkt!" — Die Haupteindrücke dieses Ganges waren aber die, welche der Dichter in dem herrschaftlichen Garten einsog, den er ein einziges Mal in seinem Kinderleben bei solcher Gelegenheit betreten konnte. „Schwerlich hat je ein anderer Gesandter," sagt er, „als unser damals noch kleiner Hildburghäuser Legationsrath un-

mittelbar nach der abgemessenen regelrechten Audienz solche romantische Stunden durchgeathmet und eingesogen, wie die Laubengänge, die Springbrunnen, die Mistbeete, die Baumaltane einem mehr in als außer sich phantasirenden Dorfkinde geben mußten, das zum erstenmale und einsam in diesen Herrlichkeiten mit gepreßter und weitgedehnter Brust umherwankte. Was den geschwungenen Paul wieder in die natürliche Wirklichkeit trug, war ein hölzerner Vogel an einem Seile, den er mit dem Eisenschnabel in das Schwarze einer Scheibe schießen lassen konnte. Ein köstlicher, vom Schlosse herabgesandter Obstkuchen hielt die Mitte zwischen Flug und Stand, und dessen süßer Nachgeschmack erhält sich unverwüstlich im Reliquiarium des Helden. O ihr schönen einsamen Stunden und Gänge für das darbende Dorfkind, dessen Herz so gern sich füllen, ja nur sehnen wollte an der Außenwelt!" —

Etwas mehr erweiterte sich von Zeit zu Zeit sein Horizont, als er später nach der Stadt Hof geschickt wurde, um von den unterstützenden Großeltern Lebensmittel zu holen. Der zweistündige Weg führte über gewöhnliche reizlose Gegenden durch einen Wald und darin über einen brausenden Fluß voll Feldstücke, bis endlich auf einer Felderhöhe die Stadt mit zwei verknüpften Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebne den begnügsamen kleinen Träger übermäßig überschüttete und ausfüllte. Vor einem Höhleneingange nahe der Vorstadt, in welchem der Sage nach die Höfer sich im dreißigjährigen Kriege geflüchtet hatten, ging er mit dem kindlichen Schauer vor allen Kriegen und Marterzeiten vorüber,

und die nahe Tuchwalkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerstößen und den unbändigen Maschinenbalken seine Dorfseele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darin aufzunehmen. — „Noch erinnerte er sich im 55. Jahre eines Sonntages, wo ihn, als er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ehrenfeldern und die Luftschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Auch noch später hat bei ihm auf einer weiten Gegend der Nachmittagschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht behauptet.“ — Da er auch im Schneewinter diese Gänge machen mußte, so verdankt er „diesen wöchentlichen Turnrennen manche später nachhallende Kräfte und überhaupt das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche, wie jede damalige, mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete.“

Doch das Größte, was Jean Paul als Kind erlebte, waren die Hofer Jahrmärkte, die am Montag nach Jacobi einfielen. Denn hier „ließen die Großeltern die Mutter jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch mit einsaß. Eine Jahrmarktstadt mußte eine potenzirte

Doppelstadt werden und Alles an Glanze überbieten, was ein Dorfjunge sich nur vorgestellt. Wie Kaisern sonst Ehrentränke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets von süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum damaligen Haarkräusler Silbern. Dieser kühlte von außen den Kopf durch Brenneisen ab. Der Nachmittag wurde herrlich und aufsichtfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lauten Gewimmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte Alles kaufen. — Die vornehmsten und schönsten Damen hatt' er umsonst oben an den Fenstern, und er verliebte sich unten vorbeimarschirend überall hinauf, zeichnete jedoch keine über ihn so durch Stockwerk und Kopfputz erhaben als Favoritsultanin aus, sondern kaufte Mandeln und Rosinen für die viehweidende Augustine in Jodiz. Allerdings wurde gegen sechs, halb sieben Uhr Lärm und Lust größer unter den Abendstrahlen, die immer mehr sich und die Menschen verschönerten und vergoldeten. In der tiefen Dämmerung dann und halben Nacht, welche die Jugend berauschen und begeistern, zog die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen, und Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, und der Dorfsohn hörte zum erstenmale Trommeln und Querpfeifen und Janitscharenbecken. In ihm entstand ordentlich ein Tonrausch, und er hörte, wie der Betrunkne sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in ihn die Querpfeifen ein durch melodischen Gang in der Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem

Einschiesen, wo die Phantasie das Griffbret oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, bloß mit dem Tone und damit spräche zu mir." —

Noch in seinem sechzigsten Jahre sah der Verfasser den Dichter, der sonst so selten aus seiner Klause kam, jeden Jahrmarkt Nachmittag in Baireuth sich allein in das Gewühl werfen, um an dem Getön und dem Geruch der Jahrmärkte auch jene Kindheitsseligkeiten wieder einzuschlürfen und um sich zu erneuern! —

Was aber die Einsamkeit und Zurückgezogenheit dieser entscheidenden Kindheitsepoche noch bei Weitem vermehrte, war, daß Jean Paul selbst die Dorfschule seines Ortes nach kurzem Besuch nicht mehr betreten durfte. Denn als er bei dem Vater einmal sich darüber beschwert, daß ein langer Bauersohn ihn mit einem Einlegemesser ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen, gab dieser, „in seinem ehrgeizigen Zorne," ihn und seinen Brüdern allein den Unterricht.

Die Folge dieser Entziehung so vieler Kinderfreuden war nun einmal, daß Jean Paul den Grund zu der tiefen, unaufhörlichen schmerzlichen Sehnsucht, die durch sein Leben und alle seine Werke zieht, schon in dieser seiner seligsten Lebenszeit legte, und dann, daß er in dieser schon in sein Inneres hinabzusteigen und mit demselben sich zu beschäftigen gezwungen war. Für einen, so nach allen Gütern dieser Welt dürstenden Knaben, der weder im Freien spielen, noch mit den wenigen Menschen seiner Umgebung

verkehren durfte, mußte die allergeringfügigste Sache, das kleinste Ereigniß von größter Wichtigkeit und Einwirkung werden, und, was Andre kaum der Aufmerksamkeit für würdig hielten, mußte er mit Liebe und Ehrfurcht betrachten. Er mußte ferner, da ihm die wenigen Dorfleute selbst fern blieben, jeden Menschen mit gleicher Sehnsucht und Liebe umfassen, zumal die Entfernung selbst in dieser vertraulichen Dorfnähe. ihm eben jeden Menschen der Liebe würdig zeigte, und, da er mit keinem in Conflikt kam, die Täuschungen, welche den Haß erzeugen, ihm fremd bleiben ließ.

Was jene unermeßliche Sehnsucht, die damals schon in ihm lebte, betrifft, so führt Jean Paul selbst eine Menge Züge von ihr an. Der Ausschluß aus der Schule war vielleicht die erste und größte und gefühlteste Entbehrung, die ihn traf, und sein Schmerz wuchs, wenn er jeden Winter die Schulkinder in einen Hafen einlaufen sehen mußte, der ihm versperrt blieb. Daher blieb ihm selbst auch diese Dorfschule für sein ganzes Leben im rosenrothen Lichte der Erinnerung; und der „lungensüchtige magere, aber aufgeweckte Schulmeister, den er, wie alles Lebende, lieb gewonnen, mit dem er alle Wartangst theilte, wenn er hinter seinem, zum Fenster hinausgehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, oder wenn er das Zuggarn über die Emmerlinge auf dem Vogelheerde draußen im Schnee herüberzuschlagen vorhatte," geht unter mancherlei Gestalten durch seine Dichtungen. — Diese Sehnsucht und Eingezogenheit mußte denselben Einfluß äußern auf die Bilder und Vorstellungen seiner Phantasie, und die Richtung seiner Ge-

müthsneigungen, wie auf die Bildung seines Geistes. Er bekam, wie er selbst sagt, „von da an eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen." Dieser Haussinn zeigte sich zuerst überall in den Phantasien des Knaben; die jungen Schwalben pries er glücklich, weil sie in ihrem ummauerten Neste innen so heimlich sitzen konnten in der Nacht. — Wenn er in den großen Taubenschlag auf dem Dache hineinstieg, so war er in diesem Zimmer voll Zimmerchen oder Taubenhöhlen ordentlich wie zu Hause, und die Antlitzseite desselben war ihm ein Louvre oder Escurial im Kleinen. „Ich fürchte nur," fährt er fort, „man läßt es mir selber entgelten, wenn ich die kindische Kleinigkeit in meinen Vorlesungen aufnehme, daß er ein vollständiges Stück Fliegenhaus aus Thon, eigentlich ein Lustschloß, gebaut, so lang und breit wie eine Männerfaust und um etwas höher; es war aber das ganze Speisehaus roth angestrichen und mit Dinte in Ziegelquader abgetheilt, mit Stockwerken, vielen Treppen, mit Geländern und Kammern, einem geräumigen Dachboden versehen, außen oben mit Erkern und Vorsprüngen und sogar mit einem Rauchfang versorgt. Wenn nun Paul die unzüchtigen Fliegen in diesem weiten Lustschloß treppauf treppnieder in alle große Zimmer und dann gar in die niedlichen Erkerlauben sah, so machte er sich eine Vorstellung von ihrer häuslichen Glückseligkeit und wünschte selber darin an den Fenstern mitzulaufen, und er setzte sich an die Stelle der Hausbesitzer, welche aus den weitesten Zimmern sich in die niedlichsten, engsten Kämmerchen und Erkerchen zurückziehen konnten." —

Wenn wir alle als Kinder von Zeit diese Sehnsucht nach dem Kleinen getheilt, so war sie bei Jean Paul bis in sein höchstes Alter hinein vorwaltend. „Noch jetzt," sagte er im Jahre 1818, „kann der gute häusliche Narre im zugemachten Kutschkasten ganz vergnügt sitzen und in die Seitentaschen mit Sehnsucht hineinsehen und sagen: ein prächtiges, stilles, feuerfestes Stübchen!" — —

Die „uferlose" Thätigkeit des Knaben warf ihn nun ferner vornehmlich auf geistige Spiele, die er mit unsäglicher Wollust trieb. Er erfand sich neue Buchstaben, er verfertigte Uhren, Bücher aus Papierschnitzeln. Von welch' tiefer Bedeutung ihm die geringfügigen Spiele, welche Kinder allein treiben, jene „aufgelesenen Bruchstücke, welche in jeder andern Kindheit umhergestreut sind, erscheinen, und wie sehr sie ihn nicht nur damals, sondern auch sein ganzes Leben hindurch beschäftigten, sieht man daraus, daß er sie in seiner Selbstbeschreibung auf das Umständlichste beschreibt, trotz daß er den Biographen von ihm lächerlich macht, der „daraus etwas Besonderes zusammenlesen wolle." Wie tief und unaufhörlich aber der auf sein Inneres allein angewiesene lern- und forschbegierige Knabe schon damals sich selbst beobachtet, sehen wir aus Mittheilung einer Thatsache, die dem Dichter selbst bis an seine letzten Tage wunderbar vorkam, und deren Eindruck ihm, wie seine Frühlingsgeburt, wie die Segnung durch den Großvater, beständig gegenwärtig blieb. „Nie vergeß' ich," sagt er, „im Jahre 1818 (dem Verfasser erzählte er sie später oft; siehe dessen Schriftchen über seine letzten Tage), die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich be

der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb; da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte." —

Diese fortwährende Selbstbeschäftigung mit seiner eignen Seele, die ihm die Armuth des äußern Kinderlebens zuerst aufzwang, ward noch mehr befördert durch die Art, wie ihm selbst von seinem Vater die geistige Nahrung des Wissens zugeführt wurde. Er mußte an den Büchern „wie ein kräftiger Hellseher sich selber magnetisiren." Vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags gab der Vater den Söhnen Unterricht, und dieser bestand bloß darin, daß er sie nur auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langen's Grammatik; die lateinischen Beispiele, ohne sie zu verstehen. Ging der Vater an schönen Sommertagen über Land, mußten die Söhne in der Stube unterdeß Aufgaben lernen. Selbst aus dem „Speccius" mußte er in's Latein übersetzen, ohne einen Corrector der Fehler zu finden. Die Gespräche in Langen's Grammatik „weissagte" er sich deutsch aus Sehnsucht ihres Inhalts; in einer la-

teinisch geschriebnen griechischen Grammatik studirte er „hungrig und durstig" das Alphabet. Als der Vater ihm eine Freude damit machen wollen, ein kleines lateinisches Wörterbuch mit ihm zu treiben, und er bei der ersten Seite das Wort lingua nicht ganz richtig aussprechen lernte, „entzog ihm der Vater in zorniger Ungeduld auf immer selbst das Vocabelbuch und dessen Erlernen." Ohne ein Wort von Geschichte, sowohl alter als neuer — Naturgeschichte, dem Wichtigsten aus der Erdbeschreibung, desgleichen Arithmetik und Astronomie, so wie Rechtschreibung — ward der Knabe zwölf Jahr alt, und selbst später lernte er alles dies nur schriftlich und brockenweis aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek! Desto lechzender war sein Durst nach Büchern in dieser geistigen Saharawüste. Ein jedes Buch war ihm „ein frisches grünes Quellenplätzchen, besonders der orbis pictus und die Gespräche im Reiche der Todten; aber es war auch die Bibliothek seines Vaters ihm nur offen, wenn derselbe nicht darin und daheim war." Wenigstens lag der Knabe doch oft auf dem platten Dache eines hölzernen Gitterbettes (ähnlich einem vergrößerten Thierkäfig) und kroch auf Büchern, um eines für sich zu haben. Man erwäge nur, in einem volkleeren Dorfe, in einem einsamen Pfarrhause mußten für eine so hörbegierige Seele Bücher sprechende Menschen, die reichsten ausländischen Gäste, Mäcene, durchreisende Fürsten und erste Amerikaner oder Neuweltlinge für einen Europäer sein!" —

Auf diese Weise wurde selbst das, was den meisten Menschen in diesem Alter ein beständiger Quell von Qual wird, die nur von den Vergnügungen des Wissens oder

von dem Ehrgeiz des Emporragens vor Andren gemildert wird, für Jean Paul's Seele ein Gegenstand schmerzlichen Sehnens; er mußte seiner Natur nach in seiner einsamen Welt die größte Freude an jener Qual des Lernens empfinden, und doch wurde sie ihm vorenthalten! „Es war nichts Leichtes," sagt er, „an einem blauen Juniustage, wo der Allherrscher Vater nicht zu Hause war, sich selber in einem Winkel festzusetzen und gefangen zu nehmen und zwei oder drei Seiten von Vocabeln in den Kopf einzuprägen; und doch wußt' ich immer das Meine!"

Man wird dadurch dem Vater fast gram! Aber mit solchem Nachdruck auch der Biograph Jean Paul's von den Mißgriffen und Fehlern in der Erziehung seines Vaters, die der Sohn mit gottesfürchtiger Pietät nur sanft andeutete und halb verhüllte, sprechen, und solcher Schmerz ihn beim Andenken an diesen beschränkten Hüter denken muß, der mit dem Schulstock vor das Kindheitsparadies des Dichters sich stellte, so würde der verklärte Geist desselben ihm mehr als dem größten Sünder zürnen, wenn er nicht die hohen und schönen Züge des väterlichen Herzens emporhöbe, zumal sie dem Sohne zu den herrlichsten Seiten seines Seins und Wirkens als Muster vorgeleuchtet. Das vorzüglichste Erbtheil, das der Vater ihm hinterließ, war das Gedächtniß an dessen „uneigennützige Menschenliebe. Wenn ich bedenke," ruft er in den spätern Notizen aus, „wie ich nie ein Wort oder einen Zug des Eigennutzes vom Vater vernommen, so muß ich Gott danken; immer hört' ich von ihm Erzählungen, wie er und andre Geistliche ihre Kleidungsstücke

hingegeben der Armuth; mit Freude erzählte er es bloß als Nothwendigkeit, nicht als Anmahnung." — Er schnitt das Brod für die Frohnbauern zu groß, er schickte dem Schulmeister trotz seiner drückenden Umstände von Allem, was er genoß. Er stand „neben den Feldarbeitern nicht als ein Treiber und Frohnvogt, sondern als freundlicher Seelenhirt, der an der Natur und an den Beichtkindern gleichen Antheil nimmt." „Wenn ich," sagte er hier an einer andren Stelle, „andre Geistliche und Rittergutsbesitzer so reichlich vom Kopf bis zum Fuße ausgerüstet sehe mit Saugrüsseln, Saugstacheln und allen Einsauggefäßen, so daß sie immer an sich ziehen, so find' ich bei meinem Vater leider das äußere Saug- oder Einsaugsystem fast in gar zu siechem schwachen Zustande, und er dachte zehnmal des Tages wohl an das Geben — er hatte nur aber Wenig dazu — aber kaum einmal an das Nehmen, womit er doch sich selber hätte etwas geben können; und wenn ich später an so manchem Menscheninsect gute Freßzangen zu bewundern hatte, so hielt mein Vater weiter nichts als Geburtzangen in der Hand, welche bloß fremde Leben bringen und fristen." Als dieser Vater nach zehnjährigem Darben auf dem kleinen Dorfe endlich die Berufung zu einer reichen Pfarre erhielt, da brachte er die Freudenpost ernst und traurig, weil „in ihm schon der Abschied von der geliebten Gemeinde zu weinen anfing, welche seit vielen Jahren seine zweite Familie geworden." Diese Menschenliebe fand Jean Paul auch bei seinen Großeltern mütterlicher Seite, und der Dichter dankte abermals Gott, wenn er bedachte, wie „christlich gebend" sein Großvater gewesen. „Wenn," sagt er an

einer andern Stelle bei Gelegenheit der Verheirathung seines Vaters, „ein Bürger, der durch Tuchhandel und Schleierhandel wohlhabend geworden, von seinen zwei einzigen Töchtern die schönste, kränklich zart gebildete und geliebteste einem dürftigen Tertius, der mit seinen Gläubigern eine Tagereise von ihm wohnt, nicht versagt, so mußte in dem Tuchmacher eine über sein Tuch und Geld erhabne Seele wohnen."

Doch von nicht wenigerm Werth war für ihn die stolze und aufrechte geistige Haltung des Vaters, der im Selbstbewußtsein seines Werthes vor Niemand niederfiel und eher starrköpfig als servil zu nennen war. Bei den Besuchen in Zedtwitz bei seiner Patronatherrschaft war er „wie ein alter lutherischer Hofprediger, der die unabsehliche Größe des Standes, wie das Erscheinen der Gespenster anerkannte, ohne vor beiden zu beben." Als aber die reiche Stelle erledigt worden, und die Frau von Plotho, die Gönnerin Richter's, sie zu vergeben hatte, „ging er nur seltner nach Zedtwitz. Vollends eine Bittschrift um die Pfarrei, oder nur eine mündliche Bitte zu bringen, dies hätte ihn nach seiner altgläubigen Ueberzeugung, daß nur der heilige Geist zum heiligen Amte rufen müsse, als eine Simonie befleckt. So mußte denn die geburtstolze Gönnerin sich den festen, amtstolzen, ärmlichen Schwarzrock ohne Bitte und ohne Gesuch gefallen lassen." —

Endlich blieb des Vaters edles geistiges Wesen nicht ohne hohe dichterische Einwirkung auf den Sohn, und grade durch dessen Liebe und dessen Betreiben der einzigen Kunst, die sich in dem nun innerlich lebenden Jean

Paul entwickeln und leben konnte, und die gerade in die Seelen einzieht, vor denen, wie vor dem singen lernenden Vogel im Käfig, durch Armuth und Einsamkeit die Außenwelt verhangen wird, die Tonkunst. „Ihr," sagt der Dichter, „war meine Seele überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argusohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalcadenzen heimorgelte, so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobnes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweih, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den bebänderten Bauerburschen vor der Mauer unsres Pfarrhofes mit Schalmeien und Geigen vorüberzogen, so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Luft spielten darin mit Frühlingen. Viel Stunden widmete ich mich einem alten verstimmten Clavier, dessen Stimmhammer und Stimmmeister nur das Wetter war, dem Abtromnirte meiner Phantasien." — Aber auch zur Bildung dieses Talentes, das sich in der Folge von selbst so ausbildete, daß Zuhörer seiner Phantasien in späteren Jahren erklärten, er hätte ein eben so großer Tonsetzer als Dichter werden können, that der Vater, gemäß seiner sonderbaren Erziehungsweise, nichts. Der „so clavierfertige Vater wies ihm keine Taste und Note." — Aber es war dagegen der Anblick des hierin so begeisterten Vaters, welche ihn durch das anfeuernde Beispiel so gewaltig zu der Tonkunst hinzog. Trotz daß Jean Paul dem Vater einen Vorwurf

daraus macht, daß er, „des Brodes halber," die Tonkunst aufgegeben, so berichtet er doch, wie diese Muse den Vater nicht verlassen. „Besuchte sie ihn denn nicht," sagte er, „als alte Geliebte im Nonnengewande der heiligen Jungfrau und brachte ihm im einsamen, tonlosen Pfarrdorfe Jodiß jede Woche Kirchenmusiken mit?" Und Winterabends hatte er, „wenn die Kinder in bloßen langen Schlepphemden auf und abhüpften, gewöhnlich sein rastrirtes Foliobuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter den Kindertönen setzte, und der Knabe sah dem Schreiben zu und bewunderte den Vater, „wie er seine innere Musik ohne alle äußere Hülfstöne und unverstimmt vom Kinderlärm setzte." —

Aber auch sonst sah er den Vater von einem heiligen poetischen Lebenskreis ergriffen, der in dem Sohne sogleich dieselbe Stimmung hervorrief, ihn zum Nachdenken aufforderte und seiner Phantasie Beschäftigung gab. „Der Vater nämlich," erzählte er, „kann an dem Christmorgen stets wie mit einem Trauerflor bedeckt aus seiner Stube in die lustige leuchtende Wohn- und Gesindestube herab; die Mutter selber versicherte ihre Unwissenheit über diese jährliche Traurigkeit und Niemand hatte Muth zur Frage. So war auch das Erste, was bei dem Kinde, nachdem es jubelnd und trunken nach Durchlebung des heiligen Kinderschauers vor dem lang verheißnen Christkinde zu den Weihnachtsgaben hingestürzt war, aufstieg, nicht eine Thräne der Freude, sondern ein Seufzer über das Leben! — Und die väterliche Trauer ist nach ihm aus der späteren des Sohnes zu erklären, da der Letztere seit

vielen Jahren selber eine solche bei aller äußern Freudigkeit und Thätigkeit zu verhüllen hat. — Es ist eben bei Beiden nur das, bei jenem von Kirchenstücken, bei diesem von Romanen hervorbrachte, wunde Wehgefühl der Vergleichung zwischen dem männlichen Herbst der Wirklichkeit und dem kindlichen Frühlinge vor ihnen, in welchem noch dicht aus dem Stamme der Wirklichkeit die Blüthen des Jedeals ohne Umwege von Blättern zu Aesten wachsen. — Und dem Knaben bezeichnete damals der Uebertritt oder Ueberflug aus dem wogenden spielenden unabsehlichen Meere der Phantasie auf die begrenzte und begrenzende feste Küste der Wirklichkeit sich mit dem Seufzer nach einem größern, schönern Lande." —

Mit dem zwölften Jahre endigt sich diese entscheidende Epoche für den Dichter. Um ihre Bedeutung ganz aufzufassen, muß man sich beständig vergegenwärtigen, und wir können es nicht oft genug wiederholen, daß sie die glücklichste in seinem Leben gewesen, und nur darum, weil in ihr die Sehnsucht nach den kleinsten wie größten entzogenen Gütern von der blühenden Schöpfungskraft einer durch Einsamkeit früh geweckten Phantasie und Reflexion mit dem poetischen Schein noch ungetäuschter, grüner, unbestimmter Hoffnung und süßer Ahnungen umglänzt blieb. Um aber endlich ganz sich bewußt zu werden, wie alle jene kleinen Züge, die wir mittheilten, und von denen wir für spätere Gelegenheit uns noch mehre vorbehielten, für den Dichter von so großer Bedeutsamkeit sein und bleiben mußten, kann man sich die Abgeschiedenheit seines Kindheitdörfchens am Ausgang des Fichtelgebirgs nicht groß genug vorstellen. Glücklicher

Weise hat uns der Dichter selbst einen höchst bezeichnenden Zug davon aufbewahrt. Während Göthe so ausführlich die Theilnahme seiner Knabenzeit an dem siebenjährigen Kriege, die mannigfachen Eindrücke, welche die Parteiungen und Kriegsereignisse auf die junge Seele machten, darstellt, erzählt Jean Paul die seinige an den damals die politische Welt bewegenden Kriegen wegen der ersten polnischen Theilungen also. „Der Vater bekam von seiner Patronatherrin die Baireuther Zeitung geschenkt; monatlich oder vierteljährlich — so oft er eben nach Zedwitz ging — brachte er einen Monat- oder Vierteljahrgang auf einmal nach Hause, und ich und er lasen einen so großen Abhub mit Nutzen, eben weil wir sie mehr band- als blattweise bekamen. Gewöhnlich am Morgen trug ich meinen Neuigkeitenatlas in das Schloß zur alten Frau von Reitzenstein und weissagte am Kaffeetischchen und ließ mich loben. Noch erinnere ich mich einer damals oft vorkommenden Mehrzahl „Conföderirte." Höchst wahrscheinlich war in Polen der Plural; aber ich entsinne mich nicht des geringsten an ihm genommenen Antheils, wahrscheinlich weil ich nichts vom ganzen Handel verstand. So parteilos und ruhig wurden nun in unsrem Dorfe die polnischen Affairen beurtheilt, so wohl von mir, als von der alten Frau von Reitzenstein, meiner Zuhörerin."

Ehe wir endlich den Dichter in seine eigentlichen Lehrjahre begleiten, müssen wir noch vor dem Leser vorübergleiten lassen, in welcher Gestalt ihm das erschien, was er „seine erste Liebe" nennt; auch in diesem Höchsten war sein Leben allen andren Ereignissen, die sonst auf die Menschen-

seele einwirken, gleich. „Es war ein blauäugiges Bauermädchen seines Alters, die wir unter dem Namen Augustine bei einer andren Gelegenheit schon erwähnten,“ von schlanker Gestalt, eirundem Gesicht mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangen nehmen. Zu einer Liebeserklärung kam es zwar bei Paul nicht — aber von Weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus sie in ihrem Weiberstuhle ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dies nur Anfang; denn wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, sah er sie von der Hofmauer herab, um ihr Zuckerwerk zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück; hatte er ihr aber einmal seine Mandeln zustecken können, so erwuchs freilich aus ihnen ein ganzer, blühender im Kopfe hängender Garten voll Duft, und er ging darin wochenlang spazieren. Und auf dem Höfer Jahrmarkt ließ er alle geputzten Damen unbeachtet und kaufte Zuckerwerk für die viehweidende Augustine in Jodiz. Uud in dieser Brennweite der Liebe blieb Augustine gegen Paul, und er erlebte in Jahren nie eine Zeit, ihr nur die Hand zu drücken! An einen Kuß wollen wir gar nicht denken. Schon wenn er zuweilen einem nicht schönen Dienstmädchen seiner Eltern, das er nicht einmal liebte, verschämt und heftig an den Mund flog, brauseten in dem Kusse Spiele und Körper unbewußt und schuldlos mit einander auf; aber vollends der Mund einer Geliebten hatte ihn in heiße Himmel eingetaucht und ihn darin in einem glühenden Aether zer-

lassen und verflüchtigt." — „Und doch," — so rief Jean Paul in seinem späten Alter aus, damit mehr als durch irgend einen Zug bezeichnend, was ihm das Kindheitleben in Jodiz sein Leben hindurch geblieben — „und doch wollt' ich, er wäre schon in Jodiz ein oder ein paarmal verflüchtigt worden!" — Dafür blieben ihm aber „die Kuhglockenspiele lange Zeit die Kuhreigen der hohen, fernen Kindheitalpen — und noch wogte sein altes Herzblut, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht wurden — als Töne von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter, schöner Ferne, und er möchte dabei fast weinen vor Lust. Denn man geselle der Liebe auch nur den kleinsten Ton zu, und wäre die Kuh die Glöcknerin, so verdoppelt dieser seine orphische Zauber- und Bannkraft, und seine unsichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz in's Freie hin, und er weiß nicht, ist er zu Hause oder in der Ferne, und der Mensch regiert froh, zugleich über Haben — und Entbehren!"

Drittes Kapitel.

Des Dichters Lehrjahre in Schwarzenbach an der Saale.

Es war am 9. Januar 1776, also im beinahe vollendeten dreizehnten Jahre, als Jean Paul mit seinem nach Schwarzenbach an der Saale als ersten Pfarrer versetztem Vater dem Ort seiner Geburt und dem Schooß des Fichtelgebirges um mehre Meilen wieder näher zog und seinen Vater in einen unabhängigern und größern Wirkungskreis begleitete, von wo 15 Jahre später des Dichters Ruhm und eigentliche Wirksamkeit zuerst ausgehen sollte. —

Schon nach den ersten Schritten aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte lag derselbe als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht hinter ihm, als ein Ort, welcher die erste Liebe seines kindlichen Herzens ihm auf immer verbarg. Der Dichter erinnert sich in seiner Selbstlebensbeschreibung von dem ganzen geräuschvollen Umzuge von Joditz nach Schwarzenbach an der Saale keines andern Umstandes, als daß er seiner Augustine von dem neuen Wohnorte „einige artige Potentaten überschickte, die er mit

Fett und Ruß nach ihrem gemalten Leben gezeichnet und mit dem Farbenkästchen täuschend illuminirt hatte, ein Liebesandenken, an welchem er die ganzen ersten Wochen in Schwarzenbach gearbeitet. —

Dies geschah im dreizehnten Jahre Jean Paul's, und vergleicht man damit die seltsamen und abenteuerlichen Streifereien, welche in demselben Alter nach seiner eignen Darstellung Göthe in der gewühlvollen Reichsstadt Frankfurt an der Seite seiner Herzensprinzessinnen unternahm, so treten noch deutlicher die kindliche Unschuld, die Reinheit des Gemüths und die engbegrenzte äußere Ideenwelt der reifern Knabenjahre unseres Dichters vor Augen.

So wichtig und einflußreich jedoch das Leben in dem Dörflein Jodiz auf die spätere Gefühl-Phantasie- und Dichterwelt Jean Paul's wurde, so gewann dieselbe Bedeutung der Aufenthalt in Schwarzenbach an der Saale in Bezug auf die reingeistige und Verstandesentwickelung des Dichters, auf die Natur der von ihm eingesammelten Kenntnisse, die Art, dieselben einzusammeln, sie zu verarbeiten, mithin besonders auch auf die Form seiner Darstellungen. Ehe wir jedoch diesen wichtigen Theil des Schwarzenbachers Lebens, dessen Einwirkungen und spätere Nachwirkungen verfolgen, wollen wir das Wenige, was der neue Lebenskreis in den drei Jahren, während welcher Jean Paul in demselben sich bewegte, an äußern Bildern und dichterischen Einnerungen Neues darbot, nach seinen eigenen Angaben dem Leser vorführen.

Schwarzenbach selbst, als ein nicht unbedeutender Marktflecken, hätte nach den uns bekannten, ärmlichen

Joditzer Umgebungen eigentlich dem Knaben als eine ungemein reiche Welt vorkommen müssen; aber der Dichter sagt uns davon weiter nichts, als daß es „einen Pfarrer und einen Caplan, einen Rector und einen Cantor, ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zweier großen, diesen gegenüber zwei große Brücken mit der dazu gehörigen Saale — und gleich daneben das Schulhaus, so groß wie das Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathhaus, nicht einmal gerechnet das lange leere Schloß" — gehabt habe. Aber wir finden weder jener freudigen Gänge nach Hof, noch überhaupt irgend einer der Joditzer Idyllenfreuden gedacht. Aus dem Schweigen des Dichters hierüber ist schon zu folgern, daß er wirklich in Schwarzenbach dieselben entbehrt, und daß ihm sogar die ärmliche Kinderwelt jenes Dörfchens, deren Armuth uns bereits schmerzlich berührt, als ein fernes untergesunkenes Glück erschienen; daß er sogar gleich bei seinem ersten Schritt in eine etwas größere Umgebung auf der Leiter menschlicher Freuden einige Stufen herabgestiegen sei. Da nun diese erste schmerzliche Täuschung sogleich auf die Joditzer Welt folgte, da diese Täuschung mit jeder neuen Lebensepoche fast bis zum männlichen Alter sich wiederholte und mit den erwachenden immer höheren Wünschen und Bedürfnissen in ein steigendes Mißverhältniß gerieth, so ist wohl dadurch schon einigermaßen erklärt, warum eine so ärmliche Kinderzeit das Ideal einer so reichen Dichterwelt werden konnte. —

Wie schon einmal erwähnt, verbot die kindliche Pietät dem Dichter jede laute Klage über seine Eltern. Dennoch sind uns einige Andeutungen hinterlassen worden,

welche erklären, warum bereits in Schwarzenbach die drückenden und von ihm bereits schwer gefühlten Lebens- und Jugendstunden angegangen sind.

„Der Vater durfte in Jodiz Schulden machen," sagte er in einer seiner Aphorismen, „bei dem, jedoch mehr eingebildeten, als wirklichen, Reichthum seiner Schwiegereltern und seiner Vocationaussichten." — Er hatte nun allerdings in Schwarzenbach ein bedeutenderes Gehalt, aber davon um so weniger Genuß, als sogleich in den ersten Jahren die Gläubiger bedeutende Abzüge davon erhalten mußten. Dies, in Verbindung mit körperlichen Leiden, verwandelte den früher als so heiter geschilderten Pfarrer in einen mißmüthigen Mann. — „Der Vater," sagt auch hierüber Jean Paul selbst in seinen Notaten, „war oben in der Studir- und Geschäftsstube; er konnte nur an sich denken; er hielt uns dem Rectorat übergeben und es war keine Frage mehr nach Fortschritten! — Jetzo war ich eigentlich ohne Aufsicht." Und an einer andern Stelle: „Der Vater ritt allein nach Jodiz und Zedwiz; alle frohen Fußreisen zu Geistlichen in der Nähe waren weggefallen; nur in einem Orte war ich eingepfarrt, von einem körperlich und geistig umschränkten Hofraum war ich umgeben, ohne Männer, Lehrer, ohne Ideen, ohne alles Geistige." — Natürlich mußte nun auch dieser Mißmuth des Vaters in der ganzen Familie wiederklingen. Jean Paul klagt sich darum in denselben Andeutungen, die er sich zu Schilderungen seines Schwarzenbacher Leben aufgezeichnet, von dem er aber die Schattenseite darzustellen eben aus Schonung für seinen Vater nicht über's Herz

bringen konnte (und wahrscheinlich war auch dies mit ein Grund, warum er so plötzlich seine Selbstbiographie abbrach, als er an jene Schilderung kam) — er klagt sich in diesen Andeutungen mit Schmerz selbst an, daß er wohl angefangen habe, „den Vater minder zu lieben, und sogar den Abendgesprächen, welche derselbe mit dem Kaplan führte, nicht mehr so theilnehmend und freudig zuzuhören," ja daß er ihn „gequält zu haben" fürchtete. —

Auch die Gegend um Schwarzenbach war, wiewohl dem Fichtelgebirge näher gelegen, ebener, kahler, und der Knabe, der sich aus derselben nicht entfernen durfte, vermißte um so schmerzlicher die Anhöhen um Jodit.

So war der Dichter nur im Stande, aus dem ganzen dreijährigen Leben in Schwarzenbach drei und ohnehin einzeln stehende, dichterische Freudenmomente hervorzuheben. — Die erste Geschichte einer zweiten potenzirten Liebe, in welcher er es bis zum ersten Kuß brachte, ist davon der bedeutenste, ist in diesem unschuldigen Knabenleben ein zu rührendes und war für den Dichter ein zu bedeutendes Ereigniß, als daß es irgend Jemand anders als mit seinen eigenen Worten je würde darstellen mögen:

„Wie früher dem Kirchenstuhle gegenüber," so erzählt er, „so konnt' ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin — mich verlieben in ihr niedliches, rundes, rothes blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davon lief. — Am Schulcarneval, das den ganzen Fastnacht Vormittag einnahm, in Tänzen und Spielen

bestand, hatt' ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so den regelrechten vorzuarbeiten und vorzutanzen. Ja, bei dem Spiele: wie gefällt Dir Dein Nachbar? — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu Küssen befehligt wird und auf das Verneinen einem Hergerufenen unter einigen Ritterschlägen des Plumpsacks laufend Platz zu machen hat — trug ich letzte häufig neben ihr davon, eine Goldschlägerei, durch die meine Liebe wie reines Gold nur größer wurde. Alles dies konnten mir die Seligkeiten nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegenlief, aus dessen Fenstern ich schaute. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowohl zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mund voll Obst — dies war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinablief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie im Stande. — Inzwischen habe ich das Vergnügen, Allen, welche in Schwarzenbach bloß ein wiederholtes Jodiß der Liebe erwarten, zu melden, daß ich es zu etwas brachte. An einem Winterabende, wo ich meine Prinzessinsteuer von süßen Gaben schon vorräthig hatte, der gewöhnlich die Einnehmerin fehlte, beredete mich der Pfarrsohn zu dem verbotenen Wagstücke, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater beschäftigte, im Finstern das Pfarrhaus zu verlassen, die Brücke zu passiren und geradezu in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmer wohnte, zu marschiren und unten in eine Art von Schenkstube einzudringen.

Ob Katharine aber zufällig da war und wieder hinaufging, oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwand herunterlockte auf die Mitte der Treppe, oder kurz, wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand, dies ist mir Alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern Alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Erstgeschenke, und dann drückte ich — der ich in Jodiz nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum ersten Male ein lange geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßte ich auch nichts zu sagen; es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wieder kam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunftstraum waren in einem Augenblicke zusammen eingepreßt — und im Finstern hinter den geschlossenen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für einen Blick und war dahin. Aber ich habe es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche." —

„Es war," fügte er später hinzu, „der erste Kuß und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu. Wie gewöhnlich, nahm ich während meines ganzen Schwarzenbacher Lebens mit meiner telegraphischen Liebe vorlieb, welche noch dazu ohne einen antwortenden Telegraphen sich erhalten und beantworten mußte." —

Die Reinheit seiner Seele, wie die bei weitem höher gestiegene Gluth der Auffassung jeder Gefühlserhebung, zeigt in noch höherm Grade die mit noch feurigern Farben in seinem hohen Alter geschilderte Be-

schreibung des ersten Abendmahls. Auch ist dieselbe in noch andrer Art für ihn merkwürdig. Die Erinnerung an die dabei durchlebten Gemüthserhebungen steht schon darum einzeln wie ein ferner großer Berg in einer dürftigen Ebne da, weil bald darauf seine Seele in religiöser Beziehung eine Richtung nahm, die ihm die Wirkung der kirchlichen Ceremonien und Dogmen, wenn nicht verlöschen, doch bedeutend schwächen mußte.

„Das Abendmahl" — und mit dieser Beschreibung schließt Jean Paul für immer seine ausgeführten selbstbiographischen Mittheilungen — „das Abendmahl steht auf dem Lande, oder noch richtiger unter echten Christen, nicht bloß als eine christliche, moralische toga virilis da; nicht wie in Städten für Mädchen als die Einkleidung weniger in Nonnen, als in Jungfrauen, sondern es ist die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt; erst jetzt wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sacrament steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonntage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von zwölf Jahren durch den 21. März nicht reichlich genug abgelaufen zu sein schien. Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rector ist (von ihm nachher), der uns die schreckliche, bloß dieser Religionshandlung eigenthümliche Bedingung glü-

hend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und, wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selber mit vergießen half, waren das Wenigste, was seine Herzrede aus mir und Andren hervortrieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wohl that es dann, an dem Beichttage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen! Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, leichter, heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und den Menschen einen heitren, weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden, warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus. — Am Sonntagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmückten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Einweihezuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. Alles dies und sogar der Festanzug und der Blumenstrauß und die verdunkelten duftenden Birken

im Hause und im Tempel wurden für die junge Seele, deren Flügel schon in der Bewegung und in der Höhe waren, noch vollends ein mächtiges Wehen in die aufgespannten Flügel hinein. Sogar während der langen Predigt war das Herz mit seinem Feuer gewachsen; bloß Kämpfe wurden unter ihr gegen jeden Gedanken, der nur weltlich und nicht heilig genug war, geführt. — Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmahlbrod empfing und von dem jetzo rein geliebten Lehrer den Kelch: so erhöhte sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war bloß dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen sollte, und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wundervereinigung. — So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare; aber dieser Himmel offenbarte sich mir durch eine unbeschränkte, von keinem Fehler getrübte, sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, hab' ich bis jetzo lebendig und jugendlichfrisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des heiligen Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger, und ich schloß sie alle in ein so weites, reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Katharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde, als die übrigen. Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein

aufgedecktes, unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinnste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Aetherharfe, welche der Aether der Liebe durchweht. — Aber im beweglichen Menschen kann leichter sich Alles beständig oben erhalten als das Reinste und Beste, wie im Quecksilber alle Metalle oben bleiben, nur das Gold untersinkt. Das Leben duldet, wie nach Göthe die Sonne, kein Weiß. Nach wenig Tagen entwich das köstliche Bewußtsein dieses Standes der Unschuld, weil ich gesündigt zu haben glaubte, daß ich mit einem Steine geworfen und mit einem Schulfreunde gerungen hatte, und zwar Beides nicht aus Feindschaft, sondern in schuldloser Spiellust; aber ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen Genius.“ —

Wir müssen bei Anführungen solcher Stellen, jedes Mißverständniß zu vermeiden, immer betonen, daß wir nicht etwa meinen, als ob wir etwas Besonderes darin erblickten, von dem Dichter in jenem Alter Gefühle gesagt zu wissen, die wir fast Alle in größerem oder niederem Grade durchmachten, sondern das, besonders später auszuführende, Charakteristische bei Jean Paul sei eben, daß ihm dieselben in solcher Lebendigkeit im sechzigsten Lebensjahre gegenwärtig waren und von ihm mit solcher heiligen Verehrung im verborgensten Schreine seines Herzens aufbewahrt wurden. Diese Erscheinung wirft dann ein helles Licht auf das, was ihm diese Kindheit blieb und was ihm das spätere Leben war. —

Die dritte dichterische Einwirkung, die Schwarzenbach ihm darbot, wird von dem Dichter in seinen Mittheilungen nur gelegentlich berührt; es läßt sich aber

leicht erkennen, daß sie eher fast nicht weniger bedeutend und theils aus andren nachher anzugebenden Gründen, theils besonders deshalb nicht so sehr von ihm hervorgehoben wurde, weil sie eine weniger einzeln hervorleuchtende, als anhaltend fortwirkende war. Was er nämlich in Joditz mit so großem Schmerzgefühl sich verweigert sah — die Thür zur öffentlichen Schule — ward ihm hier aufgethan, und in ihr als vorzüglichster Lehrer ein feurig fühlender Mensch. „Die Schulstube, oder vielmehr die Schularche, faßte Abcschützen, Buchstabierer, Lateiner, große und kleine Mädchen — welche wie an einem Treppengerüste eines Glashauses oder in einem alten römischen Theater vom Boden bis an die Wand hinaufsaßen — und Rector und Cantor sammt allem dazu gehörigen Schreien, Summen, Lesen und Prügeln in sich. Die Lateiner machten gleichsam eine Schule in der Schule." Bei dem vorgerückten Alter Jean Paul's, in welchem jene kindische Schulsehnsucht in Joditz als Erinnerung hinter ihm lag und nunmehr zu spät befriedigt wurde, um von großem Werth für ihn zu sein — bei dem ferner erwachten geistigen Hunger nach gehöriger wissenschaftlicher Ausbildung, die ihm unter den beschriebnen Umständen nur verkümmert werden konnte — war es natürlich jetzt weniger der Schulbesuch, der auf ihn wirken konnte, als jener Mann, der in ihm zu ihm sprach. Jean Paul schildert ihn, den ersten Menschen, der auf ihn, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, erhebend wirkte, als einen „schönen Mann mit breiter Stirn und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedtsamkeit, voll Fragen und Gleichnisse und Anreden wie Pater Abraham (a Sancta

Clara), mit einem Kopf voll Freiheitsrede und Eifer; seine Zunge war der Hebel der kindlichen Gemüther." Die Art und Weise dieses Mannes und seiner Einwirkung auf das jugendliche Herz, sehen wir aus einer dem Dichter in hellerer Erinnerung gebliebnen und von ihm unter der Aufschrift: „Scherz mit dem Rector" mitgetheilten Anekdote. „Die älteren Bekannten Werner's (so heißt er) mit der leichten Erregbarkeit seines Gemüths und seiner Gewohnheit, den Schülern sogleich die in ihm erzeugten Flammen mitzutheilen, bekannt, erlaubten sich den Scherz, ihm von der Erlanger Zeitung ein altes Blatt aus den siebziger Jahren zuzuschicken, welches die schreckliche Hungersnoth in Italien, besonders in Neapel, grausam abschilderte. Die Jahrzahl der Zeitung war mit einem darauf geflößten Dintenflecks verwischt worden. Sie hörten es nun Alle in ihre Stuben ordentlich hinein, wie er, vom Fidibusblatt entzündet, mit dem Erklären losbrechen, und wie er mit Feuerfarben das hungrige Betteln, Schreien, Niederfallen, Verschlucken auf allen Gassen so nahe vor die Schwarzenbacher Schuljugend bringen müsse, daß es unentschieden sein werde, ob sie mit heißeren Thränen heimkommen werde, oder mit heißerem Hunger. Und in der That, in solchen Fällen der Schilderungen glaubt der Mensch kaum mehr, daß es noch etwas zu essen giebt auf der Erde. Unter welche Ehrenpforten (oder auf welche Ehrenbetten) noch Abends der gute Herold des Hungers von der Spaßschützengesellschaft für sein Rühren und Mahnen gebracht worden, als die Schützengesellschaft die Kinder besehen und ausgefragt, kann sich Jeder denken, ich aber nicht berichten, weil ich erst dunkel und spät den

Widerruf der Zeitung erfahren habe. Alter, gutmeinender Rector, schäme oder ärgere dich indeß nicht besonders über Spaß- oder Stoßvögel, die auf deine Kanzeltauben niederfahren wollen. Die heilige Taube hatte doch mit warmen Flügeln über unsern Herzen geschwebt und sie angebrütet. Für das angewärmte Herz ist's einerlei, ob dasselbe für eine alte oder für eine nächste Hungersnoth mit den Schlägen des Wohlwollens gezittert." —

Doch diese wohlthätigen Einwirkungen auf des Dichters Phantasie scheinen sich alle auf das erste Jahr seines Schwarzenbacher Knabenlebens beschränkt zu haben; jene Beschreibung des ersten Abendmahls schließt die Selbstmittheilung; er selbst sagt, daß er zu demselben gleich nach Erreichung des dreizehnten Geburtstages zugelassen worden sei, und die Notate für die nächste Folgezeit bestehen nur aus jenen obenerwähnten, trüben Andeutungen. Er beklagt sich, außer über die Stimmung seines Vaters und über die ihm von diesem gewordene Vernachlässigung, über die Zerstörung so mancher kindlich-dichterischer Illusion, so besonders, daß ihm der Zauber des heiligen Christes mit dem Glauben an das Wunder seiner Bescherung hier verschwunden sei. Der Besuch der öffentlichen Schule verlor ebenfalls allen poetischen Reiz, da seine Phantasie nicht mehr an dem Zusammensein mit einer Menge von Altersgenossen sich begnügte, sondern das geistige und herzliche Bedürfniß in ihm erwacht war, sich an Einzelne völlig anzuschließen, und er Niemand fand, der ihm auch nur einige Theilnahme hätte einflößen können. — „In der Schule," so lautet wörtlich

seine Klage, „war kein Einziger fleißig oder edel oder talentvoll. Ein Schreiber, Wolfram, war der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte.“ — So mußte der zum Jüngling heranreifende Knabe in jenen drei schönsten Jahren, in welchen der Mensch fast mit heißerer Sehnsucht seine Arme nach einem Freunde ausstreckt und einen solchen, wenn er ihn gefunden, mit tieferer und innigerer Gluth umfaßt, als später der reifere Jüngling nach einer Geliebten, im Schmerz der Entbehrung dieses höchsten Knabenglückes sich verzehren, alles Gefühl gewaltsam in seiner Brust zurückdrängen. Dies ist ebenfalls ein für die Entwicklung seines Wesens, seiner Poesie und für die Erläuterung der meisten seiner Werke vor Allem äußerst bedeutsamer und wesentlicher Umstand. Es ist fast keiner seiner höheren Charaktere, in dem er nicht jenes von ihm so tief entbehrte Glück der Knabenfreundschaft mit allen ihren Sehnsuchtsschmerzen und ihrer Seligkeit mit eben so glühenden Farben darstellt, als die spätere Sehnsucht, die spätere Wonne und das spätere Leid der Liebe; es giebt keinen Dichter, der zugleich so der Priester der edlen Jünglingsfreundschaft wäre, und wenn Schiller in seinem Don Carlos in dieser Beziehung ihm als hohes Muster voranleuchtete, so bewirkte die für Jean Paul stets unbefriedigt gebliebene Sehnsucht, daß er sich nicht, wie Jener, durch eine Darstellung mit derselben abfand, sondern sie immer und immer wieder als einen der erhabensten und edelsten Gegenstände der Dichtkunst sich zum Vorwurf nahm. —

Auch die Verehrung und der Einfluß des Rectors Werner mußte nach nicht gar langer Zeit sich bedeutend

mindern. Seitdem für den Dichter in Schwarzenbach der Tempel der Wissenschaften sich geöffnet hatte, schritt seine geistige Ausbildung mit Riesenschritten vor, und er mußte bald ein Schüler werden, auf den man bei Besetzung der Lehrerstellen in einem fichtelbergischen Marktflecken nicht hatte rechnen können. So konnte derselbe nur zu bald die Beschränktheit des Rectors in wissenschaftlicher Beziehung erkennen. — Und Jeder hat wohl selbst erfahren, daß Niemand unduldsamer in seinen Ansprüchen an die geistige Vollkommenheit der Lehrer ist, als ein Knabe, und daß leicht in einem solchen, der selbst noch im kindischen Wahn die höchste Staffel alles Wissens, die höchsten Stufen aller Ehren zu erreichen hofft, und dessen Stolz es auf das Innigste verletzt, wenn man ihm zu sagen wagt, daß er irgend etwas nicht werden werde — daß ein Knabe, sage ich, in dem Augenblick beinahe alle Ehrfurcht vor einem Lehrer verliert, wenn eine einzige Blöße in geistiger Beziehung den Nimbus zerstört, den er so bereitwillig um das Haupt geliebter Lehrer zieht. Von dem Augenblicke daher an, als der Knabe bemerkte, daß der Rector unter des Schülers Uebersetzung aus dem Hebräischen eine gedruckte neben sich liegen hatte, als er sah, daß, wie Jean Paul sich selbst ausdrückt, wenn der Held mit dem Analysiren mancher Wörter nicht zurechtkam, zuweilen das zweite Unglück dazu schlug, daß es dem Lehrer eben so ging — von dem Augenblicke an mußte er mit Schmerz fühlen, er sei auch hier wieder „ohne Männer.“ Und so schildert er denn auch den Rector Werner als einen Mann ohne alle Tiefe, weder in Sprachen, noch in Wissenschaften. Dies

Mißverhältniß zwischen Lehrer und Schüler stieg immer mehr, so daß er, als der Letztere Hoffmann's Uebersetzbeispiele für lateinische Regeln übertrug, und er sich „durch Schraubengänge sehr in lauter schwere Participialverengerungen einwand, der gute Rector mehr darauf sinnen mußte, ihn zu verstehen, als zu verbessern.“—

Oft werden Andern, welche in dieser Lebensepoche mit solchen Entbehrungen zu kämpfen haben, Ersatze für den Mangel an Menschen oder Erlebnissen, welche die Phantasie anregen, wenigstens in Büchern und poetischen Werken. Aber auch hierin verfolgte den Knaben ein ungünstiges Geschick. Da poetische Werke, wenn sie nicht ganz Deutschland und alle Klassen des Volks bei ihrem Erscheinen gewissermaßen wie ein physisches Erdbeben durchschüttern, vielleicht damals ein Jahrzehend brauchten, ehe sie durch Zufall etwa mit einem neu antretenden Lehrer oder Beamten in einen fichtelbergischen Marktflecken gelangten, so konnten in Schwarzenbach damals erst einige von den schlechten Romanen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vorfinden. Aber auch selbst dies Wenige ward dem Knaben dadurch fast ganz vorenthalten, daß der besorgte Vater sich auch vor diese Himmelspforte stellte. Nur einige dieser Freuden, und von ihm fast entwendet, wurden ihm zu Theil und erweckten nur eine neue Sehnsucht, ohne sie zu stillen. Hören wir ihn auch darüber sebst. „Es legte sich nun auch der arme Knabe auf die schöne Literatur der Deutschen; da aber in Schwarzenbach keine andere zu haben war, als die romantische (eben jene schlechten Romane), so trug er sich von diesen Quadern einen kleinen baby=

lonischen Thurm zusammen, ob er gleich jedesmal aus ihnen nur einen Quader herausziehen konnte zum Lesen. Aber unter allen Geschichten auf Bücherbretern — denn Schiller's Armenier wiederholte später nur die halbe Wirkung — goß keine ein solches Freudenöl und Nectaröl durch alle Adern seines Wesens — bis sogar zu körperlichem Verzücken — als der alte Robinson Crusoe, — er weiß noch Stunde und Platz (es war Abends am Fenster gegen die Brücke zu), wo die Entzückungen vorfielen, und nur später ein zweiter Roman, Veit Rosenstock von Otto — vom Vater gelesen und verboten — wiederholte die Hälfte jener Begeisterung. Nur als Plagiar und Bücherdieb genoß er ihn aus der väterlichen Studierstube so lange, bis der Vater wieder kam — einmal las er ihn unter einer Wochenpredigt des Vaters in einer leeren Empor auf dem Bauche liegend. Jetzige Kinder beneid' ich wenig, welchen der erste Eindruck des kindlichen Robinson entzogen und vergütet wird durch die neuern Umarbeiter des Mannes, welche die stille Insel in einen Hörsaal oder in ein abgedrucktes Schnepfenthal verwandeln und den schiffbrüchigen Robinson überall mit einem Lehrbuche in der Hand und eignen dictatis im Maule herumschicken, damit er jeden Winkel zu einer Winkelschule anlege, obgleich der Mann mit sich selber so Viel zu thun hat, damit er sich nur nothdürftig das Leben fristet." —

Alle diese hindernden Umstände hatten nun auf Jean Paul's Gefühls-, als besonders auf seine intellectuelle Entwikkelung und auf die ganze Richtung, die sein Streben, seine Ideen nahmen, für eine äußerst umfangreiche Epoche ei-

nen sehr entschiedenen Einfluß. Zuerst und vorzüglich zwang ihn der gänzliche Mangel an Befriedigung der Bedürfnisse seines Herzens und der Sehnsuchten seiner Phantasie, nur wenigstens die seines Geistes zu stillen, wofür in seinen dürftigen Umgebungen noch eine dürftige Nahrung aufzufinden war. In reichbegabten Menschen, welche nicht, wie eigentliche sogenannte Künstler, nur für den Dienst einer einzigen Muse, wie die der Tonkunst oder einer der bildenden Künste, bestimmt sind, hält überhaupt Verstand und Phantasie, es halten sich die jenen beiden Geisteskräften entsprechenden Bedürfnisse die Wage. Je nach den äußern Einwirkungen, bestimmt durch die Lebensschicksale und durch den Verkehr, hat in verschiedenen Lebensepochen bald das eine, bald das andere die Oberhand. Besonders so lange die Entwickelungszeit noch dauert, kann wohl die eine Geisteskraft so ausschließlich herrschen, daß sie die andere auf eine lange Zeit ganz und gar verdrängt, und die großen Schöpfungen solcher Geister entstehen erst in jenen Epochen, wenn die Harmonie zwischen beiden Geisteskräften sich einigermaßen oder ganz herstellen konnte. Ein Genius wird zwar immer endlich sich dahin durchsiegen; aber das Früher oder Später, welches von wesentlichem Unterschied für die Kraft und Frische der Formengestaltungen ist, in die er seine geistigen Welten gießt, die mehr oder minder vollkommene Herstellung jener Harmonie — alle diese unermeßlich bedeutenden Bedingungen hängen von den äußeren Schicksalen solcher Männer ab. So war umgekehrt bei Schiller die erste Epoche die der überwiegenden Phantasie; ihr folgte aber eine zweite, in welcher der Verstand

fast ausschließlich herrschte, jene philosophische Epoche in jener Zeit in Jena, die so lange dauerte, daß man sogar eine Zeit lang die Dichterlaufbahn dieses Genius für geschlossen hielt. Erst mit dem Wallenstein eröffnete sich diejenige Periode, wo das Gleichgewicht sich herzustellen anfing. Nur einen Genius hatte Deutschland, dessen glückliches Leben jene Harmonie bereits in den ersten Kinderjahren schuf und dieselbe nie stören ließ. Desto strenger aber muß der Maßstab sein, der an das Resultat dieses langen, harmonischen Lebens zu legen ist. —

Wie schon erwähnt, trat Jean Paul aus den obenerwähnten Gründen bereits in der zweiten Hälfte seines Schwarzenbacher Lebens in jene kalte Verstandesepoche, in welcher es ihm fast um nichts zu thun war, als um die Befriedigung des in jener Gefühlswüste nur um so quälenderen Durstes nach Geistesausbildung, um die Anhäufung der größten möglichsten Kenntnisse, mit der es ihm auch gelang, die innere Lavawelt glühender Gefühle auf viele Jahre lang mit einer hohen, eisigen Schneedecke zu überbauen. Da er sein poetisches Sein im Empfangen wie im Schaffen eine so lange Zeit durch die Ausfüllung seiner Seele mit der Wissenschaft gewissermaßen ganz vernichtete, da er in spätern Zeiten, als jene Harmonie, so weit als deren Herstellung bei ihm noch möglich war, eintrat, die Bemerkung machte, daß ihm alle Spiele des Verstandes leichter und schneller gelangen, als Schöpfungen der Phantasie — eine Erfahrung, die, als in der Natur und dem Verhältniß jener Geisteskräfte liegend, theils von Allen gemacht wird, theils bei ihm als Folge seines Lebens ganz besonders stattfinden mußte — so ge-

rieth er sogar in späteren Jahren auf die sonderbare Selbsttäuschung, „es sei zweifelhaft, ob er nicht eher zum Philosophen als zum Dichter ursprünglich berufen gewesen sei.“ Er bedachte nicht, daß, wenn dem so gewesen wäre, er um so mehr ganz der Philosophie sich nothwendig hätte ergeben müssen, als dieselbe ja in der größten Einsamkeit und Dürftigkeit des Lebens bei Weitem mehr sogar gepflegt werden kann, als auf dem lauten Markte des Lebens; daß diese Einsamkeit und Dürftigkeit ihn ja gerade zu der Philosophie und Wissenschaft hinstießen; daß er aber doch über die unübersteiglichen Hindernisse zu den von ihm so viel schwerer geglaubten Schöpfungen sich hinüberschwang und auf diesen langen und schwierigen Wegen die, der Dichtkunst sonst ausschließlich so günstige reifere Jugendzeit fast ganz verlor; daß er ferner die in dieser gewonnene philosophische und wissenschaftliche Ausbeute nicht im Mindesten zur Fortbildung derselben benutzte, sondern nur zum Witz, der von ihm selbst als eine niedrige Gattung der Phantasie und Dichtkunst bezeichnet wird; daß er endlich jenen ungeheuren Schatz psychologischer Beobachtungen, den er in jener Lebensstille ungestört zu erwerben Gelegenheit hatte, todt liegen ließ, bis ihn selbst endlich die lang verborgene Wünschelruthe berührte und ihn zu seinem poetischen Schöpfungleben erweckte. Nur ein Dichterknabe konnte jene einzelnen Gefühlsmomente seiner Kindheit, deren wir eben deshalb so ausführlich gedachten, mit solcher Zaubergluth aufnehmen und in seiner Seele bewahren. —

Wie sich nun dieser Durst nach Kenntnissen auf die mannigfaltigste Weise äußerte und zu befriedigen strebte,

davon hat er uns selbst mehrere Andeutungen hinterlassen. Noch aus der allerfrühesten Kindheit her erinnert er sich „der Winterabendlust, als er endlich aus der Stadt das mit einem Griffel als Zeilenweiser versehene ABCbuch in die Hände bekam, auf dessen Deckel schon mit wahren, goldnen Buchstaben der Inhalt der ersten Seite geschrieben war, der aus wechselnden rothen und schwarzen bestand." Ein Spieler, sagt er, „gewinnt bei Gold und Rouge et noir weniger an Entzücken, als ich dabei an dem Buch, dessen Griffel ich nicht einmal anschlage." In Schwarzenbach aber, in dem so viel gereifteren Alter, warf er sich mit Heißhunger auf jede geistige Nahrung, die man ihn darbot, und suchte in jedem Zweige von Kenntnissen, von denen ihn seine dürftigen Lehrer fast überall nur die ersten Anfangsgründe beibringen konnten, sich auf die mühsamste Weise selbst weiter fortzuarbeiten.

„Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach," erzählt er auch hierüber, „bekam ich vom Cantor Gressel Unterricht auf dem Claviere, — und auch hier, nachdem er nur einige Tanzstücke und später die gewöhnlichsten Choralgriffe und Generalbaßziffern erlernt, gerieth er bald in seine Selberfreilassung vom Unterrichte, nämlich im Phantasiren auf dem Claviere und im Aufsammeln und Abspielen aller Clavierstücke, die nur im Orte aufzutreiben waren. Die musikalische Grammatik, den Generalbaß, erlernte er durch vieles Phantasiren und Notenspielen etwa so, wie wir die deutsche durch Sprechen."

„Der jetzige Romanenschreiber," sagt er schon an einer früheren Stelle, „verliebte sich ordentlich in das hebräische Sprach- und Analysirgerümpel und Kleinwe-

sen — eigentlich auch ein heimlicher Zug seiner Liebhaberei für Häuslichkeit — und borgte aus allen Schwarzenbachischen Winkeln hebräische Sprachlehren zusammen, um über die diakritischen Punkte, die Vocale, die Accente und dergleichen Alles aufgehäuft zu besitzen, was bei jedem einzelnen Worte analysirend aufzutischen ist. Darauf nähte er sich ein Quartbuch und fing darin bei dem ersten Worte im ersten Verse im ersten Buche Mosis an und gab über das erste Wort, über seine sechs Buchstaben und seine Selbstlaute und das erste Dagesch und Schwa so reichliche Belehrungen aus allen entlehnten Grammatiken mehrere Seiten hindurch, daß er bei dem ersten Worte „Anfangs" (er wollte so von Capitel zu Kapitel fortschreiten) auch ein Ende machte, wenn es nicht beim zweiten war."

Bei weitem bezeichnender jedoch ist das, was er von dem Unterricht bei dem zweiten, noch nicht erwähnten Lehrer, der, aber nur in intellectueller Hinsicht, in Schwarzenbach auf ihn einwirkte, mittheilt. „Zu gleicher Zeit bat der junge Caplan Völkel sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie ihm beizubringen. Wodurch ich ihm, den kein besonderes Erziehtalent anfeuerte, bei meiner dörfischen Unbehülflichkeit so werth geworden, bis zum Aufopfern seiner Ruhzeit, weiß ich nicht. In der Philosophie las er, oder eigentlich ich ihm, die Weltweisheit von Gottsched vor, welche mich bei aller Trockenheit und Lehrheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit. Besonders danke ich aber dem guten Caplane für seine Anleitung zum deutschen Styl, welche

in nichts bestand als in einer Anleitung zur sogenannten Theologie. Er gab mir nämlich den Beweis ohne Bibel zu führen auf, z. B. daß ein Gott sei oder eine Vorsehung u. s. w. Dazu erhielt ich ein Octavblättchen, worauf nur mit unausgeschriebenen Sätzen, ja mit einzelnen Worten, durch Gedankenstriche auseinander gehalten, die Beweise und Andeutungen aus Nösselt und Jerusalem oder Andern standen. Diese verzifferten Andeutungen wurden mir erklärt, und aus diesem Blatt entfalteten sich, wie nach Göthe's botanischem Glauben, meine Blätter. Mit Wärme fing ich jeden Aufsatz an, mit Lohe hörte ich auf; denn immer kam in das Ende der Welt, des Lebens, die Freuden des Himmels und all das Uebermaß, das der jungen Rebe in ihrem warmen Frühling entquillt." — Merkwürdig dabei erscheint, daß, wiewohl nach den letzten Andeutungen die Phantasie in diesen Aufsätzen nichts weniger als unthätig gewesen, dieselbe doch nur gelegentlich während des Arbeitens hervorgebrochen sein muß, indem diese aufgegebenen Arbeiten, die ihm ebenfalls zu Selbstarbeiten veranlaßten, in den letzten, deren Gegenstände doch seine eigene Wahl, nicht der Phantasie, nur dem Verstande Nahrung gaben. — „Meine wöchentlichen Ausarbeitungen," fährt er fort, „gebe ich jetzt für keine hin, sie mögen auch noch zu sehr die Welt bilden; denn jene bildeten noch weit mehr mich selber, besonders da ihre Gegenstände meinem Triebe zum Philosophiren die Schranken aufthaten und ihn sich ausräumen ließen." — Uebrigens ist die Antheilnahme des Caplans und dessen Einfall, dem Knaben solche Ausarbeitungen machen zu lassen, gar sehr dadurch erklärt,

daß Jean Paul selbst erzählt, es habe jener Trieb des Philosophirens „schon vorher aus seinem engen Kopfe auslaufen wollen in ein schmales Octavbüchlein, worin sich das Sehen und Hören logisch zu ergründen suchte und dachte, und woraus er seinem Vater etwas erzählt, der ihn so wenig getadelt nnd mißverstanden habe, als er selbst." —

Doch auch diese von außen intellectuell anregende Epoche des Schwarzenbacher Lebens dauerte nicht lange und machte einer dritten Platz, in welcher er, auch dieser menschlichen Theilnahme entbehrend, sich ganz selbst überlassen blieb. Er verschloß sich die Thüre zu dem freundlichen Caplan, die auf gar besondere Weise, sowohl den von seinem Vater geerbten, unbeugsamen Charakter und seine Entrüstung gegen die kleinste Vernachlässigung dessen, was er als moralische Verpflichtung gegen ihn erkannte, zugleich aber auch die selbstquälerische und launen- und grillenhafte Natur eines Dichterknaben zeigt, der auch, wie wir später sehen werden, durchaus in seinem Leben die in Göthe's Tasso so meisterhaft geschilderte, krankhafte Weiblichkeit der Dichter, bei allem eisernen Bestreben, auf die durchdachteste Weise jede Lebensstunde philosophisch vernünftig zu regeln, nicht verläugnete.

„Diese Stunden des Caplans," erzählt er, „setzt' ich endlich auf ein Schachspiel und sie wurden verspielt, weil — nicht gespielt wurde. — Zuweilen nämlich beschloß der Caplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach, mein liebstes Spiel noch bis jetzt. Da ich nun einmal die Stunde, ungeachtet der Kopfschmerzen, besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe

aus Vergessen nicht kam, so kam ich auch niemals mehr wieder. Ich begreife viel weniger den einen Umstand, daß mir der Vater ein solches von keinem Worte motivirte Wegbleiben stillschweigend zuließ, als den andern natürlichen, daß ich ein Narr war und den Caplan zur nämlichen Stunde floh, wo ich ihn forliebte. Zwar war ich mit Freuden zwischen ihm und dem Vater die kleine Fußbotenpost, und mit Liebeblicken und Freudenpulsen sah ich ihn fast nach jeder Kindtaufe (die Taufglocke läutete meinen Ohren deshalb eine Frohmesse ein) bei meinem Vater einspringen und — ich las oder arbeitete unweit ihres Sprechtisches — den halben oder ganzen Abend da verplaudern, aber ich hatte mir, wie gesagt, das Schachbret in den Kopf gesetzt. Und doch waren mir diese Schreibstunden nicht Arbeit- sondern Freuden- und Freistunden gewesen!" Aber es war wohl hauptsächlich das Nichthalten eines gegebenen Versprechens, so unbedeutend der Gegenstand gewesen war, was damals schon, wie später besonders, sowohl sein moralisches Gefühl, als seinen innern Stolz heftig verletzte. —

Von äußerst wichtigem Einfluß auf die Art, in welcher Jean Paul später vor dem Publicum erschien, wurde nun diese Nothwendigkeit der Selbstverbildung und Selbstvermehrung seiner Kenntnisse, auf die er in dem letzten Jahre in Schwarzenbach fast ausschließlich angewiesen war. Es blieben ihm nun nichts mehr übrig, als todte Lehrer, die Bücher, deren Benutzung zumal seinem eigenen Ermessen überlassen wurde. Dazu kam nun aber besonders, daß er nur solche Bücher benutzen konnte, wie sie der Zufall in das Marktflecken gebracht hatte. Da

sich ohnehin um die Auswahl der von ihm zu lesenden Bücher behufs eines besondern Studienzweckes Niemand bekümmerte, der Büchervorrath selbst ferner zu gering war, als daß das Lesen gewisser Gattungen lange Zeit ihn hätte beschäftigen können; da endlich sein Wissensdurst gar keine Gattung ausschloß: so war er bereits jetzt gezwungen, Bücher des allerverschiedensten und heterogensten Inhalts zu lesen. Daher der Ursprung jener so erstaunenswerthen Vielseitigkeiten des Wissens, zu welcher zwar alle reichbegabten Geister neigen, die aber, aus nachher zu entwickelnden Gründen, bei keinem jetzt bekannten Schriftsteller so auffallend und so unaufhörlich vor Augen getreten ist. Weil nun auch der Bücher jeder einzelnen Wissenschaft so wenig vorhanden sein konnten, als daß er irgend eine erschöpfend aus ihnen hätte studiren können, so entsprang schon damals und daher jenes Aphoristische seiner Kenntnisse, das ebenfalls überhaupt Dichter besonders erben. So sehr übrigens Jean Paul später als eine der größten Entbehrungen seiner Jugend beklagt, daß er in derselben so wenig und nicht die rechten Bücher gehabt habe, so müssen wir, so sonderbar es klingen mag, wie einmal die äußeren Umstände seines Jugendlebens waren, dies eher für einen Gewinn ansehen, damit ein zum Selbstschaffen geborner und bestimmter Geist nicht von einer großen Büchermasse erdrückt werde. Denn diesem zu entgehen, dazu gehört, daß ein äußeres bewegtes Leben, welches die Phantasie nach dem lebendigen Außenhin in Thätigkeit setzt, jener todten Bücherwelt ein Gegengewicht zur Seite stelle. „Wie mancher geistiger Riese liegt schon unter Büchern begraben!“ Ferner hätte

dann vielleicht der Reichthum in Werken einer Wissenschaft, bei der Gewalt, mit welcher ihn seine Lebensarmuth an den Studirtisch aus der lebendigen Außenwelt zurückstieß, wirklich auf immer für die ausschließliche Pflege einer blos reflectirenden Wissenschaft, sei es nun Philosophie oder Theologie, gewinnen können. So aber erhielt der Mangel an vollständiger Befriedigung der Wißbegierde in irgend einem Theile derselben seiner Seele jene tiefe Sehnsucht, welche, die Mutter der Poesie, ihn immer wieder in's Weite, in die Natur, zu Menschen und in den reichen Schacht seiner eigenen Seele hintrieb. —

Doch sorgte das Geschick, welches bei aller scheinbaren Verwaisung dennoch über ihn waltete, dafür, daß er gerade so viel geistige Nahrung erhielt, als er brauchte, um nicht auf der andern Seite geradezu verschmachten zu müssen, und gab ihm bald darauf wenigstens so viel Material in die Hand, damit er die erwachte Flamme in seiner Brust bis zu einer reichern Zeit unterhalten konnte. Er lernte nämlich einen Mann kennen, der, was damals besonders dort ein halbes Wunder war, mit den größten Aufopferungen die reiche Entwickelung der damaligen Zeit in der Literatur verfolgte. Es war der damalige Pfarrer in Rehau, Vogel, der in jener Zeit weniger durch seinen persönlichen Einfluß dem an Jahren noch zu tief unter ihm stehenden Knaben Viel sein konnte; aber unendlich Viel wurde durch einen hier so seltnen Schatz, den er in seinem Hause hegte und täglich vermehrte — nämlich eine ausgewählte Büchersammlung, die gleich bedeutsam an Zahl und Werth der Werke aus mehrern wissenschaftlichen Fächern war, eine Büchersammlung, wie sie nie leichtlich bei ei-

nem Landpfarrer anzutreffen sein möchte und besonders damals in der vaterländischen Umgebung Jean Paul's kaum möglich zu sein schien. „Der Pfarrer Vogel, der, in Rehau wohnend, den Jüngling diese Sammlung theilweise schon in Schwarzenbach benutzen ließ, ward darum der größte Wohlthäter seiner Jugend und schon in der letzten Hälfte dieser seiner Lebensepoche — daß derselbe aber ihn zu dem Schatze zuließ, beweist, daß dieser ungewöhnliche Mann in dem Knaben bereits dessen glänzende geistige Zukunft geahnet habe." —

Aber so wie der funfzehnjährige Knabe mit neuen Ideen und Kenntnissen durch jene Bücher vertraut wurde, so fühlte er das Bedürfniß sie festzuhalten; die Bücher waren nicht sein, sie mußten zurückgegeben werden; unmöglich konnte er dem Gedächtniß Alles anvertrauen, und so entstand denn schon in dieser Zeit, bereits 1778, der Gedanke, Alles, was ihm bedeutend und des Aufbewahrens werth erschien, sich abzuschreiben, die Veranlassung zu den durch sein ganzes Leben hindurch bis in's Ungeheure aufgespeicherten Excerpten. — Vielen Antheil mochte ursprünglich an diesem Entschluß jener schon in frühester Zeit in ihm erwachte Drang, eigne Bücher sich zu machen, wobei sich gewissermaßen sein späterer Lebenslauf in kindlichem Spiel vorher verkündete, gehabt haben. Jener Schreiber, dessen wir oben gedachten, „mußte ihm mit Fractur die Titel seiner Büchlein schreiben — er that, als sei es gedruckt!" — Wie erwähnt, schon 1778, also in seinem funfzehnten Lebensjahre, noch ehe er das Hofer Gymnasium bezog, hatte er mehre dicke, oft über dritthalbhundert Quartseiten starke,

Bände Auszüge aus größern Werken und aus Zeitschriften sich gemacht. Im Anfang lieferten zwar theologische, namentlich philosophisch=theologische Bücher die mehrsten Beiträge, aber es traten bald und bereits schon im ersten Bande naturwissenschaftliche, poetische, im zweiten Bande medicinische, juristische, geschichtliche und allgemeinwissenschaftliche Abhandlungen hinzu. Im ersten Bande sind vornämlich das Journal für Prediger von 1770, Predigten von protestantischen Gottesgelehrten, 1771, allgemeine theologische Bibliothek, 1774, Gellert's moralische Vorlesungen, 1771, allgemeine deutsche Bibliothek, 1778, benutzt; im zweiten Bande: über die Krankheiten der Gelehrten, Ackermann, Hutcheson's Untersuchungen unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend, die allgemeine deutsche Bibliothek, Sebaldus Rothanker u. s. w. Wenn wir hierbei sehen, welche Werke den Anfang seiner in dieser Weise bemerkten Bildung machten, so ist nicht minder bezeichnend die Art der Gegenstände, die er des Ausziehens für werth fand. So finden sich im ersten Bande unter Andrem folgende abgeschriebne Abhandlungen: „von der Ewigkeit der Höllenstrafen; von den Wirkungen des Teufels; was die Beredsamkeit ist; — Gesinnungen des Samariters beim Anblick des Elenden; — Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen Offenbarung; — der schwerste und leichteste Beweis für die Wahrheit des Christenthums; — von der Kürze des jugendlichen Lebens; — Schilderung des bußfertigen Zöllners; — von Accomodationen und Allegationen; — von der Existenz des Teufels; — von den Begeisterten (Rasenden); — alle Vernunft ist ewig u. s. w. u. s. w. — Im zweiten

Bande dagegen: „von Ideen; — wie unsre Seele und unser Leib an einander gekettet sind; — die Uebung eines Sinnes macht ihn stark; — das entzückende Vergnügen des Morgens; — was Empfindung genannt wird; die Verschiedenheit der Sinne; wie die Seele denkt; — die Begriffe von körperlichen Substanzen; — was Schönheit ist; — innerliches Gefühl ist nicht unmittelbar Quelle des Schmerzes; — Wohlgefallen und Mißfallen entstehen aus der Vergesellschaftung der Begriffe; — ein inneres Gefühl setzt angeborne Ideen nicht voraus; — von Lissabons Erdbeben und Kometen; — vom Schlafen und Träumen; — von der Simplicität; vom Großen und Erhabenen; — vom Witz; — Widerlegung der Newton'schen Meinnng von der Art und Weise, wie uns dunkle Körper sichtbar werden; — Spinozistische Gottheit u. s. w. u. s. w. —

Man sieht aus diesem Verzeichniß die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser Excerpte in den beiden ersten und frühesten Heften, und wie die verschiedenartigsten Abhandlungen über die verschiedenartigsten Gegenstände darin ohne alle systematische Ordnung neben andere aufgezeichnet werden mußten, und wiewohl Jean Paul sehr bald, als die Masse dieser Excerpte immer höher anschwoll, durch die mannichfaltigsten Namen-, Sach- und Bücherregister sich darin genau zu orientiren suchte, so gewöhnte er sich doch dadurch von frühester Jugend auch daran, die mannichfaltigsten wissenschaftlichen Gegenstände, die heterogensten Gedanken, Bilder und Vorstellungen beständig in der auffallendsten Mischung neben einander und zusammen zu sehen. Es mußten ihn von früh auf die

in den scheinbar größten Contrasten liegenden, Aehnlichkeiten auf das Ueberraschendste berühren. Die nothwendigen Folgen dieses für des Dichters ganze geistige Entwickelung, für dessen Vorstellungsweise, für Inhalt und Form seiner Darstellungen werden wir späterhin ausführlich zu entwickeln vielfache Gelegenheit haben; um aber eine genaue Vorstellung davon zu haben, wie bruchstückartig er die allergewöhnlichsten Kenntnisse sich einsammeln mußte, hat man immer daran zurückzudenken, daß er fast alle sogenannten Realkenntnisse, wie Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Arithmetik, Astronomie, ja sogar Rechtschreibung, nur aus der allgemeinen deutschen Bibliothek kennen lernte.

Am Allerwenigsten aber dürfen wir, ehe wir den Dichter in sein erstes Stadtleben und auf das Gymnasium begleiten, der Veränderung unerwähnt lassen, die, im vollsten Contrast mit der beim Genuß des heiligen Abendmahls geschilderten, feurigen religiösen Schwärmerei, ganz entsprechend dagegen aber seinen geistigen Beschäftigungen und der in ihm jetzt vorwaltenden Verstandesthätigkeit, während des letzten Schwarzenbacher Jahres in seinen religiösen Ansichten vorgegangen war. Man ersieht aus keinem Umstande mehr, wie sehr er in dieser Zeit bereits seinem früher von ihm als so strenger und orthodoxer Gesetzprediger dargestellten Vater entfremdet worden sein muß, da er schon in Schwarzenbach auf das „Eifrigste der Heterodoxie sich zuwandte.“ — Es ist allerdings eine überall beobachtete Erfahrung, daß junge, kräftige und in die Höhe strebende Gemüther und gerade solche, welche früher mit dem größten Gefühl die ihnen

so ernst gezeigten Mysterien der Religion auffaßten, mit besonderer innerlicher Lust an denselben zu grübeln beginnen. An sich auch mußte der junge Jean Paul früh dazu verleitet verleitet werden, theils in Folge seiner damaligen Bestimmung zu einem künftigen Theologen, theils weil er seine Selbststudien vorzüglich mit theologischen Büchern zu beginnen hatte. Aber diese Richtung würde schwerlich bis zu dem Grade erfolgt sein, wenn nicht eben der von ihm so tief verehrte Vater ihn so ganz vernachlässigt gehabt hätte, und immer bleibt es bemerkenswerth, daß die warmen und feurigsten Predigten desselben in dieser Epoche spurlos an dem Jüngling vorüber gingen. —

In dieser Beziehung ist es besonders bemerkenswerth, daß die beiden Männer, die in Schwarzenbach nach dem Rector Jean Paul's Lehrer wurden, Völkel und Vogel, die bedeutendere Einwirkung auf den Jüngling gewannen. Sie Beide nur — und es beweist, daß Keiner von ihnen ein ganz gewöhnlicher Mensch war — huldigten, im Gegensatz zu dem warmfühlenden Werner, dem zu damaliger Zeit von Universitäten und größern Städten sich verbreitenden Kriege gegen die alte Dogmatik; doch in dem Fichtelgebirge war dies eine so seltene Erscheinung, daß noch viele Jahre später wir unsern Dichter seiner, übrigens durch sein ganzes Leben beibehaltenen Religionsmeinungen halber mancherlei Anfechtungen preisgegeben sehen. Den ersten Anstoß zu denselben scheint Völkel durch seine stylistischen Aufgaben gegeben zu haben, so wie denn in dieser Beziehung dieser Mann persönlich am Meisten zur Nahrung derselben beigetragen haben mag. Uebrigens aber ist noch ganz besonders her:

vorzuheben, daß Jean Paul's schon in frühester Jugend hervorbrechender Haß gegen alles Unfreie, jede geistige Fessel, gegen jede aufgedrungene Meinung, so wie jedes aufgedrungene Verhältniß, einen nicht geringen Antheil an dieser Erscheinung hatte, und es ist in dieser Beziehung kein unbedeutendes Zeugniß für den schüchternen und unbehilflichen Dorfknaben, daß er, von einem strengen Vater fast tyrannisch nach außen hin beschränkt, diesem gegenüber jene geistige Selbstständigkeit behauptete und von dem phantasiereichen Rector sogar zu den Skeptikern abfiel. —

Welche reißende Fortschritte nun Jean Paul am Schluß dieses Schwarzenbacher Aufenthaltes sowohl an Kenntnissen, als geistiger Entwickelung überhaupt gemacht hatte, besonders im Verhältniß zu dem, als was er von Jodiß dorthin ankam, davon zeugt, daß ihm in der letzten Zeit diejenigen, welche eben erst noch des Knaben Vorgesetzte und Lehrer gewesen waren, im Umgange beinahe einen Platz neben sich anwiesen. Zu folgern ist dies wenigstens aus der eigenen Andeutung Jean Paul's, „daß ihn zur Heterodoxie die jungen Männer gebracht hätten, weil die Knaben den Jünglingen nachflögen." — Weit bestimmter aber spricht sich darüber des Dichters ältester Freund Christian Otto aus. „Völkel und besonders Vogel bewunderten an dem Knaben," sagt er, „welcher den Jünglingen nachflog, aber auch die jungen Männer zu sich herabzog, nicht bloß den grenzenlosen wissenschaftlichen Eifer, sondern sie erkannten auch das außerordentliche Talent und den übermächtigen Geist, dem sie sich gewissermaßen unterordneten, indem sie dem Selbst-

lehrer des Selbstzöglings eine Art von Ebenbürtigkeit mit sich einräumten“ — und: „dieses Triumvirat (Werner, Völkel und Vogel) war es, das die genialische Kraft Jean Paul's, wie in der Folge nie ein anderer seiner Lehrer, freudig entdeckte und anerkannte und ihn dadurch durch sich selber bekräftigte.“ — Indeß scheint uns Otto hier, wie es überhaupt nur zu häufig in den herausgegebenen Materialien aus Jean Paul's Nachlaß der Fall ist, die Zeit, auf welche jene Aeußerungen passen, verwechselt zu haben; denn es finden sich in Jean Paul's eigenen Andeutungen für sein erstes Schwarzenbacher Leben zu starke Klagen über Mangel an Männern, und die Beweise, welche Otto anführt, sind erst aus einer spätern Zeit, für welche alsdann jene Aeußerungen ihre vollkommene Richtigkeit haben. Nur so Viel ist gewiß, daß der Jüngling diesen Männern in Schwarzenbach bereits so viel persönliche Theilnahme und Achtung abzugewinnen gewußt, daß sie in freundschaftlicher Verbindung mit dem fortgehenden Jünglinge bleiben möchten, und diese wurde allerdings von Seiten Vogel's, eines fast als genial erscheinenden Mannes, noch auf andre Weise als durch seine Bibliothek, von immer steigender Wichtigkeit für den Dichter. Wir werden später ausführlicher von ihm reden und jetzt nur über diese ältern Freunde Jean Paul's noch bemerken, daß der letztere in seinen Notaten ausdrücklich auf des Rector Werner „Anlage zum Komischen“ hinweist und zu gleicher Zeit betont, daß er „nie von einem Lehrer geschlagen worden sei.“ —

Viertes Kapitel.

Jean Paul auf dem Gymnasium der Stadt Hof.

Zu Ostern 1779 brachte des Dichters Vater denselben in die, von ihm als Kind von Jodiß aus so sehnsüchtig betrachtete Stadt, die für ihn die Geburtsstadt zu vieler seiner Schöpfungen werden sollte, nach Hof, damit er das dortige Gymnasium beziehe. Der Jüngling mußte sich bei dem Rector einer Prüfung unterwerfen, und so ärmlich der von ihm genossene linguistische Unterricht gewesen war*), wollte der Rector ihn in die erste Abtheilung von Prima einschreiben; jedoch der Vater, die Verhältnisse in dem kleinlichen Städtchen, von dessen Philisterei der Sohn später so Viel zu leiden hatte, genau kennend, drang darauf, daß ihm nur die mittlere Abtheilung zugewiesen wurde und zwar, um ihn vor Mißgunst und Verfolgung zu schützen. Dieser Zug mag schon im Voraus andeu-

*) Des Rectors Werner Grundsatz war gewesen, aus der Grammatik nur die allernothwendigsten Sprachformen — worunter er bloß die Declinationen und Conjugationen verstand — lernen zu lassen und dann in's Lesen eines Schriftstellers überzuspringen. So im Lateinischen, wie im Griechischen und Hebräischen.

ten, welch' bitteres Schicksal den Dichter in Betreff auch seines dritten Aufenthaltorts verfolgte. Uebrigens war er durch die Schülerwürde, welche ihm ertheilt worden, berechtigt, bereits nach Verlauf von zwei Jahren die Universität zu beziehen.

Die Beschreibung, welche Christian Otto, der diese Schule zu gleicher Zeit mit Jean Paul besuchte, von derselben giebt, zeigt, daß es mit dem Unterricht für den Dichter hier fast noch schlimmer bestellt war, als in den frühern Zeiten, wie denn überhaupt die verhältnißmäßige äußere und geistige Dürftigkeit seiner Umgebung mit jedem neuen Schritt, den er vorwärts in's Leben that, sich immer mehr steigern sollte.

„Keiner der beiden Männer, welche die Primaner unterrichteten," sagt Otto, „hatte das großartige Talent, reinen wissenschaftlichen Eifer und Dankbarkeit in den Schülern zu erwecken. Ihre ärmliche Besoldung war wohl vornämlich daran Schuld. Der erste und bedeutendste war der Rector Kirsch, der andere der Conrector Rennebaum. Keiner von Beiden hatte Lehrtalent und besonders Liebe zur Jugend und unzerstörlichen und unschuldigen Verlaß auf die unvertilgbare Würde der Menschheit in derselben, obwohl Beide nicht nur vorwurffrei, sondern auch eifrig und lobenswürdig in ihren Amtsverrichtungen waren. Der Umfang der Kenntnisse, welche der Rector Kirsch — der übrigens vor allen andern Wissenschaften mit Vorliebe die orientalischen Sprachen studirte — besaß, war viel größer, als der des Conrectors. Eben weil jener über einen größern Schatz des Wissens zu gebieten hatte, konnte er auch willkürlicher damit schal-

ten und freigebiger davon mittheilen. Dies hatte Einfluß auf seinen Lehrvortrag, der nicht verzögernd oder wiederholend und gleichsam wiederkäuend war, sondern fast eilend, so wie auch die alten Autoren unter seiner Leitung meistentheils cursorisch gelesen wurden. Auch lehrte Kirsch Philosophie, was aber kein Aufregen zum Selbstdenken, sondern nur ein Antreiben zum Auffassen und Aussagen solcher fremden — nicht in dem eigenen Geist durch Socratische Beihilfe entwickelten und wiedergebornen — Ideen war, wie sie in der Anleitung eines Eintagssystems mitgetheilt werden. Dies mochte kaum oder allenfalls für den gemeinen Haufen der Mittelmäßigen, für deren Bedürfnisse bei allem öffentlichen Schulunterricht freilich zuerst gesorgt werden muß, hinreichend sein, keineswegs aber für ausgezeichnetere Köpfe. — An Talenten, Kenntnissen und Lehrmethoden stand der zweite Lehrer, der Conrector, weit hinter dem ersten zurück. So cursorisch Kirsch meistentheils die alten Autoren vortrug, so langsam zögernd, ja langweilig that es Rennebaum, weßwegen er auch den Aufschluß über den Sinn und die Zusammenfügung der Wörter und Redensarten mehr von außen herbeiholen mußte, als aus dem Geiste des Schriftstellers abzuleiten oder mit diesem vertraut zu machen verstand. Dieser Lehrer war nun Jean Paul zu Anfang vorzüglich zugewiesen, und seine ängstlich verweilende und das Geistige so wenig geistreich darreichende Methode konnte einem Jüngling unmöglich zusagen, der schon so Manches gelesen und durchdacht, was nicht nur den Mitschülern, sondern sogar den Lehrern selbst noch ganz fremd war." — Wie wenig darum diese Lehrer ihn von seinen

in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien abziehen und ihm Geschmack für die Alten beibringen konnten, zeigt ein mehrere Jahre späterer Brief aus Leipzig, in welchem er meldet, daß er endlich nach verschiedenen Durchgangsperioden Seneca und Cicero über Alles liebe, und daß er das dumme Vorurtheil habe fahren lassen, von welchem er durch eine sehr schlechte Information von seinen lateinischen Lehrmeistern angesteckt worden sei.

Noch mehr schildert aber der Zustand der Hofer Schule die Beschreibung, welche Otto von dem dortigen französischen Unterrichte giebt. Ihn ertheilte ein ärmlich besoldeter, ehemaliger Tapetenwirker, der das Französische unrichtig aussprach und fehlerhaft schrieb. Das einzige Buch, das er in den wenigen Stunden, die er den Primanern wöchentlich zu geben hatte, brauchte, führte er in seiner Tasche bei sich — „er war zugleich wandernder Bibliothekenbesitzer, Bibliothekar und Bücherverleiher“ — wenn er aber das einzige Universalbuch auf eine große Tafel, an deren Ende er saß, aufgestellt hatte: so konnte er es nicht ohne Mühe dahin bringen, daß sich immer nur ein einzelner Primaner nach dem andern zu ihm hinsetzte, um ein Pensum zu übertragen, welches ohne alle Aufmerksamkeit und mit der Begierde geschah, von dem verlornen und Nothposten bald genug abgelöst zu werden, um sich dem großen Haufen von zwanzig oder dreißig Primanern zuzugesellen, der sich indeß, aller Zucht und Aufsicht entbunden, mit Spielen und leichtfertigen Neckereien die Zeit vertrieb.

Nach den eignen Notaten Jean Paul's war auch dieser Conrector Rennebaum, und früher schon Wölkel,

daran schuld, daß der Jüngling nicht nur keinen Geschmack an der erhabensten und ergreifendsten Wissenschaft, der Geschichte, sondern sogar einen entschiedenen Widerwillen dagegen einsog. Er blieb, sagt Otto, in derselben so sehr zurück, daß, wenn er Rede und Antwort geben sollte und diese mit einer Art Unbefangenheit schweigend ertheilte, einer seiner Mitschüler neben ihm auftreten und an seiner Statt das, was er nicht angeben konnte, aufsagen mußte. Sonderbarerweise müht sich Christian Otto in dem einzigen biographischen Hefte, das er selbst über den verstorbenen Freund zusammengestellt, zu beweisen, daß Jean Paul fälschlich diesen Widerwillen dem schlechten Unterrichte zugeschrieben habe, und daß alle höheren poetischen und philosophischen Talente mit Geringschätzung auf das untergeordnete historische herabsähen. Er selbst scheint sich, weil er sich damit geistig ganz befriedigt fühlte, was er durch Renneburm's Unterricht von der Geschichte auswendig lernte, als Beweis für seine Behauptung anführen zu wollen. Indeß möchte ihm selbst kaum auch nur ein untergeordnetes historisches, sondern nur ein mathematisches und juristisches Talent zuzusprechen sein. Allerdings ist Jean Paul's früherer Widerwille gegen die Geschichte eine ganz eigenthümliche und in ihm selbst wurzelnde Erscheinung, über welche, da sie sehr großen Einfluß auf seine Poesie hatte, so wie über seine vollkommene Unfähigkeit, geographische Vorstellungen in sich aufzunehmen, wir später uns ausführlicher aussprechen werden. Aber nach Hof brachte er nur erst Gleichgiltigkeit dafür mit, die ein irgend geistreicher oder zweckmäßiger Unterricht leicht in eine glühende Theilnahme hätte verwandeln

müssen, eine Theilnahme, welche, da sie seiner Neigung zum Philosophiren zugleich hinlängliche Nahrung gegeben und ihn von den trockenen Studien heterodoxer Religionsphilosophie abgezogen, seine Einbildkraft geweckt, mit edlen Gestalten ausgefüllt und so seiner Entwickelung frühzeitig eine durchaus verschiedene Richtung gegeben hätte. Entschiedene Liebe zur Geschichte aber, wenn sie zeitig genug Früchte tragen soll, muß schon in der frühesten Kindheit entstehen, damit der Knabe eine herzliche Theilnahme zu ihr mitbringe, wenn die Zeit der Erlernung der trockenen Daten eintritt, um da in der Ueberwindung dieser Hindernisse selbst Genuß zu finden. Nichts deutet mehr gerade die Wechselwirkung und Verwandtschaft zwischen Geschichte und Poesie an, als die Art, auf welche in dem Kinde eben jene Liebe zur ersteren sich weckt. Es geschieht eben durch poetische Werke verwandter Art, die Absicht oder Zufall dem Kinde in die Hände führt, oder, was leider bei Weitem seltener geschieht, durch die so leichte poetisch warme Darstellung der Geschichtsereignisse in den Schulen. Die Völkergeschichte und die der Geschichtsliteratur giebt dazu den Beweis und zeigt dazu den Weg. Die ersten Geschichtsschreiber waren Dichter und die ersten Dichter Geschichtsschreiber, und die Völker hatten in ihrer Kindheitszeit nur dann Sinn und Gedächtniß für die Erzählungen der Thaten ihrer Vorfahren, wenn diese in poetischem Gewande vor sie traten. Der Verfasser, den man auf dem Gymnasium, welches an dem Geschichtsunterricht nicht weniger sich versündigte, als den größten Gedächtnißhelden chronologischer Daten und trockener Namen noch lange nach seinen Abgange von dort den Schü-

lern zur Nacheiferung vorstellte, hat seine glühende Liebe zur Geschichte den Homerischen Epopöen zu danken, die in der Stolberg'schen Uebersetzung in seinem achten Jahre ihm in die Hände gegeben und von ihm fast auswendig gelernt wurden. — Mit welchem freudigen Schauer mußte er später in den geschichtlichen Vorträgen jede Erinnerung an Griechenland, ja nur jeden griechischen Namen vernehmen — und welche reichen Kindheitfreuden verdankt er seiner dadurch wach gewordenen Phantasie, welche ihm in einsamen Spielstunden die Gestalten jenes Alterthums in den mannigfaltigsten und farbenreichsten Prismas wiedergebar. Auch seine Knaben- und erste Jünglingszeit war an Begebnissen, an äußern Anregungen, selbst an Büchern arm, aber überreich an innern Bildern durch jene geschichtlichen Gestalten. — Erinnert man sich aber dagegen, daß Jean Paul bis in sein dreizehntes Jahr noch nicht das Mindeste von Geschichte erfahren, daß er unter den in Schwarzenbach gefundenen dichterischen Büchern kein irgend einen geschichtlichen Stoff behandelndes Werk anführt, und daß er die wenigen geschichtlichen Kenntnisse, welche er sich mühsam hier verschaffte, brockenweis aus jener deutschen allgemeinen Bibliothek zusammenlas, mithin kein einziges großes Völkerregister mit Ursprung, Motiven und Ausgang im Zusammenhang kennen lernte, ja nicht einmal die reine Verstandesfreude, den großen Strom der Geschichte eines Welttheils, eines Staates oder nur einer Epoche mit allen gleichzeitig in einander greifenden Nebenströmungen auch nur tabellarisch zu überblicken: so darf sich wohl Niemand darüber wundern, daß ihm die Geschichte nichts war, als er nach

Hof kam, und daß ihn die Rennebaum'schen auswendig zu lernenden Namen, Daten und Thatsachen anekelten. — Aber welche bedauernswerthe Jugend, der es, außer an Gegenwart, auch an aller Vergangenheit fehlt, die nur das nagende Drängen nach Erweiterung des geistigen Horizontes und Ausfüllung ihres Innern mit dialectischen Verstandesübungen zu ertödten und den Schmerz der Entbehrung mit der dunkeln Aussicht in eine unbestimmte Zukunft, zu deren Vorstellung ihr ohnehin gar kein Maßstab gegeben ist, zu trösten suchen muß! —

Wir gehen noch einmal zu dem Augenblick von Jean Paul's Eintritt in die Höfer Schule wieder zurück. Es darf uns nicht weniger als gleichgültig sein, wie der bisher so einsam und verlassen von fast allen Altersgenossen dagestandene Jüngling in diesem so sehr erweiterten Lebenskreise erschien, und wie ihn diese neue Welt empfing. —

Sein Jugendfreund schildert ihn, wie er in einer dem Stoff und der Form nach dorfmäßigen, ganz neuen und doch vernachlässigten Kleidung, mit treuherzig unbefangenem Anstand, gleichsam alte Bekanntschaft voraussetzend, den Primanern entgegengetreten sei. Die große und unerhörte Bevorrechtung aber, die, dem Ausgang der obengedachten Prüfung zufolge, ihm dadurch geworden wäre, daß der Rector ihm nicht nur die mittlere Abtheilung, sondern in derselben auch einen höheren, als den untersten Platz angewiesen habe, hätte bewirkt, daß man ihn nicht nur zurückgestoßen, sondern zugleich auf das Feindseligste behandelt habe. Sein Entgegenkommen sei für zudringlich gehalten, sein in sich gekehrter, auf die äußere Erscheinung unaufmerksamer Sinn Gegenstand des

Spottes geworden, sein begeisterter Blick sei ihnen spielend erschienen, und die Primaner seien sogleich, nach dem Ausdruck, den der Dichter selbst in seinen Notaten sich aufgezeichnet, und womit er auf die bereits erwähnte so tapfer zurückgeschlagene Belagerung seiner Geburtsstadt Wunsiedel angespielt, „seine Hussiten" geworden. Die beiden Vorfälle, zu welchen jene Mißverhältnisse gleich anfangs Anlaß gaben, sind für Jean Paul's Charakter sehr bezeichnend; darum dürfen sie, trotz ihrer Geringfügigkeit, in einer biographischen Darstellung von ihm nicht übergangen werden, auch wenn der Dichter die Erinnerung daran auch nicht so äußerst lebendig aufbewahrt hätte.

Er selbst bezeichnet den ersten derselben unter der Rubrik: „Excurrenzstreitigkeit." In jeder Woche, so erzählt Otto, mußten der Reihe nach zwei der untern Primaner die dienstthuenden Brüder machen oder die Excurrentes, die Stunden ausrufen und das Brod herbeiholen, welches in einer der Pausen zwischen den Stunden und dem Lehrerwechsel genossen wurde. Da man den neuen Ankömmling durchaus nur als untern Primaner anerkennen wollte, versuchte man den so unbehilflich scheinenden Dorfjüngling zu jenem Botendienst und daher zur eigenen Anerkennung der vermeintlich unverdienten Standeserhöhung zu zwingen und erwartete nichts weniger, als einen Widerstand zu finden. Aber derselbe Jüngling, der nicht nur mit so reicher Liebe alle seine Mitgenossen an's Herz gedrückt hätte, sondern der auch so plötzlich aus einem stillen Dorf unter eine tobende und muthwillige Masse ihm, wie er bereits aus einen andern Vorfall erfahren,

feindselig gesinnter und mit allen Mitteln langer Erfahrung, wie sie Stadtleben und Zusammensein mit Altersgenossen geben, ausgerüsteter Wesen versetzt worden war — dieser Jüngling widerstand kräftig dieser und ähnlicher Verfolgungen, ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen. Er widerstand dabei auf eine Weise, wie er sie durch sein ganzes Leben gegen alle Zumuthungen und Anfechtungen sich zur Regel sein ließ, fest und unerschütterlich, aber ohne durch den Widerstand weder dem Gegner zu schaden oder ihn ferner aufzureizen; das heißt in diesem Falle: ohne Klage bei dem Lehrer und ohne ein Wort des Streits. Nur als jeder Mitschüler ihm den Kreuzer reichen wollte, für den seine namentlich bestimmten Victualien eingekauft werden sollten, ließ er bloß die Arme niedersinken, daher auch eben die Hand herabhangen, welche ausgestreckt sein sollte, um die dargereichten Pfandschillinge in Empfang zu nehmen. Es mußte daher, wenn die Primaner dießmal nicht hungern wollten, der eigentliche dienende Bruder sein Amt versehen, und Jean Paul hatte für immer gesiegt wie der feste Wille eines Einzelnen immer über den schwankenden einer vielköpfigen Menge. —

Bei dem andern Vorfall, der diesem vorherging, war der Jüngling weniger glücklich gewesen, weil man da seinen Willen nicht zu überwinden, sondern nur sein Vertrauen zu täuschen gehabt hatte. Einer der ihm früher bereits bekannt gewesenen Mitschüler hatte ihm eingeredet, es sei Sitte für jeden neuen Zögling, jenem französischen Lehrer in der ersten Stunde die Hand zu küssen. An diese Art von Begrüßung nach alter Sitte in seiner Fa-

milie gewöhnt, trat Jean Paul arglos in die erste Stunde, diese Pflicht zu erfüllen. Als er schüchtern und verlegen sich dem Sprachlehrer nährte, dessen sträubende Hand ergriff und sie ehrerbietig küßte, glaubte der Sprachmeister sich verhöhnt und überhäufte dem Jüngling mit solcher Zornwuth, daß dieser gemißhandelt zu werden befürchten mußte. Laut brach aber der höhnende Jubel der Mitschüler aus, als der Sprachmeister die Stunde aufhob und fluchend und tobend die Stube verließ. Nicht bloß die Kränkung über das getäuschte Vertrauen, nicht bloß der Unwille, zu einer Beleidigung eines Vorgesetzten veranlaßt worden, sondern besonders der tiefe Schmerz, in den Augen seiner Mitschüler einer kriechenden Demüthigung fähig gewesen zu sein, brannte in dem wahrhaft republikanisch-stolzen Herzen des Dichters so tief und so lange nach, daß sein Freund, dem er bis an seinen Tod am liebsten und öftersten von seinen Jugenderinnerungen sprach, zu der Bemerkung sich veranlaßt fühlt: „Aus Jean Paul's Sarge heraus hätten Verhältnisse die Nemesis nicht vergeblich aufgerufen zur Vollstreckung einer zu lange verzögerten Bestrafung jenes treulosen Mitschülers, von welchem sich der Dichter nach jenem Ereigniß sein ganzes Leben hindurch entfernt gehalten habe." Diese Verdammung und diese Erbitterung, die im Grunde zu einem muthwilligen Jugendstreiche in gar keinem Verhältnisse stehen, können nur durch den tiefen Eindruck veranlaßt worden sein, mit welchem der Dichter von dem Vorfall zu dem Freunde stets gesprochen haben mag. Wenn sie so auf der einen Seite von dem tiefen Menschenstolze Jean Paul's zeugen, so liefern sie zugleich noch einen

Beweis dafür, wie hoch ihm seine Jugendzeit stand, da er einen Schänder derselben mit solchem ungeschwächten Widerwillen bis an seinen Tod mied und haßte. —

Wenige Wochen aber hatte der Dichter die Schule in Hof besucht, als seine Familie ein Schlag traf, der das Schicksal aller übrigen männlichen Kinder derselben bestimmte und auf das Jean Paul's namentlich eine kaum zu berechnende Wirkung übte. Es starb nämlich plötzlich am 15. April 1779 in Schwarzenbach sein Vater, und fast gleich mit dessen Tode begann jener zehnjährige trojanische Krieg, den der älteste Sohn namentlich mit der drückenden Armuth führte, mit einer der der Atriden nicht ungleichen Ausdauer, wiewohl die Armuth mit jedem Jahre stieg. Wohl würden die Kämpfe um das gelobte Land der Poesie, wenn der Vater leben geblieben wäre, nicht gering mit demselben gewesen sein; in ihnen hätte genugsam der ernste und feste Wille des Dichters Trübungen der härtesten Art bestehen können. Indeß würde schwerlich bei der im Grunde dichterischen Seele des Vaters der Kampf so lange gedauert haben, als der war, den der Sohn einer verarmten Wittwe in dem entlegenen Hof gegen die dringendsten Entbehrungen des Menschenlebens führen mußte. Freilich, wenn gewiß für die Kunst ein Gewinn durch die Gewährung reicherer Mittel zur künstlerischen Ausbildung des Sohnes, wäre das längere Leben des Vaters doch vielleicht eine Quelle der trübsten Erinnerungen, wenn nicht von Vorwürfen geworden, wenn Jean Paul durch die feste und beharrliche Ausführung seines Vorsatzes, der Theologie zu entsagen und den schönen Wissenschaften als amtloser Mann

sich zu widmen, dem Vater Schmerzen und Betrübniß erregt gehabt hätte. Daß er, trotz seiner früheren Verehrung, dessen Geboten den Gehorsam in dieser Beziehung zu verweigern gehabt hätte, läßt sich sicher aus seiner Charakterfestigkeit, auch wohl schon aus jener erwähnten, schon in Schwarzenbach eingetretenen Entfremdung zwischen Vater und Sohn folgern. Uebrigens finden wir gar keine Andeutungen, weder von ihm selbst, noch von seinem Freunde Otto, welche beweisen, dieser Todesfall habe ihn besonders tief ergriffen und geschmerzt — während der so viel später erfolgte Tod seiner Mutter ihm immer und immer die Seele durchschnitt. — Vielleicht hatte er nicht ganz des Gefühls der Freilassung sich erwehren können, vielleicht schwieg er auch darum darüber weil er zu wahr gewesen sein würde, um es zu verbergen, und zu kindlich fromm, es zu offenbaren. — Man wird bei diesem Todesfall besonders versucht an eine Vorsehung zu denken, die ihn mit allen künstlerischen Mängeln und Unvollkommenheiten zu dem hat erziehen wollen, was er wurde, da er ohne sie ein ganz anderer, nicht „der Dichter der Armen“ *) hätte werden können. —

Die ökonomischen Verhältnisse der Familie und die Gründe der so schnellen nach des Vaters Tode eingetretenen Verarmung werden durch Otto folgender Weise geschildert. „Der Vater hinterließ außer Paul noch vier Söhne und Schulden, die allmälig von den nicht unbeträchtlichen Pfarreinkünften Schwarzenbachs, die er jedoch nur drei Jahre und drei Monate bezogen, hatten

*) Siehe Börne's Denkrede.

getilgt werden sollen. Zugleich mit Jean Paul's Eintritt in das Höfer Gymnasium war auch dessen Aufnahme in das großväterliche Haus verbunden gewesen, indem ihm ein kleines Zimmer eingeräumt und er auch in Stoffe aus der großväterlichen Niederlage ganz neu eingekleidet worden war. Er selbst gedenkt der großmütterlichen Spenden, die aus Hof früher nach Jodiz überbracht worden waren durch die Botenfrau, auf deren Ankunft die Knaben schon lange lauerten, und um die sich, wenn sie endlich da war, erwartend und gespannt die ganze freudige Familie in der Gesindestube versammelt hatte. Von der Unterstützung der Großältern war die Mutter nach des Vaters Tode ganz abhängig geworden. Aber auch sie starben bald hinter einander und eben wegen jener seit Jahren fortdauernden Unterstützung weniger wohlhabend, als sie früher gewesen waren, und als sie noch immer der öffentliche Ruf ausgab. — Was Jean Paul nach funfzig Jahren mit Dankbarkeit der ganzen Welt anvertraute und von Geschenken der freigebigen Großmutter, die in Scheinkäufe verhüllt waren, oder von Scheinbezahlungen erzählte, wogegen die täglichen Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeholt wurden, das war der zurückgesetzten Tochter einer einzigen, schon früher verstorbenen Schwester von Paul's Mutter und besonders deren Vater kein Geheimniß geblieben. Neid und Haß, die im Stillen furchtbar zugenommen und lange auf Befriedigung gelauert hatten, fanden nun diese nach dem Tode der Eltern und dazu neuen erbitternden Anlaß in dem großväterlichen Testamente, durch welches der Lieblingstochter ein Haus im Voraus vermacht war. Es

entstand daher ein Proceß, der mit großer Feindseligkeit geführt wurde, während dessen das ererbte Vermögen nicht in ruhigen Besitz genommen werden konnte, die dazu gehörigen Grundstücke zu lange verwahrlost und zu spät und dann nur unter ihrem Werth veräußert werden mußten. Unterdessen war man genöthigt, das nach der öffentlichen Meinung große, in der That aber geringe Stammvermögen anzugreifen, obwohl es hätte unangreiflich sein und bleiben sollen, um von dessen Ertrag die Bedürfnisse der Familie so viel möglich zu bestreiten und einer so schnellen Verarmung vorzubeugen." — Die späteren unglücklichen Folgen dieser Mißverhältnisse, die jetzt erst im Entstehen waren und erst in der folgenden wichtigsten von Jean Paul's Bildungsepochen zum Ausbruch kamen, sollen zu ihrer Zeit weiter nachgetragen werden.

Für den Augenblick, wie überhaupt während der ganzen Schülerzeit des Dichters, scheinen diese plötzlichen trüben Veränderungen in der ökonomischen Lage seiner Familie ihn gar nicht berührt zu haben, oder doch von ihm nicht geachtet, oder vielleicht gar nicht bemerkt worden zu sein, so tief war er, durch den dürftigen Unterricht auf der Höfer Schule wiederum bloß auf sich selbst angewiesen, in die Fortsetzung und Erweiterung seiner in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien versunken, und besonders war es hier nun die Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau, welche ihm den Stoff und die Anregung dazu lieferte. Für das erste Jahr seines Höfer Aufenthaltes scheint er theils wirklich nur, mit Unterlassung eigner Arbeiten, hauptsächlich an der Vermehrung seiner Excerpte gearbeitet, theils für diese fast wiederum

nur theologische Bücher benutzt zu haben, da er damals noch die Theologie als die von seinen Vater ihm vorgeschriebene Bestimmung festhielt. Seine Fortschritte hierin, so wie die wachsende Selbstständigkeit seines Geistes, endlich seinen schon damals vorhandenen Muth in der Wissenschaft und in der Vertheidigung derselben wie jeder Geistesfreiheit schildert wiederum ein und diesmal erfreuliches Schulereigniß, das in dem so ereignißarmen Leben des Dichters um so mehr ein Epoche machendes blieb, als es der erste, aber auch einzige öffentliche Triumph war, den er davontrug.

„Der brave Conrector," so erzählt Otto, „war auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm natürlich die Oberstelle eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb, die Rollen der Respondenten und Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden. Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputation eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß der ganze Act nicht bloß zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogmas gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte. Paul war bei dieser hochwichtigen Schulstaatsaction Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unparteiisch

eines, welches es auch sei, herausfinden müsse und daher so lange fort opponiren dürfe, als man Gründe dazu aufbringen könne. Bei dieser Disputation konnte er zumal die Schätze seines hetorodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Vogel'schen Bibliothek entnommen hatte, zur Schau stellen, was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wohl nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letzteren geschehen, sondern bloß deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger, als auf so großen Widerspruch gefaßt und mit dem Waffenvorrath der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so bekannt waren als der Opponent. Nachdem nun von diesen der Respondent lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung gänzlich verlassen hatte — dem Verstummen nahe war: so blieb ihm nichts übrig, als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputation nöthigen und gebührlichen Lobpreisungen seiner und des Respondenten siegreicher Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Katheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen." —

„Diese große Schulbegebenheit," fügt Otto hinzu, „hatte für Paul einen entgegengesetzten doppelten Erfolg. Das unbedachtsam herausfordernde zürnende Gebot des Stillschweigens, womit der Präses das gelehrte Turnier aus einem zum Scherz in eines zum Ernst verwandelt hatte, galt in den Augen der Primaner für einen Sieg, der nicht bloß von

und für den Opponenten, sondern für sie selbst errungen war. Was war natürlicher, als daß man von nun an dem Vorfechter, der solchen Sieg errungen, größern Antheil als zuvor nehmen, daß man ihn unwillkürlich mehr achten, daher auch ihn mit Neckereien zu verfolgen ablassen mußte?" —

Die bei Weitem wichtigere Folge aber für Jean Paul's späteres Leben war, daß diese Disputirangelegenheit der öffentlichen Meinung in Hof äußerst anstößig wurde, und daß man hier die heterodoxen Aeußerungen des Jünglings auf das Erbittertste verdammte. „Der Freimüthige," sagt Otto, „der sich nicht ganz orthodox anstellte, hieß ein Atheist und war gehässiger Geringschätzung, ja sogar Verfolgungen ausgesetzt. Dieses Schicksal hatte Paul gerade in der unglücklichen Periode seines Lebens, aber er nicht allein, sondern auch die, welche mit ihm vertraut, und je mehr sie dies, auch desto mehr dem Verdachte des Atheismus ausgesetzt waren."

So wie wir den Jüngling aber bis jetzt kennen gelernt haben, muß uns nicht bloß der bei dieser Gelegenheit bewiesene öffentliche Sprechmuth, sondern auch die dabei entwickelte Sprachgewandtheit in Verwunderung setzen. Aber einmal war es das in ihm mit ganzer Seele bereits eingewurzelte Leben in der Wissenschaft, das ihn in Augenblicken der Begeisterung so sehr über sich selbst empor hob und ihn mit Gewalt so fortriß, daß die hemmende Außenwelt für ihn gar nicht da war; dann aber erwähnt auch Otto bei dieser Gelegenheit schon jener Eigenthümlichkeit des Dichters, die sich später immer mehr und selbst dann noch geltend machte, als er in größeren

Werken alle seine Gedanken und Gefühle bereits auf dem Papier ausströmen konnte, nämlich des Dranges, sich mündlich über Alles, was ihn bewegte und beschäftigte, auszusprechen. Auch dies unterschied ihn wesentlich von andern großen Geistern und namentlich auch von Göthe, der bekanntlich jede heftige Bewegung nach seinem eigenen Ausdruck in irgend einem Gedicht oder einer größern Schöpfung loszuwerden suchte, die Sache hierauf als abgethan betrachtete und weder sich noch Andere weiter damit behelligte. Dagegen hatte der edle Herder ganz das gleiche Bedürfniß, und die Ursachen waren bei beiden Männern, die überhaupt außerordentlich viel Aehnliches mit einander hatten, fast dieselben: erstens das aus dem Herzen entspringende Bedürfniß geselliger Humanität, und zweitens, weil Beiden, wiewohl in verschiedenem Verhältniß, es schwierig wurde, für ihre Empfindungen und Gedanken augenblicklich eine Form zu finden; Herder endlich, weil er überhaupt vorzüglich Philosoph war und so Vieles wegen seiner amtlichen Stellung nicht veröffentlichen durfte, Jean Paul aber, weil er in der Jugend theils nur philosophirte, theils so lange Zeit seinen so früh erwachten heißen Drang nach öffentlicher Mittheilung auf gar keine andere Weise befriedigen konnte und sich daher früh schon gewöhnte, den Hörer für einen Leser anzusehen, weil er eben aus Mangel an Lesern sich mit Hörern begnügen mußte. Dies blieb ihm selbst, als schon nicht mehr bloß sein Verstand, sondern besonders seine Phantasie in ihm thätig geworden war, und wir werden später sehen, wie er eben so bei Weitem eher für Hörer als für Leser auch dichtete. — Da ihm

aber hiebei es hauptsächlich um das Schaffen zu thun war, so machte er unter den Hörern wenig Unterschied oder vielmehr wenig Ansprüche an sie, woher zugleich es kam, daß mancher seiner ihm zuhörenden Freunde, unter denen auch am Ende in seiner Umgebung wenig Auswahl zu treffen war, ziemlich unbedeutende Menschen sich befanden, die ihn wenig, falsch oder gar nicht verstehen konnten und nicht wenig von jenen abenteuerlichen Mährchen in die Welt trugen, die man sich selbst jetzt noch hie und da von ihm erzählt. „Mir ist,“ sagt er hierüber in einer seiner hinterlassenen Notizen, „mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme — was davon verloren geht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden.“ —

So viel weniger aber in dieser dritten Lebensstation Jean Paul's von glücklichen äußern Anregungen die Rede ist, als in den beiden frühern, so gab sie ihm doch, wenn auch für die freudige Spielzeit der Jugend zu spät, zwei Freunde, den einen, Johann Bernhard Herrmann, den andern, Adam Lorenz von Oerthel; der Erstere wurde jedoch erst in der letzteren Zeit mit ihm vertraut. — Für Hof wichtig wurde ihm besonders Adam von Oerthel, von dessen Wesen uns leider Jean Paul zu wenig Andeutungen hinterlassen hat, die Otto, der ihn doch ebenfalls gekannt hatte, durch keine auch nur einigermaßen anschauliche Schilderungen, wie denn fast überall, zu ersetzen gewußt hat. Aus den wenigen Zügen indeß, welche wir über denselben haben, geht hervor, daß er Jean Paul's Herzen mehr als seinem Geiste und seiner

wissenschaftlichen Entwickelung gewesen sei. Adam Lorenz von Oerthel war, nach Otto, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehrere Rittergüter und zu deren standesmäßigem Besitz Titel und Adel erworben hatte. Eines dieser Güter, Töpen, hatte er sich zu seinem Wohnsitze erwählt, seinem ältesten Sohn aber in Hof, wo er das Gymnasium besuchte, ein Gartenhaus zur Wohnung eingeräumt. Dieses lag unmittelbar an einem Arm der damals noch mit Bäumen begrenzten Saale und zeichnete sich in der ärmlichen Gegend durch die Garten-, Fluß- und Bergumgebung und durch den erweiterten Blick aus, der jenseit des Saalarmes auf die Vorstadtinsel, auf baumreiche Gärten und auf einen ausgedehnten Wiesengrund fiel, der einen Teich umgab, dessen erhöhte Ufer mit einer Fülle von Bäumen bewachsen war. „Anmuthig, ja entzückend," fährt Otto fort, „mußte dieser Aufenthalt für befreundete Jünglinge zu allen Tageszeiten, besonders aber des Abends und bei Mondenschein sein, wenn sie sich vertraulich mit einander unterhielten oder mit Clavierspiel und Singen vergnügten oder auch der Musik zuhörten, die aus der Nachbarschaft zu ihnen hertönte. Den höchsten Reiz mußte neben der Poesie der Jugend, die Alles verschönert und verklärt, der Einfluß des Zeitalters gewähren, in welchem wertherisirt, siegwartisirt und nach dem täglichen, schmerzlichsüßen Genuß einer für verdienstlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet wurde. Hätte Paul seine Selbstbiographie bis zur Schilderung seines zweijährigen Schullebens in Hof fortgesetzt: so würde er gewiß als Glanzpuncte desselben die Abendgesellschaften und überhaupt die

Besuche bei seinem Oerthel herausgehoben, er würde vielleicht den Garten und das Gartenhaus und den langen vom Eintritt in jenen bis zu diesem führenden Bogengang und den an beiden Ufern mit Bäumen überhangenen Fluß und den ganzen anmuthigen Umkreis geschildert haben, in Erinnerung und zur Feier der Freundschaft, welche dort mit Oerthel gestiftet wurde." —

Dieser Beschreibung fügt Otto die Bemerkung hinzu, daß Oerthel von jener erwähnten Sentimentalitätsperiode „zu sehr" ergriffen worden sei, daß aber unser Dichter nur wenig und nur kurze Zeit und vielleicht am meisten aus theilnehmender Freundlichkeit gegen jenen davon berührt worden wäre. Diese Bemerkung denn ist es, welche uns über das Wesen Oerthel's, so wie über das geistige Verhältniß, in welchem Jean Paul zu ihm stand, einigen Aufschluß giebt. Es ist sehr bemerkenswerth, daß dieser erste und damals einzige Freund an einem so phantasiereichen und herzwarmen Jüngling nicht mehr Ansteckungskraft ausübte. Auch findet man in allen Schriften Jean Paul's, außer einer ausdrücklichen Danksagung für einen geleisteten Freundschaftsdienst, welche Oerthel's Herz auf das Höchste ehrt, keine Spur eines Einflusses von diesem doch so geliebten ersten Freunde, noch daß ihm dessen Gestalt irgendwo als ein Original zu einem seiner Charaktere vorgeschwebt habe.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem zweiten Freunde, von dessen geistigem Sein und merkwürdigem moralischen Wesen wir noch vielfältig zu sprechen werden Gelegenheit haben. Dieser scheint geistig eben sowohl das vollkommene Gegenbild von Oerthel gewesen zu sein,

wie seine äußerlichen Verhältnisse entgegengesetzt und denen Jean Paul's ähnlicher waren. — Hier nur vorläufig, was Otto von den letztern erzählt. — „Er war der Sohn eines armen Zeugmachers, dem der verspätete Besuch des Gymnasiums ungern verstattet wurde, und der daher, als wäre und bliebe er ein Handwerkslehrling, täglich eine vorgeschriebene Menge schafwollnen Garnes abspulen und außerdem seine jüngeren Geschwister warten und pflegen mußte, bevor er daran denken konnte, sich für die Lehrstunden vorzubereiten oder die aufgegebenen Ausarbeitungen zu machen oder selbst Unterricht zu ertheilen, um sich die zum Studiren unentbehrlichsten Hilfsmittel zu verschaffen." Wie sehr mußte Jean Paul an einen Jüngling sich anzuschließen sehnen, der eine so glühende Liebe zu den Wissenschaften, so viel unter den herabziehendsten und geisttödtendsten niedrigen Beschäftigungen sich aufrechthaltende Seelenstärke, darum eine ursprünglich so hohe Natur offenbarte. Jedenfalls war er schon darum für Jean Paul in dieser Epoche ein mehr entsprechender Genosse, indem derselbe, wie Otto sich ausdrückt, durch mehr philosophisch-mathematische Genialität sich auszeichnete, daher in Jean Paul's damaligen Hang zum Philosophiren besonders eingehen mußte. — Jener aber konnte den Freund besonders darum über sich erblicken, da er weder an so früher Selbstbildung hatte arbeiten, noch eine so große Belesenheit sich verschaffen können. Bei Herrmann's später zu schildernder, so äußerst charakteristischer Individualität ist es äußerst zu bedauern, daß wir von dem Dichter selbst keine ausführliche Schilderung ihres damaligen freundschaftlichen Verhältnisses erhielten

und wir die Natur desselben überhaupt nur aus der späteren dichterischen Schilderung eines nach dem ihrigen entnommenen ähnlichen folgern können. Ueberhaupt läßt uns wiederum Otto, der entweder die ungemeine Bedeutung dieses Menschen für Jean Paul in dessen Menschenwüste übersah, oder aus einer später zu erwähnenden, zu einer furchtbaren Höhe im Laufe der Zeit gestiegenen Eifersucht dieselbe darzustellen nicht über sich vermocht hatte, sogar darüber in Ungewißheit, ob die Freundschaft mit Herrmann erst später, oder ob sie bereits auf dem Gymnasium in Hof jene innige geworden war. Da jedoch Otto derselben während dieser Epoche gedenkt, während er sich selbst noch ganz im Hintergrunde läßt — und vielleicht blieb er auch dem Kleeblatt, aus dem der Tod sehr bald jene beiden Blätter ausriß, so fremd, daß er Herrmann nie anders als durch die Erinnerung Jean Paul's kennen lernte — so dürfen wir mit Gewißheit den Anfang jenes innigen Verhältnisses bereits in jener Höfer Schulzeit voraussetzen.

Der Einfluß, den ein Wesen wie Herrmann auf ihn üben konnte, läßt sich übrigens sehr deutlich bereits erkennen; er war sowohl ein moralischer, als ein geistiger. Ein solches Beispiel von aufopfernder Hingebung für die Wissenschaft konnte seinen eigenen, in ihm selbst früher entstandenen Entschluß, sein Leben ausschließlich derselben zu widmen und ganz das zu werden, wozu ihn ein dunkler und ihm jetzt selbst noch unbewußter Trieb hinstieß, bis zur Unerschütterlichkeit befestigen. Die geistige Einwirkung deuteten wir oben bereits an und gedenken ihrer sogleich noch ausführlicher.

Was nun die Art der Fortsetzung seiner Selbsterziehung in diesen beiden Höfer Schuljahren von Ostern 1779 bis dahin 1781 betrifft, so fehlen uns leider bis vor Ende dieser Epoche alle Andeutungen über die Bücher, welche er aus Vogel's Bibliothek für seine Excerpten benutzt hat. Nach Otto's leider gegebenem Beispiel haben diejenigen, welche diesen äußerst wichtigen Theil seines Nachlasses in die Hände bekamen und aus demselben die Materialien zu einer kritischen Biographie zum Druck beförderten, die verschiedenen Bildungsepochen des Dichters ganz aus den Augen gesetzt. Indeß bleiben uns, ungefähr die geistige Richtung, durch die er in dieser Zeit gegangen, zu verfolgen, Spuren anderer Art.

Jenen dunklen Trieb zu geistigem Erzeugen, der sich, ist anders ein solches Gleichniß erlaubt, in den dazu berufenen Naturen von Zeit zu Zeit eben so früh anmeldet und vorher verkündet, wie bei Knaben der gewöhnliche Geschlechtstrieb, brach bei Jean Paul plötzlich ein halbes Jahr nach dem Eintritt in das Gymnasium hervor. Er schrieb nämlich für sich zwei Aufsätze im September 1779; den einen mit der Ueberschrift: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist," den zweiten unter der: „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen." — Leider werden uns von dem letztern Aufsatze weder Veranlassung noch Inhalt genau angegeben, und wir wissen daher nicht mit Bestimmtheit, ob derselbe auch religiös-dogmatische, oder rein speculative, oder gar schon empirische Sätze behandelt habe. Das Erste, namentlich in Verbindung mit der in jene Zeit fallenden Disputation, scheint das Wahrscheinliche. Der Stoff aber,

aus welchem der Jüngling dergleichen Aufsätze zu zeugen hatte, scheint mit diesen beiden ersten aufgebraucht gewesen zu sein; denn wir finden in denselben eine ganze einjährige Pause bis zum November 1780, und daß davon nichts verloren gegangen sei, beweist, daß sie mit dem Nachfolgenden in ein Heft geschrieben sind. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in jene Epoche die Zeit jener ausschließlichen Freundschaft mit Derthel und dasjenige setzen, was Otto jene vorübergegangene Berührung von der durch die damalige Bekanntschaft mit den wenige Jahre zuvor erschienenen Werther's Leiden hervorgerufenen Sentimentalitätsepoche nennt. Aeußerst dankbar müssen wir indeß Otto dafür sein, daß er uns das Fragment eines solchen sentimentalen Briefes an Derthel aufbehalten hat. Wir theilen es auch hier wörtlich mit.

„Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir, der wenig Freud' hat — denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so sieh' zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei Beiden auch bald vollendet — bald's ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast, und nun kann ich nicht mehr schreiben — Fließet, Thränen.“ — —

„Doch noch 'was. — Lauter Sterbegedanken umgeben

mich jetzt — vielleicht dich auch — und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst, ruhiger Mond, senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern all' die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu späh'n! Schauerlich, wenn's so todtenleise um dich her ist und's dich ergreift das große, allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummernden Freunde zu besuchen — und *ach!* den betrauern, den nun der Wurm zernagt." — „Lies in Yorik's Reisen im 1. Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." — —

„Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." — —

Man sieht aus diesem merkwürdigen Documente, wie Jean Paul, der später den Muth hatte und sich einen Stolz daraus machte, die weichsten, weinendsten und schwärmerischesten Empfindungen gleichsam nackt, ohne die künstlerische Hülle des Reims und des Versmaßes, ja selbst ohne sie hinter einem andern Charakter zu verbergen, der Welt zu zeigen, sich vor sich selbst schämt, jene nur auf dem Papier dem Freunde laut werden zu lassen; man sieht, wie ihm dieses ganze Wesen selbst widerstand, und auch haben Gedanken wie Form etwas, was den Leser ebenfalls anwidert. Er mag selbst vor diesem Spiegel und davor, wie sich diese Empfindungen ausgenommen haben, zurückgeschrocken sein, und dies hat vielleicht dazu beigetragen, ihm über diese zu frühe Empfindungsepoche hinwegzuhelfen, welcher er kein künstlerisches Gewand anzulegen vermochte, und von deren Beschreibung und Darstellung dieser Umstand ihn daher zurück-

hielt, während Göthe dagegen Gestalten und Geschichten genug erlebte, um von diesen seine Empfindungen aussprechen zu lassen. Seine Gefühlswärme, wenn damals erwacht und genährt, wäre wohl auch zu stark hervorgebrochen, als daß er nicht sich in ihr verzehrt und in ihr verschwemmt und verweichlicht worden wäre. Aber in seinen kleinlichen Umgebungen durch keinen erhebenden und anfeuernden Gegenstand erhoben, konnte sie gegen sein starkes Rüstzeug philosophischer und positiver Kenntnisse nicht aufkommen, und die Quelle jener Empfindungen, die sich in gar keine Form ergießen konnte, trat daher sehr bald, sobald sich eine Veranlassung fand, seiner Brust bis auf spätere Zeiten, und darum ihre Frische und ihre Springfluth nur so lauterer und in unverbrauchter Fülle bewahrend, in die Stille seiner Brust wieder zurück.

Diese Veranlassung hat nun wohl wenigstens zum Theil schon damals der klare und kräftige Herrmann gegeben. Denn Jean Paul scheint nicht bloß jene sentimentalen Bücher bei Seite geworfen und sich wieder positivere gewählt, sondern auch zu neuer kräftigerer und nun nicht wieder unterbrochener selbstschöpferischer Verstandesthätigkeit erstarkt zu sein. Was uns nämlich bestimmt, dem Einfluß der von Otto selbst als später bezeichneten Freundschaft mit Herrmann diesen Umstand zuzuschreiben, ist der Inhalt einer ganzen Reihe von Aufsätzen, die im September 1780 begannen, und die von seinen bisherigen ganz und gar abweichen. Otto sagt, daß Herrmann von seinem Genius den Naturwissenschaften entgegengeführt worden sei, daß er in gleicher Jugend wie Jean Paul Schriftsteller geworden wäre. Da

er nun seine beiden Schriften: über die Mehrzahl der Elemente und die: über Licht, Feuer und Wärme, in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre herausgegeben haben muß, so folgt wohl daraus, daß er bereits in Hof, so weit es ihm die mangelhaften Büchersammlungen, zu denen er Zutritt haben konnte, erlaubten, sich mit jenen Gegenständen schon beschäftigt haben müsse. Nun lauten die Ueberschriften der von Jean Paul in den Monaten September, October und November jenes Jahres niedergeschriebenen Abhandlungen: „Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich — Ist die Welt ein perpetuum Mobile? — Was Allgemeines über's Physiognomiren — Unsere Begriffe von Geistern, die anders sind als wir — Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringeren Wesen vervollkommenen" — u. s. w., schlagen daher meist alle in dieses Fach. —

Wir sagten, diese neu erwachte schöpferische Selbstthätigkeit sei nicht mehr unterbrochen worden; und allerdings beginnt schon mit dem September 1780 jene unaufhörliche schriftstellerische Thätigkeit, die Jean Paul mit gleicher Unermüdlichkeit fünf und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod fortsetzte, und von der fast kein Blättchen verloren gegangen ist. Gleichwie er als Kind spielend sich Bücher gemacht, so nähte er sich jetzt ein Buch zusammen, das er „Uebungen in Denken" überschrieb, und wohinein er jene beiden früher erwähnten Abhandlungen trug, hierauf aber in den angegebenen Monaten die übrigen unter den obigen Titeln. Die Leichtigkeit, womit er dieselben so schnell hinter einander verfaßte, scheint ihm damals zuerst den bestimmten und klaren Entschluß,

ein Schriftsteller zu werden, eingegeben zu haben. Denn unter dem Datum vom 29. November 1780 fügte er dem Titelblatt eine Anzeige hinzu, in welcher er zwar meldet, daß diese Versuche bloß für ihn seien und nicht gemacht, Andern etwas Neues zu lehren, aber daß sie ihn üben sollten, „um's einmal zu können." Zugleich nahm er sich vor, jeden Monat sechs Bogen dieser Art zu schreiben, ein Entschluß jedoch, den er nicht ausführte; denn er schrieb nur im December desselben Jahres noch drei Abhandlungen: „Ueber die Religionen in der Welt — Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wornach er Alles abmißt — endlich: Ueber Narren und Weise." Hiermit hören die vollständigen Abhandlungen auf, und, was sehr charakteristisch erscheint, die Denkübungen verwandeln sich aus ganzen Aufsätzen in aphoristische und unausgeführte Bemerkungen, wie deren 17 bereits das erste Heft schlossen und 22 den Winter bis zum Frühjahr 1781 ausfüllen. Von den Abhandlungen sind uns keine zu Gesicht gekommen, von den einzelnen Bemerkungen jedoch mehrere von Otto mit abgedruckt worden.

Es ist bemerkenswerth, daß man in denselben nichts besonderes im Ausdruck findet, dagegen eine große Kürze, Klarheit, Bestimmtheit, selbst Leichtigkeit des Styls, und etwa ein Jahr vor der Abfassung des ersten, fast nur aus Gleichnissen bestehenden Buches auf etwa dreißig eng gedruckten Octavseiten im Text ein einziges, welches die Einbildungskraft mit einem Töpfer vergleicht, der wohl dem Thon allerlei Gestalten gebe, aber ihn nicht hervorbringe. Ja wir finden seltsam genug über die Gleichnisse folgende Bemerkung: „Der Kopf, der viel

Gleichnisse anbrächte, geschmückt schriebe, scheine ihm wenig tief eindringen zu können — wenigstens könnten ihm die Gleichnisse und andere Figuren nicht einfallen, wenn er eben scharf nachdächte, sondern nur alsdann, wenn es schon geschehen sei. Wer nachdächte, der stelle sich die Sache, über die er nachdächte, ganz allein vor — alle seine Seelenblicke wären darauf geheftet. Hier fänden keine andern Ideenverbindungen statt, als solche, die unmittelbar das Ding beträfen. Hingegen wenn er seine Arbeit wieder übersähe, dann könnte er leicht Mehreres hinzudenken und Figuren anbringen; aber es sei die Frage, ob dies nützlich sei bei schweren Materien." — — Eben so bezeichnend ist die Bemerkung über das Verhältniß des Gedächtnisses zur Phantasie, aus welcher obiges Bild entnommen ist. „Es sei schwer," sagt er, „Gedächtniß und Phantasie von einander zu unterscheiden. Die Grenzlinien, wo das eine anfinge und das andere aufhörte, seien zu fein gezeichnet. So Viel sei gewiß, Gedächtniß sei nie ohne Einbildungskraft; er könne sich keiner Sache erinnern, ohne zugleich das Bild derselben wenigstens dunkel in seiner Seele zu haben, und dies sei doch wohl Wirkung der Einbildungskraft. Auch sei Einbildungskraft nie ohne Gedächtniß; denn von allen möglichen Bildern, die jene zusammensetze, sei der Stoff aus der Natur genommen, den das Gedächtniß an die Hand gebe. Es sei möglich, daß das Ganze desselben nie in der Natur existirt habe, aber seine Theile seien doch da gewesen. Einbildungskraft thäte weiter nichts als zusammensetzen, nicht aber schaffen; Einbildungskraft also würde nichts sein, wenn Gedächtniß nicht wäre. Ueber-

haupt schiene es ihm, daß alles Gedächtniß bloß Einbildungskraft sei — und daß diese es bloß wäre, welche jenes gebe. Die Erinnerung sei nichts als die Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bild in der Seele, und was sei die sogenannte memoria localis Anders als die Vergegenwärtigung da gewesener Bilder? Wenn das vermeinte Gedächtniß wirken solle, so müßten zwei Bilder von der Sache vorhanden sein, die man mit einander vergliche, und aus deren Aehnlichkeit mit einander man schlösse, daß eines schon da gewesen sei; also sei bei jedem Actus des Gedächtnisses ein Urtheil. Die Einbildungskraft habe nur allemal ein Bild vor sich. Ihre Absicht sei nicht, zu bemerken, daß es schon da war, sie nehme gar keine Rücksicht auf die Zeit. — Der Einwurf, daß Jemand viel Einbildungskraft, aber kein Gedächtniß habe, sei keiner gegen ihn; man könne eben dasselbe Vermögen der Seele bei dem einen Object üben und bei'm andern ungebraucht lassen. So sei es bei'm Poeten. Eine Kraft äußere sich nicht bei allen Gegenständen gleich stark; sie wirke hier stark, dort schwach, es seien aber nicht zwei Kräfte." —

Ehe wir uns über dieses sonderbare Raisonnement, besonders in Bezug auf des Dichters Wesen, aussprechen, müssen wir, um den Cyklus von Vorstellungen, mit denen Jean Paul sich damals selbst täuschte, zu vollenden, noch die Bemerkung anführen, in welcher er sich über das Verhältniß eben dieses Gedächtnisses zum speculativen Scharfsinn vernehmen läßt: „Es sei falsch, wenn man glaube, ein Philosoph brauche kein starkes Gedächtniß zu haben. Wer selbst schon gedacht und bemerkt habe, wie schwer es

sei, die feinen Gedanken sich nicht entwischen zu lassen, würde sich wundern, wie dem Philosophen Gedanken nicht entgingen, die man schon Mühe habe zu fassen, die so fein seien, daß sie ein scharfsinniges Auge kaum bemerke; der Philosoph habe eben so gut Gedächtniß wie der Geschichtsschreiber. Beide machten nur nicht gleiche Anwendung davon. Das Gedächtniß der Philosophen nehme nur solche Dinge auf, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckten, kurz, die den Verstand interessirten. Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. — Zeitrechnungen, dies Alles merke es nicht; es habe wichtigere Sachen zu behalten. Es gebe aber verschiedenen Geschmack und eben deshalb verschiedenes Gedächtniß. Jeder spräche dem Gedächtniß ab, der nicht das behielte, was er selbst behalte; aber er solle doch bedenken, daß, wenn der Andere nicht gerade das merke, er doch etwas merke. Die Gedächtnisse seien überhaupt weniger im Grade, als vielmehr in der Art verschieden. Der habe also das größte Gedächtniß, der gegen Alles am reizbarsten sei — und der das geringste, der überall unempfindlich wäre. Daher komme das starke Gedächtniß der Jünglinge und das schwache der Greise." — Erinnert man sich, daß er oben Gedächtniß mit Phantasie für gleichbedeutend erklärte, hauptsächlich weil er eine Abtheilung derselben, das lebendige Reproductionsvermögen vergangener Erlebnisse und geschauter Bilder, mit dem erstern verwechselte und sich auch durch den Umstand täuschen ließ, daß dieses Vermögen allerdings das Gedächtniß unterstütze — weshalb sehr oft der Fall eintritt, daß manche Naturen nur für dasjenige Gedächtniß haben, was sich auf diese

Weise lebendig reproduciren läßt — — fügen wir hinzu, daß Jean Paul durchaus zu diesen Naturen gehört — sehen wir nun endlich, daß er dem Philosophen ebenfalls ein starkes Gedächtniß, das heißt also, nach seiner Erklärung, eine starke Einbildungskraft, zuschrieb — so liegt uns sehr klar vor, wie es mit seiner Selbsttäuschung in Bezug auf seinen vermeintlichen Beruf zur speculativen Philosophie beschaffen war. Er war, wie schon erwähnt, in jener ganzen Epoche fast ausschließlich mit seinen intellectuellen Geisteskräften und mit dem Verstande thätig; mit so vielen als jeder höhern geistigen Natur inwohnen — auch denen, in welchen die höhern synthetischen Kräfte der Phantasie über die analytischen des Verstandes endlich Herrschaft gewinnen. Gerade jener Drang zum Componiren oder Zusammensetzen, den er selbst als eine der Eigenthümlichkeiten der Phantasie angiebt, trieb ihn zur Abfassung jener Abhandlungen, deren Inhalt nur darum philosophisch wurde, weil ihm die Beschränktheit seiner Umgebung und der beschränkte Kreis der öffentlichen und Selbstunterrichtsgegenstände keinen andern Stoff zuführte. Daß ihn eigene Neigung und Beruf daran nicht fesselte, bewies, wie er diesen Stoff sogleich freudig gegen jenen obigen naturwissenschaftlichen fallen ließ, den ihm der Zufall zugeführt hatte, und daß er diese ganze Thätigkeit nach jenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen nur noch einigemal an jenen philosophischen Gegenständen übte; denn dann schrieb er nur noch einige abgerissene Bemerkungen nieder, die ihn in allmäligen Uebergängen zu den eigentlicheren Thätigkeitsäußerungen der Einbildungskraft überleiteten. Wir gedachten schon einmal, daß

diese Täuschung über seinen Beruf zur Philosophie noch mehrmals in seinem Leben auftauchte und mancherlei Einfluß auf seine Urtheile, so wie auf manches seiner Werke hatte. So sagte er in einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi, bei ihm sei, wie bei den Deutschen, Philosophie eher gewesen als Dichtkunst. Man begreift nicht leicht diesen literarisch-historischen Irrthum und hätte ihn wohl fragen können, wo denn die deutschen Philosophen vor den Dichtern des Nibelungenliedes, vor den Minnesängern u. s. w. gewesen seien. Vielleicht dachte er nur dabei bis an die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg zurück, der allerdings das geistige Mark des Volkes so ertödtet hatte, daß erst Philosophen und Theologen die Arena des erschlafften Volkes wieder betraten, da dieselben sogar unter der Frostdecke des Krieges, auf der das warme Herzblut des Volkes gerann, hatten fortvegetiren können. Der Irrthum in Bezug auf ihn selbst hatte aber hauptsächlich wohl darin seinen Grund, daß die Bedingungen seines äußeren Lebens ihn zwangen, die verschiedenartigen Kräfte seiner Phantasie erst in der genauesten Stufenfolge ihrer verschiedenen Grade nach und nach und zwar in langen Zwischenräumen erst in Thätigkeit zu setzen, und daß er dennoch nie dazu gelangte, mit der höchsten Kraft, welche abgerundete Welten mit allen Gestalten auf einmal in's Dasein ruft, zu schaffen, und gewissermaßen gezwungen war, nach einem Versuche der Art, trotz dem, daß dessen Mißlingen ihm selbst unbekannt blieb, wieder um eine Stufe, die seine eigentliche Sphäre blieb, in der er aber das Allergrößte erreichte, herabzusteigen. Weil aber in keinem Menschen diese stufenweise

Erwachung der Geisteskräfte sich in dem Grade nachweisen läßt, darum ist eben seine Biographie so äußerst lehrreich für Psychologie wie für Erkenntniß des Verhältnisses jener Geisteskräfte. —

Viele von jenen Bemerkungen aus den Uebungsheften ausführlich wieder zu geben, wäre so ermüdend als nutzlos. Bemerkenswerth ist, daß wir keinen rein speculativen Satz darin finden, dagegen aber mehrere sich mit den geistigen Verhältnissen großer Schriftsteller zu der Welt und der Ursache der Wirkung ihrer Darstellungen beschäftigen. Ja es finden sich bereits phsychologische und solche Bemerkungen, die auf die Beobachtung des Benehmens der Menschen um ihn her deuten, und alle diese letztern zeichnen sich eben so durch frappante und sogar für ihn prophetische Wahrheit aus, wie die philosophischen schwankend, unbestimmt und sich widersprechend waren. Nur einiges Wenige davon im Auszuge!

„Unsere Schwachheiten entdecken wir demjenigen nicht, von dem wir glauben, er selbst habe keine; daher hat das Genie die größte Freundschaft gegen diejenigen, die in Ansehung der Verstandeskräfte weit unter ihm stehen.“—

„Sogar das Genie wird schlecht über sich selbst schreiben; denn es ist sich selbst ein Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle Gänge; es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit.“ —

„Laß dem Unwissenden einen Irrthum, von dem er sich zu überzeugen vermag, und bringe ihm keine Wahrheit auf, deren Beweis er nicht einsieht. Schenke ihm einen leichten Irrthum und quäle ihn nicht mit schweren Wahrheiten. Ermesse die Güte seiner geglaubten Sätze

nicht nach den Beweisen derselben, sondern nach ihren guten und bösen Folgen. Der Unweise liebt Wahrheit, weil sie ihm gefällt und ihm nützt; nimmst du ihm das Letzte weg, so hat er gar nichts." —

„Schriften, wo der Verfasser gedacht, gefallen uns; aber diejenigen gefallen uns noch mehr, wo er uns nur denken läßt. Darum liest man so gerne witzige Sachen; darum giebt es so Wenige, die abstracte Schriften mit Vergnügen lesen." —

„Es gefällt Jedem, wenn ein Schriftsteller demüthig ist, wenn ein Genie sagt, daß es keines sei; sonst wird unsere Eigenliebe zu sehr beleidigt. Wenn Jemand von sich sagt, daß er groß sei, so ist es eben so Viel, als wenn er sagte, daß wir klein sind." —

„Der Verfasser der Lebensläufe sagt, er wolle aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen auf ein Haar treffen. Ich setze hinzu: man kann einen Menschen noch besser aus der Art kennen lernen, wie er Geschenke annimmt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe, da unsre Bösartigkeit zu verbergen, wo uns der Andere geschwind mit seiner Güte überrascht — die Sonne beleuchtet die Werke der Finsterniß, ehe der Mantel der Verstellung darüber geworfen ist. Weil dem Menschen die Verstellung nicht natürlich ist, so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit oder vereitelt wenigstens den Nutzen seiner Verstellung durch den Zwang, mit welchem er sie annimmt. — Er gleicht (und diese beiden Gleichnisse stehen, dem obigen Satze von denselben gemäß, nachträglich in einer Note) den Personen, die ihre nachlässige Hausklei-

dung, in der wir sie antrafen, dadurch zu entschuldigen glauben, daß sie uns um die Erlaubniß bitten, sich anders ankleiden zu dürfen — oder einer nicht stattlich angekleideten Schönen, die zu ihrem Liebhaber durch ihre verlegenen Blicke sagen will: Verzeihe, meine Schönheit liegt nur auf der Toilette — habe Geduld, ich will sie holen. — — „Daher," fährt er fort, „lernen wir den Bösen durch die unerwarteten Wohlthaten kennen, die wir ihm erweisen. Allein eben so überraschen diese Wohlthaten den Tugendhaften; sie stellen uns die unbedeckten Reize seines Herzens dar und zeigen die Ausbrüche seiner Aufrichtigkeit und seines Gefühls ohne das Gewand des Wohlstandes und der Zurückhaltung. So wie die Morgenröthe die schlummernde Schöne noch in ihren natürlichen und ungeschminkten Reizen erblickt, so sehen wir die Gestalt der unverhüllten Tugend" u. s. w. —

Aber in ganz und gar keinem Verhältniß an Umfang und Bedeutung standen die Denkübungen und selbstschöpferischen Arbeiten dieser Epoche zu jener zuerst angefangenen Einsammlungsthätigkeit von Kenntnissen, die ihm für die Zukunft so große Ausbeute an Stoff und Material für die ersteren liefern sollte. Die im vorigen Capitel beschriebene Excerptensammlung, die er unter dem Titel: „Verschiedenes aus den neuesten Schriften" mit großem Eifer und Fleiß fortsetzte, war bis zu Ostern 1781 bereits bis auf zwölf Quartbände angewachsen, und sie enthielt, gleichwie die Denkübungshefte, sowohl größere, ausführliche und mit Sorgfalt abgeschriebene Abhandlungen oder Beschreibungen oder Darstellungen, als auch kürzere Notizen, Sentenzen und Bilder aus den heterogensten

und mannigfaltigsten Werken und Schriftstellern. Hiebei ist zu berücksichtigen daß diese Auszüge neben den mannigfaltigsten Schularbeiten angefertigt wurden. Der Jüngling fühlte zu sehr, daß ihm kein andrer Weg übrig blieb, sich Stoff und die nöthige Kenntniß der Welt und Menschen in allen Beziehungen zu verschaffen, als der, wenn auch so sehr mühsame, dunkle und oft irreführende, — der durch Bücher! —

Was für Bücher er aber in dieser Zeit besonders gelesen und excerpirt, davon haben wir, da wir die Excerpte aus jener Zeit nicht zu sehen bekamen und diesen Umstand die Materialienherausgeber nicht für wichtig hielten, nur eine in einem gelegentlich mitgetheilten Briefe an Pfarrer Vogel befindliche Notiz aus dem letzten Monate seines Schülerlebens. Er bittet dort um den dritten Theil von Semmler's Untersuchungen über den Canon, um Göthe's Schriften, den zweiten Theil von Lavater's Tagebuch, Helvetius sur l'éducation de l'homme, die fünfte Abtheilung des Anhangs zu den 36 Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek und um die von Vogel ihm aus ängstlicher Sorgfalt vorenthaltenen Lessing'schen Fragmente. —

Leider haben wir auch darüber gar keine bestimmte Auskunft, ob ihn irgend eines der benutzten und bekannt gewordenen Bücher damals besonders ergriffen habe. Es scheint fast nicht! Ja wir müssen annehmen, daß von der ganzen großen Bewegung, die durch Klopstock, die Schweizer, Wieland und durch das erste Auftreten Göthe's in der Nation hervorgerufen worden war, nur zu wenige und zu vereinzelte Wellen bis zu ihm verschlagen worden

seien, um ihn sehr zu berühren. Für Lessing und dessen Wirken, besonders in der ihm ganz fremden Kunstkritik zumal an den von ihm ungekannten bildenden Künsten geübt — trotz dem, daß dieser so unendlich Viel zur Bildung des Geschmacks beitrug — hatte er fast nie viel Sinn. „Ich setzte," so lautet eine der merkwürdigsten Notaten für seine Selbstbiographie, „ich setzte eigentlich alle Aufklärung in die siebenziger Jahre; unter 1769 mochte ich nichts, und noch heute hängt mir dies bei Lessing an." Wie bald er sich über den Eindruck von Werther's Leiden hinweghob, haben wir schon erwähnt, und um die Merkwürdigkeit, die in dieser schwachen Anregung durch dies Gedicht liegt, und wie sehr dieselbe die geistige Abgeschiedenheit seiner Lage beweist, ganz zu begreifen, muß man sich von älteren Leuten den Taumel erzählen lassen, in den das Erscheinen dieses Buchs auf mehrere Jahre die ganze jugendliche Welt gestürzt hatte. „Ich war," so erzählt der ehrwürdige Rehberg, der doch ein Cabinetsminister wurde, in dem Nachtrage, welchen Tieck seiner musterhaften Einleitung zu Lenz's Schriften zufügte, „ich war siebenzehn Jahre alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über das Schicksal und die Liebe des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könnte, als dieser da. — Tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, Manche wohl auf immer an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf" u. s. w. Dies Buch war nun zwar schon 4 Jahre vor seiner ersten Ankunft in Hof er-

schienen; indeß hatte der Anstoß, den es gegeben, wohl eine noch längere fast ungeschwächte Wirkung und mußte noch lange in jedem Jüngling, der es zuerst in die Hand nahm, eine gleiche hervorrufen. Außer den mit Nachdruck erwähnten und allen jenen Aufregungen ungünstigen Stimmungen seiner Seele, außer seinem überwiegenden nicht zu befriedigenden Durst nach Einsammlung positiver Kenntnisse,*) vielleicht auch dem ihn zurückschreckenden Anblick des ihm weich und schwach erscheinenden Oerthel'schen gänzlichen Unterliegens unter diesen Eindrücken, wirkten auch noch andere Umstände darauf ein. So war eines der, wie man sieht, noch in Hof auf das fleißigste benutzten Bücher die Nikolai'sche allgemeine deutsche Bibliothek, die nach dem einstimmigsten Urtheil Aller „ohne Kenntniß des Wesens der Poesie, ohne Einsicht in den Charakter der Dichtungsarten überall sich nur an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten gehalten und kaum eine Ahnung davon gehabt habe, daß man ein solches Maß im Ganzen nach seinem Bau und Wesen in sich zu ergründen habe.“ Wenn auf einen siebzehnjährigen Jüngling diese Sammlung, an die ihn ohnehin Dankbarkeit wegen der zuerst aus ihr geschöpften Kenntnisse knüpfte, nicht hätte einen sehr großen Einfluß haben sollen, so wäre das ein Wunder gewesen. Erinnert man sich, daß Nicolai, der Herausgeber, eben besonders gegen den Werther ein „gutgemeintes, nüchternes und geschmackloses

*) Er selbst sagt in seinen Andeutungen: „Daß ich in Hof keine Liebe suchte, obwohl den Werther las, kommt von Beschäftigung.“

Nachspiel schrieb, um der sich verbreitenden Ansteckung einen Widerstand entgegenzustellen," so kann man wohl denken, wie die Bibliothek vom Werther und Göthe im Allgemeinen gesprochen haben mag! — Dazu kam, daß auch Lessing in der Sammlung seiner Briefe ein sehr kräftiges Wort gegen den Werther hinwarf und sich mit demselben sehr unzufrieden erklärte, und die allgemeine Verehrung des Ansehens dieses Mannes als Kritiker mußte Jean Paul wohl beachten. Zwar behielt Letzterer auch hier seine Selbstständigkeit, wie eine Erwähnung Göthe's und namentlich des Werther in jenen Denkübungen beweißt; aber die Kälte, mit der es geschieht, ist dabei sehr auffallend. In einer Bemerkung nämlich, daß die Worte nie ganz das ausdrückten, was man fühle, daß aber auf der andern Seite oft ein Paar Worte genügten, um eine gleichgestimmte Seele in einen Zustand zu versetzen, den keine Worte malen könnten, fügt er hinzu, daß, je besser der Umriß sei, den man von seiner affectvollen Seele mache, es dem Leser desto leichter werde, das Gemälde zu vollenden; daß Göthe ein solcher Zeichner sei, der jede Seite des empfindenden Herzens träfe, und daß darum ganz Deutschland mit ihm geweint habe. — Welcher siebenzehnjährige Dichterjüngling möchte außer ihm über Werther's Leiden, vier Jahre nach deren Hervortreten, so raisonnirt haben? Diese geringe Berührung durch den Werther in dieser Jünglingszeit wirkte auch später auf sein Verhältniß zur Göthe'schen Poesie mit ein; denn die so große Verehrung der Zeitgenossen dieses Dichters wurde meist von der Erinnerung an diese ersten heftigen, durch ihn veranlaßten Jugendeindrücke bestimmt.

Nur eine Saite der geistigen Bewegung der Zeit berührte ihn; es ist eben die theologisch-heterodoxe, von der wir so oft gesprochen haben. Davon waren hauptsächlich seine älteren Freunde in Schwarzenbach und Rehau als junge Theologen, Ursache und auch der Umstand, daß er zur Theologie sich bestimmt sah. Die Berührung mit diesen Freunden war um so häufiger geworden, nicht bloß wegen der Benutzung der Vogel'schen Bibliothek, sondern weil Jean Paul's Mutter während der ganzen Dauer der Gymnasiumszeit in Schwarzenbach wohnen geblieben war. — Um zu vergegenwärtigen, wie stark übrigens auch diese Richtung des Zeitalters grade in dieser Epoche sich ausgesprochen und wie sie in alle Kreise sich erstreckt habe, dürfen wir nur daran erinnern, daß Friedrich des Großen Schriften, daß die französischen Encyklopädisten in jenem Zeitalter Joseph's des Zweiten eben ihre Herrschaft begonnen hatten, daß Wieland, gerade von den Aelteren am meisten verehrt, seinen frühern Pietismus aufgebend, sich ganz auf die entgegengesetzte Seite vor Kurzem gewendet und seinen Krieg gegen die Bonzen und seine Verherrlichung der griechischen Welt unternommen hatte. Wie Viel übrigens von dem Letzteren Jean Paul in Hof kennen lernte, davon giebt uns keine Andeutung Kunde. Indeß wissen wir, daß er niemals große Vorliebe für Wieland hegte, und damals konnte er noch weniger Sinn für ihn haben, weil er ihm keine Ausbeute gab. Der Geist endlich, der später am entschiedensten auf ihn einwirkte, Herder, war wohl ebenfalls in Hof ihm fremd geblieben, da jener damals, besonders mit Literaturkritik und Kunsttheorie in seinen „Fragmenten über

die neuere deutsche Literatur," seinen kritischen Wäldern" und „fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst" beschäftigt, in der Bibliothek des Theologen um so weniger noch Platz gefunden haben mochte, als sein Ruf mit diesen Werken schwerlich bis in's Fichtelgebirge gedrungen war. — Diese philosophische Heterodoxie nun einigte sich in der Seele eines, wenn auch noch so begabten, Jünglings wohl sehr schwer mit Empfänglichkeit für poetische Eindrücke und für phantastische Schöpfungen. Erst viel später konnte er so viel Kraft in sich fühlen, diese rationalistischen, skeptischen und kritischen Religionsmeinungen, die er nie aufgab, mit den Thätigkeiten der glühendsten und schwärmerischesten Einbildungskraft zu vereinen. Dieses Studium der heterodoxen Theologie, die er irrthümlich mit der eigentlichen Philosophie verwechselte, blieb nun vorzüglich noch lange eine Art Bollwerk in seiner Seele, das den Triumpheinzug der Dichtkunst wehrte und nur langsam erst dem Witz Platz machte, der ebenfalls jene noch geraume Zeit hindurch wie ein beizendes Auflösungsmittel zersetzte. Die dogmatische und religiöse Skepsis mußte jede andre erzeugen. —

Ein Schriftsteller jedoch scheint ihn bereits in dieser Zeit wenigstens sehr angesprochen zu haben und auch nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf ihn geblieben zu sein, wahrscheinlich weil derselbe sein vorzüglichstes Werk unter ähnlichen Verhältnissen, Stimmungen und geistigen Richtungen bearbeitet hatte. Die ungemeine Fülle von psychologischen, Erfahrungs=, und praktisch=philosophischen Bemerkungen, Beobachtungen und Sentenzen gab nicht nur seinen Excerptenbüchern die allerreichste Ausbeute, son=

dern befriedigte auch die drängende Begier, sich selbst gerade Schätze der Art anzueignen und an solchem Muster gewissermaßen Unterricht in der Selbstauffindung derselben zu nehmen. Die geringere und weniger feurige Phantasie ferner, welche in diesen Schriften vorwaltete, die Skepsis des Witzes, die mitten in jenen Beobachtungen, als in ernstlichen Umgebungen, nicht bloßes Spiel schien, sondern nach ernsten und wichtigen Resultaten des Lebens suchend —jener weniger wilde und romantische als sanftleuchtende und mildwärmende Humor — Alles dies stimmte auf das überraschendste zu den Bedürfnissen, dem Streben und dem damaligen Seelenzustande des Jünglings. — Man erräth sehr leicht, daß von Hippel und besonders von dessen Lebensläufen in aufsteigender Linie die Rede ist, und wir führten bereits ein Beispiel aus einer der Bemerkungen Jean Paul's aus dessen Denkübungen an, in welcher er eine psychologische Beobachtung Hippel's weiter ausführt. Es ist nicht nur die überraschendste und geistreichste, sondern auch diejenige seiner Bemerkungen, in welcher, so abweichend von allen andern, drei Gleichnisse vorkommen, die ihm ohnehin nicht die Wissenschaft, sondern die ihm das Leben selbst dargeboten. Man begreift nun leicht, warum Hippel Jean Paul's Vorgänger hat genannt werden können; die Fülle jener Bemerkungen und Sentenzen, die, statt durch die gestaltende Dichtkunst in Handlung oder als gesprochenes Wort aus dem Munde übereinstimmender Charaktere, bloß als unverarbeitetes Material auf den Bühnen seiner Dichtwerke umherliegt, behielt Jean Paul, so weit er auch Hippel's Witz, Satyre und poetischen Ernst hinter sich zurückließ, bis in seinem

letzten Werke in gleicher Fülle wie Hippel bei, und wenn man von dem Letzteren weniger Ausbeute an abgerissenen Auszügen erhält, so liegt es nicht an dem verhältnißmäßig größeren Productionsreichthume Jean Paul's in dieser Beziehung, als an der so unverhältnißmäßig kleinern Anzahl von Werken und der so sehr viel kürzern Schriftstellerthätigkeit Hippel's. Wie sehr übrigens dem Jüngling damals der Geist und die Art und Weise dieses Schriftstellers auffielen, zeigt sich aus demselben oben erwähnten Briefe an Vogel; trotz des so sehr verschiedenen Stoffes erkennt er sogleich in dem bekannten Buch über die Ehe den Verfasser der Lebensläufe wieder — und beklagt, daß es so sehr bald ein Ende gehabt habe.

So war Jean Paul Friedrich Richter nach zurückgelegtem siebzehnten Jahre, als der Augenblick herannahte, wo er seine einsame väterliche Wohngegend zum erstenmale verlassen und die Universität beziehen sollte. — In seinem moralischen Sein war in den zwei Höfer Jahren eine eben so große Veränderung vorgegangen, als er, trotz alles mangelhaften Unterrichts, in seiner geistigen Bildung wiederum Riesenfortschritte gemacht hatte. Ihm war aus jenem frühern dunklen Gefühl, welches ihn vorwärts stieß, die Selbstzuversicht geworden, daß er gewiß Vielen voraneilen werde. Diese Zuversicht, welche sich bereits in jenen angeführten Bemerkungen aussprach, muß er aber schon in dem ganzen letzten Jahre in Hof gehabt haben; denn nur sie konnte dem Jünglinge, dessen

so viel älteren Freunden und ehemaligen Lehrern gegenüber, eine solche Haltung geben, daß er ganz gleich neben ihnen stand, wie es nun jetzt wirklich der Fall war. Denn außer Zweifel setzen dies die Briefe, welche jene ganz kurze Zeit nachher an den jungen Studenten schrieben. Glaubte doch der Jüngling sogar dem alten Rector Werner rathen zu dürfen, er möchte das an ihn gerichtete Schreiben herumzeigen, zum Beweise, daß auch er „Neudeutsch" schreiben könnte. —

Aber wenn er diese Zuversicht auch nicht aus sich selbst geschöpft gehabt hätte, so würde sie ihm doch im letzten Monate vor seiner Abreise von einem Manne gegeben worden sein, den er als den geistreichsten und gebildetsten aus seinen Umgebungen damals um so mehr achten und verehren mußte, als er noch viele Jahre später ihm einen der ersten Plätze unter seinen mit ihm geistig verkehrenden Freunden einräumte und sogar dessen schriftstellerischen Arbeiten die seinigen zugesellte. Der Jüngling hatte dem Pfarrer Vogel in Rehau erst im April 1781 jene oft erwähnten Denkübungen zum Durchlesen zugeschickt und erhielt darauf einen Abschiedsbrief, der die Ueberschrift führte: „Vortrefflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft Vieles der Welt verspreche" — und der mit den Worten endigte: „Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf!" —

Das wie und was er Bedeutendes werden würde, war aber dem Jünglinge selbst wohl noch am wenigsten klar. Er wußte nur, daß er so Viel als es anging, ja,

wo möglich, Alles lernen wolle; er fühlte, daß auf sein ganzes Leben hin die Gedanken, das Streben und die Wünsche jeder Stunde in der geliebten Wissenschaft, worunter er nie eine einzelne, sondern alles menschliche Wissen begriff, wurzeln, und, das hoffte er bestimmt, daß er, den Wünschen der Kindheit und des Knabenalters gemäß, durch manche Autorschaft werde genügen und die Welt durch Verbreitung neuer Wahrheiten werde erleuchten und erwärmen helfen können. Außerdem schien es ihm gewiß, daß er dem liebevollen Drang seines Herzens durch die Freundschaft und Verehrung recht großer Männer, die er nun recht in der Nähe würde hören und kennen lernen, und worunter er damals lauter große Lehrer und Autoren begriff, volle Nahrung verschaffen würde. Im Stillen freilich regte sich die Phantasie in innerster Seele und versprach sich blühende Gegenden und die sonderbarsten und lieblichsten Abenteuer! — Die Freunde freilich und auch wohl Vogel meinten mit ihren Prophezeihungen wohl nur, daß aus ihm ein großes Kirchenlicht aufsteigen werde, und in sofern der Jüngling jetzt noch die Schulstadt mit dem festen Vorsatz, das Studium der Theologie fortzusetzen, verließ, hatte er weiter nichts darwider. —

Zur Universität wurde, statt der der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, der von Erlangen, die von Leipzig gewählt. Der ursprüngliche Grund dieser Wahl war ein äußerlicher, nämlich die gestiegene Verarmung der Familie. Leipzig, damals in der höchsten Handelsblüthe, galt überhaupt zu jener Zeit in ganz Deutschland für den Ort, wo man am leichtesten und schnellsten sein

Fortkommen finde, ganz besonders auch in Bezug auf junge Gelehrte und namentlich Theologen, hauptsächlich seit der Zeit, wo Gellert von dort aus beinahe den halben Welttheil mit Hauslehrern und Informatoren hatte versehen müssen. — Vorzüglich war ihm diese Stadt in einem glänzenden Lichte der Art von dem Rector Werner, einem gebornen Sachsen aus der Gegend von Merseburg, dargestellt worden. Dieser hatte fest versichert, daß der Jüngling dort gar keine Unterstützung vom Hause brauchen werde, als ein gewöhnliches Armuthszeugniß. Der Letztere mußte um so freudiger diese Anordnung eingehen wollen, als er in der berühmten Stadt die kühnsten Hoffnungen auf Befriedigung seiner Geistes- und Herzenswünsche erfüllt zu sehen erwartete.

Die Aussicht in das vom Sonnenstrahl der Zukunft beschienene, neu vor ihm daliegende Land konnte ihn nur so romantischer berauschen, als er am Schluß seiner Schuljahre einen Vorschmack der Freilassung aus den bisherigen Fesseln in das frische Leben auf eine in seinen armen Umgebungen Epoche machende Weise erhielt. Da in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth Niemand eine auswärtige Universität beziehen durfte, ohne vorher bei dem Consistorio von Baireuth eine Prüfung bestanden zu haben, so mußte der Jüngling die für ihn so bedeutende Reise dorthin antreten. Das Wichtigste aber dabei war, daß ihm ein Verwandter ein Pferd dazu lieh, ihm, der noch nie eines bestiegen und auch nie wieder eines bestieg. — Man mag sich denken, mit welchen Gefühlen der Jüngling in der schönen Frühlingszeit mit jenen Hoffnungen in der Brust an dem hohen Rücken

des Fichtelgebirges nach der Ebene von Baireuth auf seinem Thiere dahingezogen sei. Nie vergaß er die Eindrücke dieses Rittes, fast des einzigen erhabnerpoetischen Sonnenblickes aus der ersten Höfer Zeit, und er hat ihn später in einem Werke geschildert, das uns vorzüglich auf die ganze Jugendzeit des Dichters noch einmal zurückführen wird; wie wir denn überhaupt später von derselben in Joditz, in Schwarzenbach und in Hof, so Manches noch nachholen werden, was wir absichtlich dahinaus verschoben, um erst vor dem Leser sich nach und nach entwickeln zu lassen, was ihn so ganz in jene erste Jugendzeit mit allen seinen Gedanken und Empfindungen wieder zurückwarf. —

Fünftes Kapitel.

Erste Universitätszeit; Grönländischer Processe erster Theil.

Am neunzehnten Mai langte der Student Richter in Gesellschaft des Rector Kirsch in Leipzig an und ward denselben Tag immatriculirt.

Schon gleich nach seiner Ankunft aber fühlte er sich gewaltig fast in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Zuerst überraschte den aus dem Gebirge kommenden Jüngling die flache, ein ewiges Einerlei darbietende, Ebene ohne Thäler und Hügel um so unangenehmer, als der Rector Werner ihm sogar auch eine herrliche Gegend versprochen gehabt hatte. Dann sah er sich gegen alle Erwartung in der geräuschvollen Stadt verlassener und einsamer als je. Nur der, welcher unter ähnlichen Verhältnissen in diese seltsame Universitätsstadt gekommen ist, von einer fernen Schule, von wo aus nur andere Universitäten besucht werden, und daher keine Schulfreunde treffend; ohne Empfehlungen durch Stand und Reichthum, um sich Familienzirkel zu öffnen; — nur der ist im Stande, das qualvolle Verlassensein, die allen Lebensmuth, alle Geistesfrische, allen Frohsinn ertödtende Verstimmung zu beur-

theilen, die sich hier eines Jünglings bemächtigt, der unter solchen Umständen mit der Hoffnung auf ein lebendiges und zugleich geistreiches Universitätsleben daher gelangt ist. Gleich unbeachtet von den Mitstudenten, von Professoren und Einwohnern, in Bezug auf Umgang wie auf seine Studien einzig sich selbst überlassen, trägt er die Flachheit der Gegend und die des Lebens in der Brust durch die kalten Straßen umher und hat von Glück zu sagen, wenn ihm ein Zufall die verborgenen Thüren zum Umgang mit gleichgesinnten Altersgenossen oder zu den geselligen und Kunstfreuden der Stadt öffnet, ehe Hypochondrie oder Schwinden alles Lebensmuthes ihn dazu für lange Zeit untauglich gemacht. Ein ganz armer Jüngling, dem das Leben auf andern Universitäten doch eine eben so schöne Frühlingserinnerung bleibt, als dem reichsten, wird, mit seltenen Ausnahmen, die erste auf der Leipziger zugebrachte Zeit immer zu den Marterwochen seines Lebens rechnen.

Eben so schnell offenbarte sich die Täuschung in Betreff des ihm versprochenen angeblich so leichten Lebensunterhaltes. Der unentgeldliche Besuch mehrerer Collegien war der einzige Erfolg seines Armuthszeugnisses; wenn er sich aber über die zu erwartenden Informationen befragte, zuckte man von Seiten der Professoren die Achseln und berief sich dabei auf das alte Sprichwort, daß Leipzig abgewartet werden müsse: Lipsia vult exspectari.

Für eine Natur, wie Jean Paul jedoch, der von frühester Kindheit an entbehrt, und keine bereits genossenen, sondern nur geträumte geistige Genüsse verlor, etwa mit Ausnahme der Berge, waren für jetzt diese trüben

Täuschungen so sehr niederschlagend nicht, wenigstens dies nicht von langer Dauer. Er durfte nur die Hoffnungen auf die Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse eine Zeitlang aufgeben und sich, wie bisher, in sein immer reicher sich entfaltendes Innere zurückziehen, um am Ende in seiner neuen Lage sogar Gewinn gegen die frühern Verhältnisse zu finden. Den Gleichmuth seiner Seele zu erhalten, dazu trug bei, daß er in den ersten Monaten seines Leipziger Aufenthaltes noch nicht ganz mittellos sich befand, indem erst gegen den Herbst die vollständige Verarmung der Familie ausbrach. Um so mehr glaubte er bessere Zeiten abwarten zu können. Schon damals aus den geringfügigsten Umständen Freude zu schöpfen im Stande, schrieb er, nach der Meldung seiner Enttäuschung, in frohem Tone: daß er für „sein schönes Zimmer in dem Gasthofe zu den drei Rosen in der Petersstraße nur sechszehn Thaler zu zahlen brauche, daß er für achtzehn Pfennige zu Mittag essen könne, und daß auch die Studenten so höflich und so polirt seien, wie man ihm gesagt habe." — Ein großer Trost war freilich dabei auch für ihn, und anfangs gar sehr jenen beschriebenen Eindruck von Leipzig auf Jünglinge unter seinen Verhältnissen mildernd, daß sein Jugendfreund, Adam von Oerthel, nicht nur mit ihm zugleich dieselbe Universität, sondern auch dasselbe Haus bezog, ja eine Stube, die dicht an die seinige stieß. Im Uebrigen indeß war Oerthel nicht viel besser daran, als Friedrich Richter. Der Geiz von Oerthels Vater hielt den Sohn eben so beschränkt, und auch ihm mußte das Leipziger Leben eben so wenig gewähren, er eben so verlassen dastehn; denn

der Stubennachbar beklagte sich noch im September darüber: daß er noch immer keine Bekanntschaften mit andern Studenten gefunden habe. —

Von der Geistes- und Charakterselbstständigkeit des Jünglings, so wie von seiner, durch keinen äußern Umstand mehr unterbrochenen, geistigen Thätigkeit giebt daher das einen merkwürdigen Beleg, daß er in demselben Monat Mai, in welchem diese wichtigen äußeren Veränderungen eintraten, ein drittes Heft jener, in Hof angefangenen Denkübungen vollendete, und daß unter den, in demselben befindlichen aphoristischen Bemerkungen nicht einmal eine vorhanden ist, welche auf eben jene Veränderungen und dabei gemachte Beobachtungen sich bezogen hätte.

Die Universität Leipzig hatte damals besonders drei hervorragende Lehrer: in der Philologie Ernesti, in der Philosophie Platner und in der Theologie Morus. Für Jean Paul jedoch konnten nur die beiden letzteren von Bedeutung sein. Er entschloß sich daher, für das erste halbe Jahr exegetische Collegien über den Johannes, den Brief an die Hebräer und mehrere Paulinische Briefe, und die Apostelgeschichte bei Morus; über Logik und Metaphysik bei Platner, über Aesthetik bei demselben, über Moral bei Wieland, und außerdem über Geometrie und Trigonometrie bei Gehler zu hören. Ohnfehlbar mußte ein Geist, wie Platner, auf eine Zeitlang dem Jünglinge äußerst imponiren; und wenn die anfängliche Verehrung desselben auch bald bloß in Achtung überging, weil selbst dieser Mann nicht im Stande war, ihm zu genügen oder wohl gar ihn als einen Schüler in seine Fesseln zu schlagen:

so behielt er die Letztere doch sein ganzes Leben hindurch für ihn bei. Aber damals setzte er denselben in einem Briefe an den Pfarrer Vogel, in welchem er über den Geist auf der Universität Bericht erstattete, sogar dem großen Lessing zur Seite und fährt dann über ihn also fort: „um Ihnen diesen ganz zu mahlen, müßte ich er selbst oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der so viele gesunde Philosophie mit so viel Anmuth, so viel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, so viel Kenntniß der alten Griechen mit Kenntniß der Neuen vereinigt und als Philosoph, als Arzt, Aesthetiker, Gelehrter gleich groß ist und eben so viel Tugend als Weisheit, eben so viel Empfindsamkeit als Tiefsinn besitzt; dieser Mann ist nicht bloß nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der heimlichen Verläumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehr Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vor das Consistorium zu Dresden gefordert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Wenn man ihm etwas weniger Schuld geben kann, so ist es dieses; er ist der erklärteste Feind des Materialismus; man muß seine Aphorismen nicht gelesen, nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Consistorium; dieses hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein, als andere Menschen. Er vertheidigte sich, er siegte über die, mit welchen er zu streiten für Schande hielt. Kaufen Sie Sich seine philosophischen Aphorismen. Sie treffen

in diesen die Leibnitzische Philosophie im kernigsten Auszuge und eine Menge Erläuterungen und Bemerkungen in gedrängter Schreibart an." — —

Es ist keine Frage, daß Platner's ganzes Wesen auf ihn einen sehr grossen und lange dauernden Eindruck gemacht hat. Besonders jene Vereinigung von der Philosophie, Arzneikunde und dichterischer hoher Empfänglichkeit entsprach gar sehr seinen eigenen vielseitigen Bestrebungen, und stellte ihm ein Muster auf, wie eine solche Vereinigung zu erreichen sei. Dazu kam, daß Platner darum so wenig systematisch war und eben so aphoristisch dachte und sprach wie er; diese neuen Aehnlichkeiten zwischen ihnen mußten denselben ihm so anziehender machen. Und wie selbst dessen Persönlichkeit electrisch auf ihn einwirkte, davon giebt folgendes Notat in seinen Entwürfen zur Selbstbiographie einen Wink: „Eindruck bei Platner der Stelle aus dem Sturm:

— We are such stuff
As dream are made on, and our little life
Is rounded with a sleep. —*)

Und ein andermale „Die Stelle im Shakespear: „mit Schlaf umgeben," von Platner ausgesprochen, erschuf ganze Bücher von mir." —

Zwei Jahre lang besuchte er die Vorlesungen Platners und hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Nach der Art aber, in welcher er das Gehörte benutzte, zu schliessen, scheint er hauptsächlich nur sich durch

*) Wir sind von solchem Stoff,
Aus dem der Traum besteht, um unser kleines Leben
Liegt ringsumher ein Schlaf. —

dieselben, in Ermangelung anderer äußerer Eindrücke, haben anregen lassen zu wollen. Denn er, der kein Buch ohne Ausbeute für seine Excerpte las, zeichnete sich nie die gehörten Vorträge auf, sondern machte sich nur zuweilen Anmerkungen in seiner Schreibtafel, wenn der Vortrag entweder ein eigene Idee in ihm erweckte oder wohl auch einen Einwand dagegen hervorrief.

Sein größtes Bestreben aber und sein größter Wunsch dabei war wohl, mit den als bedeutend und berühmt erkannten Männern persönlich näher bekannt zu werden. Einmal trieb ihn dazu jene jugendlich dichterischen Gemüthern eigenthümliche Neugier nach dem Außerordentlichen, was sie in dem ganzen Wesen solcher Männer und in allen ihren Umgebungen vermuthen; dann aber auch die Voraussetzung, daß dieselben mit ihren besten Gedanken, Ansichten und Empfindungen vor der großen Menge zurückhielten und dieselben nur im vertrauteren Kreise offenbarten. Auch zu diesem Glauben mochten ihn besonders bei Platner dessen aphoristische Andeutungen veranlassen. Darauf bezieht sich denn auch die, von Otto mißverstandene, Aeußerung noch vom Jahre 1821, „er würde, wenn er Geld gehabt hätte, auf einer Universität alle Professoren gern gehört haben und zwar privatissime."

Nicht geringen Antheil endlich an diesem Wunsch hatte damals übrigens auch das Mißverhältniß, welches zwischen den freieren Dogmenansichten vieler Lehrer und den von Seiten der Behörden geforderten orthodoxen Vorträgen bestand. „Die meisten und fast alle Studenten," schreibt er darüber an Vogel, „neigen sich auf die Seite der Heterodoxie. Ich habe bei einem Magister, der zu-

gleich Prediger ist, gehört, der unaufhörlich auf das System, auf die mystische Deutsamkeit der Bibel, auf die Allegoriesucht, auf die Anhänglichkeit an alten unwahren Beweisen, loszog. Allein demungeachtet darf der Professor nicht frei eine Glaubenslehre läugnen. Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgung erlitten und eben dies macht ihn behutsam und hindert ihn seine Meinung frei herauszusagen. Wo er ein Wunder, den Teufel u. s. w. weg erklären oder eine Allegorie aus dem alten Testament zu einer Accommodation machen kann, da thut er's. In seiner Dogmatik, die er trefflich liest, trägt er die streitigen Puncte, die Meinungen der entgegengesetzten Parteien vor. Er überläßt den Zuhörern die Entscheidung; und wer wollte da nicht aus der Stärke seiner Gründe auf der einen Seite herausbringen, welches seine wahre Meinung sei." —

So war dem Jünglinge nun auch hier versagt, wonach seine Seele bisher immer vergebens gedürstet hatte: geistreicher Unterricht — denn auch die Platnerschen Vorlesungen erweckten nur die Sehnsucht nach den esoterischen Geheimnissen seines Unterrichts — und Umgang mit geistreichen Freunden. Darum warf er sich mit desto größerer Begier wieder nach einer kurzen Pause auf jenen Selbstbildungsweg, den er als Schüler betreten, und besonders auf jenes einzige Bildungsmittel, das ihm übrig blieb, auf die Bücher. Daran konnte es ihm allerdings in Leipzig nicht fehlen, und die, wenn auch nicht zu große, Auswahl an Werken jeder Art, welche ihm zu Gebote stand, erscheint als der erste große Gewinn seines Universitätsaufenthaltes in dieser Stadt. — In Bezug auf seine

Lectüre und, als nothwendige Folge seiner Art zu lesen, auch in Bezug auf den Inhalt seiner Excerpte, ging sogleich nach seiner Ankunft eine große Veränderung vor. — Alle Welt wandte sich damals der ausländischen Literatur, sowohl der französischen als der englischen, zu; der ersteren in Folge des Herannahens der großen Revolution, — denn es war die Zeit, wo Rousseau's Emil herrschte und aus der sogleich Pestalozzi, Basedow und die Philanthropisten hervorgingen. Mit größtem Eifer las Richter, so wenig er der französischen Sprache ganz mächtig war, diese Bücher. Besonders gewaltig ergriff ihn Rousseau, der in seinen Schicksalen mit ihm so viel Gleichartiges hatte, und dessen blühende und reflexionsreiche Darstellungen, besonders auch in der Formenlosigkeit bei dem höchsten Schwunge poetischer Diction, vor allen Werken des In- und Auslandes Jean Paul's ernsten Schöpfungen am ähnlichsten sind. Sein edler Zorn, sein beständiges Kämpfen für die edelsten Güter, seine schrankenlose Unabhängigkeitsliebe, sein Freiheitsmuth, seine Armuth und sein Verlassensein, seine moralische Verwegenheit im Bekennen seiner Fehler — Alles das mußte schlagend einen Jüngling treffen, der seine eigene innere und äußere Vergangenheit und Zukunft in ihm wie in einem Spiegel zu erblicken meinen konnte. Seine Excerpte strozzen von Auszügen aus den Werken dieses großen Mannes. Und doch war es jetzt immer nur noch der positivere Inhalt eines Buchs, den er sich vorzüglich anzueignen strebte; und Rousseau, mit so vielmehr Banden er an sein Herz und an seine Seele geknüpft war, als Göthe, überwältigte ihn durch sein Gefühl selbst

jetzt noch eben so wenig, vermochte eben so wenig noch ihn in das Reich der Phantasie zu werfen, als es früher Göthe's Werther vermocht hatte. Der Verfasser bekam namentlich die Excerpte aus dem Rousseau zu Gesicht, er erinnert sich deren sehr genau, da er daraus dem Dichter in seiner letzten Krankheit vorlesen mußte; nirgends waren declamirende oder Gefühlsstellen ausgezogen, sondern Beschreibungen von Lebenskreisen, die dem Jüngling unzugänglich geblieben und in die er doch stets gern ein neugieriges Auge werfen mochte. So z. B. eine wörtlich abgeschriebene, über zwanzig enge Seiten lange, Darstellung des geselligen Lebens in der Pariser großen Welt aus der neuen Heloise. Daß er aber solche Stellen sich abschrieb, zeigt, daß in Folge des Eindrucks dieser Bücher er jetzt schon die Möglichkeit, zu ähnlichen Darstellungen einmal ein Muster nöthig zu haben, zu fühlen anfing, und wir sehen hier wiederum, wie stufenweis die poetische Anlage aus ihren untersten Graden in ihm nach und nach sich herauf entwickelte und enthüllte, und wie ebenso stufenweis die eigentlich für ihn bestimmte Thätigkeit sich ihm klar machte. Denn es findet sich in den, sogleich zu erwähnenden, und um dieselbe Zeit niedergeschriebenen, eigenen Bemerkungen Jean Paul's jetzt nur einigemal ein, von den früheren Verstandesreflexionen abweichender, Gefühlsschwung.

Aus Allem dem ersieht man, daß immer noch in dem Jüngling der kalten Verstandesthätigkeit die Oberherrschaft blieb. Unterstützt wurde dieselbe erstens durch die gleichzeitig fortdauernden Beschäftigungen mit der heterodoxen Theologie in den bei Morus und Dathe

gehörten Collegien. Von ihrer Einwirkung nach mehrjähriger Gewohnheit konnte er sich um so weniger sogleich losmachen, als noch immer die Theologie ihm für seine Bestimmung gelten mußte. Dann weckte auch die gesellige Abgeschiedenheit in Leipzig um so mehr die Begier, sich von dem Treiben der höhern Classen und deren Verhältnissen und den Bedingungen und Vorgängen des geselligen Lebens Kenntnisse zu verschaffen, als er sich bewußt war, denselben in einer größern Stadt nahe zu stehen, und er hie und da einige Andeutungen davon zu Gesicht bekam, so weit sich solche aus dem Fenster, auf den Spaziergängen und auf den Straßen wahrnehmen ließen. Darum suchte er in jedem, selbst poetischen, Werke nur vorzüglich danach. — So bewirkte sonderbarerweise der tief im Innersten verborgene poetische Drang, daß die fremde Poesie an seiner Phantasie spurloser vorüberging; und es war gewissermaßen, als ob die Phantasie in ihm dem Verstande aufgetragen hätte, erst den nöthigen, vom Leben vorenthaltnen, Stoff mühsam und bruchstückartig in die Zellen einzutragen, und als ob sie ihm dazu das Feld der Thätigkeit auf so lange freiwillig überlassen hätte. — Einen merkwürdigen Zug hievon erzählt er uns später unter der Verhüllung eines seiner dichterischen Charactere; — daß er nämlich viele Stunden am Hôtel de Bavière gestanden habe, um einen Ambassadeur einsteigen zu sehen, um einen solchen einmal schildern zu können.

Aber außerdem und besonders ward dem Jüngling gegen die zu große Gefühlseinwirkung des glühenden Franzosen ein Gegengewicht in den englischen Schrift-

stellern gegeben, welche er zu gleicher Zeit zu lesen veranlaßt wurde; wahrscheinlich durch die ästhetischen Vorlesungen Platner's. In demselben Briefe an Vogel, in welchem er seine Bekanntschaft mit Rousseau meldet, erzählt er auch, daß er den Pope gelesen, davon entzückt worden sei, und daß er die englische Sprache jetzt lerne, um Addison's Zuschauer zu lesen, von dem man im Deutschen nur eine elende Uebersetzung habe. — Deshalb besuchte er auch sogleich Hempel's zweistündige Vorlesungen über die englische Sprache. Wie bald diese Engländer den Jüngling ausschließlich beschäftigten und ganz in Anspruch nahmen, werden wir sogleich sehen. Die deutsche Literatur blieb von ihm um so mehr unbeachtet, als überhaupt damals selbst Göthe nach einem kurzen Rausche früherer Begeisterung schon vernachlässigt, oder doch den älteren beigezählt wurde. —

Der Einfluß jener Lectüre auf ihn ward bald sichtbar. Die ursprünglich zu philosophischen Denkübungen bestimmten Arbeitsbücher wurden zur Seite gelegt; er riß sich immer mehr von der Philosophie los und näherte sich den Vorbereitungen zu dem, was er selbst belletristisch nennt, wiewohl dies Wort ihm später, als zu niedrig für die Bezeichnung poetischer Schöpfungen, sehr verhaßt war. Doch damals wagte er noch nicht das Dichtkunst zu nennen, wohin er sich getrieben fühlte.

Nach Verlauf der ersten beiden Leipziger Monate begann er nämlich eine neue Reihe eigner Bemerkungen unter dem Titel: „Tagebuch meiner Arbeiten;“ dieses führte er die Monate August und September hindurch. In den daraus uns bekannt gewordenen Bemerkungen

finden wir noch nicht großen Unterschied von denen, die er zuletzt in Hof einzeln niederschrieb, die ebenfalls schon practischeren oder psychologischen Inhalts waren. Auch hier fällt besonders das Bestreben auf, sich die Denkungsweise, die Art zu Sein, die Verhältnisse und äußere Erscheinung großer Männer und Genies klar zu machen. Und immer scheint ihm Rousseau, vielleicht auch Platner, dabei vorgeschwebt zu haben. „Wir haben große Geister gehabt," sagt er unter andern, „aber noch keine großen Menschen. Alle unsere Genie's schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Fluge nach und bedauern nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist da: Rousseau — Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann — sein Herz zum großen Menschen. Wir lieben ihn mehr, weil er seine Fehler entdeckt und sich nicht schämt, unser Mitgeschöpf zu sein." — „Wir kennen noch mehr," heißt es an einer andern Stelle, „den Kopf der berühmten Männer als ihr Herz; jenen haben sie selbst durch ihre Werke gezeichnet, dieses in ihren geheimen Handlungen abgebildet; sie würden uns aber um so gewisser gefallen, wenn sie sich auch mit ihren Gedanken, Meinungen und ihren Gefühlen dargestellt hätten; und wenn der Verstand, der in Rousseau's Werken glänzt, noch nicht das Monument seiner Größe geendigt hat, so wird sein Herz, dessen Beschaffenheit er der Nachwelt beschrieben hat, den Grund seiner Größe tief graben." — Immer kommt er in diesen Bemerkungen darauf zurück, daß er einen großen Mann auf seinem Zimmer zu sehen wünsche, auf jene Sehnsucht, deren

Befriedigung er in einer seiner besten Dichtungen, in den Erlebnissen seines Walt, so schön beschrieben. „Ein großer Mann," sagt er, „zeigt seine Schönheit nicht dem kalten Eunuchen, sondern den Warmliebenden jedes Guten. Man lernt ihn erst genießen, wenn man ihn lange genossen hat; und erst durch die Wärme der Freundschaft reifen die Früchte, die so süß zu kosten sind. Ein großer Mann ist am größten in seiner Stube und noch größer in sich selbst. Draußen in der Welt blendet er nur und verschießt feurige Strahlen, man muß näher bei ihm sein, um Wärme von ihm zu empfangen." — „Ehrentitel"— heißt es vierzehn Tage später im Tagebuch — „Ordenskreuze, Bänder und dergleichen Zierrathen hängen um den großen Mann herum, daß man fast nie den Menschen sieht. Außer seinem Hause hüllt er sich in diesen Flitterstaat und Schleier der menschlichen Schwachheit ein, und zeigt uns von sich nichts als seine Kleidung. Zu Hause sieht man den Menschen, wenn er sich auszieht. Allein alle seine Biographen sahen ihn nur da, wo ihn alle Menschen sahen, und maßen an seiner Kleidung, die er in öffentlichen Zusammenkünften trug, das Maas zu der Größe seiner Seele ab." — In einer andern Stelle wieder beklagt er sich, daß ein Mann eines Jünglings Freund nicht sein könne, und sucht sich die Gründe davon deutlich zu machen: Uns — sagt er — gefalle nichts, was sich nicht auf uns beziehe; uns gefielen nur die Gesellschaften, wo Andere uns selbst uns gefallen machten. Aber der Jüngling könne nicht mit dem Manne, dem er Ehrfurcht schuldig sei, von sich selbst reden. Und wenn er dies thue, so müsse er meistens seine Fehler gestehen.

oder doch vielerlei Ermahnungen der älteren erwarten; uns aber ermahnen, heiße, von uns erwarten, daß wir einmal schlecht handeln würden, dies aber beleidige unsere Eigenliebe u. s. w. Gleich darauf fragt er sich, warum man doch das Genie eines jungen Menschen nicht so leicht erkenne. Man beurtheile ihn nur aus dem, was er merke, und nicht aus dem, was er denke. Nichts sei unbedachter, als den Jüngling aus seinen Schularbeiten kennen lernen zu wollen. „Habt mit ihm Umgang," fährt er fort, „hört seine Urtheile! Aber dann muß nicht ein feierlicher Ernst auf eurer Stirne seine Offenheit in kalte Ehrfurcht verwandeln. — Um ihn kennen zu lernen, müßt ihr das Schulgesicht ablegen und auf eurem Gesichte den männlichen Ernst mit der jugendlichen Freundlichkeit vertauschen. Er wird dann begierig, durch seine Offenheit euren Beifall zu verdienen; seine Strahlen des Genies wird er nicht mit dem Schleier der Gewohnheit verdecken. Im entgegengesetzten Falle seht ihr ihn nicht, wie er ist, sondern wir ihr ihn vermuthet; er sagt euch dann nicht seine Gedanken, sondern die, von denen er glaubt, daß ihr sie erwarten werdet."

Den tiefen Blick, den uns diese Selbstergießungen in die damalige Stimmung seiner Seele thun lassen, ergänzt folgende Stelle aus einem Briefe an Vogel vom 17. September: „Es ist so schwer, Zutritt bei den Professoren zu erlangen. Diejenigen, die eigentlich berühmt sind und deren Liebe mir nöthig genug wäre, sind von einem Haufen von Geschäften umringt, von einer Menge von andern vornehmen Personen, von einem Schwarm niedriger Schmeichler belagert, daß jeder, den nicht sein

Kleid und sein Stand empfiehlt, nur mit Mühe ihnen bekannt wird. Wenn Jemand mit einem Professor sprechen wollte, ohne ein besonderes Gesuch anzubringen zu haben: so würde er sich wohl dem Verdacht der Eitelkeit aussetzen.“ —

Was aber der Jüngling sich unter großen, berühmten und bedeutenden Männern dachte, nach deren Umgang er so sehr sich sehnte, mit welcher richtigen Schätzung er das geistige Verdienst vielbesprochener Männer damals schon würdigte, beweist, im Gegensatz zu seiner Verehrung Platner's, das Urtheil über den berühmten Philologen Ernesti, das bereits manchen Anstoß gegeben hat. „Man schätzte an dem seligen Ernesti,“ schreibt er an Vogel, „mehr als man schätzen sollte. Er sprach Cicero's Latein, aber ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes; er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiße als seinem Genie, mehr seinem Gedächtniß als seinem Tiefsinn zu danken.“ — Noch schärfer drückt er sich darüber in seinem Tagebuche aus: „Der Gelehrte ist nur den Gelehrten brauchbar; allein der Weise ist dem Unweisen und Weisen gleich nützlich. Ein Gelehrter hat seinen Geist nicht über Andere erhoben; seine Urtheile sind nicht schärfer, seine Bemerkungen nicht feiner und seine Handlungen nicht schöner als die eines Andern; er treibt bloß ein anderes Handwerk als sie, seine Hände haben eine andere Beschäftigung, wovon er den größten Theil ohne Kopf verrichten kann. Allein ganz anders ist der Weise. Er ragt weit über den Alltaghaufen hervor; er betrachtet

Alles aus einem besondern Gesichtspuncte; in seinen Beschäftigungen ist immer Endzweck, in seinen Ideen immer Freiheit und Alles ist bei ihm mehr als gewöhnlich." —

Auch in anderen Beziehungen geben viele Bemerkungen dieses Tagebuchs Andeutung über den Gang seiner Stimmungen in diesem Sommer. Er gab allmählig immer mehr seine träumerischen Hoffnungen von einer glücklicheren Wendung seiner Lebensverhältnisse auf, suchte nun sich über seine Einsamkeit, seine Armuth zu trösten, und sogar dieselbe vortheilhaft für sich darzustellen. Auch hierbei scheint ihm Rousseau zur Stütze gedient zu haben. Rührend ist es, wie er die Einsamkeit erkennt als die Mutter größerer Menschenfreundlichkeit, größeren Selbstbewußtseins und den Reichthum oft für den Tod des Genius. —

„Der ist unfehlbar der größte Menschenfreund, der mit wenigen Menschen umgeht, deren Herz aber seine Liebe fordert, deren Unglück sein Mitleid erregt. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht, wenn man mit Vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein: — man erstickt das Mitleid, wenn man täglich Gelegenheit hat, es zu äußern, und nicht Kräfte genug, es zu befriedigen. Es wird endlich abgehärtet, wenn es immer Unglückliche sieht. Darum glaub' ich, hat man in den großen Städten nicht die Menschenliebe, die der Bewohner des einsamen Dorfes fühlt. Und vielleicht haben aus eben der Ursache die Könige weniger Mitleid, weil sie immer ein Haufe von Menschen umgiebt, die sie nicht interessiren, ja die ihren Begriff von der Würde der Menschen durch

ihr eigenes Herumkriechen von seiner Höhe herabstimmen. Vielleicht wäre das wohl auch ein Grund, warum die Frauenspersonen mehr Menschenliebe haben als die Männer. Sie kennen weniger Menschen; aber sie kennen die wenigen recht — und: vielleicht ist es weniger bekannt, daß sogar der Anblick gleichgültiger Menschen gleichgültig und daß überall eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Menschen unsre Liebe gegen sie geringer macht. Wer in der Stadt lebt, hat nicht das weiche Herz, das der hat, der auf seinem Dorfe lebt. Darum sind wir auch in der Jugend so menschenfreundlich, weil wir noch wenig Menschen kennen." —

„Die Einsamkeit vermehrt den Stolz; mit je weniger Menschen man umgeht, über desto mehrere setzt man sich hinauf. Daher wird allzeit der auf dem Dorfe sich mehr dünken, als der in der Stadt. Daher liebt der Schwärmer die Einsamkeit, weil er am meisten den Stolz liebt. Die Gelehrsamkeit, die man von Büchern einsammelt, macht stolz, die man von andren Menschen hört, macht bescheiden: — denn man glaubt das schreiben zu können, was man liest, allein man glaubt nicht, das sagen zu können, was uns oft der andre sagt." —

„Das Unglück schadet dem großen Manne wenig; er steigt auf den Trümmern seines vormaligen Glücks zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, oder, wenn es ihm schadet: so geht er wie die Sonne unter bei seinen Zeitgenossen, und vergoldet noch am letzten Tage seines Laufs die Wolken des Unglücks, den Horizont des verflossenen Lebens und entzieht sich den Augen der Zuschauer; allein er geht eben wie die Sonne wieder in einem andren

Lande mit morgenlichen Strahlen auf und senkt sein unvermischtes Licht in die reinen Augen der Nachwelt. Die Größe des Menschen zerschmilzt am Scheine des Glücks. Der Geist fliegt mit wächsernen Flügeln, die die Gluth der guten Tage verzehrt, zerschmelzt; und das Geschöpf fällt zur Erde nieder und kriecht im Schlamme." — — An einer andren Stelle: „Für eine große Seele ist das Glück gefährlicher als das Unglück — jenes stürzt sie eher in große Laster als dieses, und die Fehler, die sie im Elend begeht, sind verzeihlicher, erhabener als die Laster, welche der kleine Geist in seiner Niedrigkeit vorher erst bei sich gedacht hatte."

Aber dennoch konnte er sein eignes Herz nicht betäuben und täuschen, das immer ungestümer sich meldete, und ihn den Schmerz seiner getäuschten Hoffnungen und die dunkle Zukunft vorhielt. Gegen Ende des Sommers 1781 finden sich die ersten Spuren der immer tiefer werdenden Sehnsucht nach seiner — Kindheit. Jene Rückblicke auf die größere Menschenliebe in den Dorfbewohnern führte ihn auf sein Jodiz zurück, das von dem glänzenden Leipzig aus, dem er mit so großen Jugendhoffnungen entgegen geeilt war, im Sonnenglanze vor ihm lag; schmerzvoll sehen wir ihn daher in jenem Tagebuche schon am 6. September ausrufen:

„Die Kindheit ist der Frühling des Lebens, der Mai im Jahr, das Eden in einer wüsten Welt, der Vorschmack des Himmels. O! zu bald verflossene Tage, ach! wie oft saugt der lechzende Geist in der dürren Wüste des Lebens nur aus euch allein noch Nahrung! Euer Schatten wandelt noch um uns herum, wir ergötzen uns we-

nigstens an eurem Bild, da ihr längst uns verlassen habt, und schauen noch einmal sehnend mit ausgestreckten Armen hin in das Land, wovon uns eine ewige Kluft trennt. Meine Jugend vermischt sich mit allen meinen Leiden — sie benimmt ihnen ihr Schmerzhaftes und verwandelt sie in süße Melancholie.“

Auf diese Weise verging der Sommer in Leipzig und der Herbst brachte, statt einer Verbesserung seiner Lage, eine noch größere Verschlimmerung derselben mit. Bis jetzt war der Jüngling einsam, verlassen, ohne die Mittel, sich höhere Freuden zu verschaffen, gewesen; aber er hatte noch nicht wirklich Noth gelitten. Diesen, alle schöne Blüthen des Geistes und Herzens mit Frost angreifenden, Feind, welcher beinahe zehn ganzer Jahre mit wenigen Unterbrechungen an ihm nagen sollte, mußte er jetzt in drohender Nähe heranrücken sehen. Wir nehmen die, im vorigen Kapitel abgebrochene Erzählung Otto's von seinen ökonomischen Familienverhältnissen wieder auf.—

„Nachdem Paul kaum ein halbes Jahr auf der Universität zugebracht hatte, verleitete die Mutter der noch ungesicherte Besitz zweier Häuser und die Liebe zu der dem Tode nahen Großmutter, Schwarzenbach zu verlassen, ungeachtet der Abmahnung Paul's, und wider den Rath von Freunden, deren Beistand und Unterstützung sie genossen und auf die sie für die Zukunft rechnen konnte. In Hof war sie nun ganz vereinzelt, ohne Freund, ohne Rathgeber, bloß sich selbst überlassen, ja der Vorsorge der öffentlichen Behörden beraubt, die ihren unmündigen Kindern Vormünder zu setzen unterließen. Alte Schulden sollten getilgt und, um zu leben, mußten neue gemacht wer-

den, ein Haus mußte nach dem andern — aber wegen ehrenwerther Anhänglichkeit an väterliche Besitzthümer zu spät — verkauft werden, nachdem es doppelt werthlos geworden, nämlich an sich, und, weil es im Besitz einer verarmenden Frau war, die es nicht in gutem Zustande zu erhalten vermochte. Das geringe Vermögen mußte daher um so mehr zubald erschöpft werden, je mehr es unsparsam angewendet wurde und dies eine engherzige Mißbilligung erregen. Lieblos wurde die Familie beurtheilt in und von einer kleinstädtischen Welt, in welcher rastlose wetteifernde Betriebsamkeit geehrt und bewundert wurde; in welcher Erwerben und Ersparen das größte Verdienst, Erworbenes nicht zu vermehren höchst tadelhaft, und vollends Ererbtes nicht zu erhalten, sondern aufzuzehren, ein Verbrechen; weßwegen auch das spottende Sprichwort: der Sparer will einen Verschwender haben, recht einheimisch und stadtüblich war und mit einer Art von Ingrimm ausgesprochen und angewendet wurde auf die Nachkommen eines Mannes, der von unten angefangen und durch mühsamen Fleiß, talentvolle Anstelligkeit und geehrte Rechtlichkeit ein Vermögen erworben gehabt hatte. Diese Mißbilligung ließ es nicht dazu kommen, daß man die bedauernswürdige Lage einer unglücklichen Familie genau kennen zu lernen und unparteiisch zu würdigen gesucht hätte, um, theilnehmender zur Darbietung von Rath und That, dadurch zur Abwendung einer schnellen Verarmung behülflich zu werden. Aber die grausame Theilnahmlosigkeit vermehrte sich, je mehr das Misgeschick sich vergrößerte, und so wurde durch die kritische und berechnende Strenge jenes Gewerb- und Erwerb-

geistes einer Familie unterdrückt, ja zermalmt! und nur, als sie nicht mehr zu retten war, mit einzelnen zersplitterten, unzureichenden und unsichern Unterstützungen bedacht." —

Wie wohl dies Unglück sich nur nach und nach bis auf den zuletzt geschilderten Grad steigerte, so war die Lage der Familie im Herbst 1781 doch schon bedenklich genug, um den Jüngling ernstlich daran zu erinnern, auf Auskunftsmittel zu sinnen, wie er wenigstens die Sorge um ihn selbst der Mutter abzunehmen vermöchte. — Die Lectüre jener oben angeführten Werke hatte nun schon früher so viel Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht nur in seinen frühern philosophisch-theologischen Studien irre geworden war und sich von ihnen abgewandt hatte, sondern daß jetzt schon der Entschluß in ihm aufgekeimt war, die theologische Laufbahn und überhaupt jede amtliche für immer aufzugeben. Zu letzterem hatte ihn, außer seinem innern Triebe, außer der Abneigung und gefühlten Unbehülflichkeit zu und in allen öffentlichen Verhältnissen jeder Art, die Ueberzeugung bestimmt, daß ihm jede amtliche Laufbahn, bei seiner Armuth, seinem Mangel an Gönnern, äußerst schwer werden müsse. Denn sein Selbstgefühl und sein Stolz empörte sich im tiefsten Innern dagegen, auf irgend eine Weise einem nicht geachteten Menschen vielleicht eine, seinen Fähigkeiten, seinem schönen Ehrgeiz und seinen geistigen Bedürfnissen angemessene, amtliche Stellung verdanken zu müssen. „Und endlich" — so ruft er in letzter Beziehung schon am 28. August in seinem Tagebuche aus — „und endlich, Gott, wenn ich Alles dulden sollte, nur dies nicht:

dem dummen und zugleich bösen Menschen zu danken, der durch einen Zufall Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit machen kann! O! wer eine hohe Seele hat, wer ein schönes Herz in sich fühlt oder einen scharfsinnigen Verstand bei sich bemerkt, der lasse sich lieber vom Sturm seines vormaligen Glücks zertrümmern, als einem elenden Bösewicht und Dummkopf . . . . . . Siehe Rousseau." — Es konnte ferner übrigens auch gar nicht anders sein, als daß er jene theologischen und streng philosophischen Studien sogleich ganz gegen Beschäftigungen fallen ließ, die zwar immer noch seinen Verstand auf gleiche Weise in Thätigkeit setzten, zugleich aber auch ihn mit Kenntnissen bereicherten, welche lebendiger waren und seiner Seele glänzendere und mannigfaltige Bilder vorführten. Um so leichter mußte er die ersteren Studien aufgeben, als dieselben, wie wir sahen, ihm nur der Zufall aufgedrungen und, sie fortzusetzen, nur das von anderswoher nicht befriedigte Bedürfniß geistiger Beschäftigung zu einer Nothwendigkeit gemacht hatte. Für ein Gemüth, wie das seinige ferner, mußte es eine süße Vorstellung sein, das ganze Leben hindurch so unabhängig von außen zu bleiben, so selbstregelnd die Stunden seiner Thätigkeit und die Auswahl der, der Stimmung seiner Seele entsprechenden, Gegenstände derselben, so ausschließlich seinem eigenen Talent und eigenem Fleiße verdankend sein äußeres Glück und die Größe seines Wirkungskreises. Die, damals so sehr großen, Schwierigkeiten und Entbehrungen, welche das unausbleibliche Erbtheil eines amt- und mittellosen Privatgelehrten und Schriftstellers zu sein schienen, — für sich selbst Alles dies zu ertragen,

fühlte er sich in seinem Jugendmuthe stark genug. Aber der Gedanke an die darbende Mutter und die hülflosen Brüder hatten ihn immer noch schwanken lassen. „Ich bin es meiner Mutter schuldig," schreibt er am 17. September an den Rector Werner, „ihr einen Theil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat. Wäre dies nicht, so würden meine Studien anders sein, ich würde nur das bearbeiten, was mir gefiele, für was ich Kräfte fühlte; wäre dies nicht, so würde ich in meinem Leben nie ein öffentliches Amt annehmen. Es kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, allein kennten Sie die ganze Verfassung, in die mich meine Lage in der Welt, die Stimmung meiner Seele, die sonderbaren Gänge meines Schicksals gesetzt haben, so würde Ihnen dies vernünftig vorkommen." — Ja es schien ihm schon damals die heilloseste Zeitverschwendung, die für das Gesammtwohl der Menschheit nutzlose Gelehrsamkeit zu betreiben, die man von denen, welche öffentliche Aemter begleiten sollen, fordert. Bei Gelegenheit des Todes von Ernesti und der Bemerkung, daß dessen eigentlicher Ruhm und dessen Wirken mit dem Tode aufhöre, und daß der Schlag des Todes den ganzen Plunder unserer Thorheiten zerstäube, wiederholt er noch einmal in demselben Briefe, daß dies ihm oft so warm auf's Herz fiele, daß er durchaus nichts lernen möge, als worauf er in der andern Welt fortbauen könne.

Es war daher vorläufig nur zur augenblicklichen Aushülfe aus der Noth, daß nach und nach ein Entschluß in ihm zur Reife kam, welcher sowohl durch die während seiner Ausführung hervorgerufene innere Einwirkung

auf den Jüngling, als besonders durch das unerwartete Stücken so früh schon das ganze Schicksal Jean Paul's, seinen Wirkungskreis für das ganze Leben, und sogar die Art und Weise desselben unwiderruflich bestimmte.

Da er die Aussicht, mit welcher er nach Leipzig gekommen, von seinen Kenntnissen zur Bestreitung seiner Bedürfnisse durch Ertheilung mündlichen Unterrichts Gebrauch zu machen, aufgeben mußte, so ging er sehr bald mit dem Gedanken um, ein Buch zu schreiben, es drucken und sich bezahlen zu lassen; ein Gedanke, auf den in Leipzig, wo die buchhändlerische Betriebsamkeit so sehr viel Gelehrte und Ungelehrte von jeher beschäftigte, gar Viele gekommen sind, welche ähnliche Noth dazu trieb, ohne je vorher daran gedacht zu haben, und ohne den mindesten Beruf dazu in sich zu verspüren. Geregt hätte sich in dem Jünglinge der Gedanke dazu schon bald nach dem Beginnen jenes Tagebuchs, nach kaum dreimonatlichem Aufenthalt in Leipzig. Denn wir sehen schon aus einem Briefe des Rector Werner vom 5. September an ihn, daß der Jüngling seine Familie, wiewohl mit räthselhaften und dunklen Worten, der Mutter sowohl als dem Rector unverständlich, darauf vorbereitet hatte. Der Jüngling weigerte in seiner Antwort dem neugierigen Rector eher etwas davon zu melden, ehe der Ausgang seinen Erwartungen entsprochen haben würde.

Es ist nun allerdings eine sehr merkwürdige und unserm Dichter reineigenthümliche Erscheinnng, daß er sein erstes Werk schrieb, nicht weil ihn irgend eine gewaltige Idee, irgend ein Stoff, der sich zur Gestaltung aus ihm herausdrängte, dazu trieb, sondern weil die

Noth, oder vielmehr der Wunsch einer herandrohenden Noth zuvorzukommen, ihm es als ein Rettungsmittel erscheinen ließ, wenn er ein Buch machen könne, gleichviel was für eins. Ja er wußte nicht nur nicht, als dieser Entschluß sich regte, was der Inhalt dieses Buchs sein sollte, sondern er fühlte auch, daß er in dem Augenblicke nicht gleich im Stande sei, ein solches zu schreiben, und daß er sich erst nicht nur einen Stoff suchen, sondern auch sich zu dem Abfassen des Buchs durch ganz besondere und neue Studien heranbilden müsse. — Damit über diesen Ursprung und die Art der Ausarbeitung dieses ersten Werkes Jean Paul's gar kein Zweifel bleibe, möge hier jetzt schon seine eigene Darstellung dieses Umstandes stehen, wie er sie dem Pfarrer Vogel bei Uebersendung des ersten Manuscriptes, aus dessen nochmaliger mühsamer Umarbeitung die grönländischen Prozesse entstanden sind, nach Rehau schrieb:

„Sie wissen," sagt er ihm, „daß ich arm bin, aber dies wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Gott hat mir vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberflusse erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein, und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge, noch meines Rückens Freunde gewinnen. — Es fiel mir nun einmal ein, so zu denken: ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publicum belehren, (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese), um auf der Academie lernen zu können; ich will die Pferde hinter den Wagen

spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen. — Ich fing an, ich verbesserte; ich fand Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete; und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schätzbaren Brief bekam. Sie werden denken: wunderbar! wenn Sie nicht denken: thöricht!"

Ein ganzes Jahr noch brachte er darüber zu, ehe er ein Werkchen von etwa zwölf Druckbogen, welches ohnehin fünf verschiedene Aufsätze enthielt, also nicht einmal ein einen einzigen Gegenstand durchführendes Ganzes war, vollendete.

Es mag darum sehr auffallend erscheinen, daß der Dichter in seinem späten Alter es stets betont und darin etwas Außerordentliches findet, dieses Buch in seinem neunzehnten Jahre schon geschrieben zu haben, während in demselben Alter andere Talente und Genien, wie Wieland, Göthe und Andere, bereits abgerundete, vollendete, und selbst dramatische Werke geliefert. Es mag im Gegentheil als etwas für Jean Paul Günstiges angesehen werden, daß diese Geschichte von dem Ursprunge und der Ausarbeitung seines ersten Buches, überhaupt von dem Betreten seiner Schriftsteller-Laufbahn seinen kritischen Gegnern, wie Nikolai, Merkel und selbst den Schlegel's, zur Zeit ihrer Angriffe auf ihn nicht bekannt wurde. Sie würde Gelegenheit zu manchem Spott, ja zu mancher gegründet scheinenden Einwendung gegen ihn gegeben haben, während das räthselhafte Dunkel, in welches sein Leben und sein ganzer Bildungsgang beständig gehüllt blieben, alle seine Gegner verwirrte und ihnen gewissermaßen ebenso wie den Verehrern des Dichters als etwas Mysteriöses imponirte. Und noch heut würde Mancher ge-

neigt sein, den einen oder den andern Theil von Jean Paul's dichterischem Doppelwesen, oder vielleicht wohl gar das ganze, deßhalb für etwas Erzwungenes zu erklären. Aber merkwürdig genug! haben bis jetzt wenigstens diejenigen bedeutenden Kritiker, welche vom Standpuncte der Kunst aus die größten Einwendungen gegen ihn machten, wie früher Schlegel und wie heute es Ludwig Tieck bei jeder Gelegenheit noch thut, gerade seinen Ernst und seinen Gefühlsschwung und die späteren Schöpfungen dieser Art, welche doch Schlag auf Schlag in einer kurzen Reihe von Jahren zum Vorschein kamen, für Verirrungen seines eigentlichen Talentes gehalten, und Tieck besonders erklärt jene ersten Bücher, deren fast erzwungener Ursprung ihm unbekannt war, für die besten. Auf der andern Seite aber ist es unbestreitbar, daß die ernst-poetischen Schöpfungen, welche jene Kunstrichter sogar bis zum Standpuncte der Productionen eines Cramer herabzusetzen sich nicht scheueten, noch immer eine erschütternd-erhebende, das ganze Sein durchrüttelnde Wirkung auf den besten und edelsten Theil des Volkes machen. Und wiederum ist es doch unmöglich, daß die Meinungen von Männern, wie die oben angeführten sind, zu denen sich auch noch Solger gesellte, nicht Manches für sich haben sollten. — Da nun ein solcher Zwiespalt der öffentlichen Meinung mit den Kunstkritikern in Betreff Jean Paul's noch immer seit so lange obwaltet — so beweist dieß nur, daß der eigentliche Maasstab seiner Beurtheilung nicht aufgefunden war. Man hätte denselben aber schon früher in seinem Leben, dessen Einwirkungen und dem, durch

dieselben bedingten, Entwickelungsgange des Dichters suchen müssen.

In Betracht jener Lebensverhältnisse nun, deren Hemmungen Jean Paul am besten fühlen mußte, konnte er später es allerdings für etwas Außerordentliches, für die Gewähr des Vorhandenseins eines großen Genius in ihm, und für einen Beweis, daß die Stimme desselben früh bei ihm wach geworden, halten, ein solches Buch wie die „Grönländischen Prozesse,“ in jenem Alter zu Tage gefördert zu haben, wenn auch nach einer einjährigen, und durch äußere Umstände ihm aufgedrungenen, Bemühung, überhaupt ein Buch zu schreiben. Warum schrieb er bei seinen mannichfaltigen Kenntnissen, bei seinen bisherigen derartigen Studien, keine theologische, keine philosophische Schrift? Warum führte er, was so nahe lag, nicht irgend eine der, in seinen Denkübungen oder Tagebüchern angefangenen, Untersuchungen fort? Es scheint ihm, als durch den gefaßten Entschluß die ganze Masse seiner eigentlichsten Gedanken und Gefühle im Innern aufgeregt wurde, und, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit aufgeboten, nunmehr eine bestimmte und entscheidende Richtung sich selbst auswählen sollte, dies nicht in den Sinn gekommen zu sein. Und hier liegt denn der vorzüglichste Beweis, wie rein zufällig und von Außen ihm aufgezwungen jene philosophischen und heterodoxen Studien von ihm betrieben wurden und wie groß seine Selbsttäuschung über seinen spätern Zweifel, ob er nicht eigentlich zum Philosophen berufen gewesen wäre.

Die Geschichte der geistigen Erstgeburt jedes Genius ist ein so äußerst lehrreicher Umstand, ganz besonders aber

bei so originellen, so lange unerklärlich gebliebnen und so vielen entgegengesetzten Urtheilen ausgesetzt gewesenen Naturen, daß wir so lange als möglich dabei verweilen zu müssen glauben. Alle seine Bekannten wurden durch jenen Entschluß auf das Aeußerste überrascht, woraus hervorleuchtet, daß auch in Richter derselbe wie ein Blitz entstanden war, weil, wenn er schon früher absichtlich auf eine solche Thätigkeit auszugehen sich vorgenommen gehabt hätte, bei seiner so großen Offenheit er dies seinen Freunden und Verwandten nicht verborgen haben würde. Er selbst glaubte diesen Gedanken allen seinen Freunden in Hof so ganz fremd, daß er den ganzen Winter hindurch davon nur geheimnißvoll, als von „seinem Mittel und von seinem Räthsel," zu sprechen wagte. In dem Briefe an den Pfarrer Vogel, den er im November noch entwarf, suchte er nur die veränderte Weise seines Studirens zu entschuldigen, welche er in Folge jenes Entschlusses nothwendiger erachtet hatte; des Entschlusses selbst aber gedenkt er gegen diesen Freund nicht, vor dessen Urtheil er damals noch eine Art Scheu hatte. „Es wird mir schwer," bemerkt er, „Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Prahlerei kaum sagen lassen. Ich habe mir die Regel in meinem Studiren gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin, und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte." — Zugleich sieht man aus diesem Briefe, daß, trotz der Langsamkeit und Mühe, mit welcher der Jüngling seine erste schriftstellerische Arbeit zu Stande brachte, er doch schon zu dieser Thätigkeit einen solchen Beruf

und in derselben sich so befriedigt fühlte, daß er, sobald er einmal sie fest in's Auge gefaßt hatte, mit Ekel und Unlust auf seine früheren Studien zurücksah und der Wunsch, dieselben gänzlich aufzugeben, allmählig zu dem entschiedenen Entschlusse, dies zu thun, zu reifen begann. „Das," sagt er, „studiren, was man nicht liebt, heißt mit dem Ekel, der Langeweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas Anderem geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weit kommt, und sie den Sachen entziehen, in denen man Fortgang machen würde. Aber eben dadurch verdienst du dir Brod — dies ist der elende Einwurf, der dagegen gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch die man sich nicht Brod erwerben könnte. Auch weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wozu ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde, und in welchem ich also unmöglich Fortgänge machen kann, oder in dem, in welchem mein Vergnügen mich anspornt, meine Kräfte mir forthelfen." — Da nun in dem Augenblicke, in welchem dies der Jüngling schrieb, kein äußerer Erfolg noch ihn aufgemuntert, da er sogar selbst noch für sich auf seinem Arbeitstische nichts Vollendetes liegen, mithin nur an den Bestrebungen und den Schwierigkeiten schriftstellerischen Schaffens ein so inniges Vergnügen gefunden hatte — wer möchte hierin nicht, trotz jenes von der Nothwendigkeit hervorgerufenen Entschlusses zu irgend einer Schöpfung ohne Stoff und ohne Zweck, das Walten und den Trieb eines, aus dem Dunkel der Brust aus sich selbst bewußtlos heraufkeimen-

den Genius erkennen? Und um so sichtbarer erscheint uns dieses, so selten zu belauschende, Walten, als der Jüngling das, was er in sich regen fühlte, die ersten Geburtswehen seiner jungfräulichen Muse, als ein süßes Geheimniß bewahrte, nirgends von Außen Beistand suchte und in seiner einsamen und stillen Klause dasselbe sich aus sich selbst entwickeln ließ.

Wir können nur als die erste Veranlassung zu dem Gedanken, ein Buch, und zwar kein wissenschaftliches, sondern, um uns des Ausdrucks zu bedienen, ein erdichtetes zu schreiben, dem Einfluß der Lectüre jener französischen und englischen Schriftsteller (letztere lernte er jedoch damals nur aus Uebersetzungen kennen) beimessen, die ihn außerdem, durch welche nähere Veranlassung wissen wir nicht, wahrscheinlich indeß auch wohl durch Platner's öftere Hinweisungen, zum Studium des Cicero und besonders des Seneca führten. Wie schon erwähnt, hatten die deutschen größeren poetischen Werke in Inhalt, Form und Gestaltung an der bisherigen, durch sein Leben und seine Studien seiner Seele gegebenen, Stimmung entweder abprallen, oder doch das Bewußtsein eigner poetischer Schöpfungskraft nicht aufkommen lassen. Denn es mußte ihm ganz unmöglich erscheinen, ähnliche lebendige Gestalten und Vorgänge aus dem Leben und ähnliche Seelenerlebnisse aus sich selbst hervorzurufen. Selbst Hippel's Lebensläufe hatten darin keine Ausnahme gemacht und er hatte darum auch in ihnen keine Anregung finden können, aus den einzelnen Bruchstücken, die, wie wir sahen, in seiner Seele ein wiedergebärendes Echo fanden, irgend ein Ganzes, ohne die Bindemittel und Folien von

Charaktern und Handlung, zu bilden. Ganz anders aber war es, als er bei jenen Engländern und Franzosen nicht nur eine poetische und bilderreiche Prosa fand, sondern auch eine Menge kleiner Aufsätze, die, ohne Erzählung und Charaktere, irgend einen philosophischen, psychologischen oder allgemeinen Erfahrungssatz durchführten, und zwar in einer Diction und mit einer Behandlungsweise, welche diese Aufsätze in das Gebiet der Dichtkunst wiesen. Er sah, daß Männer, die sich der höchsten Berühmtheit erfreuten, solche Sätze nicht in der trockenen Sprache des Schultons abgehandelt, sondern mit Allegorien, Bildern, Einfällen, Antithesen, mit Witz, Satyre, Ironie, und daß sie gerade darum eine um so viel größere Wirkung ausgeübt und den höchsten Interessen der Menschheit um so viel kräftiger gedient hatten. Genug, er lernte poetische Philosophen oder philosophische Dichter kennen. — Dergleichen hervorzubringen fühlte auch er jetzt schon sich fähig. In seinem Leben war eigentlich die Epoche dichterischer Lyrik eingetreten; alle jene kleine Blüthen, in welche eine Dichternatur in jener Zeit so gern und freudig ausschlägt, wenn warme Sonnenstrahlen sie berühren, schließen und verkümmerten als Knospen in seinem naßkalten Lebensfrühling. Bis jetzt hatte nicht einmal eine künstliche Bücherofenwärme einige derselben zum Treiben gebracht. Er hatte gerade darum jene kalten philosophischen Untersuchungen aufgegeben, und selbst die psychologischen Aphorismen gediehen kümmerlich; weil sie ihm gar keine Formen gaben, in welche er die Blüthen seines Geistes legen konnte. Jetzt trat diese künstliche Erwärmung ein und ihrer, wiewohl matten, Einwirkung entsprangen jene

ersten Arbeiten unseres Dichters. Sein Genius trieb ihn, diese künstliche Electrisirung nicht ferner dem bloßen Zufall zu überlassen, sondern als sein eigener Electriseur die Reibung mit dem Stoffe, in welchem er einmal diese Eigenschaften entdeckt, so lange systematisch fortzusetzen, bis sie den Erzeugungsgrad in ihm hervorgerufen. Daß dies wirklich systematisch geschah, darüber spricht er sich selbst theils in Briefen, theils an einigen Stellen in seinen Werken auf mannichfache Weise aus. Er warf die philosophischen Schriften bei Seite, suchte nach beredten, witzigen und bilderreichen, und, weil die deutsche Literatur damals besonders an solchen sehr arm war, nur nach Werken der Ausländer.

Es ist bekannt, daß Jean Paul's erstes Werk ein satyrisches wurde, und wir haben bereits früher im Allgemeinen angedeutet, wie unter den gegebenen Verhältnissen es nicht anders sein konnte, indem der Witz, als niedrigster Grad der Phantasie, den früher geübten reinen Verstandeskräften zunächst stand, und darum dieser nur in einer Epoche zur Thätigkeit erregt werden konnte, in welcher vornehmlich bloß dem Verstande ein Feld der Thätigkeit gegeben war. Ehe er sich für eine Gattung selbstschöpferischer Thätigkeit entschieden, hatte er sich ohne Unterschied eben so an dem „glänzenden und prächtigen Styl eines Helvetius, den feinen Bemerkungen Toussaint's, an der glühenden Beredtsamkeit Rousseau's und Cicero's, wie an dem Witze Voltaire's, an den Satyren Pope's und Young's und an den Antithesen Seneca's" erfreut. Die Wahl unter diesen verschiedenen Mustern konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. So sehr ihn Rousseau ergreifen

mußte, so sehr fehlte es ihm doch noch an der erfinderischen Kraft, welche die ernste poetische Behandlung einer Idee, selbst ohne Handlung und Charaktere, erfordert. Diese will immer fortschreitende Gedanken und endlich ein Resultat. Nur der Witz und die Satyre können mit einem und demselben Gegenstande bis in's Unendliche spielen, ihn um und zurückwenden, und nachdem sie Alles, was ihnen an Einfällen, Gleichnissen und Bildern zu Gebote steht, erschöpften, ihn wieder loslassen, ohne ihn von der Stelle gebracht zu haben. Sie sind wie eine Schraube ohne Ende; sie erzeugen sich wie ein Polyp immer aus sich selbst, und sind daher allein und für sich selbst das allerleichteste Erzeugniß für Menschen von lebendiger Einbildungskraft und irgend poetischer Anlage. Jedoch wollen sie früh geübt sein, ehe die ernste großartige Thätigkeit der Phantasie erwacht und die Seele ganz ausfüllt.

Aber den schlagendsten Beweis für unsere Darstellung von dem stufenweis und allmählig erfolgten Entwickelungsgange der, dem Grad nach einander untergeordneten, Phantasie und poetischen Kräfte Jean Paul's, so wie von deren Gründen, finden wir darin: daß er sogar zu den ersten poetischen Satyren, wie sie die Grönländischen Processe enthalten, erst durch einen noch niedrigeren Uebergangspunct gelangte. Nach seiner eigenen Meldung an Vogel war das erste Product, das im Laufe des Winters zu Stande kam, nicht blos eine reine Nachahmung eines, von andern Schriftstellern bereits mehrmals behandelten Gegenstandes, sondern auch die Behandlung selbst vorzüglich eine Nachahmung der Weise

desjenigen unter den oben angeführten Mustern, der am wenigsten poetisch und am meisten noch Philosoph war, des Seneca. Er selbst berichtet darüber, daß diese Arbeit, im Gegensatz zu den bilder- und gleichnißreichen Satyren in den Grönländischen Processen, eben so voll Antithesen gewesen sei; eine Schreibart, die bekanntlich bei weitem mehr der Rethorik angehört, und zwar der kältesten Gattung derselben und derjenigen, welche sich am meisten mit dem Verstande anbauen läßt. Der Gegenstand aber war ein Lob der Dummheit, auf welchen ihn des Erasmus encomium moriae brachte. Die Allgemeinheit des Gegenstandes erforderte kaum etwas anderes als die allergewöhnlichsten Lebenserfahrungen eines Schülers, welche die Vorbilder, Erasmus und der Stoff in Pope's Dunsiade, hinlänglich bereicherten. Leider erzählt uns Otto bloß, daß er in jenem erwähnten Tagebuche schon am 12. September angefangen habe, Aphorismen über die Dummheit niederzuschreiben, ohne, was so äußerst wichtig gewesen wäre, auch nur eine derselben mitzutheilen, so daß wir durchaus von dem allmähligen Uebergange aus jenen Embryonen in die poetischere Schreibart keine Anschauung haben. Daß ein bedeutender Unterschied zwischen dieser Arbeit und den Grönländischen Processen, auf die Otto verweist, in der Behandlung und in der Schreibart stattgefunden habe, erzählt der Dichter selbst; der Stoff aber, blieb im Allgemeinen derselbe, ward jedoch in Unterabtheilungen zerlegt, welche dadurch natürlich auf eine confretere und individuellere Behandlungsweise führten. Indeß finden wir in einigen Briefen, selbst aus der Zeit, wo die Gleichnisse und Bilder jene Antithesen be-

reits verdrängt hatten, immer noch eine bedeutende Anzahl der letzteren, von denen wir einige anführen, um die weniger damit vertrauten Leser an die Art jener niedrigsten Schöpfungsperiode zu erinnern.

„Mit künftigen Büchern werde ich mehr Geld und weniger Tadel gewinnen. — Mein Buch ist zu jung um alt zu werden. — Ein Buch ohne Schönheit ist gewiß ein schlechtes; aber eines ohne Fehler ist darum kein gutes. — Die Feile erzieht, aber erzeugt nicht Schönheiten. — Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. — Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar kleiner, aber auch die der Schönheiten.— Wenn das Buch eine schlechte Satyre auf Andere ist, so ist es die beste auf mich. — Schönes Wetter erzeugt selten einen schönen Brief. — Die Hitze reizt zur Bildung leiblicher, aber nicht geistiger Kinder, und am warmen Mittage scheint die Sonne die Strahlen, die sie für die Gasse verschwendet, dem Kopfe zu entziehen. — Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. — Die Empfindung wählet, statt des Herzens, den Gaumen." —

Aber am besten ist es wohl, wir lassen ihn auch hierüber selbst sich aussprechen, in einer Stelle aus einem Briefe an Oerthel, in welcher er demselben gewissermaßen Anleitung zu dieser Schreibart giebt. Sie beweist zugleich, was wir später noch oft auszuführen Gelegenheit haben werden, daß seine Einfälle und seine ganzen Productionen nichts weniger als die ungezügelten Ergüsse einer ungeregelten Einbildungskraft waren, wie man meistentheils geglaubt hat, sondern daß er sie mit dem voll-

sten Verstandesbewußtsein niederschrieb und sie gewissermaßen nach Regeln, über deren Gründe er sich sehr genau Rechenschaft ablegte, bildete. In jenem Briefe zergliedert er den Satz Oerthel's: „Der Ideengang eines Hypochondristen nach dem Essen ist so unordentlich, wie die Bewegung seiner Säfte.“ „Wo fehlet demselben Witz?“ fährt Jean Paul fort. „Nicht am Gedanken, sondern am Ausdruck, den man erst die Wörter abschneiden muß, die die Vergleichung zwischen den zwei unähnlichen Ideen erschweren. Ändere ihn kurz so um: Die Verdauung verwirrt meine Gedanken und meine Säfte. — Der Gedanke ist derselbe; allein die Kürze des Ausdrucks macht die Aehnlichkeit des Unähnlichen noch auffallender, statt daß sie der deinige versteckt. Von den Ideen brauchst du das Wort: Gang, von den Säften das Wort: Bewegung; nimmt man aber zu beiden dasselbe Wort, so leuchtet Jedem die Aehnlichkeit ein. Daher schreiben alle diejenigen witzig, die kurz schreiben, Tacitus &c. Daher rechnet man Kürze zum ersten Erforderniß des Epigramms; Salz bleibt auch im Wasser Salz: allein Niemand sieht, daß es Salz ist, ein Chemiker ausgenommen.“ — Uebrigens versteht sich von selbst, daß, da die Gleichnisse diesen Antithesen so nahe liegen, da der poetische Witz als das Vermögen des Auffindens entfernter Aehnlichkeiten zu einer gegebenen Sache eigentlich nur eine potenzirte Antithese ist, und da des Dichters Einbildungskraft sich nur an diesem Auffinden üben konnte: so versteht sich von selbst, sage ich, daß jene erste Arbeit nichts weniger als von Gleichnissen ganz entblößt sein konnte; ja wir fanden ja deren schon mehrere in den

bloß reflectirenden Bemerkungen in Hof. Doch wir wissen von ihm, daß jene Antithesen in der ersten Arbeit ganz besonders vorwalteten, und daß ihm später dieselbe darum zu matt erschien; wir können uns sogar mit ziemlicher Gewißheit selbst das Verhältniß jener Gleichnisse zu den Antithesen in jener Arbeit anschaulich machen aus eben jenem Briefe, der nach der Vollendung der Grönländischen Processe geschrieben ist. Es ist eine ziemlich allgemeine Erfahrung, daß Briefe von Schriftstellern in deren Entwickelungsepoche zwar das Gepräge ihrer mühsam ausgearbeiteten schriftstellerischen Arbeiten tragen, jedoch, weil sie sich in jenen gehen lassen, das Gepräge der der letzten Arbeit vorhergegangenen Periode, über welche sie in den schriftstellerischen Arbeiten hinaus, und deren Eigenthümlichkeiten sie sich für gewöhnlich bereits angeeignet haben. Besonders ist dies aber bei Jean Paul der Fall, dessen Arbeiten stets ein Theil seines Seins wurden. Der Brief, mit welchem er das Lob der Dummheit an Vogel überschickte, ist noch ohne allen Schmuck; aber jener, welchen er ein Jahr beinah später die Grönländischen Processe begleiten ließ, ist voller jener Antithesen, die er doch in den Grönländischen Processen fast überall mit den mahlenderen und erfindungsreicheren Gleichnissen vertauscht hatte. Aber es folgen oft den Antithesen, mit denen er einen Satz angefangen, Gleichnisse, und so, daß man diese aus jenen entstehen und sich gleichsam wie einen neuen Ring an die Kette hängen sieht. Wir nehmen diejenigen von obigen Antithesen, aus denen sich Gleichnisse entwickelten.

„Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar klei-

ner, aber auch die der Schönheiten; — denn die Zeit, in der das Genie verbessert, verkürzt die, in der es schaffen könnte, — und das so lang gesäugte Kind raubt dem Embryon die Nahrung." —

„Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. Jupiter zeugte die Götter, allein die nicht göttlichen Wesen machte er nur; diese waren das Werk seiner Hände, jene seiner Lenden, und Minerva war gar das Werk seines Kopfes."

„Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. Eben so gebären die Weiber die todten Kinder mit mehr Schmerzen, als die lebendigen" u. s. f.

Der Winter übrigens, während dessen der Jüngling mit diesen schweren Geburtswehen umging, brachte ihm schon wirkliches und schneidendes Elend. Er erhielt nicht nur von Hause so wenig Unterstützung, daß er geradezu Mangel litt, sondern er hatte auch seine Mutter zu trösten über die fortgesetzte boshafte Verfolgung von Seiten ihrer Proceßgegner. Wie weit es jetzt bereits in seinen Entbehrungen gekommen war, davon geben die noch vorhandenen Briefe an seine Mutter ein rührendes Zeugniß. „Sie lassen mich zwischen Furcht und Hoffnung," schrieb er am 1. December. „Ich habe Ihnen schon neulich um Geld geschrieben, und da habe ich schon viel geborgt gehabt; jetzt habe ich noch keins, ich borge also immer fort. Aber auf was soll ich denn endlich warten? Sein Sie so gütig und verschaffen Sie mir Rath. Ich muß doch essen und kann nicht unaufhörlich beim Traiteur borgen. Ich muß einheizen, wo soll ich aber Holz bekommen ohne

Geld? ich kann ja nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kann ich überhaupt nicht sorgen; ich habe weder Morgens noch Abends etwas Warmes. Ich habe Sie um zwanzig Thaler Sächsisch gebeten, jetzt ist's schon lange; wenn ich's bekommen werde, so werde ich kaum das bezahlen können, was ich schon schuldig bin." — „Ich wollte Ihnen gerne Caffee schicken," schreibt er später, „aber mein Geldmangel ist so groß als der Ihrige. Ich borge halt darauf los, und kann nicht anders." — Zu diesen äußeren Leiden kamen auch noch moralische Schmerzen, die übrigens bis in sein spätes Mannesalter hinein sein Leben von Zeit zu Zeit zu vergiften nicht aufhörten, Schmerzen theils über das traurige Schicksal, theils über die Verwahrlosung fast aller seiner Brüder, eine Folge jener Zermalmung des Glücks seiner Familie. Nur er und sein dritter Bruder, der letzte durch frühzeitige amtliche Beschäftigung, hielten sich aufrecht; die übrigen gingen gänzlich zu Grunde. Der Hoffnungsvollste stürzte sich aus Verzweiflung in die Saale, die Andern trieben sich unstät in der Welt umher. So verließ in diesem Winter Adam Richter, ein Barbier, seine Mutter, um Soldat zu werden, und Paul hatte alle mögliche Mühe, die tiefbekümmerte Mutter mit dem Gedanken an die Wahl eines Standes zu versöhnen, der damals als der unglücklichste und mißgeachtetste von dem Volk mit Scheu und Furcht betrachtet wurde. Seine Mißstimmung nahm unter diesen Umständen oft so zu, daß er daran dachte, Leipzig zu verlassen und nach Göttingen zu gehen, dessen ehrenvoller wissenschaftlicher Ruf ihn wahrscheinlich hoffen ließ, daß er die in Leipzig so schmerz-

lich vermißte Unterstützung dort finden würde. Die Schwierigkeiten, welche er in der Ausarbeitung der ersten Schrift fand, ließen ihn noch manchmal an dem Gelingen „seines Mittels und Räthsels," mit dem er sich und seine Mutter zuweilen aufzurichten suchte, verzweifeln; denn wiederholt beklagt er sich über den Mangel an Informationen.

Doch Alles dies ward anders, als er das „Lob der Dummheit" gegen Ende des Winters wirklich vollendete und „ein Professor, dem er es durch eine dritte Hand in die Hände gespielt, ihn durch Lob hatte aufmuntern lassen;" zumal als er auch von dem Pfarrer Vogel, dem er das Manuscript zur Beurtheilung eingeschickt, einen Brief voll freudigen Erstaunens darüber zurückerhalten hatte. Voll sanguinischer Hoffnungen sah er das Manuscript bereits gedruckt und das Honorar in seinen Händen, er erbat sich schon von Vogel Rathschläge über die Bedingungen, welche Verlegern zu machen seien; und als gar jener Professor, Seidlitz geheißen, mit hoher Protectionsmine sich erbot, während der Ostermesse, in welcher Jean Paul sein Stübchen räumen mußte, die Schrift an den Mann zu bringen, glaubte er sein Glück bereits gemacht und reiste, berauscht von Hoffnungen, während der Osterferien zu seiner Familie nach Hof. Die Wartezeit, welche man nach jenem Sprichwort vor dem verschlossenen Eingang der Leipziger Paradiese zubringen sollte, schien ihm jetzt überstanden. Vom Verlassen dieses Ortes war so wenig mehr die Rede, daß er so schnell wie möglich dahin zurück eilte und sich nicht einmal die Zeit nahm, seinen ehrlichen Freund Vogel in Rehau zu

besuchen. Ja sein Lebensmuth schien sich durch diese glänzenden Aussichten bis zu einer Höhe gesteigert zu haben, die man, im Verhältnisse zu seinem früheren Sein, Uebermuth nennen könnte. Seiner, von ihm in Leipzig künstlich aufgezogenen, satyrischen Kraft gaben die Höfer kleinstädtischen Verhältnisse reichlichen Stoff, und er, der früher Angegriffene, hielt dieselbe so wenig im Zaum, daß Vogel, bis zu dem sogar Klagen deshalb gedrungen sein mußten, noch vor seiner Rückreise nach Leipzig ihm schriftlich die Warnung, über seine Zunge zu wachen, zukommen zu lassen sich veranlaßt fühlte.

Mit der Hoffnung, das „Lob der Dummheit" werde ihm 100 Thaler eingetragen haben, daß er davon einen Sommer werde leben, ein zweites Buch für die Michaelismesse schreiben, und damit noch mehr Geld werde verdienen können: langte er im Mai wieder in Leipzig an. Aber wie sehr fiel er aus seinen Himmeln, als ihm der Professor Seidlitz beim ersten Besuche, statt, wie er gehofft, jenes Geld einzuhändigen, das Manuscript wieder zurück gab, und nun auch die Zeit, in welcher es zur Michaelismesse hätte gedruckt werden können, (denn damals wurden noch nicht die Bücher außer der Messe verschickt), verstrichen war. Der Jüngling nahm sein Manuscript und las es betrübt wieder durch. Wer da an sich erfahren hat, wie matt, erzwungen jedem Verfasser frühere Einfälle, Witze und Satyren erscheinen, wenn sie ihm nach einer gewissen Zeit wieder vor das Gesicht treten, namentlich dann, wenn sie nicht absichtlose und gelegentliche Erzeugnisse der durch Zufall angeregten Einbildungskraft gewesen: mag sich nicht wundern, daß auch

unserm Dichter seine erste Arbeit der Art eine mühsam und künstlich in der Studirstube an fremden gedruckten Vorbildern aufgeschmiedete Kette von Einfällen schien, er entrüstet dieselbe von sich warf, und im ersten künstlerischen Eifer seinem Gott dankte, daß sie nicht gedruckt worden war. Geht es doch selbst dem Leser bei einer wiederholten Durchsicht witziger und satyrischer Schriften, wenn der erste Reiz der Ueberraschung vorüber ist, nicht anders; nur sehr wenige der höchsten Muster in dieser Gattung halten wiederholte Proben aus, und gewinnen sogar neuen Reiz durch die Offenbarung neuer feiner und pikanter Züge, welche die bei dem ersten Lesen zu überfüllte Seele übersehen mußte. Uebrigens mußte sich der Jüngling überhaupt bei seinem, durch die Hoffnungen der letzten Monate höher gespannten, Lebensmuth in einer ganz anderen und höheren Stimmung befinden, als in dem vergangenen trüben Winter, in welchem er jenes Lob der Dummheit gearbeitet hatte. Er war in dem ersten Augenblicke seines Unmuths sogar entschlossen, vorläufig diese ganze Schriftstellerei aufzugeben. Aber von neuem zwang ihn die Noth dazu, sie fortzusetzen. „Aus meinem zornigen Enthusiasmus erweckte mich," so erzählt er an Vogel, „meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war; zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab." — Der Jüngling entschloß sich, eine vollständige Umarbeitung jener Schrift zu unternehmen.

Nicht verloren aber war die psychologische Erkräftigung durch das Bewußtsein, unter so schwierigen Um-

ständen dennoch eine Art poetischer Arbeit entworfen, vollendet, den Beifall geachteter Personen damit eingeerndet, und die Möglichkeit, Arbeiten der Art gedruckt und bezahlt zu sehen, einige Monate vor Augen gehabt zu haben. — Welchen erkräftigenden Einfluß dies Bewußtsein auf die Seelenstimmung und den Lebensmuth des Jünglings gehabt, davon zeugt die plötzliche, mit seinen Verhältnissen gar nicht übereinstimmende Veränderung seiner Lebensweise. Kaum wußte er noch, wovon er seinen bisherigen Wirth, seinen Traiteur bezahlen und seine übrigen Lebensbedürfnisse bestreiten sollte; und darum muß die plötzliche Keckheit in dem bisher so schüchternen und Unterstützung und Schutz verlangenden Jüngling im höchsten Grade überraschen, daß er, allen Gesetzen der damaligen Mode hohnsprechend, nicht nur den Zopf und den Puder jetzt plötzlich von sich warf, sondern auch jede Halsbekleidung, und mit krausem blonden Haar und offener Brust unter die modischen Leipziger trat. Dieses Kostüm war damals so unerhört, daß Jean Paul sieben Jahre lang gegen die üblen Folgen, welche ihm daraus erwuchsen, ankämpfen mußte, und dennoch in diesem Kampfe endlich erlag; denn gegen alle seine Erwartung war es ihm bis dahin noch nicht gelungen, sich irgend eine äußere Selbstständigkeit zu erringen. Bewundernswerth aber ist die Kraft, mit welcher er diese unangenehmen Folgen so lange ertrug. — Bald nämlich verlangte er von der Mutter „feine Oberhemden à la Hamlet." „Bei Ihnen," sagte er, „wird es Niemand verstehen; das heißt nämlich: vorne bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kann." —

Da nun diese die äußeren Rücksichten verletzende Tracht jedes Bemühen um eine Informatorstelle ganz vergeblich machen mußte, so hatte nothwendig Richter jeden Gedanken daran bereits aufgegeben, und im Verlauf der Ausarbeitung seines zweiten schriftstellerischen Versuchs nunmehr das höchste Selbstvertrauen zu seiner eigenen Kraft und zu dem endlichen Gelingen seines Mittels gefaßt. „Ich wußte damals," sagte er in spätern Jahren öfters zu dem Verfasser, „ich wußte damals in Leipzig, daß ich es durchsetzen würde," nämlich, als ein unabhängiger Schriftsteller ohne Amt durch das Leben zu kommen. — Diese Keckheit und diese Zuversicht erscheinen um so merkwürdiger, als der Dichter uns auch die innern Hindernisse, die jenem freieren Schwunge seiner Geisteskräfte sich widersetzten, in einem spätern Briefe an Vogel nicht vorenthält. Er führte dem Freunde, um denselben zu einem mildern Urtheile über seine Schrift zu bestimmen, die Aengstlichkeit vor, mit der er nach einem Gute habe streben müssen, dessen Mangel die Zukunft mit noch größeren Schrecken ausrüste als die, womit derselbe die Gegenwart verbittere; — den verdrießlichen Mißklang zwischen dem Belachen fremder Thorheiten und dem Unmuthe über das eigene Schicksal; — mit einem Wort: den hindernden Streit seiner Empfindungen mit seiner Arbeit.

Unter diesen Eindrücken und Einflüssen nun schrieb Jean Paul den ersten Band seiner „Grönländischen Processe," wie sie im Ganzen, jedoch mit wesentlichen Verbesserungen im Einzelnen, die sämmtlichen Werke enthalten. Die Haupthindernisse, welche der Dichter vorfand,

lagen jedoch nicht in jenem Widerstreit der Empfindung — denn die gesteigerte und freier entwickelte poetische Kraft überwog jene bei weitem: sondern in der so großen Armuth des Stoffes. Was konnte der neunzehnjährige Jüngling, ohne Umgang und ohne alle Kenntnisse irgend eines höhern gesellschaftlichen Verhältnisses oder der höheren Stände, für besondere Thorheiten aus eigener Anschauung zu verspotten haben? Aber dennoch hatte er bei dieser Arbeit einen außerordentlichen und für immer entscheidenden Fortschritt gemacht. Erstens war er aus dem Allgemeinen in das Besondere und Individuelle hinabgegangen, nicht mehr einen allgemeinen Begriff, sondern lebendige Wesen, nicht mehr die Thorheit, sondern Thoren untersuchend und verspottend. Aus einem Stoff war so eine ganze Reihe von Gegenständen entstanden, von denen jeder insbesondere in das Auge gefaßt, einen besondern bewegten Lebenskreis vor seinem Blicke entwickelte, und jeder so, aus dem Chaos des allgemeinen Begriffs losgerissen, ein wirkliches und besonderes Leben zeigte. Dann aber und vorzüglich war er dahin gelangt, einzusehen, daß der Dichter seinen Stoff aus seinem gegenwärtigen Leben, sowohl innerem als äußerem, nehmen, daß er damit so viel als nur möglich wuchern und, sei sein Leben noch so arm, lieber aus demselben machen müsse was möglich sei, als nach noch so glänzenden in der Ferne liegenden Stoffen greifen, die er aus eigener Anschauung nicht kenne, und in die er sich mühsam und künstlich erst hineinzudenken und zu fühlen habe. Ueberall, wo Jean Paul dieser Regel, welcher er jetzt wohl

nur unbewußt huldigte, treu blieb, ward er der große, in seiner Originalität und in dem Reichthum psychologischer Entdeckungen unerreichbare, Dichter.

Man sehe die Gegenstände der einzelnen Aufsätze des ersten Theils der Grönländischen Processe, und man wird überall die äußeren Veranlassungen dazu in dem bisher geschilderten augenblicklichen äußeren Verhältnissen des Dichters finden. Der erste Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber die Schriftstellerei," spottet über ihn selbst und über die Gründe, die ihn dazu veranlaßt, ein Autor zu werden. Es war wirklich, wie wir sahen, die Noth und der Hunger, die ihn dazu getrieben. Er durfte nur sein eignes Beispiel zu einem allgemeinen erheben, und, was bei ihm der Zufall, sich einigend mit dem innern Drang, hervorgerufen, für eine allgemeine, einer Masse schlechter Schriftsteller eigenthümliche, Quelle von Büchern, erklären, um eine, aus seinem eignen Zustande geschöpfte, Fülle von Ironie, Spott und Gleichnissen auf schlechte Scribenten ausgießen zu können. Es lag nahe, den Magen für den Vater und den Hunger für die Muse der Dichtkunst anzunehmen, um auch alle andere geistige und körperliche Infirmitäten, als Krankheit, Durst, zu große Jugend und zu großes Alter, daneben liegend zu finden und um daraus den Stoff zu einer der reichsten, kräftigsten und treffendsten Satyren arbeiten zu können, deren Originale überall um so sicherer zu finden sein mußten, als er ja, trotz seines reinen und kräftigen Strebens, selbst ein solches zu einem Theile jener Satyre gewesen war. — Eben so geläufig war ihm der Stoff der zweiten Satyre: „über die Theologen." Nicht bloß als

Sohn eines Pfarrers hatte er tägliche Gelegenheit haben müssen, die mannichfaltigen Schwächen dieses Standes in der Nähe zu beobachten, sondern hier mußte ihm das Studium der Heterodoxie, das ihn von früh auf gewöhnt hatte, sowohl die intellectuellen Schwächen der Gegenpartei, als auch besonders die unreinen Motive der Anhänger derselben aufzusuchen, eben so reichen Stoff darbieten. — Die Veranlassung zur Auswahl des Gegenstandes des dritten Aufsatzes „über den Ahnenstolz" lag ihm an sich eben so nah, indem in seiner abgesonderten Heimath es an markirt hervortretenden Musterbildern dazu nicht fehlen konnte, und dieselben ihm um so weniger entgehen mußten, als, in Folge der vielen Patronatstellen in seinem Lande, sein eigener Vater, wie wir bereits sahen, in demüthiger Entfernung von diesen übermüthigen Patronen stand, denen dort kein reicher Mittelstand das Gleichgewicht hielt. In dem vierten größern Aufsatze: „über Weiber und Stutzer," versuchte er sich in die große Welt zu wagen, wozu er durch die Ansicht, welche er sich von dem Leipziger Leben aus der Ferne gemacht hatte, bewogen wurde. Schon bald nach seiner Ankunft daselbst schreibt er darüber an Rector Werner auf eine Weise, als hätte er sich in den größten und feinsten Gesellschaften herumbewegt, und seine Beschreibung, die er sich nach einzelnen Anzeichen zusammensetzte und wahrscheinlich durch das, was über das Leben großer Städte in seinen Excerpten sich befand, ergänzte, erscheint fast komisch: „Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich Alles beugt, obwohl er niemals sich selbst gleich ist. Die Stutzer bedecken die Straße, bei schönen Tagen flat-

tern sie herum wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie die Puppen im Marionettenspiele und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein." „Das Herrchen gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblée zu Assemblée, stiehlt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie es dem Andern beliebt; nährt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Seele mit Nichtsthun, bis er ermüdet einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich eben geschildert habe." — Was aber die Frauen anlangt, so erschien allerdings dem Jobitzer Dorfsohn der nach damaliger Mode auch in Leipzig sehr entblößte Busen äußerst anstößig, und dergleichen hatte er Gelegenheit, auf Spaziergängen und in Gärten zu sehen.

Der dichterische Werth dieser Aufsätze steht nun in genauen Verhältnissen mit der Reihenfolge, nach welcher sie aufgeführt sind. Sprudelndreich fließt ihm der Stoff in dem ersten Aufsatze zu, so daß er zum Aufhören sich selbst gezwungen zu haben scheint. Da die Lagen, in welche ihn in dieser Beziehung die äußeren Umstände gebracht, so eigenthümlich waren, so wurde dieser Aufsatz eine der originellsten und umfassendsten Satyren, die je auf das Schriftstellerwesen geschrieben worden sind. Denn selbst den Spott, den er über Nachahmer und Plagiarier ausgießt, konnte er entfernt auch auf sich anwenden. Gehemmter erscheint er schon den Theologen gegenüber; hier hatte er außerdem noch äußere Rücksichten, auf seine Freunde, zu nehmen, und auch war der Gegenstand ein

schon sehr oft abgehandelter. Den Adel kannte er zu wenig in der Nähe, und noch weniger den Gegenstand der vierten Satyre, die kaum schwach nachahmte, was Rousseau und Andere darüber gesagt. Auch in diesen Beziehungen ist der erste Theil der Grönländischen Processe gewissermaßen ein Schema oder ein prophetischer Spiegel aller seiner übrigen Werke. Er ist am größten, wo er seine eigenen inneren und äußeren Zustände zum Stoff seiner Dichtungen macht, dann, wo er das nah um sich Herliegende dazu erhebt, und am schwächsten, wo das Entferntere und nicht Selbsterlebte, sei es in Charakteren, im Geschichtlichen oder in Naturschilderungen.

Was dagegen Jean Paul nach dreißig Jahren selbst ganz richtig an diesen ersten Jugendarbeiten tadelte: daß die widerspenstige Hin- und Hermischung des Spottzorns mit der Lust, der Bußpredigt mit dem Lustspiel, immer nur entweder eine falsche, sich selber aufreibende, Ironie, oder eine eben solche Strafrede, und folglich beides auf einmal, gebären könne, und daß man nur zwischen ernster Bitterkeit und freiem Scherz, zwischen Juvenal-Persius und zwischen Horaz oder Aristophanes, oder Swift, oder Sterne, oder Shakespeare, welche alle mit ihrem Komischen dem Juvenal-Persius entgegenstehen, ausschließlich zu wählen und sich zu entscheiden habe*) — dieser Tadel trifft jene Aufsätze mehr oder weniger eben nur auch im Verhältniß des oben angegebenen allgemei-

*) Siehe Vorrede zur zweiten Ausgabe der Grönländischen Processe. Der Dichter sagt dort, daß seine vorzüglichsten Musterbilder: Erasmus Lobrede, Pope's Dunziade und Young's Satyren ihn dazu verleitet.

nen Werthes. Er fällt in dem ersten Aufsatze nur zuweilen aus der Ironie und dem angenommenen Scheinernst, wenn er z. B. sagt: „jetzt komme ich zu dir, langohrige Muse des heutigen Affengeschlechts, buntfarbige Nachahmung!“ u. s. w., und vernichtet das Eine durch das Andere. Ganz besonders wird aber jene Satyre auf die Weiber und Stutzer zu einer wirklichen Bußpredigt. Ueberhaupt aber war es natürlich, daß die gröbere, derbere und handgreiflichere Satyre des Juvenal hauptsächlich vorwaltete, theils als die leichtere und unausgebildetere, theils in Folge der Seelenstimmung des Jünglings.

Was nun die Ausarbeitung im Einzelnen anlangt, so haben wir schon früher erwähnt, daß die höher gestiegene poetische Kraft und die thätiger gewordene Einbildungskraft mit einer Art von Rausch in Gleichnissen schwelgte. Einmal auf sie aufmerksam geworden, mußte die Erzeugung derselben bei ihm um so mehr in's Unerschöpfliche gehen, weil, wie wir schon früher angedeutet, in seinen Excerpten, die er eifrig registrirte und durchlas, täglich die unähnlichsten und heterogensten Notizen, Bilder und Vorstellungen aus allen Kreisen des Wissens, des Lebens, der verschiedenen menschlichen Beschäftigungen, aus allen Zonen der Erde u. s. w. untermischt neben einander standen, und täglich vor seine Seele traten, die seine Einbildungskraft außerordentlich leicht mit einander verknüpfen und ihm zu der Aufsuchung ähnlicher aus seinen eigenen Umgebungen veranlassen mußte. Es war natürlich, daß, weil ihm die aus seinen Excerpten geschöpften Vorstellungen und Bilder die äußeren Anregungen ersetzten, Zusammenstellung von Gleichnissen für

ihn wurde, was Anderen die Erzeugung lyrischer Gedichte. Mit großem Recht nennt er daher selbst die Grönländischen Processe „Lyrik des Witzes;“ als solche stehen sie einzig in der ganzen Literatur da, und zwar darum, weil eben noch nie ein, nach dem Höchsten strebender und ursprünglich mit den höchsten Phantasieanlagen begabter, Dichter auf der einen Seite so sehr und auf so lange aller dichterischen Anregungen in seiner Jugend beraubt, und auf der andern wiederum durch die Noth gezwungen wurde, mit den untergeordneten Kräften der Phantasie zu wuchern und dieselben für frühzeitige und poetische Schöpfungen in Thätigkeit zu setzen. Dies der Ursprung und der Grund für den so seltsam und unerklärlich erschienenen unerschöpflichen und ewig sich wieder gebärenden Reichthum von Gleichnissen bei dem Dichter. Daß ihm dieselben nicht in Folge dazu besonders angeborner Anlagen eigenthümlich waren, daß der größere Reichthum an denselben nur die unverhältnißmäßig größere Kraft der Phantasie im Allgemeinen zum Grunde hatte, und daß hiebei wirklich, wie beim Witz überhaupt, nur der Gattung nach geringere, und darum vielen Menschen gewöhnliche, Geisteskräfte thätig sind — davon liegen mannichfaltige Beweise vor. Nichts ist ansteckender und leichter nachzuahmen, als diese Schreib- und Redeweise; und der Verfasser hat es nicht bloß an sich, sondern auch an vielen andern erfahren: wie fast jeder, der mit dem Dichter oft in Berührung kam, in derselben Weise unwillkührlich sprach und schrieb; und diejenigen, welche wirklich poetische Anlagen hatten und ausbilden wollten, machten sich nur mit großer Mühe später davon wieder

los, damit man auf sie nicht als geflissentliche Nachahmer Jean Paul's mit den Fingern wiese. Antwortete doch auch sogar der Pfarrer Vogel sogleich nach Durchlesung des ersten Theils in einem Briefe voller Gleichnisse und Bilder, die nichts weniger als künstlich und mit Absicht gemacht zu sein schienen. Freilich war auch Vogel ein Mann von Phantasie und schrieb selbst später witzige Schriften. Aber mit keinem Einwurf zurückzuweisen ist das glückliche Experiment, welches Jean Paul in dieser Beziehung selbst später mit mehrern Kindern beiderlei Geschlechts von sieben bis eilf Jahren anstellte, und wovon er Einiges schon in seiner „Vorschule zur Aesthetik" mittheilte, daraus folgernd: daß man zum Witz Jeden erziehen könne. Wenn er aber in jener ersten Satyre spottend von einem, der sich durch Wein zum dichten künstlich anfeuern mag, sagt: „Aus allen Winkeln des Gehirns kriechen verborgene Einfälle hervor, jede Aehnlichkeit, jede die Stammmutter einer Familie von Metaphern, sammelt ihre unähnlichen Kinder um sich, und, gleich einer wandernden Mäusefamilie, hängt sich ein Bild an den Schwanz des andern" — so war dies in allem Ernst auf ihn selbst und diese ganze Gattung anwendbar; wenn freilich auch nicht jener andere Theil der satyrischen Stelle, in welcher das eben angeführte Gleichniß vorkommt. Aber wir erinnern an dieselbe, um dem Leser ein Beispiel der wahrhaft lyrischen Ausbrüche in jenem Aufsatze vorzuführen. Er sagt nämlich von einem sich durch Trinken anfeuernden Scribenten: „daß die Hitze des Weins den Unsinn der Phantasie aus seinem Winterschlafe gestört, die buntscheckige Brut der Träume aus ihrem Schlummer

geweckt habe; daß alle Seiten des hohlen Kopfes zu einem gleichzeitigen Mißklang getönt, das Gedächtniß seine gestohlnen Schätze ausgeworfen, und der zusammengeraubte Haufen von verwelkten Blumen sich, wie Heu durch die Nässe, durch das Getränk erhitzt habe." —

Wie schwer es aber immer noch dem Jüngling wurde, jene Aufsätze, die in den sämmtlichen Werken nur hundert ein und vierzig gedrängte Octavseiten füllen, zu liefern, wie groß in ihm die Hindernisse waren, ehe er so oft in lyrische Stimmungen sich zu versetzen vermochte, um eine Arbeit zu vollenden, die durch die Fülle von Einfällen seinen Anforderungen entsprach: darüber giebt seine eigene Meldung Aufschluß: „daß er von Neuem sechs Monate darüber zugebracht habe." Da ihm dieser lyrische Witz oder diese witzige Lyrik in ungebundener Rede so viel Mühe machte, so begreift sich leicht, daß für die plastische Gestaltung durch Rhythmus und Reim gar keine poetische Kraft übrig bleiben konnte.

Nicht bloß damals schlug ihn selbst oft das Bewußtsein nieder, daß er bei seinen Erzeugnissen so unendlich viel seinem Fleiße zu verdanken hatte, sondern auch im spätesten Alter sah er mit demselben Gefühle auf die ganze Reihe seiner Schöpfungen zurück. Er stellte allerdings an sich ein hellglänzendes Beispiel schon als Jüngling, wie später als gereifter Mann, auf, welche Wunder man durch Fleiß und unermüdlich angestrengtes Streben vollbringen könne. Aber damit es nicht verführe, muß immer daran erinnert werden: daß er durch jenen Fleiß sich nicht etwa fehlende Anlagen ersetzte, sondern die entbehrten Anregungen durch Menschen und Welt in einem

Leben, das nie noch so ungünstig einem Dichter zu Theil geworden war. Mit der größten Offenheit offenbarte er damals schon, wenn man ihm von seinem Genius sprach, dieses Bewußtsein. „Lieber Gott!“ ruft er Oerthel zu, als dieser den Wetteifer mit einem in seinen Augen so reich begabten Menschen von sich wies, „lieber Gott! wie unendlich klein wären meine Anlagen ohne die Verbesserungen des Fleißes!“ Aeußerungen gleicher Art in der Zeit seiner feurigsten und reichsten Schöpfungsperiode, so wie aus der am Schlusse seiner Laufbahn, werden wir zu seiner Zeit begegnen.

Sechstes Kapitel.

Druck der Grönländischen Processe; glänzende Schriftstellerhoffnungen; der Grönländischen Processe zweiter Theil; erneuete Armuth und Stillstand in der Schriftstellerthätigkeit; endliche Flucht aus Leipzig.

Das Buch war nun zwar im Spätherbst 1782 fertig, und lag, von Adam von Oerthel in dessen Vormitternächten für den Freund sauber abgeschrieben*), da, aber das Wichtigste, der Verleger, fehlte noch. Seine Noth war unterdeß auf das Höchste gestiegen. Er schildert sie wiederum in einem Briefe an die Mutter vom 21. August auf seine eigenthümliche Weise.

„Sie glauben," schreibt er, „ich lege Kleidung ab; ja wie will ich dies können, da ich mir keine neue anschaffen kann — ich habe wohl zerrissene Kleidung, aber keine abgelegte. — Nun muß ich auf mich selbst kommen. Wenn Sie nur wüßten, wie ungern ich daran gehe, Sie mit Geldbitten zu belästigen. Aber könnte ich anders!

---

*) Man sehe den rührenden Dank Jean Paul's für diese freundschaftliche Aufopferung am Schlusse in der Vorrede zur zweiten Auflage als Nachruf an den früh verstorbenen Freund, wobei jedoch der Dichter den später ihm bekannt gewordenen Friedrich von Oerthel mit seinem Jugendfreund Adam verwechselt.

und doch will ich gar nicht viel, weil ich Ihren Geldmangel kenne und weiß, wie viel Unterstützung meine Brüder brauchen. Ich will nicht von Ihnen Geld, um meinen Speisewirth zu bezahlen, dem ich 24 Thaler schuldig bin, oder meinen Hauswirth, nämlich 10 Thaler, oder andere Schulden, die über 6 Thaler ausmachen. — zu allen diesen Posten verlange ich von Ihnen kein Geld, ich will sie stehen lassen bis zu Michaelis, wo ich diese Schulden und noch künftig zu machende unfehlbar zu bezahlen im Stande sein werde. — Also zu dieser — großen Summe verlange ich von Ihnen keine Beihülfe — aber zu Folgendem müssen Sie mir Ihre Hülfe nicht abschlagen. Ich muß alle Wochen die Wäscherin bezahlen, die nicht borgt; ich muß zu früh Milch trinken; ich muß meine Stiefeln vom Schuster besohlen lassen, der ebenfalls nicht borgt; ich muß meinen zerrissenen Biber ausbessern lassen vom Schneider, der gar nicht borgt; ich muß der Aufwärterin ihren Lohn geben, die natürlich auch nicht borgt — und dies muß ich nur jetzt Alles bezahlen und bis auf Michaelis noch weit mehr! Nun sehen Sie, zur Bezahlung dieser Sachen werden Sie mir doch hülfreiche Hand leisten können? — ich wüßte gar nicht was ich anfangen sollte, wenn Sie mich stecken ließen. Ich mag ja auch nicht viel; acht Thaler sächsisch sollen mich zufrieden stellen und gewiß werd' ich dann Ihre Hülfe nicht mehr so nöthig haben. Denn das dürfen Sie nicht glauben, daß mein Mittel, Geld zu erwerben, nichts tauge; weil es etwa noch nicht angeschlagen hat. O nein! durch eben dieses getraue ich mir, mich zu erhalten; und es kommt nur auf den Anfang an." —

Aber noch vergingen einige Monate, ehe dasselbe anschlug. Der Dichter übernahm es diesmal selbst, sein Manuscript den Verlegern anzubieten; aber die persönlichen Bemühungen eines unbekannten und unscheinbar aussehenden Studenten mußten bei den Leipziger Buchhändlern ganz fruchtlos sein, zumal das Buch selbst leicht als ein nicht viel Absatz versprechendes zu erkennen war. Der Buchhändler sind wenige, welche einen Genius in seinen Embryonen zu erkennen fähig sind und durch Unterstützung in dessen ersten Versuchen mit großartigem Speculationsgeiste spätern Vortheil aussäen mögen, überhaupt und in einer Bücherhandelsstadt ganz besonders. Der Jüngling hatte aber so viel Zuversicht gewonnen, daß er diesmal sich nicht abschrecken ließ, als er erfolglos bei den meisten Buchhandlungen in Leipzig persönlich mit seinem Manuscript die Runde gemacht hatte, sondern sein Buch der Post anvertraute, um sein Glück auswärts zu versuchen. Glücklicher Weise verfiel er sogleich auf den Verleger von Hippel's Werken, den Buchhändler Friedrich Voß in Berlin, und durch eine seltsame, aber natürliche Verkettung der Umstände sollten Hippel's Schriften, die, wie wir früher sahen, dem Dichter geistig zuerst den Anstoß zu der für ihn passenden schriftstellerischen Thätigkeit gegeben, auch äußerlich zuerst denselben in Stand setzen, auf dieser Bahn fortzugehen, unwiderruflich dieselbe zu seiner ausschließlichen Lebensbestimmung zu wählen, und zwar vermittelst ihres Verlegers; indem sowohl Jean Paul zu diesem das erste Zutrauen faßte, als auch dieser am ersten in die eigenthümliche, und doch der Hippel'schen so sehr ähnliche, Art und Weise Jean Paul's eingehen konnte.

„Während deß nahm der Winter mit seiner und meiner Armuth zu, und während der Reise des jungen Büchelchens stand der Vater desselben viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Magen nennt*).“ — Aber der vereinzelte warme Sonnenstrahl, den das Schicksal in die zu kalte und dürftige Jugend des Dichters fallen lassen wollte, damit der zarte Keim nicht für immer vom Frost zernichtet würde, vielmehr so weit unter jenem Strahle emporschießen und erstarken könnte, um die nachherigen rauhen und langen Stürme auszudauern, bis endlich, wenn auch ohne vorherigen warmen Frühling, auch sein warmer Sommer kam — dieser Sonnenstrahl ließ nun nicht mehr lange auf sich warten. Als er in den letzten Tagen des November 1782 harrend in seinem kalten Stübchen saß, „klopfte endlich an der kalten Stube das Schreiben an, welches berichtete, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessing's und Hippel's, die beißige Erstgeburt mit Liebe in seinem Handelswerbhaus aufnähme, und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfans perdus stoßen könne. — Was er denn redlich, wenigstens zu meinem Vortheil, gehalten**).“ — Sein ganzes Leben hindurch blickte Jean Paul auf diesen Augenblick mit der innigsten Rührung und Dankbarkeit zurück, und es gehört derselbe zu denen, wegen welcher er, um sie zu schildern, ganz besonders seine Selbstbiographie zu schreiben sich sehnte.

*) Siehe Vorrede zu den Grönländischen Processen 2. Auflage.
**) Ebend.

Schon das Honorargebot, das Voß ihm that, und welches, funfzehn Louisd'or für eine so kleine, dem größern Publicum nicht bestimmte, Arbeit eines unbekannten Jünglings, damals besonders für ein außerordentliches gelten kann, beweist, daß Voß sich in dem oben angegebenen Verhältniß zu dem Jünglinge betrachtete. Aber er bewilligte nicht nur dem Letztern, der in seiner vollkommenen Unkenntniß des literarischen Handels noch größere Hoffnungen gehabt, wahrscheinlich auch von dem aufmunternden Briefe des neuen Verlegers ermuthigt, mit Anführung seiner tiefen Armuth, noch um einen sechszehnten Louisd'or gebeten, sogleich diesen, und schickte am 17. December das Geld voraus; sondern schrieb ihm auch, daß er sich freue, etwas zur Erreichung seiner Absichten beigetragen zu haben, was er auch ohne Rücksicht auf seine neunzehn Jahre gethan haben würde; er finde es nur jetzo desto merkwürdiger, „daß der Bart, der noch dem Vater fehle, schon so früh die scharfen Zähne des Kindes bekleide,“ er schätze ihn und sei von ganzem Herzen sein Freund.

Da nun Voß außerdem sich erbot, einen zweiten Theil der Grönländischen Processe, den der junge Richter erst ausarbeiten sollte, für die Michaelismesse desselben Jahres ebenfalls in Verlag zu nehmen; da der Letztere nun fest überzeugt war, daß, die Bahn einmal gebrochen, ihn dieselbe, ohne Aufenthalt, immer sicherer und rascher zum Ziele führen werde: so war hierdurch sein Lebensschicksal entschieden. Weit weg warf er von sich die Theologie, die philosophischen Studien, er entschloß sich fortan und ausschließlich nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit

zu leben, trieb und las nichts als was dahin einschlug. Dazu kam, daß Voß die Exemplare der Grönländischen Processe so äußerst schnell in seine Hände lieferte, daß er bereits am 20. Februar 1783 eines derselben an Vogel nach Rehau mit jenem Briefe, dessen wir bereits oben gedachten, abschicken konnte. Seine Freunde bereitete er jetzt nur allmählig darauf vor. Der Mutter aber, welche von ihm verlangt hatte, daß er während der Pfingstferien in Hof predigen möge, erwiederte er im April: „fast mußte ich lachen, als Sie mir den erbaulichen Antrag machten, mich in Hof in der Spitalkirche hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist so viel Ehre, zu predigen? Diese Ehre kann jeder miserabele Student erhalten und eine Predigt kann Jeder im Traume machen. Ein Buch zu machen ist doch wohl zehnmal schwerer. Sie wollen wissen, was ich für Bücher schreibe? Es sind weder theologische noch juristische; und wenn ich Ihnen auch den Namen hersetze, so ist's Ihnen damit doch nicht deutlich: Satyren oder spaßhafte Bücher sind es." Mit diesen spaßhaften Dingen war allerdings einer besorgten Predigerwitwe nicht gedient, die nichts Höheres kannte, als einen Geistlichen, und, wie die Mutter des Quintus Fixlein, mochte sie den Sohn in ihrer Vaterstadt glänzen und berühmt sehen und als eine andächtige Zuhörerin unter der Kanzel sitzen, von der ihr Sohn herunterpredigen sollte. Sie wiederholte daher dringender ihre Bitte, so daß der Sohn sein Selbstgefühl auf folgende komische Weise aussprach: „Sie haben mir eine Strafpredigt gehalten, damit ich in Hof eine Bußpredigt halten soll. Sie glauben, es ist so leicht ein satyrisches Buch zu

schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst so viel dafür habe bezahlt erhalten? Und daß der Pfarrer in Rehau und Andere die Sache nicht verstehen, welche mich so sehr deswegen loben? Ich verachte die Geistlichen nicht, allein ich verachte auch den Leinweber nicht; aber ich mag doch keiner werden. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines, wie das jetzige, 300 Thaler sächsisch bekomme." — Einen Monat später dagegen an Vogel: „Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? Das Schicksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewohl darum nicht ohne Segel. Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo; und alle nur, in sofern sie mich erziehen oder in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgiltig, seitdem ich an Allem zweifle" (in Folge der anatisirenden satyrischen Thätigkeit).

Er machte sich sogleich an die Ausarbeitung des zweiten Theils der Grönländischen Processe, in welchen er sich zu vermeiden vorsetzte, was er als Fehler des ersten Theiles betrachtete, nämlich die Ueberfülle an Antithesen und Gleichnissen, und jene Disharmonie zwischen Bitterkeit und Scherz, das heißt, jene falsche Ironie. Zugleich glaubte er aber einen Theil seines Geldes benutzen zu müssen, um sich in dem damaligen Körner'schen Garten ein Sommerlogis zu miethen. Mit richtigem Tacte fühlte er wohl, daß der früheren Arbeit die leichte Heiterkeit ab-

gegangen, und daß dieser Fehler auch in den Einwirkungen seiner beengenden Umgebungen seinen Grund gehabt hätte. So wollte er versuchen, auf diese Weise jenen Uebelständen abzuhelfen, und unter dem Einflusse einer Natur, die ihm in den künstlichen Gärten im Gegensatz zu den rauhen Naturschönheiten seiner Heimath um so reizender erscheinen mußte, seinen Satyren die vermißte Seelenheiterkeit zu verschaffen. Uebrigens ist es auch äußerst bemerkenswerth, — und dieser Umstand hatte gewiß auch Antheil an dem Begehren nach dem Genuß der milden Frühlingsnatur — es ist, sagen wir, äußerst bemerkenswerth, daß jener Glücksschein sogleich sein Herz zu erwärmen begonnen und eine ernste schmerzliche Sehnsucht, ein weiches liebevolles Gefühl erzeugt zu haben schien, das seine Phantasie allmählig nach einer höheren Richtung hinlenkte, die mit dem Witz und der Satyre ganz allmählig in Widerstreit gerieth. Die Satyren des zweiten Theils der Grönländischen Processe tragen bereits den Einfluß davon an sich. Zwar brachen nur von Zeit zu Zeit solche Blitze von Schwermuth und Zwiespalt seines Inneren aus. Aber schon gleich nach dem Druck des ersten Theils der Grönländischen Processe findet man Spuren, wie sich in seinem Innern zwei Doppelwesen von einander zu sondern begannen, von denen das eine in Ernst, Liebe und Milde aufbauen, und das andere in Zorn, Kraft und Spott niederreißen wollte. Aber das erste, ohne Nahrung und Pflege, und an sich schon das schwerere, mußte noch lange dem letzten den Platz räumen, konnte dieses erst in seinen Aeußerungen nur mildern, worauf später beide entgegengesetzte Kräfte, als sie

gleich stark geworden, sich einander aufhoben oder sich gewissermaßen beide gegenseitig zum Schlummern zwangen, bis in den humoristischen Darstellungen beide neben einander und von einander ungefesselt sich ergießen konnten. Dies ist in Kurzem Jean Paul's innere Geschichte von dem zweiten Bande der Grönländischen Processe an bis zu der „unsichtbaren Loge." Daß der Dichter aber in der Zeit, in welcher wir jetzt stehen, nicht durch seine Satyren schon sich ganz dessen entlud, was in ihm drängte, wie stark auch dieser Zwiespalt mannichmal schon hervorbrach: beweisen folgende zwei Stellen in dem eben berührten Briefe vom 1. Mai, an welchem er bereits in seinem Gärtchen war, und die dicht neben einander stehen: „Aber mein Herz ist mir hier so voll! daß ich schweige." — Und: „In künftigen Briefen, auf die ich mehrere Zeit wenden kann, will ich Ihnen vom Skepticismus und von meinem Ekel an der tollen Maskerade und Harlequinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich lache jetzt so viel, daß ich zu denken kaum Zeit habe; ich übe mein Zwerchfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Käuen." —

Aber er wurde nur leider zu bald aus seinem Gartenparadiese vertrieben, und zwar in Folge des ersten Beispiels von dem, was Otto mit so großem Recht sein „Kleidermärtyrerthum" nennt, welches Jean Paul mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug, bei welchem die Selbstständigkeit, die Unbeugsamkeit seines Charakters, sein Mannesstolz und sein bürgerlicher Muth auf die härtesten Proben gestellt wurden und wobei er gar deutlich zeigte, wie schwer ihn die größten geistigen und materiel-

len Entbehrungen zum Aufgeben dessen, was er als nützlich und gut erkannt, zu bewegen im Stande waren.

Ein Magister Gräfenhain fand den Mitgenießer des Gartens unbequem, führte bei dem Besitzer desselben Beschwerde über des Jünglings anstößige, angeblich die Sittsamkeit beleidigende, Brustentblößung und verlangte besonders, daß derselbe auf seinen Spaziergängen den Umgebungen seines Wohnhauses sich nicht nähern sollte. Der Besitzer ging in die Klage ein, und verlangte von dem Jüngling entweder Aenderung der Kleidung oder Nichtbesuch des Gartens. Ermüdet von den deßfallsigen Zänkereien in einem hin- und hergeführten Briefwechsel, gab dieser endlich zwar sein Sommerquartier auf, und bezog wieder sein Stübchen in der Stadt, jedoch nicht, ohne in einer Aufwallung seines verletzten Selbstgefühls, und den langen unglücklichen Stillstand seiner literarischen Thätigkeit, der nicht lange darauf eintrat, nicht ahnend, dem ihn vertreibenden Leipziger Magister zugerufen zu haben: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch: denn Sie werden das letzte nicht lange gethan haben und das erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu erscheinen.“ —

Doch es standen ihm kurz darauf noch härtere Proben in diesem Kleidermärtyrerthum bevor. Nachdem er aus seinem Garten vertrieben war, reiste er auf mehrere Wochen nach Hof, vorzüglich wohl auch, weil es ihn anzog, in seiner Geburtsgegend als ein gedruckter Autor die Süßigkeiten des Triumphs zu genießen. Aber wie sehr wurde ihm derselbe verkümmert! Er hatte vergessen,

daß nicht bloß sein offener Hals dort das tiefste Erstaunen erregen würde, sondern daß sogar noch die Zöpfe, welche in den Ebenen von Leipzig allgemein zu verschwinden angefangen hatten, an den Voigtländischen Gebirgen noch in höchster Blüthe standen, noch über ein Jahrzehend dort hängen blieben, und erst durch die französische Revolution und durch die Ohnehosen mit Tituskopfen ausgetrieben wurden. — Als er nun nach Hof kam, so war das Erstaunen in seiner Familie über den mangelnden Zopf übergroß; aber die andern Einwohner ließen ihm ihre Erbitterung darüber so fühlen, daß Richter in einem Briefe an Oerthel nach Leipzig in einer höchst bittern Allegorie dies Verhältniß schilderte, indem er die Urtheile einer Stadt über einen Ankömmling meldet, der statt des Esels auf der Narrenkappe, welchen die Honoratioren trugen, einen Maulesel darauf hatte anbringen lassen.

„Der Superintendent," schrieb er, „sagte bei seinem Anblick: der junge Mensch verachtet die Geistlichen, denn er verachtet die Esel; Gott bessere sein Herz! — und vorher seinen Zwölffingerdarm, sagte der rothe Doctor darauf; der ja mit altem Unrath seinen Kopf verrückt. Wenn Hippokrates nicht Unrecht hat, so wird das Blut eines Esels, welches die Tollheit heilen soll, ihn bald das Bild desselben lieben lehren. — Die Weiber sagten: der Mensch ist ein affectirter Affe, denn er hat keinen Esel. Alle Bürger sagten: wer keinen Esel trägt, ist ein Esel; dieser Kerl trägt sogar einen Maulesel, er ist also, Gott sei bei uns! ein Maulesel." — Der Ehrgeiz dieses Narren sog sogar aus Tadel Nahrung;

er war so stolz, eine Narrheit zu haben, welche die Narren tadelten, daß er die ganze Sache seinem Freunde Derthel schrieb. Aus dieser Allegorie, die dem Gegenbilde bis auf die kleinste Biegung anpaßt, wirst Du die Folgen kennen lernen, die mir meine Tracht in dieser Stadt zugezogen. Ein Esel bedeutet wie bekannt einen Dummen, und ein Pferd einen Klugen, zwischen beiden steht der Narr, der Maulesel, mitten inne."

Wenn jedoch der Jüngling das Urtheil der Kleinstädter leicht verachtete, so ward jedoch seine Selbstständigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt, als auch sein verehrter Freund Vogel sich gegen ihn erklärte, der auf das tiefste über die mißbilligenden Urtheile, welche von allen Seiten über seinen geliebten Schützling, selbst von Seiten der Schwarzenbacher Freunde, ihm zu Ohren gekommen, erschrocken war. Vogel selbst sah freilich über die Ursache desselben hinweg, aber er liebte den Jüngling zu sehr, um es nicht auf das Schmerzlichste zu empfinden, wenn nicht alle Welt demselben die gleiche Hochachtung zollte; er mochte glauben, daß ein Wort von ihm genügen werde, den Jüngling zu einer Aenderung seiner Kleidung zu bewegen, und erklärte ihm daher in einem Schreiben: er würde ihm den verlangten Pope nur unter jener Bedingung der Kleideränderung verabfolgen lassen; denn er hasse die Engländer, seitdem sein Freund unter dieselben gegangen sei. Aber wie sehr mochte er über den Widerstand erstaunen, den er bei dem Jüngling traf; denn dessen ganzes Wesen empörte sich gegen eine, auf diese Weise ihm selbst von einem geachtetsten Manne aufgedrungene, Anforderung. Beide geriethen über diesen

Gegenstand in einen sehr lebhaften Briefwechsel, in welchem Jean Paul mit Vernunftgründen die Nützlichkeit seiner Tracht und besonders den Satz: daß man in seinen Handlungen auf Meinung, Mode und Vorurtheil durchaus keine Rücksicht nehmen dürfe, hartnäckig vertheidigte, während Vogel die Lebensklugheit und die daraus erwachsenden Vortheile, und besonders die Entbehrung des Umgangs und der Hochachtung der Mitmenschen, ihm zu Gemüthe führte. Der Jüngling aber beharrte fest auf seiner Ansicht, und mochte dabei sogar die ihm so werthe und nützliche Freundschaft des geistreichen Pfarrers auf's Spiel setzen, dessen wohlwollendes Herz aber den Bruch verhinderte, indem er des Jünglings gereizter Empfindlichkeit und Schärfe die liebvollsten Versicherungen, daß es ihm nur um die Achtung und Ehrung seines jungen Freundes zu thun sei, entgegenstellte. Ja er entwaffnete denselben dadurch so, daß dieser die Streitschriften mit dem Versprechen eines persönlichen Besuchs beendigte. Wiewohl er nach Verlauf von sechs Jahren, als er Mann geworden, nach mancher trüben Erfahrung die Richtigkeit von Vogel's Ansicht einsah, daß man, ohne seiner geistigen Selbstständigkeit und dem wahren Mannesstolze etwas zu vergeben, in Aeußerlichkeiten sich dem Vorurtheile fügen dürfe, wenn man damit Höheres austausche, — wie wohl er darum nach Verlauf jener Zeit freiwillig seine Kleidung änderte und Vogeln dessen früheres Rechthaben eingestand: — so behielt er dennoch bis in sein Alter die Ueberzeugung, daß der ein erbärmlicher Jüngling sei und einen erbärmlichen Mann verheiße, welcher in gleichem Falle nicht eben so

hätte handeln wollen, als er; und es war wohl vorzüglich die Erinnerung an diesen, von ihm selbst erlittenen Vorfall, welcher dem Verfasser erst vor Kurzem bekannt wurde, was ihn zu dem, in der Einleitung zu diesem Werke gelegentlich erzählten, Benehmen in Dresden veranlaßte, als das ähnliche Verhältniß seines Neffen zu dessen Vormunde ihm bekannt ward.

Die Bitterkeit, mit welcher der Jüngling zum Theil diesen Briefwechsel mit Vogel führte, deutet nun auf eine Steigerung der Mißstimmung seiner Seele, in Folge jenes so eben erst erwähnten Zwiespalts zwischen den Bedürfnissen seines Herzens und den allen Ernst zersetzenden Witzspielen seines Verstandes, oder vielmehr; um mich eines sehr bezeichnenden musikalischen Ausdrucks zu bedienen: der Kopfstimme seiner Phantasie; wobei wir uns die ernste Poesie als eine Intonation der Bruststimme der Einbildungskraft vorstellen. Ueber diesen Zustand und dessen Gründe haben wir einen merkwürdigen Brief aus dieser Zeit, mit dem er die Ueberreichung des ersten Bändchens der Grönländischen Processe an einen, von ihm sehr verehrten, Arzt begleitete:

„Sie nennen mich," schreibt er, „keinen hochgelehrten Herrn; darum nenne ich Sie meinen Freund und schreibe an Sie in einem andern Tone, als in dem der Höflichkeit, die gleich der Schlange zwar geschmeidig, aber eben so kalt ist. Doch ehe ich weiter gehe, muß ich einen Argwohn heben, zu welchem Sie die Schreibart meiner Briefe vielleicht berechtigen könnte. Meine Schriftstellerei hat meine Gedanken, meine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit Wärme des

Herzens so sehr zu streiten scheint. Antithesen und Gleichnisse sind nun in mein Gehirn eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhangen, die Sprache meines Herzens mit Gallizismen verunstalten. Wenn ich daher nicht so warm schreibe als ich fühle, wenn die Ergießungen des Herzens auf ihrem Wege durch den Kopf an Wärme verlieren, so wissen Sie die Ursache. Warum fehlt mir doch die simple Natursprache des einzigen, guten, treuen Rousseau, um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Herz ganz haben, daß Ihre Antwort meine Hoffnung übertroffen, daß ich gewiß überzeugt bin, wie Sie. O! ihr neuen empfindsamen Gecken der Deutschen, die ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen, und mit dem Freunde, um in etlichen Minuten zu zanken: warum raubt ihr Andern, deren Herzempfindung nicht nachäfft, aber fühlt, durch die Thorheit den Muth, eine gemißbrauchte Sprache zu reden! Mein Freund! man hat der erkünstelten Thränen so viele vergossen, daß man sich der wahren schämt, und die Empfindsamkeit scheint in Gefühllosigkeit überzugehen und auszuarten." —

Dieser äußerst merkwürdige Brief, vielleicht das köstlichste Material zur Erkennung der psychologischen Entwickelung und Heranbildung von Jean Paul's späterem Humor, läßt uns drei interessante Blicke in ihn zugleich thun. Zuerst erfahren wir, daß bereits eine ernstere poetische Natur in ihm erwacht war, jedoch noch so zart und jung, daß sie von der, durch die Umstände einseitig ausgebildeten und schon riesenstark gewordenen, spottenden und zersetzenden niedergehalten ward, ja der jüngere Bruder vor dem älteren, als ob er dessen eigenen Spott fürchte,

sich gewissermaßen schämte — der Embryo also so mancher späteren Darstellungen und ganzer Charaktere. — Dann sagt er selbst: wie ihm jene Form und Kraft noch ganz und gar fehle zum Aussprechen und Gestalten ernster Empfindungen und Gebilde. — Endlich deutet er am Schluß, wo er von dem wahrscheinlichen Uebergange der Empfindsamkeit in Gefühllosigkeit spricht, prophetisch eine sehr bald eintretende Epoche an, und in ihr den Anstoß zum endlichen Hervorbrechen seines gewaltigen Ernstes. Letzterer war nämlich der Ueberzeugung, daß es Pflicht geworden sei, jener Gefühllosigkeit entgegen zu arbeiten, und diese gab dem in ihm wohnenden Ernste die Stärke und die Kraft, jene Furcht und Schaam vor dem eigenen Spotte entschlossen von sich zu werfen und jenem wenigstens mit gleichen Kräften nachzuringen.

Der Aufenthalt des jetzt zwanzigjährigen Jean Paul während dieser beiden Monate in Hof gab aber eine noch auffallendere merkwürdige Gelegenheit, ihn in ein Gedränge zwischen seinem Herzen und seinem Kopfe zu bringen. Während er auf der einen Seite nicht nur an den ironischen und satyrischen Aufsätzen zu dem zweiten Theile der Grönländischen Processe arbeitete, sondern noch außerdem durch einen in der Absicht, sich von außen zu Einfällen anregen zu lassen, geführten Briefwechsel mit seinem in Leipzig zurückgebliebenem Freunde Oerthel die Kraft und den Reichthum seines Witzes zu vermehren suchte, entspann sich zwischen ihm und einem Mädchen in Hof, seltsam genug! ein Liebesverhältniß. Wie und auf welche Weise, ist uns durchaus ganz unbekannt, und wir fanden nur, nicht ohne eigenes Erstaunen, aus dem

Nachlasse mitgetheilt einige Briefe, die theils bei der Rückreise nach Leipzig, theils von dort aus an dieses Mädchen, Sophie geheißen, geschrieben. Sie deuten nicht bloß auf ein gegenseitig erklärtes Verhältniß, sondern sprechen auch sogar von einem Ringe, welchen der Jüngling erhalten hatte.

In den Briefen an Oerthel findet man nur sehr wenige Spuren einer weicheren Empfindung, und die Briefe an die Geliebte selbst sind so steif, kühl und gedankenarm, als wenn sie ein wohlgesetzter beamteter Vierziger geschrieben hätte; nur mit dem Unterschiede, daß auch in diesen Liebesbriefen Antithesen und Witzkürze Platz fanden. Wenn man sich zurückruft, mit welcher Gluth der Erinnerung er jenes kindische Verlieben und jenen Eindruck des einem Bauermädchen geraubten Kusses beschrieb, wenn man an die Feuerfarben denkt, mit welchen er später in seinen Darstellungen höherer Liebe die Herzen der ganzen deutschen Frauen- und Jünglingswelt gleichsam siedete — so mag man ihn nicht ohne lächelnde Verwunderung einer in der dritten Person der Mehrheit höflich angeredeten Herzensdame schreiben sehen: Daß er „die Gegenden bald verlassen würde, die ihm nichts Schönes darböten, außer der Person, die sie auch verlassen wolle;“ „daß er bald weiter von ihr sein würde, um ihr früher wieder nahe zu sein;“ „daß er zwar nicht noch einmal Abschied nähme, weil Schmerzen ihn lehrten, er habe ihn schon einmal genommen; aber daß er sie noch einmal im Bilde küsse“ u. s. w. Ferner: „Danken möge er ihr nicht eher, als er das Glück genieße, wofür er danke.“ Zugleich raisonnirt er über die

Liebe gegen sie also: „In der Liebe ist Ihr Loos, Gütigkeit zu erweisen, und meines, dafür zu danken; Sie äußern die Ihrige durch Geben, ich die meinige nur durch Annehmen, und alle Ihre Reize bezahle ich mit nichts, als meinem Herzen. Leben Sie wohl, nicht nur so lange, bis Sie mich glücklich machen, sondern auch, bis Sie es Selber sind. Unendlich wärmer als jetzt werde ich Sie morgen versichern, daß ich bin Ihr" u. s. w. Hierauf folgt eine Nachschrift und folgendes Raisonnement über die Nachschrift: „Nur die Liebe sollte in Briefen das Recht haben, Postscripte zu machen, denn nur sie kann niemals ihre Materie erschöpfen. Wenn die Geliebten sich sehen, so spricht Alles an ihnen; was die Zunge nicht sagt, sagt das Auge, und die küssenden Lippen vollenden das, wozu die Augen und die Zunge stumm waren. Demungeachtet sprechen sie für einander noch zu wenig; wie viel weniger können sie sich satt sprechen, wenn sie schreiben, wo sie mit nichts, als den Federn, sprechen können! Der Bote eilt; ich muß schließen. Die Gegenwart eines Andern unterbricht bei mir alle Empfindung. Morgen wird sie Niemand unterbrechen." —

Als er Anfang August nach Leipzig zurückgereist war, ließ er seine Geliebte bis zur Mitte Septembers auf einen Brief warten, und entschuldigte sein Stillschweigen damit: „daß er seine Silhouette nicht eher habe mitschicken können, daß die Verfertigung seines Buchs ihn abgehalten habe;" und fast komisch erscheint dabei, daß er ihr ein besseres Bild von ihm in dem zweiten Theile der, nur Satyren über Schriftstellerei enthaltenden, „Grönländischen Processe" zu übersenden verspricht, und

daß er sie schließlich bittet, die Stärke ihres Geistes, welche sie so sichtbar vor andern „Frauenzimmern" auszeichne, zur Bekämpfung der Sehnsucht, ihn in Leipzig zu sehen, anzuwenden, in die sich bei ihr, nicht wie bei ihm, Süßigkeiten mischten. Was Wunder, daß die Schöne, welche wirklich geliebt zu haben scheint, und wahrscheinlich durch das zuerst entgegenkommende Offenbaren ihrer Neigung den Jüngling in dies Verhältniß gebracht hatte, dieser kühlen Liebe überdrüßig wurde und ihren Ring schon im October zurückforderte unter dem Vorwande: daß die Mutter denselben zu sehen verlangt habe. Die Kälte, mit welcher dies geschah, mochte des Jünglings Eitelkeit erregen und seine dadurch angefachte Phantasie ihm das Gut, das er nun verlieren mußte, in die Vergangenheit als ein schöneres zurückstellen, als es ihm in der Gegenwart gewesen war. So nahm er, nachdem sie auf weitere Briefe nicht mehr geantwortet, von ihr Abschied, und hatte erst in diesem letzten Schreiben einige Aeußerungen wirklich warmer Empfindung. „Er wolle sie so still verlassen," schreibt er, und hier blickt der spätere Jean Paul mit einem Auge hinter dem dicken Nebelvorhange seines trüben Lebensmorgens hervor, „er wolle sie so still verlassen, als man das Grab derer verließe, die man liebte und nimmer lieben könne. Sie entzöge ihm ihre Liebe, aber doch nicht ihr Bild, das in seinem Herzen länger dauern würde, als jene in ihrem; könne sie doch die Freuden nicht zurückfordern, die er mit ihr genossen habe und welche die Erinnerung ihm täglich wiedergebären könne." Weiter scheint aber gar kein Nachhall dieses Vorfalls zurückgeblieben zu sein.

Außerordentlich waren die Hoffnungen, mit denen Jean Paul in der Universitätsstadt wieder anlangte, und Leipzig erschien ihm in einem so rosenrothen Lichte, daß er es in seinen Briefen bald „einen Ort mit vielen Reizen," bald gar „ein Paradies" nannte. Die Hauptsache war, daß er sicher erwartete, durch den fortwährenden Verkauf einer Reihe von Büchern ökonomisch in Stand gesetzt zu werden, sich alle die Genüsse zu verschaffen, zu denen Geld den Zutritt öffnet: Conzerte und Theater, den Besuch öffentlicher Orte, an welchen die vornehmern Stände sich versammelten. Ganz besonders aber wiegte er sich mit der noch süßern Aussicht, sich durch seine Bücher den Zutritt zu dem nähern Umgange mit ausgezeichneten Leuten verschaffen zu können, von denen damals, außer Platner, der, als Kunsttheoretiker sehr geschätzte, Hauptmann Blankenburg, vorzüglich auch der durch seine kleinen Dramen und seine liebenswürdigen Kinderschriften so berühmte Kreissteuereinnehmer Weiße, so wie dessen Componist Hiller und Andere hier lebten. Seine Phantasie mahlte sich Alles dies auf das reizendste aus, und die Stärke seiner hiernach erwachten Sehnsucht mag jeder nur einigermaßen von Phantasie Begabte ermessen, der eine längere Zeit als Jüngling unter ähnlichen Verhältnissen in dieser Stadt gelebt. Wir kennen, und damit versuchen wir die Sonnenseite des dortigen Lebens zu schildern, wir kennen keinen andern Ort, der, wenn jener früher beschriebene erste trübe und niederschlagende Eindruck überwunden ist, das Herz mit süßerer Ahnung der in seinem Schooß verborgenen höhern poetischen Freuden erfüllte. Die Abwesenheit eines Hofes und übermüthiger

Aristocratie und die Unabhängigkeit eines begüterten Kaufmannstandes geben dem dortigen Leben Sicherheit und Ungebundenheit, während die Universität und das literarische Treiben dem Kaufmann nothwendigerweise theils eine höhere Bildung wirklich mittheilen, theils ein höheres Interesse für eine solche wenigstens zur Schau zu tragen zwingen. Die Menge der dort versammelten Gelehrten, die Aemter, welche sie zugleich bekleiden, verschaffen, was so selten ist, dem gelehrten Stand in einer Handelsstadt vorzügliche Achtung. Das Bindemittel aber, in welchem beide Stände gleich mit einander wetteifern können, und welches sie daher auch am häufigsten zusammenführt, ist die Kunst. Da der Kaufmann nun besonders diejenige liebt, welche Versammlungen veranlaßt, in welchen er den Glanz seiner Wohlhabenheit zur Schau tragen kann, so ist es hauptsächlich die Musik, welche vorzüglich von jeher hier gepflegt wurde*). Außerdem ist die Galanterie dieser Stadt, in gutem wie in schlimmem Sinn, seit länger als einem Jahrhundert sprüchwörtlich bekannt. Die vorzugsweise innere und äußere

*) Diesen Umständen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Leipzig ohne irgend einen fürstlichen Zuschuß ein so bedeutendes glänzendes Institut, als die in ganz Deutschland berühmten Abonnementconcerte, ein halbes Jahrhundert durch alle Wechselfälle der bewegtesten Zeiten erhalten, und theils durch diese, theils durch die, vermittelst jener Concerte mit Stoff überreich versehene, Musikzeitung einen äußerst großen Einfluß auf die Ausbildung der Musik in ganz Deutschland übte, zumal da auch die Kirchenmusik durch das ebenfalls von der Stadt reich dotirte desfallsige Institut an der Thomasschule, an dessen Spitze hintereinander Männer wie Sebastian Bach, Hiller und Schicht standen, nichts weniger als vernachlässigt wurde.

Politur des weiblichen Geschlechts wird Niemand in Abrede stellen, wenn er auch sonst mit der Art derselben bei näherer Kenntniß nicht zufrieden sein sollte; aber sie, wie eine ungebundnere Tournure, ist die natürliche Folge jener Ständevermischung, und die übergroße Anzahl junger Leute aus dem gelehrten, dem Beamten- und dem Kaufmannstande, von keinem anmaßenden Militär in ihrer freien Bewegung gehemmt, und zu Verheirathungen geneigt und schneller geeignet, giebt natürlich zu einer Menge von ernsten und von vorübergehenden Verhältnissen zwischen beiden Geschlechtern Anlaß. Theater, Concerte und öffentliche Gärten werden darum um so lebhafter besucht; Musik ist auch hier besonders das Bindemittel, und sie dringt daher tiefer in alle Stände, selbst in den des Bürgers, in welchen der ärmere Student sich einführt, als irgendwo in der Welt. Die Anzeichen und Anklänge dieses Treibens berühren bald selbst den, welcher demselben ganz entfernt steht, und der Jüngling wird von einer mächtigen Sehnsucht nach Erlebnissen ergriffen, dessen Reize seine Phantasie um so poetischer sich ausmahlt, je weniger er sie in der Nähe kennt. Die prosaische Umgebung führt zu keinen weitern Ausflügen der vornehmen weiblichen Welt, und den Jüngling führt täglich sein Weg an Gärten und Lustorten vorüber, zu denen ihn Klänge und zierliche Gestalten locken. Der Sommer, der alle diese Freuden bringt und dem Armen die Besucher der, ihm im Winter verschlossenen, Versammlungssäle vor das Auge und das Ohr führt, macht ihn daher gewissermaßen zum theilnehmenden Zuschauer einer eben so großen Geselligkeit, als er sich den Winter

verlassen und verstoßen gefühlt. Wie sehr es besonders in unserm Jünglinge gedrängt hatte, alles dessen wirklich theilhaftig zu werden, was jene äußeren Anklänge ihm von fern ahnen ließen, wie sehr diese Sehnsucht in ihm gebrannt habe, und wie er wirklich in diesen Kreisen eine Art lebendig gewordener Poesie zu finden glaubte: darauf wird uns die Geschichte seiner späteren Jahre und die Besprechung eines noch spätern Dichtwerkes zurückbringen. Ging es doch Göthen, dem jeder Genuß hier zu Gebote stand, dennoch kaum anders, und das bekannte: „mein Leipzig ist ein klein Paris," ist eben so ernsthaft als scherzhaft gemeint. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß hier von einer Zeit die Rede ist, hinter welcher mehr als fünfzig Jahre liegen, während welcher sowohl Leipzig an Leben und Wohlhabenheit verloren, als andere deutsche Städte bei weitem mehr emporgekommen sind. Und doch hat der Verfasser oben nur den Eindruck geschildert, den seine, ihm ganz fremd gewordene, Vaterstadt auf ihn und mehrere seiner Jugendfreunde machte, mit denen er zusammen, in gleichem Alter wie früher Jean Paul, die Universität besuchte. Nur freilich war er nicht in so dürftigen Umständen, um nicht wenigstens einen Theil der erwachten geistigen Bedürfnisse, so weit sie Kunst und gesellige Anregungen durch Jugendfreunde betrafen, befriedigen, und damit die Phantasie wach und in Thätigkeit und die Sehnsucht, ohne vernichtenden Schmerz über zu große Entbehrungen, zu nähren und sich milder erhalten zu können. Die Ahnung nun und Hoffnung, daß ihm etwas Poetisch=Schöneres hier vorbehalten sein könne, mochte bei unserm Richter ebenfalls nicht wenig

dazu beigetragen haben, daß die Höfer Liebschaft ihm so wenig wahre Herzenswärme erregte.

Aber in dies erwachte Hoffnungsleben unseres Dichters griff nur zu bald wieder eine erstarrende eisige Todtenhand.

Der Augenblick der Erscheinung des zweiten Bändchens der Grönländischen Processe war darum für Jean Paul wiederum ein äußerst entscheidender. Realisirten sich die Hoffnungen, welche er sich von deren Erfolge gemacht hatte, wäre ihm von da an eine bescheidene Lage ohne Nahrungssorgen geworden, hätte er sich einigermaßen den Genuß jener Leipziger Welt, den Umgang mit geistreichen Männern, und, was besonders wichtig gewesen wäre, mit Frauen verschaffen können: sieben Jahre früher wäre seine Phantasie in ihrer höchsten Stärke und seine ernst-poetische Schöpfungskraft hervorgebrochen, und hätte in diesem ersten Frühling seines Lebens einen durchaus ganz andern Gang genommen. Seine jugendliche Seele hätte noch Alles in sich aufnehmen, jedem Anstoß folgen, jeder Form sich bemächtigen und der höchsten Kunstwerke fähig werden können. Es ist einer von den wahrhaft erstaunenswerthen Mißgriffen Otto's in Beurtheilung der geistigen Natur seines Freundes und deren Entwickelungsganges, daß er der Meinung war, Jean Paul würde sich ausschließlich der Satyre gewidmet haben, wenn seine damaligen satyrischen Arbeiten fortwährend Verleger gefunden hätten. Als wenn er damals mit den psychologischen Kenntnissen und Erfahrungen, den Erlebnissen und den Charakteren, die er in seiner abgeschiedenen armen Welt so sparsam und langsam einsammeln

mußte, an sich anders verfahren wäre, als später, wo er zuerst daraus das rührend gemüthliche „Leben des Schulmeisterleins Wuz“ und die so erstaunend ernste „unsichtbare Loge“ schrieb! — Allerdings hätte er noch eine Zeitlang satyrische und ironische Aufsätze geschrieben; aber sie wären nach und nach immer lebendiger, individueller, handlungsreicher, dramatischer geworden. Durch diese steigende Uebung und Ausbildung der Phantasie hätte er sehr schnell auf jenen Standpunct kommen müssen, auf welchem er bei Abfassung des Wuz stand und, was besonders bei seinem liebebedürftigen Herzen von Entscheidung gewesen wäre: er hätte sehr bald nicht bloß allgemeine Thorheiten, er hätte besondere, er hätte einzelne Charaktere ins Auge fassen müssen; und diese nur satyrisch, ohne ernste Liebe zu betrachten, geschweige zu schildern, wäre er nie im Stande gewesen. —

Eine Menge von Aeußerungen finden sich übrigens auch in seinem Nachlasse, welche sogar ausdrücklich andeuten, wie eigentlich schon von Zeit zu Zeit diese rein satyrische Thätigkeit ihm widerstand und ihm der Anstrengungen, welche sie ihm kostete, nicht werth erschien. Aber am meisten geht das aus den Arbeiten selber hervor, die sich von der ersten lyrischen Witzfülle nach und nach immer weiter entfernten. Und darin folgte er hauptsächlich dem innern Antriebe seines Gemüthes, wiewohl er dies mit den Regeln der Kunst und andern großen Mustern, die er jetzt sich wählte, vor sich selber erklärte.

Das zweite Bändchen der Grönländischen Processe, welches zu Michaelis 1783 erschien, und, obgleich viel schwächer als das erste, von Voß mit 126 Thalern be-

zahlt worden war, fiel unter diesen Umständen so aus daß Voß, der sich in seinen Erwartungen von den spätern Arbeiten des Jünglings getäuscht haben mochte, denselben aufgab, und fernere Sachen von ihm zu verlegen jetzt nicht mehr wagte. Man kann sich um so weniger darüber verwundern, als selbst Vogel dem Jünglinge nicht undeutlich zu verstehen gab, daß auch er das erste Bändchen vorziehe. Wenigstens sah sich doch gewiß Voß getäuscht in seinen Erwartungen, daß der Jüngling schneller Bücher schreiben würde, welche größeren Eingang bei dem allgemeinen Publicum finden müßten, als es bei dem ersten Theile der Grönländischen Processe hatte der Fall sein können; und selbst Vogel war nun gar auch der Meinung, daß besonders darin der erste Theil vor dem zweiten große Vorzüge gehabt habe.

Die Satyren des zweiten Bändchens litten noch bei weitem mehr als die des ersten an Armuth des Stoffs, während sie theils jener bittern Schärfe entbehrten, welche eine gewisse Gattung von Lesern anzieht, theils nicht ganz so viel Witzlyrik entfalteten, welche wiederum eine andere Reihe von Lesern so sehr hatte überraschen können. Beides letztere hatte nun zwar der Jüngling absichtlich zu entfernen gesucht, weil er es für Fehler hielt; aber da seine Satyren von ihm nur auf diese Weise jene originelle Kraft und jenen Phantasiereichthum zur Zeit noch erhalten konnten: so wurden die Satyren zwar künstlicher, aber auch kälter; und Voß mochte dies irriger Weise für eine Erschöpfung der anfangs übersprudelnden Kraft gehalten haben. Daß die Satyren im Publicum nicht viel Käufer gefunden, hatte wohl so einen erfahrenen Buchhändler nicht über-

raschen können. Denn an so allgemeinen satyrischen Aufsätzen, ohne alle Handlung, das heißt, ohne alle aus dem praktischen Leben angezogene und durchgeführte Beispiele, ohne alle Veranschaulichung durch individualisirende, wenn auch fingirte oder ideale, Persönlichkeit, konnten nur sehr Wenige Interesse finden. Wir wollen, was wir unter letzterem meinen, an einem Beispiel von einem älteren Satyriker und aus Jean Paul's späteren Arbeiten deutlicher zeigen. Wenn Rabener z. B. den Satz: „Kleider machen Leute" durchführt, so bringt er uns immer Personen in den verschiedenen Situationen handelnd vor's Auge. Bald macht er die Vorthür eines Ministers, bald eine Theaterloge auf, führt seine Leute bald in guter bald in schlechter Kleidung dort ein und aus, läßt sie reden, sich verbeugen, handeln, mit einem Wort: er dramatisirt. Eben so läßt Jean Paul in spätern Jahren, wenn er z. B. die kümmerliche Besoldung eines Schulmanns in ein, für die Machthaber lächerliches, Licht setzen will, irgend einen Rector, den er nennt, einen Brief an sich schreiben, in welchem derselbe seine Furcht vor dem Gewinnen eines großen Looses auseinandersetzt und, um zu beweisen, daß er ein solches Glück nicht werde ertragen können, den dürftigen Zustand seines Haushalts, seine und seiner Familie Lebensweise und Charakteristik, schildern. Montaigne selbst konnte sechs starke Bände solcher einzelnen Aufsätze schreiben, und doch immer mit neuem Vergnügen gelesen werden; aber dies macht: weil er erzählt, selbst wenn er, so zu sagen, mit sich allein spricht, und weil er nie vergißt, durch lebendige Beispiele aus dem Leben seine Gedanken zu erläutern. Wo sollte aber

der zwanzigjährige Richter aus Jodiz den Stoff zu einem so schnell auf das erste folgenden Bändchen hernehmen, und wo gar Figuren und Erlebnisse, seine Satyren zu beleben? Alle seine Gedanken und Vorstellungen concentrirten sich in der Anschauung des einzigen Standes, des literarischen nämlich, oder dessen der Schriftsteller, weil er jetzt selbst in denselben getreten war. In der ersten Zeit, seitdem er selbst ein Schriftsteller geworden, hatte wirklich gar nichts anderes für ihn zu existiren geschienen, und in seinem Kopf und seiner Einbildungskraft nichts als Bücher, deren verschiedene Schreibarten, Verleger, Recensenten u. dergl. m. gelebt. Diese mußten denn nun fast ausschließlich auch Stoff für die Satyren im zweiten Bande werden. Da nun aber leider Gegenstände der Art nur ein sehr geringes Publicum haben, für den größeren Theil desselben theils unverständlich, theils zu allgemein sind, weil der Schriftstellerstand, als ein solcher, an sehr vielen Orten nicht ein einziges Mitglied zählt: so müssen Satyren auf denselben durchaus speciellere Beziehungen haben, und zwar solche auf hervorragende Persönlichkeiten, oder gerichtet sein gegen irgend eine bestimmte Gattung wenigstens der Literatur, gegen irgend eine besondere vorherrschende Tendenz, sie müssen ganz besonders lebendig in die Gegenwart eingreifen: wenn sie gelesen werden wollen. Es gab nur einen Weg, das Mangelnde gewissermaßen zu ersetzen: durch erhöhte Kraft und Fülle des witzigen Ausdrucks, oder, wo der Geschmack verdorben ist: durch Derbheit desselben. Auf jenen war er bei dem ersten Bändchen durch sich selbst geworfen worden, als er bloß hierin dem Drange seiner

Phantasie nachgab. Statt bei der fortwährenden Armuth des Stoffs die witzige Poesie des Ausdrucks im Einzelnen weiter auszubilden, hatte er unglücklicherweise, ohne irgend eine Vorstellung von dem Publicum, welchem seine Arbeiten in die Hände gegeben werden sollten, nichts als die kunstgerechtere Vervollkommnung der Satyren im Ganzen vor Augen gehabt, wie solche von den Stoff-, Handlung- und Gestaltenreicheren, deren man bisher gehabt hatte, die Theoretiker forderten. Er hatte also die Ueberfülle des ersten Bandes zu entfernen und die Aufsätze ironischer zu machen, d. h. den Witz zu verstecken gesucht, und also selbst auf diese Weise die ihm so eigenthümlichen und originellen Tugenden vernichtet, durch welche eben witzige Erzeugnisse ohne Handlung und Charaktere Genuß gewähren. An Stoff ärmer und eintöniger, an Witzlyrik schwächer, mit schwerer zu verstehenden Einfällen, stellte sich das Buch dem Verleger wie dem Publicum dar; und es mag sich wohl Niemand wundern, daß dasselbe nicht im Stande war, dem ersteren die Hoffnung zu geben, es werde einen Theil der Aufmerksamkeit, welchen dasselbe auf sich zöge, noch als Ueberschuß auf den ersten Band zurückübertragen können. Sehr richtig fühlte dies der Pfarrer Vogel, als er dem Jünglinge, welcher das zweite Bändchen in dem Verhältniß für besser hielt, als es „kleiner und theurer" war zurückschrieb: „Die Satyren des zweiten Theils werden nur von Kunstrichtern der Literatur gelesen werden, und weil sie keinen Bezug auf die übrige Welt haben, so werden sie von dieser nicht goutirt werden; sie sind ein wenig zu hoch und verursachen Kopfbrechen — nämlich

den gewöhnlichen Weltbewohnern; denn was uns Mühe macht, was uns erst durch ein Fernrohr sichtbar wird, was erst aus dem Schooße der Erde tief herausgeholt werden muß, behagt gemeiniglich nicht. Letzteres kann gutes Gold sein, aber die klingende Münze, die auf dem leichten Wege einer Erbschaft erlangt wird, ist wünschenswerther." — Wenn nun Vogel, der an dem Jüngling ein freundliches Interesse nahm und der durch den plötzlichen schriftstellerischen und poetischen Aufflug desselben um so mehr überrascht worden war, als er von dessen Knabenalter an die prosaischen und hindernden Umgebungen seines Zöglings gekannt hatte — wenn Vogel eine solche Ansicht laut werden ließ; wenn wir selbst mit Mühe und Anstrengung jene satyrischen Aufsätze durchlesen, die wir doch überall das Interesse haben und das Vergnügen genießen können, die geistigen Embryonen eines so groß und uns so lieb gewordenen Dichters aufzusuchen: — so war es wohl kein Wunder, wenn die damalige Welt, der jene persönliche Theilnahme und jenes geistige Interesse für den Verfasser abging, denselben gar nicht beachten mochte. Man war ohnehin damals an gereimte Satyren gewöhnt, und kannte in Prosa nur erzählende, populär und gemächlich weitschweifig über das praktische Leben sich verbreitende witzige Productionen. Da nun, außer Rabener, selbst Lichtenberg, zu der Zeit gerade der Koriphe, in dieser Gattung arbeitete; da endlich von den Ausländern der erzählende, milder humoristische und dabei sentimentale Sterne (schon seit 1774 durch die Bode'sche Uebersetzung allgemein verbreitet) bei weitem mehr Anklang gefunden, als Swift: — so mußte

aus allen diesen Gründen jene neue Manier fast überall zurückgestoßen werden, denn sie entbehrte zumal jener Nebenreize, wie etwa einer interessanten Fabel, auffälliger Charaktere, besonderer individueller Beziehungen oder persönlicher Anzüglichkeiten, während noch obendrein die schwerverständliche Diction den Lesern Mühe machte.

Der Jüngling sah übrigens den Tadel Vogels nur zum Theil ein, und führt zu seiner Vertheidigung gegen ihn an, was er schon in der Vorrede zum zweiten Theil selbst angedeutet hatte: „daß er sich nämlich so lange mit Büchern abgeben müsse, als er die Menschen noch nicht genug kenne, um sie belachen zu dürfen und zu können. Aber während er in der Vorrede sage, daß, wenn der Satyriker Narren belache, die er nicht kenne, er den Hexen gliche, welche den Gegenstand ihres Zornes verwunden wollten, indem sie nur sein Bild aus Wachs verwundeten: so möchte er dennoch gern, daß Vogel die vierte Satyre des zweiten Bandes von seinem Tadel ausnähme." In dieser verspottet er unter allerdings höchst geistreichen Formen in einer „Bittschrift an das deutsche Publicum, enthaltend einen bescheidenen Erweiß von dessen Armuth an Thorheiten" u. s. w. Fürsten, Hofleute, Edelleute und Weiber, von denen allen er nichts kannte, so daß dieser Spott darum eben auch nur allgemein, oder aus den in seinen Excerpten darüber enthaltenen Notizen geschöpft sein konnte. Er befand sich daher in dem äußerst schlimmen Dilemma, entweder Verhältnisse zum Gegenstande seiner witzigen Darstellungen machen zu müssen, welche weniger allgemein interessirten, oder solche, die er nicht genau kannte; ein Uebelstand, welcher dieser ganzen Thä-

tigkeit sehr bald ein Ende zu machen drohte. Denn wenn auch Otto die Unerschöpflichkeit seines satyrischen Reichthums daraus herleiten mag, daß er nach und nach drei und zwanzig Ironienhefte angelegt habe, welche Stoffe zu auszuarbeitenden satyrischen Aufsätzen enthielten: so bedenkt er dabei nicht, daß dies in einem Zeitraume von sieben Jahren geschah, und daß in denselben sehr viel Wiederholtes, was schon in den Grönländischen Processen und in den Teufelspapieren stand, enthalten sein mußte. War dies doch sogar auf sehr merkwürdige Weise bereits der Fall in den beiden Bänden der Grönländischen Processe. Den Aufsatz, welchen wir als den besten in dem ersten Bande derselben erkannten, trifft man, in Stoff und Ideengang fast gleich, nur verschieden behandelt, im zweiten Bande wieder als einen „Beweiß: daß man den Körper nicht bloß für den Vater der Kinder, sondern auch der Bücher, anzusehen habe." Otto bedenkt ferner nicht, daß auf der andern Seite es ein sehr großer Unterschied ist, sich Gegenstände zur Behandlung vorzunehmen und zu entwerfen, und dann sie auszuführen. Bei Jean Paul's ganzer Art zu Sein, die ihn trieb, Alles, wozu er einen heftigen inneren Drang fühlte, um seiner selbstwillen zu thun, hätte er gewiß, ohne Rücksicht auf möglichen Druck und Verlag derselben, dieselben ausgearbeitet; wenn er die Ueberzeugung gehabt, daß die Ausführung seinen, in fortwährendem Mißverhältniß zu den ihm disponiblen Mitteln steigenden, Anforderungen entsprechen würde, und vorzüglich, wenn ihm nicht später die Stimmung seiner Seele und ein höherer Begriff von seinen Kräften dieselbe zuwider gemacht hätten. Aber

der Dichter hörte auf, jene reinsatyrischen Werke zu schreiben, als die Aussicht geschwunden war, dieselben gedruckt und honorirt zu sehen; und unter den gegebenen Umständen hätte diese satyrische Schriftstellerei äußerst bald ein Ende nehmen müssen, selbst wenn auch das folgende satyrische Werk sogleich einen Verleger gefunden hätte: denn dasselbe erhielt, selbst als es sechs Jahre später wirklich und, wie sich von selbst voraussetzen läßt, in einer während dieses Zeitraums mannichfach veränderten und verbesserten Gestalt erschienen, eben so wenig ein Publicum, als das erste. Das äußerst wichtige Resultat vom Drucke des zweiten Werkes für unsern Dichter wäre ein durch das Honorar möglich gemachter längerer Aufenthalt in Leipzig gewesen, der ihm vielleicht eine ihn in der größern Welt einführende Verbindung verschafft hätte. Dadurch wäre er früher in das ihm bestimmte Gebiet der Poesie geleitet und zu Werken veranlaßt worden, die ihm ein Publicum und Verleger zugeführt haben würden. Daß diese Werke immer weniger der satyrischen Gattung oder der witzigen angehört hätten, bemerkten wir schon früher aus dem Grunde, weil im geselligen Umgange sein Herz zu sehr berührt und erregt worden wäre, und weil gerade das Anschauen des Individuellen, welches ihn zu einen besseren oder gelesenern witzigen Schriftsteller hätte machen können, ihn zur Liebe, zu ernster Behandlung und zur Verklärung desselben hingerissen und begeistert hätte. Ein, vorzüglich mit Anlagen des Witzes und der Satyre begabter, Mensch übt solche unter allen Umständen. Jean Paul aber spottete nur der Menschen, so lange er nur wenige kannte und

nicht viele hatte, die er lieben konnte; er schrieb selbst später seine komischen Schriften in einem einsameren Aufenthaltsorte. In Weimar aber und in Berlin, und als er zum zweiten Male in Leipzig war, da, wo ganze Massen von Menschen um ihn sich drängten: da schrieb er den Titan. — Leider war damals aber schon die Jugend des Lebens dahin, das jugendlichere Mannesalter sogar bereits vorüber, ausgeschöpft und ausgehöhlt ohnehin durch eine Reihe in der Einsamkeit erzeugter Werke! —

Die Behauptung, daß ein mannichfaltigerer, belebterer und freundlicherer Umgang mit Menschen, ihm sehr bald, vermöge der herzlichen Theilnahme, die er an den Menschen hätte nehmen müssen, sein Herz zum Ernst der Empfindung und Erfindung electrisirt haben würde, während das Zurückgestoßensein, oder wenigstens die Nichtbefriedigung durch das Wenige, was er von Menschen kannte, die Kälte des Witzes und der Satyre erzeugte und erhielt: diese Behauptung belegt nicht nur die spätere Zeit, wie wir genauer seines Orts darlegen werden, sondern auch sein eigenes Wort in dem Abschiedsbriefe an Vogel bei seiner Abreise von Hof. In diesem entschuldigt er seinen Mangel an Wärme und Unbefangenheit im Umgang, und sagt dann: „Mein Dank für die zeither geliehenen Bücher aber mag nackt auftreten, wie ich denn überhaupt mein Herz so sehr zu enthüllen pflege, wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung beider kann mich bloß die Kälte zwingen." — Dabei ist das höchst auffällige Verhältniß zu seinen Jugendfreunden zu erwähnen; wiewohl der bereits vielbesprochene Hermann ebenfalls in Leipzig war, ebenfalls Bücher schrieb, und

ein ähnliches Schicksal mit demselben hatte, findet sich doch kein einziger Fingerzeig, daß Richter mit demselben auf eine so innige Weise und so viel umgegangen sei, als es in Hof auf der Schule der Fall gewesen. Denn wir sind nachträglich im Stande, aus einer in Hermann's Correspondenz später gefundenen Aeußerung zu belegen, was im vierten Kapitel über den nothwendigen innigen Verkehr Hermann's mit Richter auf der Schule in Hof gefolgert wurde. In einem Briefe desselben an Richter vom Jahre 1790 erinnert er sich, kurz vor seinem Tode, wehmüthig an die Schuljahre, wo er mit jenem so oft bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatze in Hof in ernstem Gespräch herumgewandelt sei. Es ist darum sehr bemerkenswerth, daß Beide nicht schon in Leipzig jenes herzliche und liebevolle Freundschaftsbündniß geschlossen, das sich erst nach mehrern Jahren erzeugte. Daß die Schuld davon hauptsächlich an Richter's damaliger, von dem „Wetterkühlen" seines Witzes frostig gehaltenen, Stimmung gelegen: deutet sich aus einer andern Stelle Hermann's an, in welcher Hermann vom Leipziger Verkehr zwischen ihnen sich nur der „Witzschießen" des andern erinnert. Auch ein dritter Hofer Altersgenoß, Christian Otto, studirte mit ihm in Leipzig; aber dieser, dessen er nicht einmal im Vorübergehen gedenkt, blieb ihm noch einige Jahre ganz fremd. Zum Theil ist wohl auch an dieser Herzkühle Richter's gegen diese Altersgenossen sein Streben nach älteren und höher stehenden Freunden mit Schuld gewesen.

In der ersten Zeit jedoch, nachdem die abschlägige Antwort des Buchhändlers Voß auf den Antrag des

Verlags eines dritten Bändchens von Satyren eingegangen war, machte dieselbe den Jüngling nicht im mindesten in seinen Hoffnungen irre. Er war gleich nach Vollendung des zweiten Bändchens in der Ausarbeitung ähnlicher Aufsätze fortgefahren, und da er fest von der größeren Vollkommenheit derselben, oder vielmehr von deren größerem Kunstwerthe, überzeugt war, so zweifelte er keinen Augenblick daran, daß es ihm an andern Freunden und Verlegern um so weniger fehlen werde, als denen ja die ersten Versuche gefunden hatten. Seine vorzüglichste Hoffnung stützte er auf den bereits einmal erwähnten Aufsatz im zweiten Bändchen, unter der Ueberschrift: „Bittschrift aller deutschen Satyriker an das deutsche Publicum" u. s. w., auf welchen er einen sehr hohen Werth legte, und mit dem er eine neue Bahn betreten zu haben glaubte. Am besten spricht er sich selbst darüber aus in der Vorrede zu jenem zweiten Bändchen, eine Stelle, die wir hier zur bequemeren Verständniß wiederholen. „Der englische Juvenal Pope," sagt er, „reitet einen satyrischen Pegasus, welcher sowohl beißt als fliegt, und der ähnlich dem Kasuar, dessen Flügel mit Stacheln bewaffnet sind. Eine starke Einbildungskraft spornet immer so sein Lachen an, daß er ihm nie den Zügel zu halten vermag; daher in seiner vortrefflichen Dunsiade ihm die Ironie nicht*) immer gelingen können. Der englische Lucian Swift, dessen satyrische Dornen unter Weihrauch duftenden Rosen

*) Dieses „nicht" fehlt, als ein sehr schwerer Druckfehler, an einer Stelle in der Ausgabe der sämmtlichen Werke, wodurch der ganze Satz unverständlich geworden ist.

lauern, übertraf Pope in der Ironie zu sehr, um ihn in der **Stärke des Ausdrucks** zu erreichen, und wenn die Ironie seines Busenfreundes in vorbrennende Schüsse ausartet, so scheint Swift hingegen die Sicherheit des Herrn Regnier zu führen. Ueberzeugt, daß der Zufall sie ihm nicht losschießen könne, geht der Dechant mit derselben den Winkelzügen des Schwarzwildprets so lange nach, bis sie die Hoffnung, zu treffen, losdrückt. Nur muß er freilich zu einem einzigen satyrischen Hiebe oft in ganzen Seiten ausholen. Die Satyren dieser beiden Genies würde nur die übertreffen, welche ihre ausschließenden Vorzüge in gewissem Grade zu vereinigen übernähme. Die Vereinigung ist nicht unmöglich; allein zu ihrer Wirklichkeit (Verwirklichung) müßten vorher viele erbärmliche Versuche den Weg gebahnt haben. Für einen solchen Versuch bitte ich nun den Aufsatz: **Ueber die Seltenheit der Thorheiten**, anzusehen" u. s. w. — Er versuchte also, seinen lyrischen und poetischen Witz, den seine Dichternatur erzeugte, wie Pope, der ebenfalls zu den Dichtern im eigentlichen Sinne gezählt wird, mit der bei weitem prosaischeren Ironie Swift's, zu vereinigen. Indeß war der erstere ihm bei weitem natürlicher, während er sich zu dieser zurückhaltenden und kalten Ironie, in Folge von einmal so angenommenen Kunstgesetzen, zwingen mußte. Bei seiner hierüber ihm durch Reflexion gewordenen Ansicht erschienen ihm die früheren lyrischen Ausbrüche seiner witzigen Einbildungskraft fast verächtlich, und, den Tadel seines Freundes Vogel mißverstehend, glaubte er, daß derselbe ebenfalls seiner neuen Ansicht sei. „Sie haben Recht," schreibt er ihm, „wenn Sie von

den drei ersten Satyren etwa behaupten, daß darin des gezwungenen Witzes zu viel, die Aehnlichkeiten zu entfernt, der Ausdruck zu dunkel sei. Ich bin dieser witzigen Wollüste selber satt; nur zu sehr entstellen sie sogar meine vorigen Briefe an Sie. O wie lange muß man sich doch vom falschen Geschmacke irre führen lassen, wenn man keinem Freund begegnet, der uns zum wahren Geschmack zurückbegleitet! Aber die „Bittschrift um Thorheiten" ist von diesen schimmernden Mondflecken größtentheils gesäubert, und ich lebe daher der Hoffnung, daß Sie in Ihrer kritischen Conduitenliste darauf keine Rücksicht genommen haben. Fürchteten Sie aber dennoch, daß sie denen, die Ihnen ähnlichen, zu schwer zu lesen käme, so würden Sie mich fürchten machen, daß meine künftigen, die in eben diesem, ja in einem noch versteckter ironischen Tone geschrieben sind, noch schwerer scheinen würden. Ueber diese „Bittschrift" erwarte ich also Ihre deutlichere Kritik. Zu Ostern kommt kein dritter Theil heraus; aber wenigstens vor Michaelis ein ganz neuer und sehr dicker Band anderer Satyren unter einem ganz neuen Titel." — Er meldet also hiermit, daß er die folgenden Arbeiten ganz in der neuen, ihm doch einmal so unvortheilhaften, Manier, schreiben werde.

Das Erste aber, was er vornahm, als die Exemplare des zweiten Bändchens der Grönländischen Processe in seine Hände gekommen, waren Versuche, durch dieselben sich eben das zu verschaffen, wonach er am meisten sich sehnte: den Umgang und die Freundschaft ausgezeichneter Männer, solcher Freunde, die den, in der eben angegebenen Weise von neuem mit sich in Zwiespalt ge-

rathenen, Jüngling mit ihren Rathschlägen unterstützen sollten. Das Gefühl seines Werthes war in dem so schüchternen Jünglinge so hoch gestiegen, daß er dem Hauptmann von Blankenburg, einem bereits bejahrten Manne, ein Exemplar seines Buchs mit folgendem Briefe zuschickte: „Der Verfasser dieses Briefs weiß seine Zudringlichkeit, Ihnen sich und seine Geburten bekannt zu machen, mit nichts als dem Gefühl von dem Werthe Dessen zu entschuldigen, Der sie ihm vielleicht vergeben wird, wenn Er aus dem älteren Producte sieht, daß der Verfasser einen Lehrer der Kritik brauche, und aus dem jüngeren, daß er einen verdiene. Hätte ich mir, dem Jahre, Umgang und Vermögen fehlen, durch dieses gewagte Mittel das Glück verschafft, Sie dann und wann sprechen und nicht bloß der Schüler Ihrer wenigen Schriften sein zu dürfen: so würde ich auch hoffen, mir das größere verschaffen zu können, welches das Herz mit nichts vertauscht, mit dem Kopfe nicht einmal. Doch ich kürze diesen Brief und wahrscheinlich auch Ihre Langeweile mit ab; an seiner Wirkung ist mir zu viel gelegen, als daß ich ohne die Verunstaltung einer ängstlichen Gezwungenheit hätte schreiben können." — Er unternahm hiermit, was allerdings für ihn ein Wagstück schien: theils, weil er wirklich glaubte, es könne ihm von nun an kein äußeres Verhältniß den Zutritt zu den ausgezeichnetsten Männern und die Genossenschaft mit ihnen versperren, theils, weil er Blankenburgs „Versuch über den Roman" in dem zweiten Aufsatz des zweiten Bändchens namentlich berührt hatte. Blankenburg aber würdigte ihn keiner Antwort, sei es nun, weil ihm die Arbeiten des Jünglings keiner

Beachtung werth erschienen, sei es, weil jene Erwähnung so zweideutig war (Man sehe die Stelle Seite 19 Band 1. in d. zweiten Lieferung d. sämmtlichen Werke), daß Blankenburg, dessen Theorie damals mannichfaltig wie alle ältere angegriffen wurde, sich verspottet geglaubt haben mochte.

Durch diesen zweiten unsanften Schlag wurde aber der junge Satyriker noch immer nicht aus seinen Hoffnungsträumen und in dem Genuß seines ephemeren Schriftstellerglücks, am allerwenigsten in der Lust womit er seine neuen Satyren fortschrieb, gestört. Um dieselben so reichhaltiger zu machen, namentlich, um in Stände und Verhältnisse tiefer einzudringen, denen er fern stand, vorzüglich aber, um die Notizen zur Verspottung derselben nicht ausschließlich aus Büchern, und um neue Thorheiten aus der frischeren Gegenwart einzusammeln: kam er auf den glücklichen Einfall, dieselben sich durch Vermittelung Anderer, die jenen Verhältnissen selbst angehörten, zu verschaffen. Freilich war an sich die Zahl seiner Freunde sehr beschränkt, und es mochte überhaupt wenig Leute geben, die ihm, wie Vogel, die Schwächen ihres eigenen Standes preiß zu geben und zu offenbaren freidenkend und muthig genug gewesen wären. Zur Erkenntniß des Verhältnisses zwischen dem stoffarmen Leben und der Größe des entbehrten Stoffbedarfs, so wie der unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher er diesem Mangel abzuhelfen suchte, diene folgende Stelle eines Briefes an den Ebengenannten zu Beleg: „Ich habe Sie schon, glaub' ich, um eine schriftliche Sammlung von den Thorheiten zu bitten versucht, die Sie etwa an Ihren Amtsbrüdern, den Pfarrern und Schriftstellern, zu Gesicht bekämen. Ich würde

damals diese Bitte an Sie erstlich mit meiner Entfernung von theologischen Dingen und zweitens mit dem Recht der Satyriker, die Schwarzröcke zu ihrem Schwarzwildpret zu machen, vielleicht haben rechtfertigen wollen, und ich würde auch jetzt noch diese Bitte um Mittheilung theologischer Thorheiten wirklich wagen; besorgte ich nur nicht, daß Ihnen deren Erfüllung durch die Seltenheit, mit der die Narrenschellen nur hie und da auf theologische Perücken verstreut sind, gar zu sehr erschwert würde. Indessen könnten Sie mir durch eine für mich veranstaltete Sammlung derselben, wüchse sie auch noch so langsam an, doch den größten Gefallen thun." — Ob Vogel wirklich dieser Bitte Gehör gegeben und sie erfüllt, darüber findet sich jedoch keine weitere Auskunft.

Die Arbeiten gaben ihm solche Seelenlust und erhielten so seine Zuversicht, daß er nicht nur an die mühselige Candidatur beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn und an die vielen Umgänge, die er bei den Leipziger Buchhändlern hatte machen müssen, immer noch nicht zurückdachte: sondern sich auch durch die Blankenburg'sche Zurückweisung nicht abschrecken ließ, an andere ausgezeichnete Männer heranzutreten. Er schickte abermals seine Büchlein an den Kreissteuereinnehmer Weiße, und schrieb auch diesem: daß die Ursache seines Schrittes der verzeihliche Wunsch sei, den Weg, auf welchem er bis jetzt so oft gestrauchelt, an der Hand des Kunstrichters sicherer zurücklegen zu können. Weiße's väterliches und liebevolles Gemüth vermochte es nicht, über sich zu gewinnen, den Jüngling so hartherzig wie Blankenburg von sich zurückzustoßen. Dieser hatte daher wenigstens die Freude, daß

Weiße, nachdem er das Werk gelesen, ihn zu sich beschied. Aber auch diesem Manne erschien die Art und Weise jener Satyren so fremd, daß er den eigentlichen Genius darin nicht zu erkennen vermochte, und in seiner Unterredung den Jüngling nur auf die von demselben verletzten Kunstregeln in Betreff jener verfehlten Ironie aufmerksam machte; seine ganze Theilnahme an demselben aber ebenfalls nur hierauf beschränkte. Er öffnete dem Jünglinge weder sein Haus, noch ließ er ihm irgend eine andere Unterstützung angedeihen.

Paul jedoch glaubte wirklich, in ihm jenen langvermißten Gönner gefunden zu haben, und wiewohl er, wie aus einem späteren Briefe an Oerthel zu ersehen ist, Weiße's kritischen Ansichten, die allerdings in einer noch älteren Zeit wurzelten, damals nichts weniger als ganz Recht geben mochte: so machte er sich doch mit erneutem Eifer über die Vollendung eines größeren Aufsatzes, in welchem er einigermaßen jene Rathschläge zu befolgen sich vorsetzte, um ihn Weiße'n später zu überschicken, und durch dessen Vermittelung sodann auf die leichteste Weise einen Verleger zu erhalten.

Was dies für ein Aufsatz gewesen, und welche er überhaupt für die neue Sammlung von Satyren während seines Aufenthaltes in Leipzig gearbeitet hat, sind wir nicht im Stande anzugeben, weil diese Sammlung erst nach sechs Jahren, während welcher Richter durchaus nichts anderes geschrieben hatte, und, wie er selbst sagt, mit vielen Veränderungen, Umarbeitungen und Zuthaten herauskam, so daß sich nur bei sehr wenigen vermuthen läßt, ob sie in Leipzig oder später gearbeitet worden.

Erwähnten Aufsatz nun schickte er gegen Ende Februar 1784 an Weiße, mit der Bemerkung: „Es sei vielleicht eine Probe von seinem Streben, die Irrwege, die ihm neulich Seine Kritik mit so viel Liebe gezeigt gehabt, zu verlassen, und Er möge Sich nach dieser Versicherung nicht mehr durch das Andenken an den vorigen Aufsatz von dem Lesen des gegenwärtigen abschrecken lassen.“ Zugleich fügte er die Bitte dazu: „Er möge entscheiden, ob ein Bändchen solcher oder noch ein wenig besserer Satyren dem Verlage seines Freundes, des Buchhändlers Reich, oder ob es dessen würdig sey. Es thäte diese Bitte der, dem Jahre, Unterstützung, äußerlicher Gehalt und Alles fehle.“ — Weiße, den es schmerzen mochte, diese Bitte nicht gewähren zu können, scheint ihm nicht geantwortet zu haben; denn am 30. März wiederholte dieselbe der Jüngling, seine Unhöflichkeit mit seiner „leicht zu errathenden Lage“ entschuldigend, und versichernd: „daß er die Kürze und minder ernsthafte Ironie, die, wie ihm Weiße gesagt, manche Leser auf seine Kosten an den vorigen satyrischen Abhandlungen vermißt haben würden, den beigefügten Anhängen zu geben gesucht habe, mit denen er die längern Satyren abwechseln lassen wolle; und hoffend, daß diese Proben vielleicht hinreichend seien, um das Zweifelhafte Seiner Entscheidung über Reich's Annahme des Buchs in Bestätigung entweder seiner Furcht oder seiner Hoffnung aufzulösen.“ „Die Bitte um diese Bestätigung drängen ihm Ursachen ab,“ — setzte er hinzu — „die er schon längst werde errathen haben, und Seine Menschenfreundlichkeit sei gewiß nicht zum ersten Male die Zuflucht eines Menschen, der des Wider-

spruchs seiner Bestimmung mit den Mitteln sie zu erreichen müde geworden wäre." —

Auch dieser Schritt war erfolglos, und der Jüngling, welcher nunmehr die nächste trübe Zukunft zu ahnen begann, sah sich wiederum ohne höhere Fürsprache an die Buchhändler gewiesen. Die Hoffnungen auf diese aber traf ein neuer Schlag, eine äußerst wegwerfende und kränkende Kritik über seine Grönländischen Processe in dem Leipziger Allgem. Bücherverzeichniß von 1784, welche also lautete: „Es mag vielleicht Vieles, wo nicht Alles, wahr sein, was hier der Autor in einem bittern Ton über Schriftstellerei, Theologie, Weiber, Stutzer &c. sagt; allein die Sucht, witzig zu sein, reißt ihn durch das ganze Werkchen so sehr hin, daß wir nicht zweifeln, die Lectüre desselben werde jedem vernünftigen Leser gleich beim Anfang so viel Ekel erregen, daß er sich, solches aus der Hand zu legen, genöthigt sehen wird *)."

Doch von der kühnen Hoffnung, welche ihn in diesem Zeitpuncte belebte, ließ er nur langsam ab, und seine nächste richtete sich auf die Buchhändlerostermesse 1784. Er verfiel dabei auf immer neuere und originellere Weisen, seine Verlagsanträge anzubringen, damit er die Aufmerksamkeit der Buchhändler auf sich zöge. So über-

*) Dies ist die Recension, auf welche sich jene bittere Stelle in der Vorrede zu den Grönländischen Processen bezieht: „Die Recensenten im Allgemeinen ließen sie stillschweigend passiren; nur einer in Leipzig, erinnere ich mich noch, warf, als die Erstgeburt unter seinem Baume wegging, auf dem er saß und literarische Wacht hielt, der warf, wie Affen es auf den Bäumen gern thun gegen die Vorübergehenden, viel von seinem Unrathe auf sie."

reichte er in Person dem Buchhändler Hartknoch, dem Verleger Herder's, einen Brief folgenden Inhalts: „Wenn Sie diesen Brief werden durchgelesen haben, wird Ihnen der Ueberbringer desselben ein Packet Satyren überreichen, die ich Sie auch durchzulesen bitte. Sie könnten ihren Werth zum Theil errathen, wenn Ihnen die Grönländischen Processe, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Theilen verlegen lassen, bekannt geworden. Das Buch, dessen Probe ich Ihnen hier sende, wird einen starken Octavband geben, oder besser in zwei kleine zerfallen. Ich hätte dieses, anstatt schriftlich, eben so gut mündlich sagen können: aber Niemand ist unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Blatte zu reden. Sie können diese Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich meinen Brief geschrieben, ungeachtet ich doch der Ueberbringer desselben selber bin, der jetzt mit einem sehr einfältigen Gesichte vor Ihnen steht." — Was half es ihm, daß er sich die Ueberraschung, das Lachen des so am Schluß angeredeten Buchhändlers vorher ausgemahlt und gehofft hatte, wie das sie sogleich zu Freunden machen werde; von alle dem traf nichts ein. Furchtsam überreichte ihm Richter den Brief sammt Manuscript, und sah begierig in seine lesende Physiognomie, wie sie sich bei der Stelle umsetzen würde, wo der Briefschreiber dasteht als Briefträger. Aber dem feinen, im Gesetze der geselligen Stetigkeit lebenden Manne that der Riß und Zug weh auf der eleganten Haut, und er sagte, nach dem Ueberlaufen des Titels, verdrießlicher als gewöhnlich: „Er bedaure, daß er schon überladen sei, und schlage kleinere Buchhändler vor*)."

*) Siehe Flegeljahre B. 4. S. 126.

Nachdem ihm auch dieser scherzhafte Plan fehl geschlagen, wandte er sich wiederum in einem trüberen Tone an den Buchhändler Reiche; „er schicke ihm aus einem Bande satyrischer Abhandlungen einige Proben, um von ihm (dem Buchhändler) zu erfahren: ob sie unter die Mißgeburten oder ob sie unter die Geschöpfe gehörten, welche die Wiedergeburt von seiner (Reiche's) Hand verdienten. Er, der nichts noch, als die von Voß verlegten Grönländischen Processe herausgegeben, dürfe doch so viel von den gegenwärtigen Satyren sagen: daß wenigstens die Zähne, womit sie verwunden sollten, keine eingesetzten und aus fremden Zahnlücken herausgebrochenen, sondern ihre eigenen seien. Darum sei aber freilich die Politur und Schärfe derselben noch nichts weniger als erwiesen.“ „Und nun,“ fährt er fort, „sollte ich Ihnen nichts mehr sagen wollen; denn auch noch von dem sonderbaren Zustande eines Menschen etwas hinzuzufügen, den bei jeder Anschmiegung das Glück auf die Seite stößt, der wählen muß, ob er lieber das Echo fremder Schellen oder das Opfer des breiten Gewehrs, das jene gewöhnlich begleitet und trägt, sein will: das würde Ihrem Geschmacke, der doch allein über die Annahme dieser Satyren stimmen mag, ein überflüssiger Zusatz sein. Aber ist es wahr, daß sich an Ihrer Hand schon mehrere Niedergedrückte aufgerichtet, so bestimmen Sie außer Ihrem Geschmack auch noch die Empfindung, die jenen Zusatz minder unverzeihlich finden und mich es nicht bereuen lassen wird, die todte Sprache der Aufrichtigkeit gesprochen zu haben. — Brechen Sie, wenn es sein muß, den Stab über meine Hoffnung wenigstens nur bald.“ — Die augenblickliche

Niedergedrücktheit schildert dieser Brief durch die Geschraubtheit und das Dunkel, die nothwendigen Folgen der nun wieder neu erwachten Schüchternheit und Furcht, besser, als jeder Dritte darstellen könnte, besonders in jener Stelle, wo er so sehr versteckt seine Honorarforderung andeutet.

Die Ostermesse brachte ihm keine Frucht. Bei den Buchhändlern und den Leipziger Gelehrten gescheitert, wandte er sich an auswärtige berühmte Männer, welche er nach der von ihnen gehegten Vorstellung in seinen Briefen behandeln zu müssen glaubte. Zuerst an Nicolai, der später sich so manches satyrischen Hiebes von ihm zu erfreuen hatte. Auch diesem wiederholte er: daß er mit seiner Antwort den Hoffnungen eines minderjährigen Jünglings das Urtheil spräche, den bei jedem Anschmiegen das Glück schon auf die Seite gestoßen, und der ein Spiel des Widerspruchs seiner Bestimmung mit seinem Schicksale sei. — Am Ende des andern Monats sendete er an Einem Tage zugleich Aufsätze an Lichtenberg und an Meißner, von denen der erste damals sein Magazin, und der letztere eine Monatsschrift, unter dem Titel: „Für ältere Literatur und neuere Lectüre," herausgab. Lichtenberg suchte er wieder durch Scherz zu gewinnen. „Wenn ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren," schrieb er, „sich die Freiheit nimmt, Ew. eine Satyre für das Magazin zu senden, worin schon Ihre Satyren stehen, so kann er nicht das Geringste zu seiner Vertheidigung anführen, und ich zweifle sehr, ob sogar die Satyre selber, hätte sie auch die größten Gaben, im Stande sei, seine Sache mit einigem Glück zu führen und ihn von dem Vorwurfe der

Unbescheidenheit zu retten. Die einzige Rechtfertigung mithin, worauf ich mich verlassen muß, ist: daß wohl Niemand noch von seinen Arbeiten die große Meinung geheget, die ich von der gegenwärtigen zu hegen versichern darf; zumal da diese Ueberzeugung von der Schönheit meines Productes nicht sowohl von einem gewöhnlichen Autorstolze, als von der Gewißheit herrührt: daß es mit den geistigen Geburten nicht anders als mit den leiblichen sein könne, welche, wie man sagt, desto wohlgebildeter ausfallen, in je größerer Furcht die Mutter während der Schwangerschaft gewesen, daß sie eine verrenkte und mit Muttermälern entstellte Geburt der Welt schenken werde. — Ich wage diesem nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, daß Sie dem Briefe den Ton der Laune und dem Aufsatze den Gehalt derselben verzeihen mögen." — Lichtenberg nahm weder den Aufsatz auf, noch wissen wir etwas davon, daß er den Brief beantwortet habe; wie er denn überhaupt seltsamer Weise über Jean Paul, dessen Werke er bis zum „Titan" noch erlebte, nie ein Wort verlauten ließ und keine Spur der Theilnahme an ihm offenbarte: sei es nun, daß Jenes ganze Weise ihm fremd blieb, oder daß er die Verdunkelung durch denselben nicht ertragen mochte*). Besser glückte es dem Jüngling mit dem menschenfreundlichen Meißner, der nicht nur einige seiner Auf-

*) Denn von Lichtenberg's übergroßen Eitelkeit geben, außer dem was darüber schon bekannt ist, die Briefe Hermann's, jenes Freundes von Richter, aus Göttingen komische Belege. „Lichtenberg," sagt dieser, „ist von außen der wahrhafte Aesop, doch nicht zufrieden mit dieser Auszeichnung. Er geht nie am Tage aus, und als er doch einmal gezwungen war, soll er drei Viertelstunden hinter ei-

säțe wirklich in seine Monatsschrift aufnahm, sondern sich auch bei den Buchhändlern Breitkopf und Dyk für ihn verwendete, und überhaupt auch für später ihm befreundet blieb; jedoch vermochte auch er nicht, die Buchhändler und das Publicum für Satyren günstiger zu stimmen, an denen es einmal in dieser Gestalt keinen Geschmack finden wollte und konnte.

Während dieser so oft wiederholten Versuche war natürlich das Honorar für den zweiten Band der Grönländischen Processe, bei noch so großer Einschränkung, längst verzehrt, und die Armuth des Jünglings wieder eben so groß, als vor dem Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn, aber um so fühlbarer und schmerzlicher, als er nicht nur von dem Baum der Erkenntniß und des Glücks gekostet, sondern auch eine so große Menge schönaufgebauter Hoffnungen schmählich zusammenstürzen gesehen hatte. Schon längst wäre er daher, da an eine Unterstützung von Hause nun gar nicht mehr zu denken war, gezwungen gewesen, Leipzig, an das er sich immer noch fest anklammerte, von dem er sich nur durch die höchste und letzte Noth vertreiben lassen wollte, und wo er einzig und allein eine endliche Realisirung seiner Hoffnungen erwartete, gänzlich zu verlassen, und in dem Wohnhause seiner Mutter in Hof Schutz wenigstens gegen den Frost und gegen den Hunger zu suchen: wenn ihm nicht das frühere Bezahlen seiner Schulden einen neuen und län-

---

ner Hausthüre gestanden haben, um das Weggehen Davorstehender abzuwarten. Im Collegio schreibt er an die hinter ihm stehende Tafel in keiner andern Stellung, als daß er den Rücken so viel wie möglich an derselben behält."

geren Credit bei seinen Haus- und Speisewirthen verschafft gehabt hätte. Diesen Credit entschloß er sich wenigstens so lange als möglich zu benutzen, um mindestens doch während der Michaelismesse 1784 die letzten Versuche bei den Buchhändlern zu machen und die Erfolge von Meißner's Fürsprache abzuwarten.

So viel Freudigkeit seiner Seele sein geistiges Streben und seine fortwährenden Beschäftigungen gaben, und so sehr sich in ihm je länger desto mehr das schöne Geschenk seiner Phantasie ausbildete, Geistesruhe und Freudigkeit sich durch jeden neuen Schritt und jeden neuen Versuch, an welchen sich Hoffnungen zur endlichen Verwirklichung seiner heißen Wünsche knüpften, auf so lange zu verschaffen, bis diese Hoffnung wieder fehlgeschlagen war, um dann einem neuen Versuche Platz zu machen, welcher wieder neue Hoffnungen und neue Seelenruhe gebar*): so wurde seine Stimmung doch oft so trübe, daß dieses Rettungsmittel vor Hypochondrie nicht immer ausreichte. Es ist darum eines der rührendsten Vermächtnisse von ihm ein Büchlein, durch welches er sich selbst in den Bekümmernissen des Jahres 1784 dann aufzurichten strebte, wenn er der schmerzhaften Gegenwart zu erliegen Gefahr lief. Er nannte es selbst sein „Andachtsbüchlein," in welchem er sich in der Vernunft, der Tugend und seiner besondern Pflicht Trostgründe gegen den Schmerz und die Fehlschlagungen seines Lebens aufzusu-

*) Diesen Trost, diese Lust und diese Beruhigung, sobald nur ein Grund zur Hoffnung da ist, schildert er ganz unter denselben Verhältnissen an der oben bezeichneten Stelle in den „Flegeljahren."

den und sich vorzuhalten bestrebte. Wir geben wörtlich die Abtheilungen, die sich aus diesem Büchlein besonders auf das, womit er gegen jede mögliche Hypochondrie ankämpfte, besonders beziehen; auch die dritte Abtheilung, durch welche er das so lange Verkanntwerden und Unbeachtetbleiben seiner geistigen Vorzüge zu verschmerzen strebte.

1. Schmerz.

Jedes Uebel ist eine Uebungsaufgabe und ein Lehrer der Standhaftigkeit. — Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde. — Das Uebel verfliegt, wenn ich nach ihm nichts frage. — Jedes, dem ich Unaufhörlichkeit angedichtet, schloß ich mit Freuden. — Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn dich keines anfiele; stelle dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache dich auf viele gefaßt. — Man bereue den vergeblichen Schmerz, wenn er gehoben ist. — Der Tod vernichtet die ganzen Leidensscenen. — Denke dir einen schlimmeren Zustand, als in dem du bist. — Nicht der Zufall, sondern ich verschulde meinen Schmerz. — Epiktet war nicht unglücklich. — Das Betrüben hilft nichts, und ist gerade das eigentliche Uebel. — Denke dir die schlimmsten Folgen jedes Uebels, so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest. — Denke dir das Weltenheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen. — Begehre nicht, was du vergeblich begehren würdest; verlange nicht, wie das Kind, den Mond in die Hände zu nehmen. — Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit machen standhaft, warum nicht die Tugend noch mehr? —

Kein einziger Augenblick wäre uns unerträglich, aber bloß die Zusammenfassung aller macht es; nur die Gegenwart schmerzt. — Nach einem Leiden im Traume fragen wir nicht; warum nach denen im Traume des Lebens? — Wenn der Traum mich gegen das Aeußere bloß durch meine eigene Kraft beglücken kann, warum nicht noch mehr die Vernunft? — Sage nie: wenn nur diese Leiden nicht wären; andere ertrügest du besser. — Frage nach den körperlichen Aeußerungen des Schmerzes nicht, und behaupte nur die innere Standhaftigkeit. — Eine jede Entbehrung, jedes Leiden belohnt sich durch einen dadurch veranlaßten Genuß. — Was nützte dem Herkules seine Macht, ohne wilde Thiere zu besiegen? und was nützten dir die Gründe ohne Uebel? — Das Unglück hält wie das Glück gewöhnlich auf der mittlern Stufe fest, wenigstens schleppt es dich zu hohen erst durch niedrige. — Die Nothwendigkeit: es kann nicht geändert werden, ist Resignation. — Die Feiertage sind vorbei; folglich gehen die Passionswochen eben so schnell vorüber. — Was ist sechzig Jahre Schmerz gegen Ewigkeit? —

2. Tugend.

Wenn du frei, froh, ruhig sein willst, so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in den Händen des Zufalls liegt: die Tugend. — Die Tugend kostet je länger je weniger Aufopferungen; das Laster je länger je mehrere. — Lasse dich von geringen Fortschritten nicht abschrecken; die Tugend ist nicht die Erndte eines Tages. — Das, worüber ich die Tugend verrathe, sind armselige vergängliche Kitzelungen einer Begierde. — Zur Tugend

bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte Alles vergisset und aufopfert, warum du nicht? — Sie ist die Freude des Siegs und der Vervollkommnung. — Die Tugend ist die Aufseherin der Geschäfte, aber nicht das Geschäft selbst. — Sie befiehlt und lenkt eine Beschäftigung mit Dingen, die zwar nicht auf die Besserung abzielen (wie die Satyre), aber dich nähren und der Stoff zu Tugendübungen sind. —

3. Ruhmsucht.

Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst du von einem Kinde gelobt werden? — Ist das Lob, das ein Tauber dem Clavierspieler geben kann, der Mühe werth? — Tausende müssen dich doch, trotz deiner Beflissenheit, tadeln. — Du hast nicht die Wahl zwischen Lob und Tadel, sondern zwischen denen, die beides geben. — Eine Kleinigkeit nimmt das Lob; die Menschen sind veränderlich ohne Grund und ihre Hochachtung haben sie nicht tief gefühlt. — Wie selten reden überhaupt die Menschen Gutes und Böses von einem. — Die ganze Vorwelt und die jetzige kennt dich nicht. — Niemand achtet dich in einem Bettlerrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeugt. — Das gewisseste Zeichen, das man Stolz hat, ist, wenn man ihn nicht erträgt; er ist wenigstens edler als Geldgeiz, darum hasse ihn an Andern nicht. — Erwarte nicht von Andern desto mehr, je mehr du bist, sondern denke, daß sie desto mehr von dir zu erwarten haben u. s. w.

Diese Veranlassung führte ihn zunächst aber auch auf die Selbstbetrachtung über die möglichen moralischen

Hindernisse in ihm, welche etwa in der Gegenwart oder in der Zukunft sein freundliches und für ihn geistig wie äußerlich vortheilhaftes Verhältniß zu den Menschen erschweren könnten: und dies veranlaßte ihn zu einer andern Reihe von Betrachtungen, moralischen und practischen Lebensregeln, die er eben so an sich selbst richtete. So finden wir in diesem Andachtsbüchlein noch eine Menge Regeln gegen den Zorn und für das nothwendige gesellschaftliche Benehmen. Wir heben einige heraus:

Der Zornige fesselt sich, seine Freuden, seine Tugenden und Ruhe an die Willkür eines Jeden. — Der Sieg über den Zorn giebt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Siegs, und hebt das Uebel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln. — Eben dann, wenn der Andere die Bosheit übertreibt, fühlt er mitleidig sein Unrecht. — Das verstärkt den Zorn, daß man den Andern von seinem Unrecht zu überführen sucht, weil man deshalb die schlimmere Seite desselben und alle ihn anklagenden Gründe lebhafter denken muß: — Sei in Gesellschaft zugleich stolzer und liebender. — Sprich nicht sogleich viel, wenn du eintrittst, und nicht schnell. — Gieb deinem Drange nach gewissen Warumfragen in Gesellschaft nicht nach, sondern erwarte die günstige Minute. — Meide geselliges Verläumden. — Versprich nicht und biete dich nicht unnöthig an und nicht so, daß du es bereuest. —

Dieses „Andachtsbüchlein" kann man außerdem aber für die ersten Anfänge und die Embryonen zu den späteren psychologischen Romanen und ernsten Schöpfungen betrachten; in ihm ergoß sich zuerst, getrennt von den

Satyren, der Ernst und die Liebe bedürftige Seele des Dichters; in ihm faßte er zuerst das hohe würdige Ziel in's Auge, nach welchem es ihn drängte; in ihm fing er zuerst an, seine eigene Seele zu zergliedern, in sich hineinzuschauen und die Seelenthätigkeit Anderer beobachtend zu verfolgen. Fast die meisten dieser Sätze finden wir später als die Grundlage ganzer Werke oder doch der meisterhaftesten Scenen in denselben. So ist z. B. jenes Trostbüchlein auch besonders ausgeführt in dem schönen Aufsatz: „Die Kunst, immer heiter zu sein," im Museum (siehe sämmtl. Werke 10te Lieferung 4r Bd.). Aber schon lange vorher entstanden aus den später immer weiter ausgeführten Bemühungen, den ärmlichsten und beschränktesten Lebensverhältnissen die Sonnenseite abzugewinnen, eine ganze Reihe seiner vorzüglichsten und originellsten Schöpfungen. Es entstand aus den Regeln gegen den Zorn und Haß jene wunderschöne Dichtung von der „Verwandlung des Ich in das Du," deren zu Grunde liegender Hauptsatz fast wörtlich in dem Andachtsbüchlein sich ausgesprochen findet, und wir werden darum noch sehr häufig auf dasselbe zurückkommen. Ganz besonders rührend erscheint aber in demselben eine Menge von Sätzen, die hauptsächlich zum Zweck haben, ihn mit immer größerer Menschenliebe zu durchheiligen. Es ist rührend, wie er gewissermaßen gefürchtet zu haben scheint, daß die beständige Beschäftigung mit den Satyren irgend nachtheiligen Einfluß auf sein Herz und seine Empfindungen je wirklich äußern könnte. Es war darum jenes „Andachtsbüchlein" eine willkommene Gelegenheit, gewissermaßen feierlich vor sich selbst dagegen zu protestiren;

denn es schien ihm besonders der Gedanke schmerzhaft, wegen seiner Satyren für kalt und theilnahmlos gehalten zu werden. Wir finden darüber eine merkwürdige Stelle aus einem Antwortschreiben an Meißner, welche uns auch darum unendlich wichtig erscheint, als sie zu gleicher Zeit einmal fest und deutlich ausspricht, was wir bisher ausführlich aus seinem Lebens- und Entwickelungsgange darzulegen strebten: daß nämlich die ganze Satyrenschriftstellerei ihm nur eine augenblicklich aufgedrungene und nichts weniger als die Bestimmung seines poetischen Lebens war. „Der offenherzige Ton," schreibt er, „dessen Sie mich würdigen, macht mir mehr Vergnügen als alles Lob, womit Sie mich aufmuntern; denn er beweist, daß Sie nicht Jedem, der oft mehr aus Nachahmerei als angeborner Neigung auf das Satyrisiren sich legt, ein zweideutiges Herz zutrauen. Wahrlich! könnte mich etwas meine geringe Geißel an die Wand zu hängen bewegen, so wäre es dies: daß der, so sie führt, kaum von denen nicht verkannt wird, die ihn kannten, ehe er sie in die Hand nahm; von allen andern hingegen für ein Wesen gehalten wird, das Galle statt des Blutes hat." —

Aber jenes Andachtsbüchlein wurde für ihn und für seinen späteren Entwickelungsgang auch noch auf andere Weise wichtig und folgenreich. Von dem Streben, gegen seinen Schmerz sich selbst Mittel zu verschreiben, war er auf die Regeln zur Vervollkommnung seines eigenen moralischen Zustandes und seines Benehmens, von da auf Lebensregeln oder auf eine gewisse Art von Lebenspolitik geführt worden. Da nun der Gedanke an sein Leben

immer mit dem an seine Arbeiten zusammenfiel, weil die letzteren als des erstern Hauptzweck erschienen: deshalb führten jene Lebensregeln von selbst zu Regeln für seine Arbeiten; und darum schließt sich auch das ganze Andachtsbuch mit dem schönen Satze: „Rechne die Vortheile eines verrinnenden Lebens für nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen dein ästhetisches Ideal bringt!“ In dem „Andachtsbüchlein“ waren zwar dieselben noch ganz allgemeiner Natur, wie z. B. „Nur ein Ding gar nicht, oder mit aller Anstrengung. — Verschiebe nichts auf die folgenden Stunden, denn in diesen wird dir es nicht leichter. — Denke immer und zweifle immer. — Fürchte nicht, einen Satz erwiesen zu finden, sondern liebe die Wahrheit“ ꝛc. ꝛc.; aber sie sind doch der erste Anfang zu den immer ausführlicheren und immer mehr in's Besondere gehenden merkwürdigen Arbeits- und Machregeln, von denen wir noch so oft zu sprechen Gelegenheit haben werden. Ferner auch sind zwar die Regeln in diesem „Andachtsbüchlein“ nicht so zahlreich, als daß sie nicht hätten zu jeder Stunde sehr schnell und bald übersehen werden können: aber sein merkwürdiges, sich immer mehr entwickelndes Bestreben, durchaus keine von seinen Reflexionen so wenig wie von seinen Excerpten verloren gehen zu lassen und dieselben sich immer und immer wieder zu vergegenwärtigen, gebar hier schon wieder Regeln über die Anwendung und die Benutzung dieser Regeln. So z. E.; „Brauche jedesmal eine andere Regel, z. B. gegen Zorn, aber nur in individuellem Falle, wo gerade ihre Anwendung nöthig ist;“ ferner: „Ich will allezeit die Regel gegen den Fehler durch-

lesen, den ich gerade begangen" u. s. w. Auch diesen ihm so eigenthümlichen Mitteln, die großen Schwierigkeiten, die er stets bei seinen größeren und zusammengesetzteren Schöpfungen finden mußte, zu überwinden, werden wir in immer größerer Ausdehnung begegnen, bis wir am Ende die „Vorschule der Aesthetik" daraus entstehen sehen.

Unterdeß war die Michaelismesse vorübergegangen; alle neuen Versuche bei den Buchhändlern waren wiederum gescheitert, und auch die von Meißner für ihn Angesprochenen hatten eine abschlägige Antwort gegeben: Breitkopf, weil er sich mit belletristischen Verlagsartikeln nicht befaßte, Dyk aber, weil er, selbst Schriftsteller und eifriger Uebersetzer, ausschließlich dem französischen Geschmacke huldigte und nur Werke der Art, sogar zum Nachtheil seines Geschäftes, drucken und verbreiten mochte. Jetzt mußte nun Richter die letzte Hoffnung, sich länger in Leipzig zu halten, aufgeben und zudem waren seine Schulden für ihn so bedeutend angewachsen, daß er gar keine Möglichkeit sah, deren mehrere zu machen. Jeden Mittag quälte ihn die Speisewirthin mit der immer und immer wiederholten Frage: „Nun, Herr Richter, ist denn das Geldschiff noch nicht angekommen?" Schon lange hatte das Abendbrot, das er auf seinen Spaziergängen verzehrte, in einem Buche, getrockneten Pflaumen und Brot bestanden, mit denen er weiter als jemals vor der versammelten schönen Welt in den Kuchengärten vorübergehen müssen, vor jenen Kuchengärten, die für seine Phantasie einen doppelten Reiz hatten weil er stets in Folge deshalb sehr lebhafter Kindheiterinnerungen Kuchen so gern genoß. Besonders aber wurde die Vorstellung von jenen Schulden, die er in der

seit dem März immer wieder von neuem aufgewachten Hoffnung gemacht: daß er sie sehr bald würde tilgen können, die aber nun bezahlen zu können er nirgends eine Möglichkeit sah — die Vorstellung von diesen Schulden wurde mit einem Male ein so großes Schreckbild, daß es die Einbildungskraft des Unerfahrnen mit Gefängniß und andern dergleichen schwarzen Bildern ängstigte, ihm den letzten Muth nahm und ihn wirklich aus Leipzig vertrieb.

Als Meißner's abschlägige Antwort eingetroffen war, befand er sich in solchen Umständen, daß er denselben sogar um das kleine Honorar für den Aufsatz bitten mußte, welcher für die Monatsschrift Meißner's angenommen war, um davon die Kosten seiner beabsichtigten Flucht bestreiten zu können. „Ich wußte," schreibt er, „daß Breitkopf und Dyk aus den angegebenen Gründen abschlagen würden und that doch meine Bitte. Allein so ist der Mensch — um nur einige Augenblicke die schwarze Seite des Glückes nicht im Gesicht haben zu dürfen, flüchtet er sich hinter die Hoffnung, heftet das feuchte Auge nur auf sie und gehet so lange hinter ihr her, bis sie verschwindet und er sich auf einmal vor den gefürchteten Schreckbildern stehen sieht. Ihrer Offenherzigkeit, die jetzo etwas Seltenes ist, glaube ich mich nur durch ihre Erwiederung würdig zu machen. Es stehe also denn da, was ich fast keinem Menschen ohne Bemäntelung sagen würde: ich bin arm, und bin es jetzt, da mir so viele unreife Hoffnungen zu Grunde gegangen, mehr als jemals und als vermuthlich künftighin. Ich muß daher trotz der Ueberwindung mit der man sich dem Schein der Uneigennützigkeit entzieht, zu bitten wagen: daß Sie

mir durch eine Anweisung so viel Lohn für meine Abhandlung möchten zukommen lassen, als Ihr Geschmack, der Debit Ihres Journals und andere Umstände, die ich nicht weiß, dafür etwa bestimmen mögen. Ich wünsche mir nichts, als eine Lage, die mir das zu sein erlaubte, von dem mich die jetzige das Gegentheil zu scheinen zwingt. Ich will Leipzig in acht Tagen verlassen; ich darf hoffen, Sie tragen dazu bei, daß ich es kann." —

Etwa drei Wochen später, am 12. November 1784, führte er diesen Entschluß wirklich aus; aber auf eine Weise, daß er sich daraus das einzige Abentheuer schuf, welches er in seiner Jugend erlebte. Er glaubte, wegen der halbjährigen Schuld an seinen Speisewirth, daß er heimlich entfliehen müsse, und zwar aus einer so großen Stadt, wie Leipzig, wo ihn doch kaum zehn Menschen kannten, verkleidet; ja er glaubte, unter einem falschen Namen bis nach Hof reisen zu müssen. Seine Phantasie malte ihm vor, daß er ein großes Wagestück beginge, und wirklich mochte auch die Wichtigkeit, die er dadurch in seinen Augen in diesem Moment seinem Leben gab, dazu beitragen, ihn mit einem Schritte zu befreunden, der eigentlich seiner sonst so strengen Geradheit zuwider scheinen durfte. Er glaubte sich hinlänglich unkenntlich, wenn er sich einen falschen Zopf anbände, einen Hut aufsetze; und so schritt er, nachdem Oerthel den gepackten Koffer in der Dämmerung vor's Thor getragen hatte, furchtsam durch das Thor Jenem nach, um den vorüberfahrenden Postwagen abzuwarten. Von der, aus seinem so ganz unerfahrenen und kindlichen Sinne herrührenden, Vorstellung: daß er etwas Außerordentliches begehe, be-

täubt, hatte er ganz und gar vergessen, daß er bisher ja täglich in seinem gewöhnlichen Costüme vor das Thor spazieren gegangen war, und war fest überzeugt, Jedermann müsse ihm diesmal ansehen, daß er fliehen wolle. — Es beweist nichts mehr die pedantische Aengstlichkeit Otto's, als daß er bei Erzählung vom Abgange Jean Paul's aus Leipzig diesen ganzen Vorfall verschweigt, aus Furcht, ein übles Licht dadurch auf den verklärten Freund zu werfen. — Und doch that dieser nichts anderes, als daß er Unannehmlichkeiten aus dem Wege ging, denen abzuhelfen außer seiner Macht stand. Daß er aus Leipzig floh, statt von Leipzig abzureisen, lag eben in einer Unerfahrenheit und einer Unschuld, die unendlich mehr charakterisirend ist, als eine Menge kleiner Vorfälle, die, weil sie zu ihrer Zeit vielbesprochene Höfer Stadtgeschichten waren, mit großer Breite von Otto erzählt werden. Und doch war ferner diese Leipziger Flucht einer jener Vorfälle aus Jean Paul's Leben, die in seinem Hause am öftersten erzählt und besprochen wurden; eine Begebenheit, die alle seine Kinder mit der größten Freude mittheilten, theils jener komischen Naivität des Fliehenden halber, theils weil sie am meisten die erste Armuth und die widrigen Schicksale des so hoch gestiegenen Hausvaters mahlte; und die älteste Tochter Jean Paul's, die mit Schmerzen die Auslassung jenes Vorfalls bei Otto vermißt haben mußte, eines Vorfalls, den sie ihren Vater so oft den Kindern erzählen gehört, von dem sie wußte, was er ihm in der Erinnerung immer gegolten hatte — diese Tochter zeigte sich eben dadurch als die seinige, als sie sogleich nach Otto's Tode in dem folgenden Hefte der Materialiensammlung ihn in Form

einer von ihr selbst herrührenden Mittheilung nachtragen ließ.

Auf diese Weise führte Friedrich Richter in dem von ihm immer als unheimlich gehaßten Novembermonate der Postwagen aus einem Orte, in welchem er fast den wichtigsten Abschnitt seines Lebens durchlebt hatte. Denn es waren ihm hier die ersten Seelenfreuden und die ersten Hoffnungen erfüllt und wiederum zertrümmert worden, hier hatte sich ihm das Schicksal seines ganzen Lebens entschieden, und von diesem Orte riß er deshalb so schmerzlich und schwer sich los, weil er in ihm Freuden glaubte, deren irgend theilhaftig zu werden sein trübes Geschick ihm nicht gestattet hatte. Sie schien ihm das Schicksal nur in der Ferne gezeigt zu haben, gleichsam um ihn hernach nur um so gewaltsamer von denselben zurückzustoßen und mit um so heißerer Sehnsucht in die dürftige Höfer Einsamkeit wieder hinauf zu drängen.

Siebentes Kapitel.

Des Dichters sechsjährige Quarantaine in Hof und Töpen von 1784 bis 1789; Erscheinen der Teufelspapiere; zweite Rückkehr nach Hof.

Wir finden Paul Richter am 16. November 1784 in der Wohnung seiner Mutter in Hof, wie er an Oerthel nach Leipzig dessen Mantel zurückschickt, in welchem er sich unterwegs gewärmt. Wir finden ihn, da seine Mutter jetzt bereits ihr letztes Haus verkauft, wie er in einer und derselben Stube mit ihr und mehreren Brüdern zusammen seinen Schreibtisch aufschlägt, und in dieser Lage von neuem einer bessern Zukunft entgegensieht. Man kann denken, wie ihm hier die nächste Vergangenheit, so dürftig sie gewesen, als eine ungemein prächtige und glänzende erschienen sein mag; dort hatte er sein eigenes Stübchen gehabt in den „drei Rosen," und aus dessen Fenster nach der vornehmen Welt in einer gewühlvollen Stadt geschaut, hatte bei dem Traiteur regelmäßig ein reichliches Mittagessen gefunden und hatte im schlimmsten Falle nur mit seiner eigenen Noth zu kämpfen gehabt. Aber hier hatte er jede Stunde seine verarmende Familie und seine Schmerz duldende Mutter seine immer mehr sinkenden Brüder vor

Augen, und, wenn er den Blick zum Fenster hinauswarf, fast nur eine einzige todte lange Straße in einer schwärzlichen, von einer düstern und steinigen Hügelgegend umgebenen kleinen Stadt vor sich. Zugleich war die Armuth der Familie jetzt so groß geworden, daß wirklich mit dem Mangel an den ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnissen gekämpft werden mußte. Es ist dies die Periode, auf welche Jean Paul selbst in jenen ersten selbstbiographischen Kapiteln vornehmlich verwies, als er vorher verkündete: „daß in den Vorlesungen über das Leben seines Helden das Hungern immer stärker vorkommen würde." Eine Stelle in seinen späteren Notaten klagt: „daß es ihm in seinem Gefängniß zu Hof schlimmer gegangen sei, als einem Baugefangenen bei Wasser und Brot, da er nur das erstere gehabt habe." Der Verfasser aber erinnert sich besonders, wie der Dichter in seinem späteren Alter mit der größten Lust von seinem vollbesetzten Tische den grünen Staudensalat sich auswählte, um ihn mit trockenem Brote zu genießen, wobei er kein Mal unterließ, uns darauf aufmerksam zu machen: daß er dies darum so liebe, weil Salat und Brot in jenen Jahren die Hauptspeise der Familie gewesen sei. „Wenn uns einmal ein Gulden in's Haus kam," setzte er dann wohl hinzu, „so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen." — So haben wir auch einen Brief von ihm an Oerthel, als dieser auf sein väterliches Gut Töpen von Leipzig aus gegangen war, in welchem er diesem meldet: „daß, weil er den Kaffee zu seinen Arbeiten nicht entbehren könne, ein Conventionsthaler aber, den er sich zu Ende des Frühlings mit Auf-

opferung verschafft gehabt, ein früher von Oerthel ihm geschenktes Pfund Kaffee und das Honorar für einen kleinen Aufsatz bereits vertrunken sei: er keinen andern Ausweg vor sich habe, als entweder ohne Feuer und wenig zu schreiben, oder ihn um einen Gulden zu bitten, so weh dies ihm auch thäte." Ein andermal verspricht er ihm zu kommen, „wenn er Stiefeln haben würde, die unentbehrlich seien, ein rechtschaffener Mensch möge sich nun bewegen oder zeigen wollen, und die er so wenig entrathen könne, als ein Paradiesvogel die Füße." Ein drittes Mal beschwört er ihn „seine Mutter, welche in der größten Noth sei, durch zwei oder drei Gulden herauszureißen." —

Trotz dem aber wurde der nunmehr bald zwei und zwanzigjährige Richter keinen Augenblick an seinem unabänderlich gewordenen Entschlusse irre, unbedingt dem, was er seit dem Druck des ersten Theils der Grönländischen Processe als seine Bestimmung erkannt, sich zu widmen, und keinen Augenblick verließ ihn die Hoffnung, daß er endlich durch alle Trübsale und durch jedes Dunkel durchbrechen werde. Stark mußte dieser Entschluß und groß jene Hoffnung sein, weil er die geliebte Mutter um sich her darben sehen konnte und dennoch nicht im entferntesten daran dachte, seine Kenntnisse oder sein Talent zu irgend einem andern Broterwerb zu benutzen, sondern daß er immer nur seinen Studien oblag, seine Satyren um- und ausarbeitete und seine Vorbereitungsbücher zu späteren Schöpfungen vermehrte. Bewundernswerth bleibt die Charakterstärke, mit welcher er, umgeben von dieser Armuth, umscharrt und umtobt von den übrigen Familien-

mitgliedern und von dem widrigen Gekreisch einer dürftigen Haushaltung, anhörend die täglichen Klagen über den Mangel an jedem geringsten Bedarf, den jeder Augenblick forderte: unerschütterlich seinem Ziele entgegenarbeitete. Es war der Zeitpunct gekommen, wo ihn seine Bestrebungen nach Erreichung des Ideales, das ihm vor die Seele zu treten anfing, in der That so ganz ausfüllten, daß er wirklich die meiste Zeit nicht im mindesten gestört wurde durch das, was um ihn vorging. Ja, er gewöhnte sich auch in dieser harten Prüfungsschule, sich seine Arbeiten und seine Seelenstimmung ganz von dem Unangenehmen, was in seiner Familie und um ihn her vorging, so getrennt zu halten, daß er dem Ununterrichteten fast hartherzig, theilnahmlos erscheinen mochte. Otto schildert diese glücklich von ihm sich angeeignete Gabe und die äußeren Anzeichen derselben. Er sagt: „daß auch in dieser für jeden Anderen gewiß höchst unglücklichen Lebensperiode ihm ein hohes Selbstvertrauen und eine Gemüthsruhe und jene Freudigkeit nicht gefehlt habe, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geistesrichtung nach dem Höchsten gewähren könne. Durch sie wäre es ihm möglich gewesen, alle Gedanken, die sich auf die unwillkommenen Aeußerlichkeiten des menschlichen Lebens bezögen, mit Blitzesschnelle abzuschneiden, und alle Noth, in der er war und die ihn täglich umgab, als sei sie nicht da oder nie da gewesen, zu vergessen; wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ideengang, den er zu beseitigen sich bestrebt, gleichsam ab- und hinweggestreift habe." —

Uebrigens war er von neuem an die Bibliothek des

Pfarrers Vogel gewiesen, in Bezug auf die Hülfsmittel für Fortsetzung seiner Studien wie auf die Anfüllung seiner Excerpte. Besonders die letzteren suchte er um so fleissiger zu vermehren, je größer ihm der Nutzen derselben, ja ihre Unentbehrlichkeit für ihn bei Gelegenheit der „Grönländischen Processe" und seiner ganzen satyrischen Schriftstellerei, sogar in Leipzig, einer Stadt erschienen war, in welcher er so vielen lebendigen Stoff vorzufinden gehofft. An denselben Freund, den er im Uebermuth seiner Hoffnungen so kurz behandelt und verlassen hatte, als er im damaligen Culminationspuncte seines Schriftstellerglückes dem Druck des zweiten Theiles seiner Grönländischen Processe nach Leipzig entgegengereist war, schrieb er darum am ersten Tage seiner Rückkunft nach Hof, bat ihn sogleich um neue Bücher, und erklärte ihm darauf, als Vogel fast mit Jubel seine Ankunft begrüßt hatte: wie dessen Bibliothek jetzt wieder seine Academie sei und daß er obendrein die Collegien, welche er bei seinen Büchern höre, gratis bekäme. Für Vogel aber war die Daherkunft des von ihm so sehr geachteten jungen Freundes mehr als je erwünscht. Er war nämlich selbst so eben mit der Herausgabe eines eigenen Buches beschäftigt, und erwartete dafür von Richter's Geschmack und kritischem Urtheil sehr wesentliche Beihülfe. Das Werkchen, aus verschiedenen Abhandlungen über theologische Gegenstände, in gesundem, allgemeinem und philosophisch-witzigem Geiste abgefaßt, sollte zu Ostern 1785 unter dem Titel: Raffinerieen, erscheinen. Dies gab von neuem zu einem noch freundlicheren und gegenseitig hülfreichen Verkehr zwischen Beiden Veranlassung, welcher

allerdings manches beitrug, den Gedrückten zu erheitern. Rehau war nur zwei Stunden von Hof entfernt, und Richter befand sich daher sehr häufig in Vogel's Hause; und seine Lage war so, daß er sogar der freundlichen Gattin des Pfarrers immer dafür dankbar bleiben mußte, daß sie seinen Körper, der wohl unter schlechter Nahrung zu Hause physisch leiden konnte, bei solchen Gelegenheiten nährte und erquickte. Aber auch auf andere Weise wurde Vogel oft der Schutzengel unseres Dichters und der darbenden Familie desselben. So manchmal ließ er eine, wenn auch immer nur vorübergehende und augenblickliche, Geldhülfe auf die Bitten Paul's verabfolgen.

So schwer es ihm auch werden mußte, so ließ er doch keinen Weg unversucht, von Hof aus auf die früher angegebene Weise sich bald an Buchhändler, bald an bedeutende Männer mit seinen Manuscripten zu wenden. Im ersten Jahre auch wurde ihm die Freude und Erleichterung, daß er von Zeit zu Zeit mindestens an irgend etwas seine Hoffnung knüpfen konnte. So wiegte er sich einmal im ersten halben Jahre sogar mit der Hoffnung, zwei Verleger zu gleicher Zeit zu erhalten, und, da er Satyren genug ausgearbeitet hatte, zwei Bände derselben zu gleicher Zeit hervorgehen zu sehen. Denn in Leipzig hatte sich der Leihbibliothekar, dem er ebenfalls zwölf Thaler schuldig geblieben, ein Manuscript unterzubringen erboten, und um Ostern 1785 herum machte ihm auch der Buchhändler Prückner in Hof Versprechungen, einen ganzen Quartband Satyren — denn zu diesem merkwürdigen Format für kleine Aufsätze hatte Richter eine besondere Vorliebe — nach Anschaffung neuer Lettern

drucken zu lassen. Aber es dauerte nicht lange, um ihn aus seinen Hoffnungsträumen abermals zu erwecken. Er war endlich froh, als er sein Manuscript von dem Leihbibliothekar, den er in seinem jetzigen durch sein Mißgeschick hervorgerufenen Mißtrauen in Verdacht hatte, als wolle derselbe ihm dasselbe als Unterpfand für seine Schuld behalten, wieder zurück bekam; auf der andern Seite mußte er sehr bald erfahren, daß auch der Höfer Buchhändler ihn nur mit ganz leeren Versprechungen hingehalten.

Unterdessen überraschte ihn, seine Noth zu vermehren, in der Mitte des Monats Juli sein Speisewirth, dem er mit Hülfe des angesetzten Zopfes entflohen war, in eigener Person, um sich als Mahnbrief bei ihm zu präsentiren. Die große Verlegenheit, in die Richter durch diese Erscheinung versetzt wurde, da er unmöglich dem Mann, welcher zu Fuß gekommen war, den mühsamen Weg völlig vergeblich machen und ihn sogar ohne Geld zur Rückkehr lassen konnte: diese Verlegenheit zwang ihn, sich an die einzigen Menschen in Hof zu wenden, „von denen er Hülfe, oder daß sie wenigstens mit dem Abschlagen solcher Bitte nicht Unannehmlichkeiten verknüpfen würden, erwarten konnte. Dies waren die beiden Brüder Otto, Söhne des dortigen Vesperpredigers, welche von nun an mit immer steigender Theilnahme sich an ihn anschlossen. Besonders trat der jüngste von ihnen, Christian, nach dem Tode von Hermann und von Oerthel, als der einzige übrige Altersgenosse, welcher in Hof Sinn für Richter's Wesen hatte, mit ihm in das innigste Verhältniß und erbte von diesem fast ausschließlich die ganze große

Summe freundschaftlicher Liebe, deren Jean Paul fähig war. Beide Brüder trugen nach Vermögen zur Abzahlung an den Speisewirth bei, und dieser ging daher mit einer ansehnlichen Summe wieder zurück. Da er aber von dem arglosen Paul nicht einmal um Angabe der schuldigen Summe, geschweige um Rechnungsablegung angegangen wurde: so faßte derselbe den unverschämten Entschluß, seinen gutmüthigen und unerfahrnen Schuldner so lange als möglich auszupressen; er wiederholte daher seine persönlichen Besuche so oft, daß Richter fast bei jedem schönen Tage mit Schrecken seiner Ankunft entgegensah, der Mann aber dennoch wohl zwei bis drei Male seine Bezahlung erhielt, und endlich jener nur durch die Vermittelung der beiden Juristen Otto von diesem Ungethüm befreit wurde. Wiewohl Otto aus allzupedantischer Delikatesse, die auch von den übrigen Herausgebern der Materialien nachgeahmt wurde, uns den Namen dieses Quälgeistes, der so lange Zeit wie ein drückender Alp auf Jean Paul's Frohsinn und Seelenruhe gelastet, nur mit dem Anfangsbuchstaben W. bezeichnet: so haben sie doch glücklicherweise nicht daran gedacht, daß der Name der Speisewirthin, der in mehreren gedruckten Briefen stehen gelassen worden, den Namen ihres Mannes enthielte. Da derselbe ebenfalls in Jean Paul's Hause später eine der wenigen Personen aus der Geschichte seines früheren Lebens war, die von ihm und den Kindern oft in der Erinnerung heraufcitirt wurden, so nennen wir ihn hier; er hieß Weinert. Wir würden jedoch hierauf nicht so viel Gewicht legen, wenn wir nicht bei dieser Gelegenheit überhaupt darüber klagen müßten, daß eine übel verstan-

dene und übertriebene Delikatesse, welche nach ächt deutscher Weise ihrer eigenen Existenz halber um Verzeihung bitten möchte, in jenen Materialien die Namen einer Menge Personen vorenthielt, die in gutem oder in schlimmem Sinne großen Einfluß auf des Dichters Leben und seine Werke hatten; ja mehrere konnten auch von uns nicht alle errathen oder nachträglich in Erfahrung gebracht werden*).

Als nun jene Unternehmungen von neuem in Nichts zerrannen, wandte er sich wieder an berühmte Männer, in der Hoffnung, doch vielleicht einen zu finden, welcher in seinen Versuchen schon das zu entdecken vermöchte, was er einmal leisten zu können fest überzeugt war. Unter allen größeren Geistern der damaligen Zeit war keiner, dessen Schriften auf Richter's Herz wie auf seinen Verstand durch erhabene und alles Menschliche weit umfassende Gedanken wie durch den wunderlieblichen Fluß der Rede einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, als Johann Gottfried von Herder. Er fühlte zu Herder dasselbe unbegränzte und unbedingte Zutrauen, welches eine unendliche Menge Jünglinge später zu ihm selbst faßten. An ihn wandte er sich daher im Juli und sandte ihm ein Manuscript seiner Satyren, mit um so größerer Zuversicht, als er mit Freude die Satyre, die scharfe Ironie bemerkt hatte, welche auch in dieses Mannes früheren Schriften obgewaltet und die demselben so viele bittere Feindschaften

*) Diese zärtliche Schonung erstreckt sich sogar bis auf die ganze Stadt Hof, die selbst bei den Daten des gedruckten Briefwechsels zwischen Jean Paul und Otto nur mit drei Sternchen bezeichnet wurde, wie wohl diese gute Stadt mehrere hundert Male zu nennen war. —

zugezogen hatten. Darum erwartete er von Herder, der neben dem höchsten Ernste und der heiligsten Menschenliebe doch jene spitzigen Waffen zu führen nicht verschmähete, am ersten als ein ihm ähnliches und verwandtes Wesen erkannt zu werden. Der erste Brief, mit welchem er das Manuscript überschickte, ist nicht vorhanden; der zweite aber, in welchem er nach einem zweimonatlichen Stillschweigen Herders denselben wieder zu erinnern wagte, lautet also: „Wahrscheinlich haben Sie, edler Mann, gegen den ich nicht den Muth habe höflich zu sein, ungefähr vor zwei Monaten ein Manuscript erhalten. Rührt Ihr Stillschweigen auf die Bitte, ihm den Buchhändler Hartknoch zum Verleger zu verschaffen, von der weiten Entfernung des letzteren her, so verspricht mir dieses Stillschweigen eine günstige Antwort von Ihnen und von Hartknoch, und ich brauche zu diesem Briefe nichts hinzuzufügen, als was ich im vorigen vergessen, dies: daß ich nämlich das Manuscript noch nicht ganz geschickt, und zweitens: daß ich sehr arm bin." — Leider aber hatte er bis zum November abermals keine Antwort erhalten, und groß war sein moralischer Schreck, daß er sich diesen so hoch verehrten Mann als Menschen weniger groß wie in seinen Schriften denken müßte, weil derselbe aus Stolz oder Theilnahmlosigkeit einen Bittenden dergestalt vernachlässigt. Ueberhaupt einen Unterschied zwischen dem Menschen und seinen moralischen Erzeugnissen zu begreifen damals nicht im Stande, mahlte er diesen moralischen Schreck auf eine höchst merkwürdige Weise in einem dritten an Herder geschriebenen Briefe. „Mich kränket selbst," schreibt er, „jeder Brief, den ich in der

Furcht des Mißfallens an Sie schreiben muß. Ach! ich hoffte, mir durch mein Manuscript den Weg zu dem Manne zu bahnen, den ich so liebe und bewundere; und jetzt muß ich durch jedes Blatt, das ich seinetwegen ablasse, Sie noch mehr von mir abzuwenden fürchten! Aber was kann ich nun dafür, daß ich die Fortsetzung meines Fehlers nicht aufhalten kann? Denn ich muß Sie bitten, mir zu antworten, Falls Sie mein Manuscript gar nicht bekommen hätten, damit mir nicht durch die Länge der Zeit der Weg, es wieder aufzufinden, ganz versperrt werde — oder, Falls es Ihnen mißfallen hätte, damit ich es verbessere oder vernichte — oder, Falls Sie an dem Glücke desselben arbeiteten, damit ich Sie nicht mit einer undankbaren Aengstlichkeit beleidige und mich nicht damit quäle. Wäre meine Bitte zu zudringlich gewesen, so werden Sie mich doch nicht so hart durch ein längeres Stillschweigen und durch eine längere Verbalterrition bestrafen wollen! Mir that es allezeit wohl, wenn ich die Sonne mit einem menschlichen Gesicht im Kalender gemahlt sah; diese Art von Menschwerdung milderte ihren Glanz und brachte sie den Menschen näher. — — Aber Sie haben ja ein Menschenangesicht! und doch vielleicht auch für mich; ungeachtet man sonst dem Satyriker, dem man, weil man das Geschäft mit der Denkungsart vermengt, kein menschenliebendes Herz zutraut, immer mit einer Art von Kälte hilft — wie die Kinder, die mit Zähnen geboren werden, schwer Ammen bekommen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie meine Bitten nicht! Wenn Sie wüßten, wie Viel und wie Vieler Glück auf ihrer Erfüllung be-

ruht!" — Von Herder's endlicher Antwort in dieser Sache ist uns nichts bekannt, indem man nicht einmal Richter's Briefe den Namen des Empfängers hinzufügte, wahrscheinlich weil man glaubte, daß durch denselben ein Schein der Härte auf den großen Mann fallen würde und man dadurch die Hinterbliebenen desselben zu verletzen fürchtete. Als wenn Jean Paul selbst, bei all' seiner großen Menschenliebe, in jener Zeit, als auch er von ähnlichen Bittenden überstürmt wurde, nicht auch Menschen ohne Antwort hätte lassen müssen? Eine endliche Antwort aber muß Herder gegeben haben, weil Richter, wie wir später sehen werden, nach einigen Jahren ähnliche Zusendungen an Herder wiederholte. Aus dem Umstande jedoch, daß er alsdann ernste Aufsätze an ihn abschickte, läßt sich schließen, daß selbst Herder mit seiner so großen Empfänglichkeit für jede Gattung der Literatur und Kunst, für jede Eigenthümlichkeit, einzelner Männer wie ganzer Völker, für die der Vorzeit wie der Gegenwart, — daß selbst Herder, sage ich, jenen langen ironischen und satyrischen Aufsätzen keinen Geschmack hatte abgewinnen können; deshalb mag denn seine Antwort ablehnend ausgefallen sein, jedoch so, um ihm zu einer späteren Wiederholung seiner Bitte Muth zu geben. Denn bei der großen und innigen Freundschaft, die zwischen ihm und Hartknoch bestand, hätte es ihm nur ein einziges Wort gekostet, denselben zu jeder Verlagsunternehmung zu bewegen. Auf diese Weise aber wurde Richter für diesmal noch von Herder entfernt gehalten.

Hierher gehören auch noch die beiden Briefe, die er in dem Jahre 1786, jedoch ebenfalls vergeblich, an Wie-

land schrieb. Der erste vom 26. März lautete: „Lieber Merkur! selten wird Einer an Dich sehr gut geschrieben haben, der nicht vorher den comes natalis vor sich hingelegt; aus dem schöpft man den ganzen Brief an Dich, der aus lauter Anspielungen auf Deine mythologische Biographie gewählt sein muß. Da man sich gewöhnlich der Gunst dessen, mit dem man umgeht, dadurch bemächtigt, daß man seine Sitten nachahmt: so haben die größten Autoren geglaubt, Dich durch eine ähnliche Nachahmung bestechen zu können, und hofften sich die Liebe des Gottes der Beredtsamkeit zu erschmeicheln, wenn sie offenbar beredt an ihn schrieben. Ich lasse das; denn Du warst wohl fähig, in Deiner Jugend vor vielen hundert Jahren, und zum zweiten Male vor einigen Jahren, der Venus den kostbaren Gürtel zu stehlen: allein es scheint, daß ich nicht im Stande bin zu stehlen. In der That! es ist äußerst schlimm, daß Du aufgehört, der Postbote aller Götter zu sein und nur von Apollo und den Musen noch Bestellungen annimmst: sonst zwänge ich Dich sicher, diese in die Welt zu tragen. Da man indessen sehr gut aus einer Allegorie in die andere kommen kann, so sage ich es noch, daß ich es dem, der die Seelen sowohl in die Hölle als in diese Welt zu führen vermocht, überlasse wohin er diese senden will: ob mit der nächsten Post zu mir, oder zum Publicum. Ungemein selten kommt ein Unglück allein; wenn Du z. B. jetzt Dich mit der Bekanntmachung dieser Aufsätze beladest, wird Dir nicht sofort ihr Verfasser die Aufnahme einer Satyre über Damen, die ihre Tugend besiegen lassen wollen — ohne Bedenken zumuthen? Ich wollte darauf wetten. Ich habe

noch eine Bitte an Dich; denn ich bin sehr arm. Aber diese ist klein. — Es wäre sonderbar, wenn ich mich nennen wollte." Der zweite ist vom 16. Mai, mit welchem er wahrscheinlich den angekündigten Aufsatz dem ersten nachschickte: „Beifolgender Aufsatz wollte in den deutschen Merkur hinein, und war, wie ich glaube, völlig darauf aus. Himmel! warum müssen denn folgende zwei Dinge in die Welt? und war es denn auf keine Weise anders zu machen? ich meine: warum muß ein Mann, der keine Schmeichelei mehr besorgen darf, mit einem elenden Frachtzeddel behelligt werden! und zweitens: warum bin ich denn nicht unglaublich viel mehr! denn ich könnte dann doch dem Herzen Luft machen, und hätte den Muth, mehr zu bewundern."

Es mag auffällig erscheinen, daß er zu gleicher Zeit zweien Männern so verschiedener Art, als Wieland und Herder, bekannt zu werden und sie für sich zu interessiren strebte; aber Beide waren ja damals in Weimar, und diese Stadt begann gerade jetzt, durch die Vereinigung der hervorragendsten Geister der Nation, der geistige Centralpunct des Vaterlandes zu werden. Wir finden, daß Richter, Leipzig mehr aus dem Gesicht verlierend, jetzt dorthin wie nach einem Sonnenherde sein Antlitz wandte, an den herantreten zu können er als das höchste Glück betrachtete. Wie sehr es ihm jetzt aber als höchstes Ziel seiner Pläne und Bestrebungen vor der Seele stand, einmal in Weimar an der Seite und wo möglich in der Mitte dieser Männer leben und wirken zu können und wie zugleich sein Selbstbewußtsein bereits hoch genug gestiegen war, um die Verwirklichung dieser Wünsche ihm

als wahrscheinlich hoffen zu lassen: beweisen mannichfache halb scherz= halb ernsthafte Wendungen, mit denen er diese seine Aussicht seinen Freunden zeigte. So liegt uns unter andern ein Brief dieser Art vor an Oerthel, der noch in Leipzig zurückgeblieben war und dort bereits sehr von Hypochondrie heimgesucht wurde. In demselben verheißt ihm Richter: daß, im Fall von Oerthel's früherem Tode, er dessen Briefe herausgeben werde; ja er fügt zugleich im Scherz die eventuelle Vorrede ausgearbeitet dazu, und anticipirte sich in derselben nicht nur als einen Beschützer unbekannter Schriftsteller, sondern datirte auch dieselbe von Weimar, freilich erst vom Jahre 1832, indem er auf eine rührende Weise durch das weite Hinausrücken dieses ersehnten Zeitpunctes, wo er eine solche Stellung einnehmen würde, die Möglichkeit einer vom Schicksal ihm aufgebürdeten noch sehr verlängerten Dauer seiner trostlosen Candidatur und Quarantaine andeutete.

Die Sehnsucht nach anderen Orten und anderen Menschen ward auch noch durch verschiedene äußere Umstände genährt und gesteigert. Es ist schon früher erwähnt worden, wie Richter in Hof von der kleinstädtischen Welt bitter gehaßt und verfolgt wurde, theils wegen seiner angeblichen atheistischen Religionsgrundsätze, theils wegen seines ungewöhnlichen, von allen Anderen abweichenden und den Leuten unbegreiflichen Lebens und Treibens, theils und besonders wegen seiner noch immer nicht abgelegten Tracht. Dies geschah besonders in dieser Periode. Man suchte ihn daher selbst mit seinen Freunden zu entzweien, indem man denselben allerhand verschiedene Aeußerungen Richter's entstellt und verdreht hinterbrachte. Uebrigens

gab er durch seine Liebe zum Scherz und zur Satyre auch hie und da Vorwände dazu: denn er ließ im Umgang eben so wenig eine Gelegenheit, dieselben zu üben, ungenutzt vorübergehen, als er jede neue Kenntniß, die er sich erwarb, nur in ihrer Anwendbarkeit für seine witzige Schriftstellerei betrachtete. Nicht nur sein Auge gewöhnte sich dadurch, die Dinge von der komischen Seite zu sehen, sondern seine witzige Metaphernsprache war, wie früher aus den Büchern in die Briefe, so jetzt aus den letzteren in die Rede übergegangen; wie er denn von dieser Zeit an bis an sein Lebensende auf keine andere Weise über die allergewöhnlichsten Dinge sprechen konnte. So gab er wider Willen einmal seinen verehrten Freund Vogel dem Gelächter der ganzen Umgegend preiß. Man hatte ihm berichtet, daß das Reitpferd desselben, ein äußerst mageres Thier, gestorben sei, und Richter glaubte nunmehr allen seinen launigen Einfällen, die er früher über dies Thier gehabt, den Zügel schießen lassen zu können. „Was das verreckte Pferd in Rehau anlangt," schrieb er den Bekannten umher, „so solle man sich mehr darüber freuen als grämen, daß es endlich aus diesem Jammerthale abgeschieden und von seinen Schmerzen, seiner Magerkeit und seinem Reiter erlößt sei. In der That habe er es nie ansehen können ohne zu bedenken, daß es dessen eigenes Trauer- und Klagepferd wäre; nun erwarte es die Freude in der Ewigkeit, habe weder Hunger noch Durst, und denke vernünftig genug. Eben so glücklich sei der Herr Pfarrer selbst, der nun auf keinem Folterpferde — die Römer peinigten ihre Sclaven auf einem hölzernen Gaul — und Steckenpferde mehr sitze." Auf ähnliche Weise

hatte er sich wiederholt mündlich darüber ausgelassen. Und des Pfarrers Vogel Empfindlichkeit ward daher auf eine sehr harte Probe gestellt, als derselbe auf dem verspotteten Pferde, dessen Tod erdichtet gewesen, in der Gegend erschien, und die Scherzreden Richter's auf sein und seines Thieres Kosten vernehmen mußte. Weniger glücklich war er jedoch bei anderen Befreundeten, die ihn weniger kannten und verstanden als Vogel, der natürlich leicht zu besänftigen war. Wenn wir z. B. anführen, daß einer seiner Schwarzenbacher Freunde, bei welchem er im December 1785 mehrere Wochen zugebracht, und der ebenfalls über einen Einfall heftig erzürnt worden war, unter andern Bitterkeiten ihm schrieb: „daß, wenn er (der Freund) etwa noch einige bittere Ausdrücke gegen ihn vergessen haben sollte, Richter ihm den Gefallen thun möge, sie selber zu ergänzen; denn er wolle hoffen, daß Richter als einer, der sich in der Verhöhnung nicht wenig übe, schon so viel Stachelreden zu den seinigen hinzuzusetzen verstehen werde, daß es ihn etwa stark genug verwunde" — so zeigt uns diese einzige Stelle auf das deutlichste Richter's damalige Weise, wie den schweren Stand, den er, selbst den wenigen Gebildeten in seiner Umgebung gegenüber, dadurch hatte. Seine Menschenliebe aber und seine Herzlichkeit und den Kummer über ein solches Mißverstehen zeigen die noch vorliegenden Briefe, in welchen er jene Bekannten um Vergebung dieser unwillkürlichen Beleidigungen bittet, auf das rührendste. Ein weniger liebevolles Gemüth und ein weniger das Rein-Menschliche so überschauender und nicht so unaufhörlich sich im Erdulden menschlicher Schwachheiten und Fehler

übender, die entschuldigenden Gründe der letzteren nicht immer sich so vorhaltender, und endlich sich mit seinem Sein in das Anderer nicht so hineindenkender Geist würde durch solche Erfahrungen verhärtet, sich mit dem verletzten Selbstgefühl ganz in sich zurückgezogen haben und vielleicht ein Menschenhasser geworden sein. Denn die Verläumdung blieb bei obigen Versuchen nicht stehen; sie schob ihm sogar nicht bloß muthwillige, sondern selbst seiner unwürdige Aeußerungen unter. Zu einem zweiten Bande von Vogel's „Raffinerieen," der später unter dem Titel „Mixturen" herauskam, hatten sowohl Richter, als der Pfarrer Völkel zu Beiträgen sich vereinigt, und ersterer einige Aufsätze geliefert, auf welche wir in Zukunft noch zu sprechen kommen werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er im Mai 1786 von Vogel folgenden Brief erhielt: „Man erzählt mir, Sie sagten aller Welt in Hof, daß Sie erstens zu Rehau die Raffinerien hätten machen müssen, und daß Sie zweitens noch keinen Heller für Ihre Arbeit von mir bekommen hätten und auch je zu bekommen hoffen könnten. Das Letzte könnte sich fügen; aber ob sich das Erste je gefügt hat, daran zweifle ich so lange, als ich Sie meinen Freund nennen werde, das heißt: immer und ewig. Sie brauchen Sich deshalb auch gar nicht zu verantworten oder den Erzähler zu widerlegen."

Sein Aeußeres und die Meinung, in welcher er dort stand, hielten ihn auch fern von dem, was selbst in Hof doch auch an höherer, geselliger und wissenschaftlicher Bildung sich vorfand. Wir müssen bei dieser Gelegenheit an die damaligen öffentlichen und politischen Verhältnisse von

Jean Paul's Geburtsprovinz erinnern; sie erklären zumal Vieles in einigen von seinen am berühmtesten gewordenen Werken. Die Landschaften Anspach und Baireuth waren damals noch für sich bestehende Fürstenthümer, gehörig der Fränkischen Linie des Hauses Zollern, und zwar um diese Zeit regiert von dem letzten kinderlosen Spross dieser Linie, dem Markgrafen Alexander, der bald in Anspach residirte, bald in Baireuth. In den letzteren Jahren der Regierung dieses Markgrafen, der im Jahre 1791 starb, worauf die beiden Fürstenthümer an die preußische Linie Hohenzollern fielen, wurde das Fürstenthum Baireuth, zu welchem Hof gehörte, durch den Landeshauptmann von Weitersheim als Gouverneur verwaltet. Otto berichtet, daß Hof gerade damals durch den Einfluß dieses — wie er ihn nennt — geistreichen Staatsmannes und derer, die ihm zunächst standen, einen Glanzpunct, wie nie zuvor und nie nachher, gehabt habe. Trotz dem, daß Richter nach dem Umgang mit äußerlich hochstehenden Männern begierig verlangte, trotz dem, daß er den Landeshauptmann so achtete, um in einem späteren Tagebuche sich aufzuzeichnen, wenn ihm die Gunst des Zufalls ein Gespräch mit demselben verschafft hatte: so blieb er dennoch abgesondert von diesen wenigen, die sich in der kleinen Stadt durch Bildung und höhere gesellige Stellung auszeichneten; ja, er erfuhr kaum etwas von ihren nicht unbedeutenden Büchersammlungen, und blieb mithin auch von dem Gebrauch derselben ausgeschlossen. Anführen müssen wir dabei auch die Bemerkung Otto's: daß, außer den bereits geschilderten Verhältnissen, daran auch noch besonders der französische Geschmack Schuld gewesen sei,

dem diese Männer gehuldigt, und von welchem sie Richtern, als einen lauten Verehrer der englischen Satyriker und Komiker, für einen Antagonisten angesehen hätten. Hier sieht man, wie es dem Dichter so nahe lag, bei der späteren Schilderung seiner Höfe und Hofleute diese französirende Weise so scharf zu betonen. Aber wenn er auch dem nähern Umgang mit diesen Staatspersonen fremd bleiben mußte, so weiß man doch, wie ein kleiner Hof seinem Ländchen sehr vertraut und bekannt wird, wie alle Verhältnisse desselben Gegenstände des allgemeinen Gesprächs werden. Der des Markgrafen Alexander mußte besonders um diese Zeit um so größere Aufmerksamkeit bei seinen Unterthanen erregen, als das Ungewisse der Erbfolge Hof wie Land in mannichfacher Spannung erhielt. Die verschwenderische und despotische Regierungsweise jener Markgrafen, welche mit Hessen die Schmach theilten, ihre Unterthanen zur Unterdrückung der Amerikanischen Freiheit verkauft zu haben, verursachte nothwendig viele Kritik im Lande. Alles dies gab Richter mannichfachen Stoff zur Einsammlung für seine Satyren, und er trug jeden Zug, der ihm darüber zu Ohren kam, mit wahrer Herzensfreude in seine Zellen für künftigen Verbrauch ein. Wir heben einen derselben heraus. „Ich komme," schreibt er an Oerthel, „von der Freundschaft nach einer bekannten poetischen Figur auf die Hofleute, und erzähle Dir eine schöne Anecdote von einem. Unter den vorigen Markgrafen war einmal ein Hofmann, der hatte einen schönen Hund. Der schöne Hund war einmal mit dem Markgrafen und seinem Herrn und vielen Hofleuten in einem Zimmer und ließ seinen Urin an's Bein

des gedachten Markgrafen. Die ganze stehende Armee desselben fiel jetzt mit Waffen über den Hund her; besonders that sich unter denen, die ihn hinausprügelten, sein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes, und sein Herr hielt an die Anwesenden folgende Rede: Wenn ich je etwas gethan habe, was eines ächten Hofmannes nicht ganz unwürdig ist, so war es jetzt. Der Hund, den wir mit einander hinausprügelten, ist mein; ich habe kein Weib, kein Kind, keinen Freund: aber den Hund habe ich statt deß Allem, und lieb' ihn. Sehen Sie indeß: da der Hund in die Ungnade meines Fürsten fiel, so kannte ich ihn nicht mehr und schlug ihn mit." —

Trotz aller dieser Freude über die durch gefällige Verhältnisse ihm aus dem frischen Leben selbst werdenden Ausbeute und trotz seiner Sehnsucht danach, mochte Richter dennoch immer noch nicht derselben die unwesentliche Opposition in seiner Kleidung opfern. Denn er entbehrte immer noch einer großen und mächtigen Gefühlsanregung, die ihn aus der empfindungskühlen, trotzigen Freiheit und der Unbeschränktheit in Allem liebenden Epoche des Witzes, aus der Saturnalienzeit seines Lebens, heraus gerissen hätte. Sein Arbeiten nämlich, das er sogleich nach seiner Rückkunft in Hof fortgesetzt hatte, bestand nicht im Schaffen neuer satyrischer Aufsätze, wie wir bereits vorläufig erwähnten: sondern im Umarbeiten und Verbessern jener schon in Leipzig fertig gemachten Manuscripte. Bei diesem Umarbeiten hielt er sich immer streng an jene oft schon erwähnte und namentlich von Weiße ihm eingeschärfte Regel: allen Arbeiten das Gepräge einer richtige-

ren, d. h. mehr scheinernsten, Ironie zu geben; wiewohl dieselben freilich dadurch nicht lebendiger, sondern, man könnte fast sagen: gezwungener, wurden — etwas, was außer ihm fremd lag. Im Allgemeinen war ihm diese Arbeit höchst verdrießlich, und er beschwert sich oft gegen Oerthel nach Leipzig: „daß er an der Hundearbeit des Brütens, ihm so sehr viel mißlicher als die des Legens, schon neun Monate lang zubringe." In seinen Briefen und andern gelegentlichen nicht für den Druck bestimmten Arbeiten ist auch ein weit frischerer und sprudelnderer Scherz, als in den meisten dieser. Während er daher auch die Ausarbeitung der Manuscripte gewissermaßen als eine Frohnarbeit betrieb, ergriff er mit Freude jede andere Gelegenheit, seinen Freunden scherzhafte und heitere Briefe und Gelegenheitsaufsätze zu schreiben. So haben wir vor uns eine Vorrede zu einer Höfer Festtagszeitung für die Gebrüder Otto, voller Witz und Laune. Eine Ausnahme machten aber einige Aufsätze in der herauszugebenden Satyrensammlung, die er mit einem wahrhaften Seelenvergnügen arbeitete, besonders der, welchen man unter dem Titel: „Habermann's große Tour um die Welt" als die erste Nummer in den später herausgegebenen „Teufelspapieren" findet, und von dem er mehrere Jahre nachher noch sagte: „daß es ein solches Vergnügen, womit er denselben gemacht, schwerlich mehr gäbe, indem er dabei das rechte Bein am arctischen Pol, und das linke am antiarctischen gehabt habe." Es war nämlich die unendliche Weite des Blicks, gewissermaßen über die ganze Welt, welche ihn so sehr erhob, und der Umstand, daß er, dem Plane des Aufsatzes gemäß, im beständigen unmotivirten Wechsel

alle Gegenden, Sitten, Verhältnisse rc. berühren und die verschiedenartigsten Materien aus seinen Excerpten dazu schöpfen konnte, machte ihm diese Aufgabe heiter und leicht, und es begreift sich, warum er noch einige Jahre nachher es als die größte Wonne sich vorstellte, denselben Gegenstand noch einmal mit neuen Materialien zu bearbeiten. Der große Fortschritt aber überhaupt, den er in der Gestaltung seiner Schöpfungen zu machen anfing, war der: daß er nach und nach immer mehr seine witzigen Gedanken über einen Gegenstand in erzählende Form, Fabeln oder weiter ausgesponnenen lebendigen Allegorien, einzukleiden suchte. Meist findet sich diese Neigung jedoch, dieses zu Gestalten bilden Wollen, in den Gelegenheitarbeiten. Es war aber die allereinfachste Art und die niedrigste Stufe der Dramatisirung, indem er sich selbst als einen, der dies oder jenes gesehen oder gesprochen oder von diesem oder jenem Zeuge gewesen, einführte, freilich in einer andern Weise, als in der Manier der damaligen Nachahmer Sterne's, welche ein häufiges: „sagt' ich," anbrachten; eine Manier, die er selbst am Anfang jenes obenerwähnten Aufsatzes in den Teufelspapieren verspottet. In der neuen satyrischen Sammlung — und das unterscheidet sie ebenfalls sehr wesentlich von den Grönländischen Processen — findet sich nun diese durch Subjectivirung und durch Hineinziehung seines Ichs hervorgebrachte Belebung von Betrachtungen bereits nicht selten vor, und giebt ihnen darum einiges Colorit, welches dem trocknen ironischen Ernst gegenüber wohlthuend genug ist. Die „Tour Habermann's" ist ganz in dieser Subjectivität gehalten. Wie weit späterhin diese Manier Jean Paul

ausbildete, ist nur zu bekannt, und werden wir noch oft darauf, wie auf deren Gründe, zurückkommen. Außer der „Tour Habermann's" ist noch mit gleicher Liebe und Lebendigkeit das Vorwort zu den Satyren, die späterhin „Auswahl aus des Teufels Papieren" genannt wurden, gearbeitet, weil auch demselben eine aus seinen persönlichen Verhältnissen zu seinen neuen Arbeiten hervorgegangene Idee zum Grunde lag. Er trat in der neuen Sammlung hauptsächlich als ein in Swift's Geist Arbeitender auf, und es ist wohl nie genialer und geistreicher das Geständniß einer Art von Nachahmung eingekleidet worden, als in den Gedanken: „daß der Autor nur dadurch, weil er so spät zur Welt gekommen, bereits die geistreichsten Werke, die er vor seiner Geburt schon verfaßt, als Plagiate auf der Welt vorgefunden und sie eigentlich als die seinigen zu vindiciren habe." In Leipzig hatte er nur die Idee, in der Vorrede zu beweisen, daß er Swift selbst sei. Die neue Idee, welche aus dieser alten entstanden, bezeichnet daher genau die Art und Weise seiner Beschäftigungen in Hof. Aber zugleich benutzte er den bei weitem fruchtbareren zweiten Gedanken, auf eine äußerst zarte Weise seine Liebe für Herder an den Tag zu legen, indem er gerade dessen Werke für solche erklärt, die nur in einem höhern ätherischen Vaterlande hätten gezeugt und geboren werden können. Als ein Beispiel jener oben angegebenen Belebung durch ausgesponnene Allegorien, verbunden mit dem Hineinziehen seines Ich in dieselbe, verweisen wir auf den so kurzen als genialen Aufsatz: „Die Himmelfahrt der Gerechtigkeit" in den „Teufelspapieren;" es ist der dritte in dieser Sammlung.

Während Richter, so von allen Seiten nach dem Stübchen seiner Mutter zurückgewiesen, fast den ganzen Tag an seinem Schreib- und Lesepulte saß, konnte er nicht anders, als von dem ganzen kleinen Getreibe um ihm her beständig Notiz zu nehmen, hörte mit an alle Gespräche, alle Gedanken; den ganzen Ideenkreis, alle Vorurtheile, alle Eigenthümlichkeiten von Frauen, auf der Erziehungs- und Bildungsstufe wie seine Mutter, eine Tuchmacherstochter aus einer kleinen Stadt, und der sie besuchenden Bekannten. Er sah um sich den Werth und die Bedeutung der kleinsten Dinge und Geräthschaften des Lebens, sah an sich vorübergehen die Leiden und Freuden solcher Lebenszustände und ihrer Theilhaber; die umständlichste Chronik der Stadt Hof konnte seinen Ohren eben so wenig entgehen — genug! er sah jetzt das ganze menschliche Leben nur in Tennier'schen Bildern vor sich vorübergehen. Er selbst spielte eine Hauptfigur in denselben, und durchlebte Noth und Freude, Gedanken und Empfindungen der ärmeren, beschränkteren und niedrigeren Stände, Jahre lang, und wahrlich nicht wie einer, der sich von Zeit zu Zeit zu ihnen drängt, um sie angeblich zu studiren. Er fühlte selbst an sich, was dem Volk ein Sonntag ist oder ein Festtag, eine weißgescheuerte von Sand blinkende Stube, ein wohlgerathener Kuchen, ein reichlicher besetzter Eßtisch und eine Gans am Martinitage. Und doch hob ihn seine eigene geistige Lage, wenn er, seltsam genug! mit dem Plato etwa in der Hand neben der Flachs spinnenden Mutter saß, oder wenn er von seiner Zukunft träumte unter großen Männern und geachtet von der Welt, so über diese kleine Welt empor:

daß er, trotz aller Mittheilnahme an ihr, sie objectiv betrachtete und um so tiefer belauschte, je zutraulicher sie ihm Alles aufdeckte, ihre Wunden wie ihre kleinen Freuden, ihr Herz und das Bereich ihrer Gefühle, wie ihren Kopf, und den Kreis ihrer Vorstellungen, ihrer Begriffe und Gedanken. — Es war der Dichter und Patron der Armen und Gedrückten, der in ihre Schule ging, wenn er auch dieser seiner Bestimmung sich noch nicht bewußt war, und im Gegentheil immer nur damals noch von glänzenderen Stoffen und höher gestellten Clienten träumte.

Diese physische wie geistige Einsamkeit milderte etwas die plötzliche Ankunft Hermann's aus Leipzig, welches derselbe noch eher verließ als Oerthel. Wenn Hermann's so höchst interessante Erscheinung, sein tragisch rührender Kampf gegen ein ihn noch tiefer niederziehenwollendes Schicksal und sein geniales Wesen Richter'n in Leipzig aus den Augen gerückt worden war, vielleicht weil Beide nach höheren, älteren und glänzenderen Freundschaften dort suchten: so mußte ein Mensch von solchen Eigenschaften in Hof wie ein hoher und ebenfalls einsamstehender Thurm ihm in's Auge fallen. So entstand jetzt zwischen Beiden ein immer inniger werdendes Verhältniß, bei welchem anfänglich die größere Liebe auf Richter's Seite gewesen zu sein scheint, dessen Herz bei jeder Anregung der Art in Flammen aufzubrausen sich anschickte. Ja, die Freundschaft Richter's zu Hermann nahm fast etwas Weibliches an, woran bei seinem Schönheitgefühl die angenehme Gestalt des Freundes gewiß ihren Antheil hatte. Wir finden darüber eine merkwürdige Stelle in einem Briefe an Oerthel, die wir, um den Briefschreiber keinem Miß-

verständnisse auszusetzen, nebst ihrer Anmerkung, wörtlich geben. „Ich werde wohl nicht eher ruhen," sagt er, „als bis ich mich mit Hermann verloben dürfen. Ich spiele auf die Gewohnheit der Morlacken an, bei denen ein Paar Freunde sich ordentlich copuliren und feierlich einsegnen lassen. Bei den Griechen war die Freundschaft der Männer oft in eigentlichem Sinne eine Ehe; aber daß das Gesicht mit in's Spiel kam, das that der Freundschaft gewiß keinen Eintrag. An etwas Körperliches müssen alle unsere Empfindungen sich halten, und das griechische Feuer der Freundschaft würde gewiß bei uns noch häufiger sein, wenn es sich noch von der körperlichen Schönheit mit nährte, an deren Stelle man jetzt lieber Geld und Ehre treten lassen. Bloße gegenseitige Tugend kann Hochachtung erregen; aber eine Vereinigung, wie zwischen Montaigne und Boethius, stiftet sie wohl schwerlich. Wenn ich einen fragte: warum liebst Du nicht lieber dieses Mädchen, das eben wenigstens so schön, gut, klug als das ist, an dem Du hängst: so würde er mir nichts zu antworten wissen; ich aber würde an seiner Statt sagen: mit der Liebe ist's, wie mit der Freundschaft und wie mit allen Empfindungen, die auf tausend unsichtbaren und im Freien fliegenden und schwebenden Fäden ruhen. — Platner empfiehlt eine gewisse feine und höfliche Zurückhaltung, eine gewisse Etikette in der Freundschaft, und warnet vor großer Vertraulichkeit. Du wirst aber gewiß fühlen, daß diese Regel auf Montaigne's Freundschaft gar nicht passet; passet sie freilich auf die gewöhnliche, so ist es ein Beweis, daß sie wenig tauge, und daß Freunde, die zu diesem wohlthätigen Betrug

ihre Zuflucht nehmen müssen, entweder viele Fehler haben, von deren Verlarvung die Dauer oder der Grad ihrer Freundschaft abhängt, oder sonst Vollkommenheiten an einander wenig genug kennen, um sich zu weigern, dafür Fehler zu übersehen." — — Hermann indeß erwiederte diese freundliche Liebe, seiner Charaktereigenthümlichkeit zufolge, erst nach und nach. Erst um die Mitte des Jahres 1787 fing er an, sich Richter'n ganz zu geben; entzog ihm aber alle äußere Zeichen und jedes Geständniß seiner Gefühle; und er hatte erst nach abermaliger Trennung im August 1788 den Muth, ihm zu schreiben: „er gestände, daß er sogar bei vielen Freunden einer mit Vorsatz erbrechselten Verstellungskunst sich bisweilen bediene; aber er habe ihm schon einmal so viel gesagt, daß man wenigstens einen Menschen sich wünsche, mit dem man ganz aufrichtig sein könne, mit dem man, wie mit einem Alles durchsehenden Gotte, müsse umgehen können: und dieser eine sei er, Richter, ungefähr nicht länger als seit Dreivierteljahren, in seinen Augen." — So zog dieser seltsame Mensch unserm Dichter, auf welchem die Zeichen und Ergüsse der Freundschaft, die Jener für ihn hegte, einen so unendlichen Eindruck gemacht haben würden, eine wohlthätig durchwärmende und durchglühende Sonne abermals aus dem Leben, und beschien es in dieser Zeit zwar so hell und glänzend, aber auch so kalt, wie ein Mond. — Durch den Verkehr mit Hermann ward Richter aber von Neuem wieder auf die Beschäftigung mit den medicinischen Wissenschaften geführt, die er sein ganzes Leben hindurch von nun an mit so großem Dilettantismus betrieb, daß er sich zum Selberarzt in seinem

Hause machte. Jetzt aber schon arbeitete er unter andern, und zwar für das Hofer Intelligenzblatt, einen halb scherz-halb ernsthaften Verweis für die Pfarr-, Edel- und Amtleute, die mit sogenannten Hausapotheken die Bauern zu curiren unternähmen. Der Aufsatz führte den Titel: „Die mörderische Menschenfreundlichkeit," und sollte mit dem Hofer Intelligenzblatte am Markttage ausgegeben werden. Richter zerfiel jedoch vorher mit dem Besitzer dieses Intelligenzblattes, und so unterblieb der Abdruck. Der Aufsatz, in den „Materialien" abgedruckt, ist sowohl als Beleg von dem medicinischen Dilettantismus Richter's, so wie als erster Beweis von seinen Hofer Studien der niedern Volksklassen und von seiner Sorgsamkeit für sie, anziehend genug.

Auf diese Weise lebte Richter in Hof beinahe auch das ganze Jahr 1786 hindurch. Doch war bald nach Hermann auch Adam von Oerthel von Leipzig abgegangen, nahm aber seinen Aufenthalt auf dem Gute seines Vaters in Töpen, wo ihn seine zunehmende Kränklichkeit und Hypochondrie immer mehr gefesselt hielten. Er war jedoch von da aus, trotz der fortwährenden Beschränkungen durch seinen Vater, Richter'n äußerst hülfreich. Er ward es ihm durch kleine Geldunterstützungen, da gerade das Jahr 1786 das allerdürftigste für die Richter'sche Familie geworden war; theils gab er für Richter, und diesem war ein solcher stets ein großes Bedürfniß, und er bekannte selbst: daß er außerdem nichts zu vollenden im Stande sei, eine Art ersten Leser und Recensenten für dessen Manuscripte ab. Es sind noch

einige solche Urtheile von Oerthel vorhanden, in welchen ebenfalls die Ansteckung von Richter's Ausdruck und Styl-weise zu bemerken ist, die auch später auf Otto überging, als dieser das Amt des ersten Lesers und Recensenten hatte übernehmen müssen; nur Hermann behauptete auch darin seine Selbstständigkeit. — Die Wallfahrten nach Rehau, Töpen, Schwarzenbach, das beständige Laufen in den Bergen umher stählten Richter's Körper, während sie immer mehr die Naturverehrung desselben steigerten, fast zu religiöser Andacht nach und nach erhoben. Sie veranlaßten ihn zugleich zu immer unausgesetzterer Beobachtung der Naturgesetze und machten ihn zum eifrigen Wetterpropheten; und die Gewohnheit, auf diesen Gängen Bücher und Notizenhefte mitzunehmen, machte ihm nicht nur das Leben in der freien Natur, sondern auch das Arbeiten im Freien immer mehr zum Bedürfniß, wovon wir später das Weitere sprechen werden. Ganz treu schildert er sein damaliges Sein auf diesen Gängen am Anfang des 3. Bandes des Kometen, wo Worble beim ersten Auszug des Fürstapothekers den „Candidaten Richter aus Hof im Voigtlande" mit offener Brust, fliegendem Haar, ein Buch in der Hand, singend, im Trabe daher kommen sieht, und derselbe dem Reisemarschall sogleich den Flug der Wolken und den Standpunct des Mondes in Bezug auf das Wetter deutet. Aber wir müssen diesem Bilde noch das hinzufügen: daß der „Candidat" blondes weiches Haar, eine große erhaben gewölbte Stirn, eine gebogene Nase, einen äußerst feinen und lieblichen Mund, ein blitzendes blaues Auge, doch ein hage-

res, bleiches Gesicht gehabt, in einen grünen Flausrock gekleidet und von mittler Größe gewesen sei.

Im Januar 1787 endigte sich die erste Hälfte dieser Höfer Quarantaine und Vorbereitungszeit. Adam von Oerthel hatte es bei seinem Vater ausgewirkt, daß dieser dem nunmehr beinahe vier und zwanzigjährigen Richter die Hauslehrerstelle bei einem seiner jüngeren Söhne antragen ließ. Derselbe, ein Kammerrath, wohnte in Töpen, einem Dorfe mehrere Stunden nördlich von Hof nach der sächsischen Gränze zu gelegen. Freilich war für Richter dort nichts weniger als ein Ersatz für die geistigen Entbehrungen in Hof zu hoffen, im Gegentheil noch mehrere zu erwarten: aber wie konnte er anders, als den Vorschlag annehmen? Ging doch dort wenigstens die Zeit des physischen Hungerns zu Ende und nahm er nicht seiner armen Mutter dadurch wenigstens Eine Last, sich selbst, ab? Dazu kam, daß nur ein geringer Theil seiner Zeit in Anspruch genommen, und von ihm dem jungen Oerthel nur vorzüglich Unterricht im Französischen gegeben werden sollte. Vor Allem aber entschied für ihn das Beisammensein mit Adam von Oerthel und der Anschein von wirklicher Liebe, welchen der neue Zögling für ihn angenommen hatte. Dies letztere eröffnete ihm die Hoffnung, in die Tiefen einer edeln, unschuldigen und hoffnungsvollen Kinderseele eindringen und aus diesem Schachte einen reichen Schatz neuer psychologischer Aufschlüsse für die geistigen und moralischen Keime, wie sie in die Kinderbrust gelegt worden, und wie dieselben sich

von selbst oder durch äußere Leitung entwickeln möchten, für sich heraufzuholen. Auch aus dem an Oerthel geschriebenen Zusagungbriefe, dessen Anfang, scherzhaft den Antritt eines neuen Lehreramtes bezeichnend, französisch geschrieben ist*), ersieht man, daß von der Zeit seiner Ankunft aus Leipzig an er immer entschlossen gewesen war, Hof wieder zu verlassen, um sich in eine reichere Welt zurückzubegeben; daß er hauptsächlich darum die Realisirung seiner Unternehmungen gewünscht, daß er aber jetzt vorläufig jede Hoffnung dazu aufgegeben hatte. Dies motivirte natürlich ebenfalls seinen Umzug nach Töpen.

Allerdings war auch besonders die Freundschaft Adams von Oerthel vonnöthen, um ihm den neuen Aufenthaltsort einigermaßen erträglich zu machen. Wiewohl Töpen tiefer lag, als Hof, so war die Gegend doch noch kälter, rauher und eintöniger als um Hof, obschon die Landstraße durch das Dorf führte; zugleich war der Verkehr mit seinen Schwarzenbacher Freunden und dem Pfarrer Vogel erschwert, und die Bibliothek des Kammerraths von Oerthel fast nur voll juristischer Bücher. Am unangenehmsten jedoch waren seine Verhältnisse in dem Hause selbst, weniger, weil der Hausherr, wie wir schon mehrmals berührten, nicht bloß, als durch kaufmännische Unternehmungen reich gewordener Emporkömmling, stolz, übermüthig und geizig war**), sondern besonders

*) Dies französische Lehramt, in welchem er französisch zu sprechen und zu schreiben suchen mußte, ist die Veranlassung jener französischen Stellen im „Titan," die ihm eigentlich so komisch stehen, und über welche, weil sie so sehr unfranzösisch waren, F. H. Jacobi ihm seine Verwunderung nicht verbarg.

**) „Sie können gewiß glauben, daß ich in Töpen war," sagt

auch, weil er in den Erwartungen von seinem Zöglinge ganz sich getäuscht fand. Derselbe hatte weder die gehofften Anlagen des Geistes, noch Herzensgüte; er konnte sich durch nichts dessen Liebe und Vertrauen gewinnen, und der Knabe verband sich sogar mit übelgesinnten Menschen zu Kränkungen seines Lehrers. Denn wie groß die Verfolgungen gewesen sind und wie weit sich dieselben erstreckt hatten, welche er in Folge seiner religiösen und philosophischen Ansichten und wegen der Unerklärbarkeit seiner ganzen Erscheinung in seinem sogenannten „engern Vaterlande" ausgesetzt gewesen war, beweist eines der merkwürdigsten Documente aus Jean Paul's Verlassenschaft. Nachdem er nämlich sein Lehramt etwas länger als ein halbes Jahr verwaltet, wagte der Pfarrer in Töpen, Vorg geheißen, ihn sogar auf der Landstraße als einen Atheisten mit zelotischem Eifer zur Rede zu stellen. So schwer Richter dadurch sich verletzt fühlte, so besaß ihn der Satyr in jener Epoche doch noch so, daß er nicht im Stande war, auch nur den Brief ernsthaft zu schreiben, in welchem er den Zeloten für seine Böswilligkeit bestrafen wollte. Er gewann es allerdings auch leicht über sich, dergleichen Vorfälle so objectiv anzusehen und zu behandeln, als seien es ihm aufgegebene Stoffe zu Abfassung eines satyrischen Kunstwerkes. Diese beständig ihm vorschwebende Schaffungsucht und die kalten Kunstblicke, die er auf Alles um sich her warf, wurden die besten Blitzableiter jedes zu großen Zornes. Er sagt

---

Jean Paul in einem später erzählten scherzhaften Traume: „denn ich hörte den alten Oerthel und seinen Spitz zanken, und Beide bellten einen Bettler an." —

ihm: daß er recht wohl wisse, wie Jener Seine damalige Feld- und Controverspredigt der Wirkung zuschreiben werde, welche die Sonnenhitze damals auf Seinen Kopf gemacht; allein er rede hier von Seinem Herzen, das in eine noch schlimmere Hitze gerathen sei. — Wer denn Ihm sein Glaubensbekenntniß abgelegt habe, daß Derselbe es so genau zu kennen vermöge? Der Pfarrer könne zwar sagen: man brauche eine Sache nicht zu verstehen, um über sie zu urtheilen, und Er könne recht gut Voltairen einen Atheisten schelten, ungeachtet Er keine Zeile von ihm gesehen, und ungeachtet dieser vielmehr einen Atheisten, den Verfasser des Système de la nature, vortrefflich widerlegt. Er könne ferner sagen: es sei einmal Seine Art so, widersprechende Dinge zu verfechten und z. B. zu behaupten: Voltaire könne doch ein Atheist sein, wenn er auch an einen Gott glaube. Allein dieses Recht, dieses ius stolae, komme Ihm kaum auf der Kanzel, geschweige auf der Landstraße zu. Was den Spinoza beträfe, den Er angeführt, und dessen Charakter (wovon sie aber gar nicht gesprochen, weil Geistliche Sünden, die sie vergeben könnten, minder haßten als Irrlehren, für die sie keine absolvirende Hände anhätten): so sei Ihm unbekannt, daß derselbe ein guter mäßiger Mann gewesen, *der bloß den menschlichen Fehler gehabt, daß er kein Bier getrunken.* — Philosophie, Freigeisterei, Heterodoxie, Naturrecht und Atheismus schnüre Er, der Pfarrer, in *einen* Begriff zusammen, wie die Türken Holländer, Engländer und jeden Europäer: Franken, nennten. — Darum traue Er Jedem, dessen Seele nicht in einer totalen Sonnenfinsterniß der Wahrheit leben wolle,

Vertheidigung des Selbstmords zu. Indessen gestehe Er doch, daß Er einen Selbstmord aus bloßen Vernunftgründen für völlig erlaubt halte, den nämlich, wenn man Salat und Milch äße. Dadurch „schlippte," wie der Pfarrer in Ermangelung eines hebräischen Ausdrucks auf der Kanzel gesagt, die Milch im armen Magen, und der Mensch müsse wirklich, er möge noch so starker Natur sein, im achtzigsten, neunzigsten Jahre Todes verfahren. Er bäte Ihn, ihn wegen dieses Briefes von der Kanzel zu werfen und die Freigeister, die etwa in Paris seien, hier in Töpen mit dem Hammer des Gesetzes halb todt zu schlagen. Es hülfe zwar den hiesigen Bauern nicht das Geringste: denn sie liebten nicht sowohl das frei denken, als das frei leben; ja es sei vor ihren Ohren eine Predigt gegen die Freigeisterei, von der sie nur den Namen kennten, so viel: als wenn sich der Herr Stadtphysicus auf die Heilung der Seekrankheit legen wollte, die auf dem Lande so selten sei wie ein Wallfisch. Wäre er ein Pfarrer, so würde er freilich auch darauf beharren, daß Irrthümer und Bier desto besser wären, je älter sie seien; und würde ebenfalls weniger für die Seele, als den Magen seiner Schafe sorgen; er würde die neuen Bücher wie neues Brot für ungesund halten." ꝛc. ꝛc.

Die üble Lage, in der sich Richter in dem Oerthel'schen Hause befand, für ihn um so schmerzlicher, als er seit seiner Schulzeit nicht mehr gewußt hatte, was beschränkte Freiheit sei, machte, daß die beständige Kränklichkeit und Hypochondrie seines Freundes Adam auch ihn, wenigstens mit der letzteren, ansteckte. Er verlor viel von seiner bisherigen Freudigkeit und Elastizität des Gei-

fes. „Wird's wohl der Mühe werth sein," schreibt er in das Stammbuch eines Freundes; „wird's wohl der Mühe werth sein, zwischen Erinnerung und Vergessenheit, zwischen Vergnügen und Schmerz einen Unterschied zu machen und mir das erste und Dir das zweite zu wünschen? in einem Traum- und Theaterleben, wie dieses, mein' ich, in dieser dunkeln Ecke des Universums, in einer Welt, die der kleinste Zähler einer besseren ist, in einer hypochondrischen, verwitternden, zerstörten und zerstäubenden Welt, in einer, wo man im vier und zwanzigsten Jahre noch nicht in Weimar sitzt, in einer, wo Du Dich nach Erlangen verlierst, in einer, wo Dein Kopf voll Ideen und Systeme auf einem unsystematischen kranken Körper wächst, in einer, wo, glaub' ich, die Stadtpfarrer nicht besser sind als die Landpfarrer, in einer, wo Alles in Wechsel zerfährt: meine Lustigkeit auf dem Nebenblatte, Oerthel! und zur Hälfte einmal Dein Freund!." — Diese Hypochondrie mag überhaupt wohl auch eine nothwendige Folge des früher näher beschriebenen Zwiespaltes seiner beiden geistigen Naturen und des Umstandes gewesen sein, daß ihm seine satyrische Thätigkeit immer weniger genügte, daß er immer noch keine Form und keinen Ausweg wußte, in welche er die immer reicher werdenden und immer stürmischer aus dem Inneren herausdringenden ernsten und erhabenen Ideen und Empfindungen ausgießen konnte, daß er diese Geister gewissermaßen aus dem Chaos streitender Elemente nicht loszutrennen wußte. Seine Seele war daran so krank, wie ein physischer Organismus, wenn dem, was aus demselben heraus will und soll, die Auswege versperrt sind.

Es waren im eigentlichsten Sinne die lange dauernden Vorgeburtswehen seiner großen geistigen Erzeugnisse. Diese Hypochondrie wäre früher oder später zum Ausbruch gekommen, und wartete nur auf die erste äußere Veranlassung hiezu. Es ist darum eine mit Nachdruck zu bemerkende Erscheinung, daß Richter sehr wenig oder fast nichts an satyrischen Aufsätzen mehr ausführte, trotz dem, daß er endlich im Frühling 1787 die so lange und so heiß ersehnte Gewißheit erhielt, den starken Band Satyren, der fast seit drei Jahren vergeblich nach Gönnern und Verlegern umhergereist war, gedruckt zu sehen. Dies ist es nun, was von neuem auf das allerbündigste die schon früher als irrthümlich dargestellte Meinung widerlegt, daß er sich für immer der satyrischen Schriftstellerei ausschließlich ergeben haben würde, wenn er fortwährend Verleger zu den bereits ausgearbeiteten Aufsätzen gefunden gehabt hätte.

Der Verleger, der sich für das neue Werk darbot, war Beckmann in Gera. Indeß hatte Richter mit demselben viele Kämpfe wegen des Formates und Titels zu bestehen. Ersterer bestand noch auf der früheren Idee, das Buch in Quart gedruckt zu sehen, um es deshalb: „Scherze in Quart,“ nennen zu lassen. Dieser Titel und diese Form, so seltsam sie scheinen, waren an sich für so ausnehmend lange satyrische Aufsätze, wie die seinigen, nichts weniger als ganz unpassend: doch auf der andern Seite war es in Betracht auf das Publicum und als speculatives Unternehmen ein so unglücklicher Gedanke, daß der Buchhändler sich durchaus darauf nicht einlassen wollte, und dies mit Recht: „vor der Geburt begraben,“

nannte. Aber auch mit Richter's andern Titeln war der Letztere nicht zufrieden, und verlangte den: Faustin's philosophischer und kosmopolitischer Nachlaß. – Sollte dieser Titel als buchhändlerisches Marktgeschrei auffallen, so erinnere man sich, daß damals, ungefähr fünf Jahre nach Erscheinung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" die Epoche eingetreten war, in welcher in Deutschland fast Alles an der Philosophie den lebendigsten Antheil nahm, eine Epoche, die auf so seltsame Weise lange noch in Deutschland fortgeführt wurde, als in Frankreich, von woher sie veranlaßt worden, die Revolution längst in ihre schrecklichste Sturmzeit eingetreten war. Allerdings war auch Richter von Kant's „Kritik" und seiner „Metaphysik der Sitten" auf das freudigste überrascht und ergriffen worden, so daß er in einem Briefe an Vogel Kant „nicht ein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal" nannte; in einem an Hermann: „einen Kometen, auf dem der jüngste Tag flammt, und der die Himmelsstufen zum Spaß auf- und niederspringt." Endlich an Oerthel: „in gewissem Betrachte eine Mißgeburt, indem er von einer Person in Frankreich gelesen, welche ein Herz gehabt, so groß, wie ihr Kopf, und welche Kanten vollkommen ähnele; und er fände in ihm den edeln Geist des Alterthums; eine Vaterlandsliebe der ganzen Welt, und nur den Epicur nicht, diesen Cicisbeo von der Jungfrau Europa." Aber dennoch nahm er an dieser philosophischen Bewegung jetzt gar keinen, und später einmal einen durch Andere veranlaßten thätigen Antheil. Darum wies er jenen Titel mit Heftigkeit zurück.

Es entspann sich nun ein langer Streit über diesen

Gegenstand, da der junge Autor die Forderung eines schreienden Titels als eine Art Beleidigung für sich betrachtete. Mit Mühe redete ihm Beckmann diesen Gedanken aus und bat ihn, es ihm nicht zu verargen, wenn er kein Buch drucke, dessen Titel dem Publicum nicht auffiele, da er es nur drucke, um es zu verkaufen, und er, leider! aus Erfahrung wisse, daß das beste Buch in Ansehung des Betriebs durch den Titel gewönne und verlöre. Als Beckmann nun den Titel: Auswahl aus Sir Luzifer's Papieren, vorgeschlagen, der sich durch kleine Abänderungen wohl anpassen ließe, ging Richter in diese Idee ein, nannte das Buch: „Auswahl aus des Teufels Papieren," und erklärte den Titel durch den geistreichen Aufsatz: „Aviso des Juden Mendel." — Das Honorar stand freilich selbst weit unter dem für die Grönländischen Processe, und ward zu zwei Thaler zwölf Groschen für einen Bogen in starkem Großoctav festgesetzt. Das Unglück aber, welches dieses Buch so lange verfolgt hatte, hörte freilich hiermit noch nicht auf; denn das Manuscript lag noch fast ganze zwei Jahre in Gera in dem Pulte des Herrn Beckmann.

Nicht weniger läßt einen hellen Blick in den eben geschilderten damaligen geistigen und Seelenzustand Richter's werfen: daß er sich anfing durch äußere Reizmittel in eine den Arbeiten, die er sich vorgesetzt, günstige Stimmung zu zwingen. Aus einer bei einer anderen Gelegenheit früher angeführten Bemerkung war schon zu ersehen, daß ihm bereits bei seiner Mutter in Hof das Kaffeetrinken eine unentbehrliche Bedingung bei angestrengten und feurigen Arbeiten geworden war. Damals

jedoch hatte er, wie aus der angeführten Specifikation zu ersehen ist, denselben mäßiger genießen müssen; in Töpen aber, wo seine Lage noch trüber und sein innerer Zwiespalt noch größer geworden war, verstärkte er die Dosen so, daß sein Freund, der Pfarrer Vogel, ihm deshalb Vorwürfe gemacht zu haben scheint; wenigstens vertheidigt sich Richter in einem vorhandenen Briefe an denselben über diese Gewohnheit: „Indeß Scherz und Astronomie bei Seite! Ich will ernsthaft sein, wenn die drei Loth Kaffee, die ich getrunken, nichts dawider haben." So sehr lebt der Geist unter der Subordination der Materie, und findet an seinem Körper, wie an fremden, die unbekannten Obern, und die Windlade des Unterleibes ist sein versteckter Soufleur. — „Sehen Sie, solche gute Gleichnisse und schlechte Schlüsse hätte ich sonst gemacht. Jetzt mache ich den: So wenig die Seele entehrt wird, wenn sie keine äußeren Bilder ohne Beistand des Sehnervs überkommen kann, eben so wenig wird sie's, wenn sie zu jenem das Gehirn bedarf. Die Niedrigkeit des Werkzeugs benimmt dem Adel des Geschäfts nichts. Noch mehr: der Kaffee oder der Wein hebt weniger die Seele, als er den Widerstand der Materie entkräftet, der sie niedergezogen hält; er beflügelt sie nicht, befreiet sie nur, und schnallet ihr nicht sowohl wächserne Schwungfedern an, als sie an den ihrigen den bindenden Faden durchschneidet. Wenn Sie mich widerlegen, so widerlegen Sie auch Sich; denn diese meine eigenen Meinungen machen Sie auch in Ihren alten Briefen an mich zu den Ihrigen." — Die Aeußerung: daß er ernsthaft sein wolle, „wenn die drei Loth Kaffee nichts dawider

hätten," zeigt nun offenbar, zu welcher Art von Arbeit er denselben getrunken; denn es will doch nichts anderes sagen, als: daß er dieses Reizmittel bisher jedesmal gebraucht, wenn er habe scherzen wollen, und daß daher in Folge der durch Gewohnheit bereits herbei geführten nothwendigen Wechselwirkung sein Geist im Zustande der Aufregung jedesmal seinen Flug nach dieser Richtung hin auf eine solche Weise zu nehmen pflege, daß es ihm schwer werde, ihn nach einer anderen hin zu lenken. Und zugleich folgt daraus auf der anderen Seite: daß im ungereizten Zustande der Ernst ihm natürlicher sei. — Man erinnere sich, daß der Witz von ihm selbst zu den gewöhnlicheren und niedrigeren Phantasiekräften gezählt ward, daß derselbe bei dem ersten Bande seiner Grönländischen Processe in einer ängstlicheren Lage ihm glückte und ihn glücklich machte, und daß beinahe alle Aufsätze der „Teufelspapiere," im Entwurf wenigstens, schon in Leipzig vorhanden waren.

Leider brachte ihm aber dieses Kaffeetrinken für die Gegenwart wie für die Zukunft sehr üble Folgen; es vermehrte nicht nur für jetzt nach den Arbeitsstunden die Hypochondrie und erzeugte bald Engbrüstigkeit, wie er sich denn schon im folgenden Jahre über schwindenden Athem beschwert: sondern er mußte sich auch ganz natürlich an Reizmittel bis in die Zeit hinein gewöhnen, wo sich seine Verhältnisse auf das freundlichste und heiterste gestaltet hatten und wo seine Schöpfungen der Brust wie ein hellsprudelnder Quell, dem man das hemmende Hinderniß weggeräumt, entströmten. Weit weniger bedeutend erscheint, daß diese Gewohnheit zu verläumderischen Mäh-

chen angeblicher Trunkliebe Veranlassung gab, wohl aber darum: weil diese, wenn auch noch so systematisch, nach mannichfachen Prüfungen und Untersuchungen in Quantität und Qualität von ihm bestimmten, stets nur nach dem nothwendigsten Wirkungsgrade abgemessenen Reizmittel einer an sich so ungemein starken und beständig thätigen Phantasie den robustesten, wenn auch durch frische Luft, Bewegung, kaltes Wasser und die überlegteste Diät unaufhörlich gestärkten, Körper vor der Zeit aufzehren helfen mußten.

Uebrigens war das Jahr 1787 für Jean Paul auch darum von Wichtigkeit, als ihm in demselben, und, so viel wir wissen, zum ersten Male, der Gedanke an die Form an die Hand gegeben wurde, in welcher er sowohl seine philosophischen und witzigen Ideen und Gedanken, als auch seine poetischen Empfindungen, mit einem Wort: die Reflexe, in welchen seiner Seele die Welt sich abspiegelte, zusammenfassen und ihnen Gewand und Sprache geben könnte. In der allgemeinen Literaturzeitung nämlich erschien eine Kritik über Vogel's Raffinerien und Mixturen, auf welche Richter jenen zuerst aufmerksam machte. „Wahrscheinlich haben Sie," schreibt er, „die Recension rc. noch nicht gelesen. Auch ich nicht. Aber gehört habe ich, daß sie ihren Tadel, dem kein Buch entläuft, durch ein größeres Lob rechtfertigte, welches sie vorzüglich den Aufsätzen des zweiten Theils zuwog. Mich sucht der Recensent dagegen einige Male beim Barte anzufassen und dadurch meinen unfrisirten Kopf zu erschüttern. Allein Sie wissen recht wohl, daß ich, wie die Griechen, eben darum keinen Bart trage, um daran vom

Feinde nicht gepackt zu werden." — Worauf Vogel, dem dieser Umstand den Muth zum Aussprechen einer gewiß längst gehegten Meinung geben mochte, erwiederte: „Die Recension in der Literaturzeitung habe ich gelesen. Sie ist ein seltsames Gemisch von Wahrem und Falschem, wie die Raffinerien es auch sind, und mein Stoizismus hat so sehr zugenommen, daß ich so hart wie Stahl geblieben wäre, wenn ich auch in den Brennpunct des höchsten Lobes oder des schärfsten Tadels gelegt worden wäre. Was mich nur ein Wenig zum Lächeln bewegt hat, ist dieses: daß der Recensent meine Glossen besser findet, als Ihre Perücken und Röcke. Auch Rec. in der A. L. Z. können also Ihre Kostüme nicht leiden. Aber nun kommen Sie nur nicht mit Satyren in Quart angezogen! Sie wissen Ihr Schicksal. Schreiben Sie lieber einen philosophisch-pädagogischen Roman, oder etwas über die Religionen in der Welt; das bringt Ihnen Beifall auf Erden und eine Stelle neben Rousseau im Himmel." Und: „In Baireuth habe ich bei Herrn von Spiegel Ihre Skizzen auf dem Tische aufgeschlagen angetroffen, der aber den Verfasser nicht kannte, und ihn von mir erfuhr. Er sagte von ihm, was er auch von Gleim will gehört haben: Sie wären so voll Witz, daß man vor Witz möchte des Teufels werden."

Wie tief bereits damals diese Vorstellung in ihn eingeschnitten, läßt sich daraus erkennen, daß schon im folgenden Jahre einer seiner Briefe andeutet, er sei mit diesem Gedanken bereits umgegangen, wiewohl noch mehrere Jahre sich in seinen Papieren keine directen Vorbereitun-

gen zu einer auf diese Weise auszuführenden Idee vorfinden. Da jedoch auch bald darauf im 63sten Bande d. Allg. deuts. Bibliothek eine nicht günstige Recension der Grönl. Proc. erschien, und Richter daraus ersah, daß diese Art von satyrischen Aufsätzen nirgends rechten Anklang finden wollte: so trug dies wenigstens auch sehr viel dazu bei, ihm die Ausführung und Vollendung von solchen noch mehr zu verleiden. Er sammelte zwar, da die Durchbruchsperiode seiner Phantasie noch immer nicht gekommen war, fortwährend vorzüglich an Stoffen dazu, arbeitete der Vollendung und der Ausführung durch Zusammenstellung und Classificirung der gehabten Einfälle und Ideen vor, hob dieselben aber gewissermaßen auf, bis er eine ansprechendere Form und — möcht' ich sagen — eine sie unter ihren Schutz nehmende, das Monotone derselben unterbrechende und sie mehr belebende Gesellschaft anderer eigener Darstellungen, welche sie in's Publicum mit hinübertrügen, gefunden haben würde. Um einigermaßen wieder Blicke in die Art und Mannichfaltigkeit seiner Studien thun zu lassen, geben wir wieder, so weit uns die übriggebliebenen Papiere in den Stand setzen, Rechenschaft von dem Inhalte seiner Excerpte, wie von der Art und Weise seiner eigenen Arbeitsbücher. Die Bücher, welche wir hier zuerst angeben, waren meist aus Vogel's Bibliothek entlehnt, und erinnern von Neuem an die hülfreiche Freundschaft dieses äußerst achtungswerthen Mannes, dem Jean Paul auch während seines Töpener Aufenthaltes das Allermeiste zu danken haben möchte, so viel mehr auch die größere Entfernung den persönlichen Umgang und den Bücherverkehr erschwerte.

Er forderte nämlich von Vogel zu verschiedenen Zeiten seines Höfer und Töpener Aufenthalts: Klopstock's Gelehrtenrepublik; Füßlin's Ketzerhistorie; Bielefeld's Staatswissenschaft; die Allgem. deutsche Bibliothek; Rösselt; Jerusalem; Herder's Werke; Gerhard's Quartant de morte; Feder's Untersuchungen; Mendelssohn; Kant's Kritik der reinen Vernunft; Platner's Schriften; Schröckh; Meiner's Geschichte der Wissenschaften; Schubart; Cardanus; Wieland's Gedichte; Aristoteles Poetik; Plato's Symposion; Bayle; Voltaire; English Miscellanies; Derham's Physikotheologie; einen Band der Neuesten Griechischen Geschichte aus dem Französischen; Niemeyer's Charakteristik; Epiktet; Antonin; Nicolai's Reisen; eine Griechische Geschichte in sechs Theilen; Priestley's Verfälschungen des Christenthums; Bibliotheque choisie; Bibliotheque universelle; Rousseau; Casauboni Annotationes in Baronii Annales; Semmler's Versuche über die Kirchengeschichte; Eichhorn's Einleitung in's A. T.; Le Clerc's Schriften; acht Bände des Deutschen Merkur; Toaldo über die Witterung; Mauvillon's Aufsätze über die Staatskunst; Bahrdt's Moral; die Literaturzeitungen; Frank über Policei; Tissot medicin. Werke; Camerarius; Gibbon's Römische Geschichte; rc. rc.

Bei dem ersten Blick in seine damaligen Studienbücher fällt uns zuerst die Vervollkommnung und Ausdehnung dessen auf, was wir bei seinem „Andachtsbuche" im Jahre 1784 als zuletzt aus demselben hervorgegangenes Resultat fanden, und zwar dort noch im allerersten Anfange, nämlich: die Ausbildung und Vermehrung der an ihn selbst gerichteten Regeln für Anwendung, Ein-

theilung seiner Zeit, die Art seiner Arbeiten und die Behandlungsweise der Stoffe, und auch seiner Excerpte und Vorarbeiten. Man kann fast sagen, daß das Andachtsbuch ganz übergegangen war in das, was er bald: Studirreglement; Lebensregeln; Lebensmarschroute; bald Observanda; bald Kettengebirge der Arbeiten, nannte. Seine Materialien nämlich hatten sich auf mannichfaltige Weise vermehrt. Außer den Excerpten war er unter andern nach seiner eigenen Versicherung durch Herder's „Briefe zur Humanität" zuerst auf den Gedanken gebracht worden, alles, was ihm im Feuer der Lectüre einfiel, sogleich niederzuschreiben, weil „ein Buch so viel sei wie eine neue Erfahrung, weil die Umstände, die dem Gedanken Dasein gegeben, ihm auch die beste Form ertheilen müßten, und weil man ohne äußeren Anlaß nicht bloß nicht dichten, sondern auch nicht philosophiren solle." Diese Einfälle wurden unter verschiedenen Rubriken in besondere Bücher eingetragen, auf Merkblätter als zufällige Fragen geschrieben, was er künftiger Erörterung vorbehielt. Dabei machte er sich ein doppeltes Verzeichniß der Bücher, welche er ganz durchgelesen, und derjenigen, in denen er bloß geblättert. — Eine zweite Art Studienbücher und die wichtigere entstand daraus, daß er jeden Einfall und jede Idee, welche ohne eine solche äußere Veranlassung in ihm entstand, nach ihrer Gattung wieder in besondere Hefte niederschrieb, die er bald bloß „Gedanken," bald „Bemerkungen über uns närrische Menschen," bald „Satyren," „Ironien" oder „Launen" betitelte. Zu diesen kamen in späterer Zeit natürlich noch andere Rubriken, von denen wir noch besonders sprechen. Denn bis zum Jahre

1787 hatten vornämlich die Satyren und Ironien in diesen Büchern das meiste Terrain. So suchte er sich auch unter der Ueberschrift: „Thorheiten,“ die Lächerlichkeiten, die ihm an Menschen auffielen, aufzuzeichnen. Da nun um diese Zeit unter andern diese literarischen Schätze bedeutend angewachsen und von den ironischen Heften in diesem Jahre bereits elf, von den satyrischen aber noch mehr, vorhanden waren: so machte er sich, um beständig in diesen Materialien orientirt zu sein, eben so, wie von den Excerpten, Verzeichnisse. Ferner arbeitete er, wie er es schon seit früher Jugend gethan und dann durch sein ganzes Leben hindurch fortführte, eine Zusammenstellung der verschiedenen Wörter aus, die sich auf einen und denselben allgemeinen Begriff bezogen, und zur Abwechselung, Vermannichfaltigung und Belebung des Ausdrucks immer eine reiche Auswahl unter Wörtern zu haben, welche verwandte Begriffe bezeichnen*). Er stellte, wobei ihm seine durch das Suchen nach witzigen Aehnlichkeiten geübte Auffindungsgabe sehr zu statten kam, nach und nach nur für den Begriff: Verschlimmerung, ein hundert und vier und achtzig, und für den des Sterbens sogar

*) Zum Beispiel: Für den Begriff: besser werden, stellte er sich nach und nach folgende Ausdrücke zusammen: wuchern, blühen, wachsen, genesen, zuheilen, heil werden, grünen, ausschlagen, in Blüthe schlagen, reifen, zeitigen, emporsteigen, knospen, aufstehen, auffliegen, heranwachsen, die Federn wachsen, erstarken, verzinsen, abgähren, flügge werden, sich abschäumen, vorrücken, sich belauben, sich erholen, ermannen, unterkommen, aufkommen, aufleben, aufraffen, fortkommen, ausbäumen, besser daran sein, in die Höhe =, zu Kräften kommen, sich besser befinden, auf einen grünen Zweig kommen, ist besser bestellt, es bessert sich bei ihm, rc. rc.

zweihundert verschiedene Ausdrücke zusammen, so, daß er nicht nur in matten Schöpfungsaugenblicken, sondern auch bis in das späteste Alter stets eines den verschiedenen höheren oder niederen Schreibarten oder Charakteren anpassenden, bildlichen und schlagenden Ausdruckes gewiß sein konnte. Er nannte diese Wörtersammlung „Mitwörterbuch."

Jene Regeln und Vorschriften nun betrafen theils die Angabe der Zeit, in welcher die verschiedenen Arbeitungsgattungen vorzunehmen, theils wie sie zu ordnen, und theils wie sie zu benutzen wären. Wir geben das „Regelbuch" von 1787, das, wie man sieht, immer nur noch von Beschäftigungen mit Witz und Satyre handelt. Es wird eröffnet durch ein: „Register dessen, was ich zu thun habe: 1) dieses Register zu machen; 2) aus der „Geschichte" eines; 3) aus den „Gedanken" eines; 4) das erste durchzulesen, und 5) das andere; 6) das Wörterbuch vermehren; 7) es lesen; 8) die „Geschichte" lesen; 9) die „Gedanken" lesen; 10) Register aus den „Thorheiten" machen; 11) eines aus der „Witzsammlung;" 12) diese lesen; 13) die „Ironieen" lesen; 14) ein Register daraus machen; 15) die „Anleitung zum Witze" lesen; 16) die „zur Tugend" lesen; 17) an dem „deutschen Lexicon" arbeiten; 18) Lesen der Anecdoten; 19) ein Register für die Register aus der Geschichte machen; 20) am ersten Tage die Uebung in Stylen, am zweiten in Vorbereitungen, am dritten in Buchmachen; 21) mein Tagebuch machen; 22) auf die Menschen Achtung geben; 23) meine Urtheile über die besten Autoren abfassen; 24) ich muß mich im gemeinen Leben nach Stoff zu Gleichnissen umsehen." — Unter den hierauf folgen-

den allgemeineren Regeln finden sich folgende: „Ich habe mich allemal gefreut, wenn ich den Reiz, der mich von schweren Untersuchungen abziehen wollte, überwältigte und am Ende den Nutzen genossen. Und darum bleibe es immer dabei!" — „Ich will alle Wochen eine Bewegung des Körpers zurecht richten, weil mir dann die Gewohnheit die Aufmerksamkeit erspart, die ich zu besseren Dingen brauche." — „Des Abends ist allemal das Geschäft des Morgens unabänderlich festzusetzen." — „Denke jeden Tag an eine gewisse Thorheit ausschließend." — „Zu Erfindungen des Nachdenkens hilft, wenn ich die Sache 1) mit Scharfsinn und Eindringen und Auflösen, 2) mit Ueberschauen, 3) mit Analogie behandele." — „Ich will allemal über das eine Zeit lang nachdenken, worüber mich ein Buch gerade in Bewegung gebracht." — „Schreibe nichts schnell und ohne Anstrengung, oder ohne Rücksicht auf Witz und Sprache; die Gewohnheit nimmt sonst das Vermögen." — „Suche den Stoff zu Aehnlichkeiten, der in einem Worte liegt, aufzudecken." — „Bei jeder Erfindung, die ich aus der Ironieensammlung nehme, will ich er untersuchen, wie sie besser ausfället, in meinem, oder eines verspotteten Thoren Namen." — Aber auch dabei blieb er noch nicht stehen; sondern fertigte sich, unter dem Namen „Kalender," genaue Instructionen für die Eintheilung der Zeit jedes Tages der Woche*).

*) Zum Beispiel: Erster Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Langsam zu lesendes Buch. 4) Abschreiben. 5) Erfindung der Laune. 6) Nicolai Reisen. — Zweiter Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Drei Bücher. 4) Abschreiben. 5) Ironieerfindung. 6) Nicolai Reisen. — Dritter Tag: 1) Lesen der 60 (das erste kleine Excerp-

Unter den wenigen Aufsätzen, die er aus diesen, meist auf Erzeugnisse der komischen Muse angelegten, Studien in dieser Zeit ausarbeitete, befindet sich einer, auf den wir nicht genug die Aufmerksamkeit der Leser lenken können, und den sie in dem 46sten Bande der sämmtlichen Werke unter der Ueberschrift: „Scherzhafte Phantasie von J. P. F. Hasus," — denn diesen Namen hatte Richter jetzt schon für die „Teufelspapiere" angenommen — abgedruckt finden. Denn er hatte das Glück gehabt, denselben in ein sehr gelesenes von einem berühmten und freisinnigen Manne herausgegebenes Journal zu bringen. Dieser Aufsatz war nichts Geringeres, als eine äußerst kräftige und geistreiche Satyre auf die damaligen absoluten Fürsten und die ganze elende Regierungsweise jener Zeit. Der Gedanke und Entwurf dazu datiren sich schon aus dem Jahre 1784, indem er in dem früher erwähnten Antrag eines Bandes Satyren an Nicolai in Berlin zur vermeintlichen größeren Empfehlung desselben hinzugefügt hatte: daß daran noch eine Abhandlung fehle, welche „einige Gründe für die Göttlichkeit der Fürsten beizubringen wage, wiewohl mit der Einschränkung, daß sie diese nur in die Classe der Götter, welche die Manichäer glaubten, nämlich der bösen, aufnähmen." Freilich

---

tenbuch). 2) Witz. 3) philosophische Bemerkungen über den Menschen. 4) Deutsch. 5) Nicolai Reisen. 6) Abschreiben. — Vierter Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Lesen und Machen des Wörterbuchs. 4) Drei Bücher. 5) Nicolai. 6) Abschreiben. — Fünfter Tag: 1) Lesen der 00. 2) Witz. 3) Erfindungen zu Satyren und Geschichten. 4) Ein philosophisches Buch 5) Abschreiben. 6) Nicolai. — Sechster Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Drei Bücher. 4) Register über Excerpte. 5) Abschreiben. 6) Nicolai.

hatte er damals nicht bedacht, wie gerade der philisterhafte Nicolai vor einem solchen „Republikaner vor der Revolution," wie Jean Paul selbst von seinem „Leibgeber" dessen politische Ideale: Rousseau und Diderot, nennen läßt, zurückschrecken werde. Daß er jetzt nun diesen Aufsatz vorzugsweise vor einer Menge anderer Entwürfe ausgeführt, dazu hatte ihn auch wohl der Einfluß Christian Otto's aufgemuntert, in welchem Freiheitsgefühl und bis zum bizarren Eigensinn gehender Männerstolz und Ungebundenheitsliebe die hervorstechendsten Eigenschaften waren, und der, angesteckt nicht nur von der Aufklärung Voltaire's und als Jurist vertraut mit der ganzen Fülle neuer politischer Ideen, die letzten Zeiten des deutschen Reiches nicht ohne Unwillen und ohne Spott betrachten konnte. Daß Otto nun besonderes Interesse für diesen Aufsatz gezeigt habe, darauf deuten die Schlußworte Richter's: „Ich könnte, sagte ich zu meinem Freunde O., diese Phantasie in Druck geben. — Warum? sagte er." — Wir müssen an einige der auffallendsten Stellen aus diesem Aufsatze erinnern: „Glücklich ist, gegen Attika gemessen, wo einmal dreißig Tyrannen auf einmal regierten, ein jetziger Staat, wo nur ein einziger herrscht und neun und zwanzig sehr mild repräsentirt." — „Wenn dem Throne des Lammes im Himmel der Thron des Wolfes auf Erden correspondirt, so erfreue man sich über das Gute dabei: daß schon hienieden jedes Reich in ein seliges Reich der Schatten, (nach dem Aussehen der Unterthanen), zu verwandeln ist." — „Robinet läugnet, daß das höchste Wesen nach Endzwecken handele; eben so ist es bloß ein Zeichen der menschlichen Schwach-

heit, die von dem fürstlichen Wesen den Gedanken der Endzwecke nicht trennen kann." — „Robinet sagt: Gott könne unmöglich seine unendliche Weisheit und Güte im Universum ausdrücken. Wie unmöglich das Nämliche einem Regenten ist, beweiset nicht bloß die Metaphysik, sondern, auch die Reisebeschreibungen. Wir wollen also nicht mehr höhere Wesen dadurch verkleinern, daß wir sie durch die Beilegung solcher Vorzüge zu erheben gedenken, die bloß von uns übertragen sind. Mich dünkt wenigstens, ausdrücklich dazu besoldete öffentliche Lehrer des allgemeinen Staatsrechts sollten es wissen: daß zwischen einem Fürsten und seinen Unterthanen gar keine Aehnlichkeit und Vergleichung Statt finde, da die letzteren keine Freiheit, und mithin kein eigenes Ich, kein Gut und gar Nichts haben; da ganze Millionen derselben sich nicht zutrauen, daß ihre zusammengesetzten Köpfe in corpore zu ihrer Selbstbeherrschung auslangen, die sie deshalb einem fremden fürstlichen geben; da endlich das Glück ganzer Tausende kein zu hoher Preis für das Glück eines Einzigen ist. Wir können also zwischen den Vorzügen des Fürsten und der Unterthanen unmöglich einen Unterschied annehmen, der bloß im Grade bestände, so daß etwa der Fürst nur weiser, besser u. s. w. wäre, als diese: der Unterschied muß in der Art liegen! Ist's also nicht offenbarer Anthropomorphismus, der den Fürsten zu einem völligen Menschen macht: wenn ein Autor seinen Verstand, seine Tugend, seine Gerechtigkeit zugleich mit seinem Buche einem Fürsten zuschreibt, auf den sich solche bloß bürgerliche Vorzüge so wenig, als oft dem Robinet'schen Gott

ohne Anstoß übertragen lassen, am wenigsten in einer Zueignung, die lieber schmeicheln, als beleidigen will." — Wir müßten den ganzen Aufsatz abschreiben, der von Einfällen, Gedanken und originellen Wendungen übersprudelt, weil er eben wegen der großen Idee, die dem Dichter vorschwebte und ihn ganz ausfüllte, mit weit mehr Liebe als alle frühern geschrieben ist und weil er einen Stoff gefunden, der so mächtig in das Leben eingriff und nach allen Seiten hin auf Urbilder und Reflexe traf. — Doch das können wir uns nicht versagen, noch die Stellen hieher zu setzen, in denen er schon damals mit den ihm eigenthümlichen Waffen für eines der höchsten geistigen Güter focht, dessen Erringung noch jetzt der Losungsschrei aller Gebildeten im Volk nach einem schweren sechs und vierzig Jahre lang noch immer vergeblich geführten Kampfe ist. „Es ist nicht gut," heißt es, „daß noch keine Regierung wahren, anstatt Zeitungsbeuten, sich dadurch einzusammeln getrachtet, daß sie etwa jeden Durchreisenden gezwungen hätte, vorher (er müßte denn sagen: er wäre nicht beschnitten) auf eine zahme Schweinshaut zu springen und auf ihr zu beeidigen: er wolle, sobald er über die Gränze wäre, Wenig oder Nichts von Allem, was er diesseits derselben gesehen, aussagen, die Buchhändler möchten ihm bieten, was sie wollten; so wie wirklich Jeder, der die Bastille wieder räumt, nichts von ihrer Geschichte auszuplaudern schwören muß. Ich sage: diese Freilassung der Federn sollte ihre Gränzen haben, und die ungebundenste Preßfreiheit könnte, dünkt mich, nicht mehr begehren: als daß ihr etwa nicht verwehret sei, einem Staat, seine unbekannten Obern, und jeden

Holzwurm im Throne bis zum Hofbuchdrucker hinunter, der das Werkchen verlegen kann, nach Wohlgefallen zu loben. Diese Erlaubniß des Lobes ist ein Grad von Preßfreiheit, den die Staatsinquisition zu Venedig niemals gestattete. Aber über das Lob hinaus ist jeder Buchstab, den der Setzer dazu nimmt, giftig und allgemein-schädlich. Regierungscollegien verschmähen, wie die Malerstuben, vielseitiges Licht, und viele Fenster stören in beiden alles Arbeiten. Gerade die besten, menschenfreundlichsten und nützlichsten Schritte, — der Zuschauer verspürt den Nutzen freilich nicht, aber die handelnde Person ihn desto lebhafter an sich, — die oft eben darum die grausamsten scheinen, gehören unter die Wohlthaten, die eine Regierung gern heimlich und im Dunkeln thut; und wenn es nöthig wäre, einem ganzen Lande eine Art von Tortur anzuthun (Staatslehrer sollten wissen, daß das oft gar nicht zu vermeiden ist): so läßt sich zeigen, daß, so wie die Criminalisten zur Folter einzelner Personen die natürliche Nacht anberaumen, auch zu der mehrerer Menschen eine gewisse figürliche Dunkelheit so vortheilhaft ist, als nur irgend etwas: denn was sieht man, wenn die Preßfreiheit ihre unnöthigen Leichenfackeln anbrennt und hintennach trägt? Todte und Trauernde und Aerzte in Trauerwagen. Das macht aber nachher die Welt ungemein verdrießlich und kein Mensch will mehr auf ihr herumlaufen." — — Allerdings war Richter damals weder der erste noch der einzige Mann, der das Schwert für die politische, religiöse und geistige Befreiung des Volkes ergriff; er folgte darin nur dem Geiste jener Zeit, und be-

sonders jenes Jahrzehendes, dem auch ein anderer unserer größten Dichter, der in Bezug auf Mannes=, Bürger= und Menschenwerth wenig unter ihm stand, und durch seine Gewalt über die Form bei weitem mehr des ganzen Volkes sich bemächtigte, durch seine „Räuber," „Kabale und Liebe" und „Fiesko" huldigte. Es ist immer von Jean Paul aber so bemerkenswerther, daß er von seiner Einsamkeit heraus und ohne andere Anregung diesem Geiste sich anschloß, daß er bei weitem entschiedener ihn erfaßte und bei weitem über Jenen hinausging, daß er endlich, worauf wir noch oft zurückkommen werden, nie und unter den gefährlichsten Umständen nicht bis in sein spätestes Alter einen Kampf aussetzte, der am Ende unter den allermannichfaltigsten Gestalten der immer wiederkehrende und, (was der wesentlichste Unterschied zwischen ihm und Schiller), nicht mit allgemeinen Ausdrücken desselben sich begnügende, sondern in die geschildertem höchsten wie niedrigsten und kleinsten Lebenskreise des ganzen Volks eindringende, Grundton aller seiner Werke ist. Durch jenen Aufsatz nahm er schon im Mai 1788 neben den Männern, die offen und direct für jene Güter kämpften, neben Schlosser, Moser und Archenholz, seinen Platz, und Archenholz namentlich war es, der den Aufsatz in seinem „Journal für Länder= und Völkerkunde" annahm und abdrucken ließ, dadurch nicht sowohl einen glänzenden Beweis seines edeln Freisinnes gab, sondern auch wieder das erste grüne Oelblatt in das Leben des Dichters warf. „Sie haben," schreibt Richter ein Jahr später an ihn, und diese Stelle mag noch schlagender sein politisches Glaubensbekenntniß aussprechen: „Sie haben

das Verdienst, uns aus unsern monarchischen Ketten und Bandagen aufzurütteln durch das Beispiel eines Volkes, das sich frei bewegt und jene nur um Missethäter, diese nur um Kranke flicht. Mag es Ihnen nie an Zeit und Kraft fehlen, unserm Freiheitsgefühl, das, wie Gewächse unter Steinen, unter Thronen kränkelt, durch lebendige Beispiele Luft und Sonne zu geben!" —

Außer diesem Aufsatz, für dessen Abfassung sich oben jene besonderen höheren Gründe angeben lassen, ist uns bis zum Jahre 1790 keine ausgeführte, komische oder satyrische, Arbeit bekannt; dagegen aber arbeitete er auf dem „Terrain," das sich die ernste Empfindung, die, nach des Dichters eigenem Ausdruck*): „ihr Heiligthum Jahrzehende lang dem Korkzieher der Dichtfeder verschlossen hatte und schon nicht mehr ihre Gefangenschaft aushalten konnte," in den Anhängen zu der Auswahl aus des Teufels Papieren erobert hatte, einige ernste Aufsätze aus. Sobald er im September des Jahres 1788 mit einigen ernsten Abhandlungen der Art auf eine ihm zusagende Weise zu Stande gekommen war, schickte er dieselben mit größerer Zuversicht, als früher die komischen, an Herder. „Sie schlugen einem Unbekannten," schrieb er, „eine zudringliche Bitte mit so viel Schonung ab, daß er den Muth zu einer anderen behielt. Zwei Aufsätze wage ich nicht unmittelbar an Herrn Wieland in der Besorgniß zu schicken, sie möchten sich unter den Caravanen von Papier verlieren, die ringsum auf ihn zuschießen. Viel-

*) In der Vorrede zur zweiten Auflage der Grönländischen Processe.

leicht gewinnen sie auch das, was eine unangenehme Neuigkeit gewinnt, wenn man sie dem Könige durch einen Günstling oder eine Geliebte überbringen läßt. Da ich Nichts habe, so muß ich für diese unter hypochondrischem Herzklopfen und verschwindendem Athem gebornen Producte wohl etwas haben wollen. Möchten Sie sie werth finden, von Ihnen gelesen zu werden! möchten Sie durch deren Erscheinung mich werth finden, die Ihrigen gelesen zu haben!" Und in einem zweiten Schreiben: „Ich kann meine unberufene Vermehrung und Unterbrechung Ihrer Geschäfte mit nichts entschuldigen, als mit dem Vertrauen auf helfende und verzeihende Humanität. Ich bin mit der freudigsten und liebendsten Hochachtung, die man dem Wohlthäter seines Kopfes und Herzens zollt" ꝛc. ꝛc. Diese Briefe und Aufsätze trafen nun zwar Herder nicht, indem derselbe gerade damals auf seiner Reise nach Italien begriffen war; aber sie trafen durch einen in dieser Beziehung glücklich zu nennenden Zufall dessen Gattin, Caroline von Herder, die bei dem innigen Verhältniß, welches zwischen ihr und ihrem Manne herrschte, alles, was an denselben gelangte, zu öffnen und zu besorgen hatte. Sie las, was in der Abwesenheit ihres Mannes vielleicht nicht geschehen wäre, die Aufsätze durch, und durch diese seltsame Fügung wurde Caroline von Herder die erste Frau in Deutschland, deren Herz Jean Paul durch eine poetische Arbeit eroberte, und zwar durch einen kleinen ernsten Aufsatz. Sie antwortete ihm selbst, und, nachdem sie ihm gemeldet, daß sie die Manuscripte an Wieland geschickt, sie aber von ihm zurückerhalten und nun an den Herausgeber des deutschen Museums, mit

welchem ihr Mann mehr Verbindung hätte, gesendet habe, und daß sie ihm Antwort und Geld schicken werde, wenn sie beides erhalten, fügte sie hinzu: „Ihr zweites Stück, „was der Tod ist," hat mir innig wohl gefallen; ich hätte beinahe Ihren wahren Namen anstatt „Hasus" darunter gesetzt." Es war dies zugleich die erste Anerkennung, zumal wärmere Theilnahme, die ihm von unbekannter Seite her wurde, und es war gewissermaßen eine prophetische Vorhersagung: daß ihn von deutschen Frauen überhaupt während seines Lebens die erste und reichste Ruhmespalme gereicht werden würde, nachdem er von den Männern großentheils kalt zurückgestoßen worden war. Es konnte nicht anders, als einen tiefen Eindruck auf ihn zurücklassen, daß er hier durch eine kleine ernste Arbeit augenblicklich erreicht hatte, was er seit so vielen Jahren durch ganze Bände seiner witzig-satyrischen Muse vergebens erstrebt. Unbeschreiblich glücklich mußte ihn machen, sich nunmehr gekannt, geschätzt, und seinen Namen mit herzlicher Theilnahme in dem Hause des Mannes genannt zu wissen, den er seit Jahren am glühendsten von allen Geistern verehrte, den er so als ein Muster und Vorbild sein ganzes Leben hindurch betrachtet, und den er als Jüngling und als Mann, während dessen Leben wie nach dessen Tode, auf die mannichfachste Weise poetisch verklärt hat.

Eine Reihe von Ereignissen, die in einem Leben, wie das seinige, große Epoche machen mußten, stießen ihn übrigens nach und nach immer mehr zu dem tiefsten Lebensernste hin. Dazu gehörte, daß sein immer heißer geliebter Freund Hermann, der die erste Hälfte seines

Hofener Aufenthaltes durch häufige Besuche erhoben, erheitert und versüßt hatte, im Frühjahre 1788 nach Erlangen gegangen war, um sich vielleicht dort endlich die Hülfsmittel zur Doctorpromotion zu verschaffen. Aber nicht bloß die Trennung, sondern der beständig fruchtlose Kampf dieses genialen Menschen mit seiner bittern Armuth berührte sein Herz auf das Allerempfindlichste; denn er sah denselben, welcher durch seine Fakultätsstudien auf eine nur durch bedeutende Geldmittel zu erlangende öffentliche Stellung angewiesen war, um in derselben die Blüthen seines Geistes treiben lassen, wirken und überhaupt seine Kenntnisse und seine Ideen anwenden zu können, einem Schicksale immer mehr erliegen, welchem er nicht, wie Richter, ein duldendes und erwartendes Arbeiten in der Einsamkeit entgegensetzen konnte. Er konnte nicht, wie dieser, vor den kleinen, schmutzigen, materiellen Erbärmlichkeiten, die seine Geistesthätigkeit hinderlich berührten, in seine Clause sich zurückziehen, sondern mußte mit denselben täglich einen Kampf bestehen, sich in sie hineintauchen, trotz des Ekels, mit dem seine zarte, höhere Natur sie zurückstieß. Er war daher des Jammers, des Unmuths und der Verzweiflung nicht Herr, klagte sie laut, und während Richter mit eigenem Trübsinn und eigener Hypochondrie stritt, mußte er einen Freund, den er mit blutendem Herzen dem Abgrunde zueilen sah, trösten und aufrichten; er lernte hier zuerst das wahrhafte Unglück, den inneren Seelenschmerz des Lebens, den tragischen Kampf des Menschen mit den Hindernissen, welche ihm die irdischen Verhältnisse, die geselligen und politischen Beziehungen in den Weg legen, das große dunkle Räth-

sel des Mißverhältnisses der Bestimmung und der Mittel eines Menschen, dem der mächtige Trieb in die Brust gelegt ward und kein Weg gezeigt, ihm zu genügen, die Erhebung und Wohlfahrt des Dummen und Lasterhaften, die Gedrücktheit und das Elend dessen, der mit dem feurigsten und uneigennützigsten Willen sein Alles an höchste Zwecke setzen möchte und seinen Arm und seinen Geist gefesselt sieht, — er lernte dieses höchste Elend in einem weit furchtbarerem Grade, als an sich selbst, an dem heißgeliebten Freunde kennen! Alles dies stellte dem Scherz ein immer größeres Gegengewicht an die Seite, das Bild des leidenden Freundes führte ihm die ganze leidende Menschheit vor das innere Auge. Zu gleicher Zeit aber, als er nach Trostgründen für seinen Freund suchte, als er darum tiefer in seine eigene Seele schaute: da fand er sie nicht in der Satyre oder im Scherz, sondern in erhabenen Vorstellungen von der Welt und in der ernst-poetischen Verklärung derselben. So erhob er sich in seinen Briefen an Hermann bereits zu den schönsten Anklängen dieser Art: „Erdulde noch einmal wie ein Mann das Alpdrücken des Schicksals! Es wird Dich einmal Jemand bei dem Namen nennen — Du wirst die Augen aufschlagen — und statt des zerquetschenden Gespenstes die Sonne erblicken." — Ferner: „Vertraue auf die glänzenden und breiten Flügel Deines Kopfes, und möchten sie Dich nur über das todte Meer wegtragen, damit Du nicht da geistig-todt hinfällest, und laß Dir von Deinen Bedürfnissen nie die Elastizität der Seele stehlen." — Endlich: „Möge Dir der Traum das geben, was Dir die Menschen versagen. Fliehe mit Deiner Phantasie in

die Kindheitauen zurück, und vergiß über den Mondschein der Vergangenheit und vor dem Sternenhimmel der Zukunft den unebenen Boden, auf welchem Du stehest." — Und als Hermann Erlangen verließ, um sein Glück in Göttingen zu versuchen, wünschte er ihm: „es möge ihn ein Engel aus Sodom auf einen einsiedlerischen Berg tragen, wo er seine geliebte Wissenschaft, die er nicht wegen der Kammerwagen*), sondern wegen ihrer Reize liebe, mit allen Neigungen umschlingen könne." — Wie hätte er nicht sollen bei dieser Veranlassung, nachdem ihm jene große Summe wahrhaft menschlicher Schmerzen in dem Bilde seines zerrissenen Freundes so nahe an das Herz getreten, schlagend fühlen: welche hohe und heilige Bestimmung es sei, der Menschheit in ihrem Schmerz, der da wohnt in den Höhen wie in den Tiefen des Lebens, jenen erhabenen und schönen Trost zu bieten, sie, statt mit der Satyre zu verwunden, mit der Komik zu erheitern, und erstere als spitze Waffe nur noch von Zeit zu Zeit gegen die Dränger und Peiniger derselben zu richten? Wie hätte er nicht sollen den Entschluß fassen, es endlich zu wagen, diese Bestimmung fest für sich zu wählen und sobald als möglich anzutreten, als er bei eben dieser Gelegenheit gefunden, welcher reiche Schatz von erhabenen und poetischen Tröstungen dieser Art in seiner Brust bereits angehäuft lag? —

Außerdem weckte die Trennung von Hermann und der Umstand, daß er sich mit ihm in der Ferne auf eine sein ganzes Wesen durchgreifende Weise beschäftigen mußte,

*) Siehe Band 1. Kap. 1. in der Beschreibung des Fichtelgebirges.

noch bestimmtere Schöpfungsideen. Denn weil derselbe in die Ferne gerückt war, und seine Gegenwart nicht, wie wohl sonst oft, durch Zufälle und verschiedenartige Launen der ihn betrachtenden Person das Gesammt des in der Seele derselben von ihm entstandenen Bildes wieder vernichtete: so hätte dies natürlich die Folge, daß er, ihn ganz objectiv betrachtend, mit einem Male einen äußerst originellen poetischen Charakter vor sich sah. — Wie der Blitz schlug der Gedanke in seine Seele, daß er jetzt eine Figur für jenen von Vogel ihm vorgeschlagenen philosophisch-pädagogischen Roman vor sich habe, zumal die seltsamen und originellen Eigenthümlichkeiten Hermann's, jenes Hin- und Hergeworfenwerden zwischen der Niedrigkeit der materiellen Kleinigkeiten und der Erhabenheit seiner eigentlichen geistigen Natur, sich in dem Conflict in Erlangen noch bei weitem mehr herausstellten. Und im Empfangen dieses Gedankenblitzes rief er ihm zu Anfang August 1788 zu: „Ich bin des Teufels, wenn ich nicht einmal Deinen ganzen Charakter in einen Roman pflanze!" — Was dieß für ein Charakter gewesen, werden wir erst umständlicher darlegen, wenn wir zeigen, wo Jean Paul Wort gehalten hat.

War aber, wie wir sahen, in seiner Stimmung seit dem Aufenthalte in Töpen allmählig eine immer größere Hinneigung zur Melancholie und zum Ernst eingetreten, hatte sich seine Phantasie immer mehr mit Bildern und Gestalten der Art getränkt: so trafen ihn bald hintereinander mehrere Schicksalsschläge, die mit der Gewalt des Donners sein Herz erschütterten, und ihm das Land der Schmerzen, der Sehnsucht und düsterer Träume noch wei-

ter eröffneten. Zuerst lernte er dem Genius mit der umgestürzten Fackel in dessen nahes Auge blicken, als Adam von Oerthel, von Hypochondrie und Mißmuth aufgerieben, das nach höheren Gütern gemeinschaftlich ringende und fast gleicherweise mit unglücklichen äußeren Verhältnissen kämpfende Freundeskleeblatt der Erste zetriß, und nach einem düstern und trüben Winter im April 1789 in Richter's Armen verschied. —

Ueber die Größe seines Schmerzes bei diesem Verluste haben wir aus jener Zeit zwar keine Aussprüche von ihm, jedoch wir finden in einem späteren Roman die ganze Sterbescene ausführlich geschildert und dabei die merkwürdigen Worte des, den Dichter selbst repräsentirenden Helden: Er habe zum erstenmale dabei gefühlt, daß er auf der Erde nicht einheimisch sei, und daß das Sonnenlicht ihm das in unsre Nacht gewebte Dämmerlicht eines größern Mondes sei. — Es war dies das erste Ereigniß, was seine empfindende Phantasie mächtig aus dem blutenden und durchweichten Herzen hervorriß.

Unterbrochen wurde jedoch auf einige Zeit dieser Gedankengang und jene eingeschlagene oben angegebene Richtung durch die endliche Erscheinung der „Teufelspapiere“ im Mai 1789. Diese warf ihn in die alten Stimmungen wieder zurück; denn er hatte das Buch mit Wonne zu durchlesen und eine Menge dem Geiste desselben angemessene Briefe an die Freunde zu schreiben, denen er eine Anzahl Exemplare schenken mußte, damit er nur einige Leser erhalte. Freilich wurde ihm auch diese Freude wieder verkümmert, erstens durch eine Masse von

Druckfehlern, die ihn überhaupt wegen seiner ungewöhnlichen Ausdrucksweise in gedrängten Constructionen, in langen Sätzen, bilderreichen Wörtern, fremdartigen Namen und Citaten durch fast alle seine Werke verfolgten und deren Sinn häufig entstellten. Damals wußte er noch nicht, was er später so oft erfuhr: daß die Meisten so oberflächlich lesen, um unter hundert Druckfehlern kaum einen wirklich zu bemerken, eben so, wie im Laufe des Gesprächs Irrthümer und Fehlgriffe überhört werden. Damals überflog ihn aber eine heiße Schaamgluth, in der Befürchtung, daß man seiner Unwissenheit diese Fehler zuschreiben könne, und drückt seinen Aerger darüber auf manche komische Weise aus. „Aber Ihrem Setzer," schreibt er an Beckmann, „danke ich für Nichts, am wenigsten für seine Augen, die allemal sahen, was ich nicht geschrieben, noch für seine Verbesserungen, noch für seine Interpunctionen, die er mir in einem Tauschhandel statt der meinigen gab, noch für seine Orthographie, die weder die meinige, noch die rechte*), noch für seine Salve von Druckfehlern, die er auf jedem Bogen abfeuert." Und an Otto: „Von den drei Weisen aus Hof (Richter, Hermann und Vogel), die gedruckten Weihrauch in Deine Stube bringen, bin ich der letzte, aber der größte — ein Mann von achtunddreißig Bogen! Die Papierkegel der

*) Es ist nachträglich zu bemerken, daß Jean Paul von früher Kindheit an, wie er in Folge seiner Einsamkeit alles mögliche zum Gegenstand seines Nachdenkens und Durchforschens nahm, auch sich mit der Orthographie solchergestalt beschäftigte und lange Zeit hindurch auch sein Regiment in allen Dingen durch die Annahme einer ganz besonderen kund that, nach welcher er alle nach seiner Meinung überflüssige Buchstaben wegwarf. So z. B. das H aus der Mitte

Andern aber fangen den Wind kaum mit neunzehn Bogen auf. Der einzige Mitarbeiter, den ich hatte, ist der Drucker, der seine Gedanken durch Druckfehler von sich gab." — Aber zweitens und vorzüglich wurde ihm auch noch das Honorar beschnitten. Beckmann war so schmutzig, ihm den geringen Betrag in den schlechtesten Karolinen auszuzahlen, die nur mit aller Mühe aufzutreiben gewesen waren. Ueber diesen materiellen Verlust jedoch vermochte sich Richter mit noch größerer Heiterkeit auszusprechen. „Karl V. und Karl XII." berichtet er seinem Herrn Verleger, „stifteten im Voigtlande nicht so viel Unruhe, als ihre Karlsd'ors; es wollte sie Keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten, und sie flogen aus einer in die andere, wie das angezündete Spänchen beim Spiel: Stirbt der Fuchs. Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe, Plagen u. s. w. zu lesen, die diese Karolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demolirt sind und deren Köpfe so verschnitten, wie meiner." —

Aber der Eindruck des Buches selbst auf die geistreichsten seiner Freunde war doch nur der eines kalten Erstaunens, und sogar Vogel, wenn er ihm gleich schreibt: „daß er nach seiner Meinung alle deutsche Satyriker von

der Wörter, mehrere Doppelconsonanten; er schrieb Gemalin, sol; doch wechselte er mit derselben sehr oft, und bat z. B. um diese Zeit den Pfarrer Vogel, dessen „Gemahlin" zu grüßen, die er jetzt wieder mit einem h schriebe. Auf diese Weise wechselte er verschiedene Male, bis er endlich am 22. März 1804 die alte Orthographie wieder angenommen, an demselben Tage, an welchem er „zum ersten Male einen Hosenträger in Gesellschaft getragen," was er ausdrücklich in seinem Tagebuche bemerkte.

Rabener bis Liskow in seine Jagdtasche gesteckt habe," sagt ihm doch: „daß, wenn er den Tristram vierzigmal habe lesen müssen, bis er gewußt, daß jener ein Hirn, und er selbst einen Lachmuskel habe, so werde er des Teufels ausgewählte Papiere vierhundertmal lesen müssen, um sie zu verstehen." — Und auch nach einigen Monaten entschuldigt sich Vogel, der unterdeß als Superintendent in die Bergstadt Arzberg, tief im Fichtelgebirge, versetzt worden war: „daß er über des Teufels Papiere sich weiter noch nicht aufgehalten." Ja! beide Freunde scheinen deshalb bald darauf für eine lange Zeit wirklich ganz auseinander gekommen zu sein, und man sieht aus einer Notiz in Richter's Tagebuche vom Frühjahre 1791, daß er seinen Autorstolz von diesem Freunde verletzt geglaubt. „Ich packte meine Briefe nach den Rubriken der Autoren." — heißt es. „Da ich die der Todten zusammenband, die auf immer ohne Anwachs bleiben, fühlte es mein Herz. Meine Jugendliebe zu meinem Jugendfreund, dem Pfarrer in Arzberg, kommt wieder, und ich bereue mein dummes, eiteles, undankbares Betragen." — Es ist kein Wunder, daß das Publicum noch theilnahmloser blieb, und den Verleger veranlaßte, nach wenigen Jahren die ganze Auflage zu Maculatur zu machen, so daß, als im Jahre 1797, nach der Erscheinung des „Siebenkäs," welcher den „Teufelspapieren" das Wort geredet, die Buchhandlung eine Resurrection derselben sich erbat, Jean Paul sein letztes Exemplar hergeben, und zu der Ausgabe der sämmtlichen Werke Otto's Freiexemplar verwendet werden mußte, da nirgends ein anderes aufzutreiben war. Aber sehr bedeutend erschien uns immer, daß Jean Paul

bei jener Restauration des Buches, die er darum „Palingenesieen" — Wiedergeburten — nannte, aus den frühern achtunddreißig Bogen nur sechs in dieselbe wieder aufnahm; außerdem verwebte er auch noch dieselben in eine Art von Roman: „Meine Fata vor und in Nürnberg," und dieser Roman war obendrein vermischter, d. h. nicht rein komischer, Gattung: während er, als er um das Gleiche für die Grönländischen Processe ersucht wurde, im Jahre 1821, keinen Anstand nahm, dieselben nur mit den gewöhnlichen Correcturen verbesserter Ausgaben vollständig wieder abdrucken zu lassen. Auch Herder, der gewiß durch seine Frau auf ein Buch aufmerksam gemacht worden war, das den Namen: „J. P. F. Hasus," trug, suchte später nur die Grönländischen Processe und las sie mit Liebe und Eifer, während von den Teufelspapieren zwischen beiden Männern nie die Rede war. Noch mehr! Gerade die Teufelspapiere waren es, die der Verfasser mit dem Dichter in den letzten Wochen vor dessen Tode zur Aufnahme in die sämmtlichen Werke zubereitete. Der Verfasser hegte dabei allerdings auch den Grundsatz, daß Wesentliches herauszustreichen eine Versündigung gegen den Leser wäre, der hauptsächlich die verschiedenen Stufen der Entwickelung des Dichters anschauen wolle, und daß eine Ausgabe der sämmtlichen Werke, um mich jetzt des nachher so berühmt und berüchtigt gewordenen Ausdrucks zu bedienen: sonst keine Wahrheit wäre. Er weiß, welche unglaubliche Mühe es ihm kostete, den endlich dazu entschlossenen Dichter während des Durchgehens des Werkes bei diesem Vorsatze zu erhalten; daß fast bei jedem Satze derselbe Streit sich wiederholte; er weiß, mit wel-

chem Ekel der Dichter oft ganzen Seiten zuhörte: daß aber dennoch der Verfasser das Herausschneiden wenigstens eines Aufsatzes nicht verhindern konnte. Man sieht so, daß der Dichter fast zu allen Perioden seines Lebens dieselbe Abneigung gegen dies Werk gehabt. Daß sonst alle Welt den Inhalt unschmackhaft gefunden, zeigt die Geschichte des Buchs. Es konnte dies auch nicht anders sein. Zu sehr und zu absichtlich hatte er Swift in der versteckten Ironie und im angenommenen Ernste nachgeahmt, während er doch den Aufsätzen keine solche Handlung hatte mittheilen können, wie deren Gulliver's Reisen und das Mährchen von der Tonne haben. Die Witzlyrik war meist darin unterdrückt, durch welche sich die Grönländischen Processe so ausgezeichnet hatten, und durch welche diese trotz der Stoffarmuth fast jeden Augenblick einen Genuß gewähren. Dagegen liest man in den Teufelspapieren oft mehrere Seiten, ehe man auf einen Blitz trifft. — Wir stehen keinen Augenblick an, zuzugeben, daß die Teufelspapiere bei Weitem mehr ausgebildeten Kunstverstand und Kunsttalent verrathen, als die frühern Arbeiten, ja daß sie regelrechter gebaut sind als selbst die meisten späteren. Aber, ohne alle sie durchdringendes Lebensprincip, gewähren sie hohen Genuß und Ueberraschung nur betrachtet als Uebungen und Ergüsse eines, nachher als hoher Genius erkannten, aller befruchtenden Belebung entbehrenden und gedrückten, und dennoch unaufhörlich strebenden Wesens. Es ist somit eine von den Täuschungen oder Grillen Ludwig Tiecks, der diese Teufelspapiere für das beste Werk Jean Paul's erklärt, und behauptet, daß diese Gattung eigentlich allein dem Dich-

ten bestimmt gewesen sei, so wie, daß er sich leider von dieser Bestimmung nachher verirrt habe. Man weiß, daß Tieck auch von Göthe eine ähnliche Meinung hegt, in sofern er nämlich dessen Götz und Werther für die besten Producte desselben hält, bloß weil dieser Dichter nur in seiner Jugend auf dem rechten Wege gewesen wäre, ein ganz großer und ächt nationell-deutscher Meister zu werden, — während er es nur darum nicht geworden, weil er später sowohl Nationalität als Geschichte und Leben seines Volkes aus den Augen gelassen und sich theils fremde Stoffe, und fremde Bühnen, theils weniger erhabne Gegenstände gewählt habe*). Bei Göthe hat er bestimmt darin Recht, daß dessen spätere Producte unter den ersten stehen, wie denn auch keines jemals die Wirkung der älteren Erzeugnisse auch nur von weitem erreichte. Aber die Folgerung, daß in Göthe's Willen gelegen habe, auf jenem ersten Wege fortzugehen, und namentlich in den späteren Werken den durch die ersteren hervorgerufenen Erwartungen zu entsprechen, ist eine, die auf keine Weise zugegeben werden kann! — Das ist sehr leicht erklärlich, daß ein Dichter durch äußere ungünstige Verhältnisse anfangs seine poetische Kraft auf einem untergeordneten Terrain auszuüben gezwungen sein kann, während ihm das Höchste seiner Anlagen noch angewiesen war; aber daß er, wenn er auf das letztere von Anfang gleich durch

*) Siehe darüber die viel zu wenig erkannte treffliche Einleitung zu Lenz's Schriften. Tieck ist doch vielleicht mehr auf Seiten Wolfgang Menzels als er sich selbst gestehen möchte; und wenn er das Obige auch nicht so deutlich ausspricht, so ist es doch die Basis und Resultat der ganzen Untersuchung.

das Glück geworfen worden, dasselbe freiwillig verlassen sollte, wenn ihn keine äußere Nothwendigkeit oder vielmehr Noth dazu zwingt: ist fast undenkbar. Göthe war immer in dem Falle, bei der Bestimmung seiner Thätigkeiten und Auswahl seiner Stoffe auf Niemand, nicht einmal auf das Publicum, Rücksicht nehmen zu dürfen. Seine Verhältnisse hätten ihm zu allen Zeiten erlaubt, so weit mit den höheren und höchsten Ständen zu verkehren, als ein Dichter vonnöthen haben kann. Wenn also das Gelüst zum Umgang mit und zur Abhängigkeit von höchsten Herrschaften und zu einer vornehmen gesellschaftlichen Stellung als Minister stärker in ihm war, als der Drang, seinem Volk ein großer Dichter zu werden, ein Dichter in dem Sinne, wie noch zu allen Zeiten seit dem Alterthume ein solcher von den Völkern als die größte Gottesgabe betrachtet wurde, ein Verherrlicher und Verklärer ihrer Freuden, ein Tröster und Erheber in Zeiten des Unglücks, ein Erleuchter ihrer Vergangenheit und ein Prophet ihrer Zukunft, ein Anwalt für die Unterdrückten und eine drohende Geißel für die Unterdrücker — wenn für Göthe, sage ich, der Genuß jener Verhältnisse, welche ihm diese poetische Theilnahme am Freud und am Leid an der Vergangenheit, an der Gegenwart und an der Zukunft seines Volkes untersagten, so viel galt und so reizend schien, daß er jene Verhältnisse in der kräftigsten und in der schönsten Jugendzeit freiwillig auswählen und die geistigen Fesseln derselben bis an sein Lebensende tragen mochte: so mag uns Niemand beweisen wollen, daß ihm jene göttliche Kraft und jener göttliche Beruf eines Volks-Vates eingewohnt habe. — Niemals hätte ein

solcher Mann auch ohne die Promotion an den Hof zu Weimar jene Werke liefern können, die man nach dem Götz und Werther von ihm erwartet haben mag. — Dagegen, wie hätte umgekehrt Jean Paul zu der ersten Sphäre, war sie wirklich nur die seinige, nicht zurückkehren sollen, selbst wenn man annehmen wollte, daß er sie im ersten Augenblick darum verlassen, weil er so lange Zeit keinen Anklang damit gefunden hatte — warum, sage ich, hätte er nicht später zu derselben zurückkehren sollen, als sein Name jeder seiner Schriften eine glänzende Aufnahme in ganz Deutschland vorher sicherte, ja der Erfolg der Natur der Sache nach ergab, daß die vermischten, d. h. mehr komischen Romane mehr Käufer fanden, als die rein ernsten? Aber Jean Paul's ganzes Streben und ganzer Beruf, dem er nicht nur sein Leben widmete, sondern dem er auch seine Zeit, seine Gesundheit, seine Ruhe, seine Bequemlichkeit und seine Genüsse zu jeder Stunde opferte, ging eben dahin: seinem Volke jener große Dichter zu sein. Was er davon nicht erreichte, lag wahrlich weder an dem Mangel seiner ursprünglichen geistigen und moralischen Kraft dazu, sondern an den ungünstigen Lebensschicksalen, mit denen er so lange Zeit zu kämpfen hatte, daß er nur in humoristischer, excentrischer und regelloser Form, also seinem Volke unverständlicher und unzugänglicher, seine große Lebensaufgabe zu lösen vermochte. Das Eigenthümliche seiner Erscheinung, der eine ähnliche darum kein anderes Volk zur Seite zu stellen hat, liegt ja darin, daß seine Werke Versuche sind, wie ein wirklich mächtiger Genius das Mißverhältniß der ihm vom Geschick zu Gebote gestellten äußeren Mittel zu seiner

großen Bestimmung, die er klar erkannt und mit heiligem Eifer zu verfolgen sich entschlossen hat, aufzulösen strebt. Es ist darum unwürdig, zu denken, daß ein solcher Geist, weil er seine großen Werke nicht ohne manche Fehler und Unvollkommenheiten ausarbeitete und ausarbeiten konnte, Mängel, die bedeutend genug waren, um ihm die Theilnahme eines nicht geringen Theils des Volks auf lange Zeit zu entziehen — es ist unwürdig zu denken: daß darum ein solcher Geist sich auf die niedrigere und beschränktere Sphäre eines bloß komischen Dichters hätte beschränken sollen, weil er in dieser etwa kunstgerechter zu arbeiten im Stande gewesen wäre. —

Der Tod Adam von Oerthel's hatte übrigens zunächst die Folge, daß das Verhältniß in Töpen sich auflösen mußte, und es scheint dies auf eine Weise geschehen zu sein, daß Richter mit doppelt verwundetem Herzen über den Verlust eines Freundes, über die Verschwendung so vieler Mühe an einen undankbaren Zögling und über das Abhängiggewesensein von einem dünkelhaften und geizigen Principal im October 1789 in das Stübchen seiner Mutter zurückkehrte. — Ueber sein Verhältniß zu dem alten Oerthel namentlich und was die materielle Ausbeute einer beinahe dreijährigen Lehrerthätigkeit gewesen, giebt ein Brief Richter's an ihn bei nachträglicher Uebersendung der Teufelspapiere gleich nach seiner Rückkehr nach Hof genügenden Aufschluß. „Das Geschenk meines Buchs, schreibt er, werden Sie doch für keine

Grobheit halten, sonst wollt' ich höflicher gewesen sein. Da ich das Glück habe, mit einer Silbe und Garnitur von Gläubigern umzogen in der Welt herumzugehen, so kann ich Sie, da das Creditorchor nicht so viel wie Sie allein besitzt, nicht eher bezahlen, als bis ich die minder reichen bezahlt habe. Sie sehen aber, da ich so viele Schulden gemacht, wie viel ich Satyren machen muß, sie zu tilgen. Da ich das Blut, das Ihre Briefe kochen genug ließen, abzukühlen und zu beherrschen trachte, so sehen Sie, daß ich noch immer suche zu sein Ihr u. s. f." — Er war also sein Geldschuldner geworden! —

Sobald er nach Hof zurückgekommen war, zeigte Richter durch einen sehr auffallenden Schritt, welche Veränderung in seinen Ansichten, seinen Wünschen und seinen Meinungen vorgegangen. Um nämlich jetzt in allen den Familien, welche er nur einigermaßen als sich oder den Seinigen befreundet ansehen konnte, gern und willig Zutritt zu erhalten, ließ er nunmehr freiwillig seine antihöfer Tracht am Kopf und Hals fallen. Er theilte diesen Entschluß seinen Freunden in einem förmlichen und nach seiner Gewohnheit scherzhaften Avertissement*) mit, worauf, als er den Entschluß wirklich ausgeführt, er an Vogel schrieb:

*) Es lautet also: „Endesunterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viel Feinde haben, als die rothen, und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen, da ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden, und da besonders dem Endesunterschriebenen seine Haare so viel geschadet haben, als dem Absalom die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen, und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen suche, weil da die Haare unter keiner Schere wüchsen; so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange

er habe sich jetzt enthülset und seinen bisher broschirten Leib in Franzband eingebunden; seinen Hals presse jetzt das cilicium und der Ringkragen einer Binde, und seine Haare liefen in ein suffixum oder einen accentus acutus aus, den man dort zu Lande einen: Zopf, nenne; er merke aber sehr, daß andere Menschen, seit er seinen alten Adam ausgezogen, gegen ihn den neuen besseren angezogen, und er freue sich, die Rathgebungen Vogel's jetzt zu realisiren, die er sonst widerlegt hätte. — Dieses plötzliche Anschließen an die Kreise seiner Mitbürger, die er über sechs Jahre lang des Opfers eines Zopfes nicht für werth gehalten, beweisst augenscheinlich, daß jetzt Pläne zu Werken in ihm drängten, zu denen er für nöthig hielt, um jeden Preis sich Studien von Menschen und Charakteren, tiefere und umfassendere Blicke in das menschliche Herz, genauere Kenntniß des Verhältnisses und des geselligen Umganges, aber ganz besonders genauere Kenntniß des Wesens, Treibens, Denkens, Fühlens von weiblichen Wesen zu verschaffen, und daß er, die Hoffnung aufgebend, diese Studien und namentlich die aus denselben nothwendig hervorgehenden belebenden Anregungen für Gefühl, Empfindung und Phantasie, in größeren, weiteren und höhern Zirkeln sich so bald, wie er früher gehofft, werde suchen dürfen, die kleinen und beschränkten Kreise seiner Umge-

nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgebornen rc. Publicum gemeldet: daß Endesunterzeichneter entschlossen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen Hof's mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines Jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen."

bungen zu durchgehen, zu durchleben und in ihnen nach Modellen und nach Stoffen zu forschen, den Vorsatz hatte.

Es wurde ihm auch gar nicht schwer, nachdem er einmal alles Anstößige an sich beseitiget, den Zugang zu einer Anzahl freundlicher und heiterer Familienkreise zu gewinnen mit seinem Geist, seinem Scherz, seiner regen und herzlichen Theilnahme für Leid und Freud Anderer, besonders aber mit dem, was die Franzosen so schön mit dem Ausdruck: politesse du coeur, bezeichnen, die nicht nur ursprünglich in seinem Gemüthe wurzelte, sondern deren Grundsätze und Regeln er sich auch durch mannichfaltiges Nachdenken aufgesucht, ausgebildet, sich aufgezeichnet und eingeprägt hatte; endlich mit jener so einfachen und eben darum untrüglichen Lebensklugheit, wie sie sich ein unverdorbenes, nach Einigung und herzlichem Verkehr mit seinen Mitmenschen strebendes Gemüth so leicht auffindet. Unter den Familien, mit welchen er in einen solchen Verkehr kam, findet man auch die des Postmeisters Wirth, die Großältern jenes muthigen deutschen jungen Mannes, der seine patriotischen Gesinnungen jetzt bereits, nach baierischer Weise ohne Urthel und Spruch, im Kerker von Zweibrücken büßt. Wie hulfreich diese Familie aus Anerkennung des Werthes Jean Paul's diesem und seiner Mutter war, ersieht man am besten aus einem Briefe Richter's vom 24. November 1789 an den Postmeister Wirth. „Da ich die Wahl habe, zu erfrieren oder zu schreiben," schreibt er, „so thu' ich das letztere. Wir verschoben den Holzeinkauf bis heute, und müssen ihn wieder acht Tage verschieben. Aber in der Zeit können ich und meine Clavierspielfinger ausgewintert sein, wenn

Sie nicht Rath schaffen oder besser: Holz. Es wäre für uns Höfer gut, wenn wir etwas von der Feuerung, die wir in der Hölle zu stark haben werden, in unsere Oefen bei Lebzeiten bekommen könnten." — Die Erwähnung seiner Clavierspielfinger zeigt, mit welchen geselligen Vorzügen er hauptsächlich sich zu einem stets willkommenen Gaste machte. Es war vorzüglich sein Clavierspiel, durch das er später selbst fürstliche Zirkel ergriff und in Erstaunen setzte, hauptsächlich darum, weil es ein eben so eigenthümliches, naturwahres und aus innerster Brust frei herausgedrungenes Erzeugniß war, als die in seinen poetischen Werken ausgesprochenen Anschauungen, Ideen und Empfindungen. — Denn er spielte nie fremde oder nach irgend einer geregelten Form gebrachte Musikstücke, sondern nur Phantasieen, wie sie der Augenblick der Begeisterung erzeugte und die Lüfte wieder davontrugen, ohne daß er davon etwas fest hielt, als die Gedanken und Träume, die in ihm während dieses musikalischen Schaffens entstanden. Dieses Clavierspiel war nun um so ergreifender, als er eben in das geheimnißvolle, dunkele, nur ahnen lassende, gewissermaßen mit Ossian'schen Nebelstreifen zeichnende, Reich der Töne alle Gedanken, Bilder und Träume seiner Seele ausgießen konnte, die er in Sprache und Gestalt zu verkörpern nicht vermochte, weil die plastische Kraft in ihm so spät geweckt und so wenig ausgebildet war. Darum wurden diese musikalischen Phantasieen die ersten Ergüsse, in denen sich die ernst-poetische Empfindung und die weichen blühenden und erhabenen Gestaltungen seiner Einbildungskraft vor Zuhörern und in bestimmten Erzeugnissen ergingen und Luft machte. Die Töne

tragen gewissermaßen vermittelnd seine Phantasie aus einem Gebiet in das andere hinüber; und weil, was er bei solchen Stimmungen in Tönen schuf, verklang, weil er ferner das Geschaffene in den Klängen nie außer sich hörte und kein Gefühl mit klaren, nackten Worten an das Tageslicht gezogen sah: überkam ihn dabei nicht jene frühere Schaam, sein Herz offen vor dem zweiten satyrischen Ich und vor Fremden zu zeigen, — wiewohl nach und nach der Uebergang dazu sich von selbst bildete. — Was ihm diese Verhältnisse so anziehender und reizender machte, war, daß in diesen Familien, die wir später genauer angeben werden, eine nicht unbedeutende Anzahl ganz hübscher Töchter sich befand, die für Richter's höheres Wesen auf eine ihn überraschende Weise Antheilnahme zeigten und daher bei der Bildungsfähigkeit der Jüngeren weiblichen Geschlechts je länger je mehr von ihm für sich gewonnen werden mußten. Hier hatte er endlich einigermaßen gefunden, wonach er sich so lange vergeblich in der Ferne gesehnt, weil er nach den sanguinischen Hoffnungen und Prätensionen der ersten Jugend immer auf den näheren Umgang mit edleren, höheren und feineren weiblichen Wesen, die er sich nur in Schlössern, Palästen, großen Städten wohnhaft dachte, gehofft und darum irgend etwas der Art in seiner Nähe zu suchen verschmähet hatte. Bald bildeten diese weiblichen Wesen einen bestimmten Zirkel um ihn her, und folgende Mittheilung einer dieser Jugendfreundinnen Paul Richter's, Amöne Herold, von welcher später ebenfalls noch mehr die Rede sein wird, mag zeigen, wie der Dichter zuerst seine Empfindungen vor den zarten, warmen, gläubigen, pflegenden Blicken

weiblicher Wesen erschließen mochte, wie sich die Knospen erschließen vor der Frühlingssonne, — welcher mütterlichen Pflegerin unser Volk darum mit sinnigem Gefühl allein das wahre und richtige Geschlecht zuerkannte. — „Oft," so sagt jene Freundin, „wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich und uns mit seinen Phantasieen auf dem Claviere in solche wehmüthige Stimmung gebracht, daß uns die Thränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiter spielen konnte: brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach uns von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (meist waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glück. Dann prophezeihte er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde. Wenn er nur erst aus dem Höfer Drucke (nämlich Bücherdrucke) in einen andern mehr hineingekommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede sein, und die Höfer würden — das waren seine eigenen Worte — „noch große Augen machen über ihre jetzigen kleinen, und Fürstinnen und Prinzessinnen würden uns noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden;" was uns freilich allen damals sehr unglaublich vorkam." —

Denkt man sich unsern Dichter, wie wir ihn früher schilderten, mit offener Brust, blondem gelockten Haar, durch die Berge streifend, wie er jetzt mit einem Zopf und eingeschnürtem Hals dasitzt, wie in einem selbstgewählten Kerker, nur um sich theilnehmende Zuhörerinnen

für die Ergießungen seines Herzens und seine ersten ernsten Poesieen zu gewinnen, Thränen weinen zu können vor Zuhörerinnen, die er erweicht, gehoben und gerührt: so kann uns dieses Bild selbst jetzt noch nach so vielen Jahren zur höchsten Rührung bewegen. Wer mag sich noch wundern, zumal wenn er bedenkt, daß Karoline Herder ihm den ersten Kranz zugeworfen über einen Aufsatz, den sie mit ihm zuerst durchfühlt: daß er mit so besonderer frommer Liebe die nicht genug geehrten und erkannten Tiefen des weiblichen Herzens vornämlich durchforschen, sie vornämlich verklären und ihnen, den in den mittleren und niedrigeren Ständen besonders Gedrückten, Anerkennung und bessere und zartere Behandlung von Seiten der Männer zu verschaffen suchen, ihnen selbst aber zugleich den Trost und die Verklärung der Poesie in ihr Leben hineinreichen mochte. Mit welcher Umsicht und Bedachtsamkeit er dieses neue ihm plötzlich so freundlich zugeführte Stadium seiner Bildung für die Gegenwart und Zukunft benutzte, für jene, um sich das freundliche Verhältniß durch keine wenn auch unwillkürliche Schuld zu stören, für diese, um den größtmöglichen Reichthum an psychologischen, geselligen und Lebenserfahrungen davon auszubeuten: zeigt die Wiederaufnahme des Andachtsbuches in dem ursprünglichen Sinne. Zugleich haben wir in derselben einen neuen Beleg von der vorzugweisen ernsten Stimmung, welcher er sich damals zuneigte. Besonders aber erkannte er, wie er an dem Umgange mit jenen weiblichen Wesen lernen könnte, seinen Witz und seine Satyre sowohl in Fülle als auch in Schärfe bis an die Gränze, welche die Schönheit vorschreibt, zu führen

und nur bis dahin, wo sie auch gebildeten Frauen erquicklich und geistreich sein kann. So finden sich in seinen Tagebüchern Bemerkungen, in denen er z. B. seine Freude darüber ausdrückte, daß „beim Sprüchwörterspiel der Witz im höchsten Fluge gewesen ohne Jemand zu verletzen," oder daß er „beim satyrischen Fragespiel keiner beleidigenden Laune Zutritt gelassen." — Auch begannen nach und nach diese geselligen Verhältnisse ihn zu mannichfachen Dichtungen für seine weiblichen Bekannten zu veranlassen. So findet sich noch ein „Traum," vor, den er für die Postmeisterin Wirth in Hof niederschrieb, als man ihn wegen einer nicht eingetroffenen Wetterprophezeiung, welches Geschäft er damals schon mit Eifer trieb, zur Abfassung einer Dichtung verurtheilt hatte. Er hatte dieselbe eigentlich in Versen abfassen sollen, bekannte aber, daß er solche machen zu können nicht im Stande sei.

In diese Anfänge eines heiterer, belebter und poetischer sich gestaltenden Seins warf das Schicksal noch den unerwartetsten, größten Schmerz seines Lebens, und führte ihn mit noch mehr durchschütteludem Gefühl zum zweiten Male an die dunkeln Pforten des Todes. Er erhielt am Anfang Februars 1790 einen Brief von Göttingen, dessen erste Seiten noch von seinem Freunde Johann Bernhard Hermann geschrieben waren. „Dies Jahr muß entscheiden," hob derselbe an, „ob ich Doctor werde oder Patient bleibe. Solltest Du bis zu Ostern keinen Brief mehr erhalten, so denke, ich bin schon über alle Berge. Im Frühling flieht sich's leichter. O Lieber Guter Richter! wenn ich mich an die Zeiten erinnere, an die Schuljahre, wo ich mit Dir bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatze

zu Hof spazierte und bedenke, was ich geleistet haben würde, wenn ich in dem Tone, der uns nur allein die aufrichtigsten Freunde sein ließ, hätte fortfahren können zu existiren; und fühle, was ich jetzt bin — ein durch Hypochondrie und widrige Schicksale zerstörter Menschenkörper, den die Seele bald unter dieser, bald unter jener Erscheinung zu verlassen droht: so wäre es kein Wunder, ich beginge die Raserei und käme der letzten Folge des blind scheinenden Schicksals durch einen vorsätzlich freiwilligen Streich zuvor. Nur die Hoffnung erhält mich noch, sollte es auch nur wenige Jahre sein, in meinem Elemente mit dem Feuer, dem Licht und der Wärme leben zu können, die mir noch übrig sind. Doch muß ich aufhören und will es, wenn Du mir erlaubst, bei einer freieren Minute den Brief fortsetzen zu dürfen." — Hierauf folgte die Meldung eines Bekannten Hermann's, Namens Haas, daß er dem Unglücklichen bereits die Augen zugedrückt habe. —

Hermann hatte, wie Otto erzählt, unter geistanstrengenden Studien (sieben bis acht Collegia täglich und dabei noch zwei bis drei Lectionen dem Grafen) den Sommer, während dessen er von sich nichts hören lassen, hingebracht. Er hatte seine Seelenkräfte, Gedächtniß und Phantasie, vor Allem aber die schöpferische Kraft geregelter Erfindung, schwinden sehen, ohne daß er im Eifer des Erlernens nachgelassen; vielmehr hatte er nach allen Seiten hin sein Heil jeden Augenblick in etwas anderem gesucht, hatte sich auf einmal mit aller Macht auf die früher von ihm verschmähete practische Heilkunde geworfen, hatte nach Sprachen und Musik gelangt, ohne innerem Drang, ohne

die mindeste Aussicht auf Befriedigung. Zu allem diesen war nun noch eine Sehnsucht nach der Heimath, nach der Stadt gekommen, „für die ihm doch keine Bezeichnung bitter genug gewesen.“ So hatte Haas über ihn von Göttingen geschrieben.

Wie tief Richter durch diesen Schlag erschüttert werden mußte, und daß dieser Verlust bei weitem stärker in seine Seele schnitt, als es der Oerthel's gethan, läßt sich leicht aus dem, was bisher über ihr Verhältniß gesagt worden, ermessen. Hermann war bei weitem wie der genialste, so der von Richter geliebteste seiner Freunde gewesen. Jene fast mädchenhafte Liebe zu ihm, gleichsam als wäre Hermann der männlichere Theil in dem Bündniß Beider, hatte sich in der Entfernung eher verstärkt als geschwächt. Hatte ihm Richter doch kaum ein Jahr vorher geschrieben: daß er seine Schwester heirathen würde, wenn er sich nicht schämte, ihn dadurch mit zu heirathen, weil sein und ihr Gesicht eines sei; hatte er ihm ferner doch ein andermal gesagt: wie er bei ihm Witz, Narrheit, Dummheit rc. so viel auskramen könne, wie er nur wolle, so vertraut sei er ihm, und daß er sich gar nicht zu denken im Stande wäre, wie er an ihn schreiben müßte, wenn er ihm sagen wolle, daß er mit ihm bräche, oder wie jener ihm das Nämliche sagen könnte. Und wieder ein andermal: daß er ihm noch hundert Sachen zu schreiben habe; die hundert und erste aber sei: daß er Niemand so sehr liebe, wie ihn und sich. — Und endlich: wie sein ausbleibender Koffer ihn in wahre Beängstigungen setze, nicht wegen seines materiellen, sondern wegen seines hieroglyphischen und philosophischen

Inhalts: weil seine Fötusse — daher er oft Sachen verbrenne, die von Niemand sollten verbrannt werden als von einem Orthodoxen — ihm angenehmere und geliebtere Schooßkinder seien, als majorenne Geburten anderer Köpfe; wie ihn eben so sein Geklage über den Inhalt seiner Briefe ärgere, deren Einkleidung seinem Kopf von außen ähnlich, und deren Inhalt seinem innern Kopfe gleich sei, und daß selbst seine historischen Einwebungen ihm eben so interessant wären als seine eigne Geschichte, bloß weil sein und Hermann's Ich ihn interessire — gleich wie Racine ein Couvert an der königlichen Tafel ausgeschlagen habe: weil er einen Karpfen mit seinen Kindern zu essen hätte.

Diese Liebe traf nun so grausam der Tod! —

„Als mein Bruder starb," schrieb nun Richter nach Empfang dieser niederdonnernden Nachricht an einen älteren Freund in Schwarzenbach, den wir bald näher kennen lernen werden, „als mein Bruder starb*), glaubte ich nicht, daß noch ein Tag kommen könnte, der das Herz mehr zerquetschte. Aber der Tag kam. Mein Freund starb an seiner mit einem Steckfluß schließenden Hypochondrie, von der Natur geliebt, vom Glück gehaßt. — Ruhe sanft aus von den Stößen des Glücks, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendium Du nicht reich und dumm genug warst, und von der Folter eines

---

*) Heinrich, von dem wir bereits früher erwähnten, daß er aus Verzweiflung in der Saale sich den Tod gegeben, weil er die Armuth und das Elend der Familie, und daß er selbst es noch vermehren sollte, nicht länger ertragen konnte. Er war Richter's geliebtester Bruder und beständig sein treuer Bücherbote zwischen Hof, Töpen, Rehau, Schwarzenbach 2c. gewesen.

hypochondrischen verwitternden Körpers!" Dann wandte er sein Auge nach Göttingen und mit Sehnsucht nach den Reliquien des verstorbenen Freundes. „Da Sie der Freund meines Freundes sind," schrieb er an Haas, „so macht uns der gemeinschaftliche Verlust vertraut, und ich liebe Sie deswegen, ohne Sie zu kennen, und Sie werden mir meine Bitte gewähren, ohne mich zu kennen. Es ist eine traurige Bitte! Wie ein Abgebrannter um den Aschenhaufen geht und die geretteten Ueberbleibsel seiner vorigen Freuden aufliest: so suche ich das zusammen, was vom Freunde der Zerstörung entgangen. Ein solcher Kopf und ein solches Herz treffen sich selten zusammen, und der Wissenschaft wird jener, und der Freundschaft dieses so bald nicht wieder geboren. Ich wünsche nie, daß Sie einen ähnlichen Verlust erleben mögen."

Die Papiere Hermann's langten später an und Richter erkannte in ihnen „einen von einem Erdbeben umgestürzten Tempel, den Hermann selber erst in ein Gebäude einfügen gewollt." Um seinen gegenwärtigen Schmerz durch einen Entschluß frommer Pietät gegen den Untergegangenen zu mildern, nahm er sich vor, das unter dem Kampf mit der drückendsten Armuth und durch das unablässigste und angestrengteste Studiren allzufrüh aufgeopferte Leben desselben zu schildern und Auszüge aus dessen hinterlassenen Papieren mitzutheilen. Er führte jedoch diese Idee nicht aus, da es ihm gelang, dem Freunde in seinen Schriften ein poetischeres Denkmal zu stiften.

Einen um so ernsteren und tieferen Eindruck mußte nun auch der erfolgte Tod Hermann's auf Richter machen

und einen um so größeren Einfluß auf die nächsten seiner Seele entquellenden Schöpfungen haben: als er nicht ohne eine Art von Grauen wahrnehmen mußte, daß von den Naturen, die in seiner Heimathgegend aus dem Trosse der übrigen Einwohner hervor das Höhere und Höchste erstrebt, Zwei in Folge des gerade dort so stark demselben sich entgegensetzenden Widerstandes, der Melancholie, der Hypochondrie und dann dem frühzeitigen Tode anheim gefallen waren. Mit Schrecken mußte er sich erinnern, wie viel er selbst bisher Derartiges gelitten und wie er auch selbst schon von den Krallen der Hypochondrie an dem innersten Lebenskern angegriffen worden war. — Bis jetzt hatte ihn die größere geistige Kraft, welche ihm zu Theil geworden, vor Allem aber die Phantasie und die Kunst, die er, wenn auch nur in jenen untergeordneten Graden und Gattungen, hatte wecken und pflegen können, und die er selbst vor Hermann, einem mehr philosophischen Kopfe, voraus gehabt, emporgehalten über diesen Zerstörungshauch, der von materieller Seite in der Philisterei der Bewohner, von geistiger in der geheimnißvollen zum Trübsinn und zur Melancholie anregenden Natur-Eigenthümlichkeit der gebirgigen Geburtsgegend seinen Grund hatte. Erfahren hatte er aber nun bereits, daß der Witz und die Satyre mit der Heiterkeit und dem Genuß, welche sie seiner Seele gewähren konnten, jetzt schon kein ausreichendes Widerstandsmittel gegen jenen Dämon des Gebirgs mehr bildeten, und um so mehr mußte er in dem Hervorziehen und der Ausbildung der Phantasiekräfte Schutz suchen wollen, welche auf der einen Seite jedes Grashälmchen und jede Hütte erfinderisch verklären

und die dürftigsten und beschränktesten Fluren und Wohnstätten mit edeln, zufriedenen, heiteren und glücklichen Gestalten bevölkern, auf der andern den geängstigten Menschen zum erhabenen Sternenhimmel emportragen.

Seltsam aber, daß Hermann, der an den Einflüssen und Verhältnissen seiner düsteren Geburtsgegend starb, dennoch wiederum, als er von ihr entfernt war, und an dem glänzendsten Sitze deutscher Wissenschaften und Bildung, von der Sehnsucht nach ihr mit aufgerieben wurde! — Und zog es nicht auch unseren Dichter eben so immer wieder dahin zurück? — Seltsamer und geheimnißvoller Zauber dieses Landstrichs! — Jetzt mögen die Leser begreifen, warum sie durch die ausführliche geographische, statistische und mahlerische Beschreibung einer Gegend auf eine so seltsam scheinende Weise in die Biographie eines deutschen Schriftstellers eingeführt worden sind. —

Achtes Kapitel.

Jean Paul als Kinderlehrer in Schwarzenbach an der Saale; plötzliches Erwachen seiner poetischen Schöpfungskraft und deren erste Blüthen.
Freudel's Klaglibell; Fälbel's Reise; Schulmeisterlein Wuz.

Schon bald nach Richter's Rückkehr von Töpen nach Hof hatten Viele den heitern, und doch mit so heiligem Ernst nach oben schauenden, den weichen und liebevollen, und doch so streng und kräftig sittlichen Menschen, an dem Kinder und weibliche Wesen mit gleicher Neigung hingen, der jedes Haus mit Tönen, neuen Gedanken und anmuthigen Scherzen beschenkte, zum Führer ihrer Kinder und zum bleibenden Freund ihres Hauses begehrt. — So namentlich der Postmeister Wirth, so wie auch die Schwarzenbacher Freunde. — Aber Richter, theils in Erinnerung seiner unangenehmen Lage im Oerthelschen Hause, theils weil er jede Beschränkung seiner Freiheit, und am meisten wohl die durch freundschaftliche Bande, fürchtete: hatte lange jeden Antrag der Art zurückgewiesen. Die Aussicht jedoch, in die größere Nähe des Fichtelgebirges und wieder an den Ort zu kommen, wo er die reiferen Knabenjahre verlebt, die Vereinigung mit seinen früheren

dortigen Lehrern und mehrern andern ungewöhnlicheren Männern, die ihm alle ihre Kinder übergeben wollten; die ungebundnere Stellung, dieselben in seiner eigenen Wohnung in einer Art von Privatschule um sich zu versammeln; vielleicht endlich auch der Tod Hermann's, dessen Erinnerung ihm bei ausschließlich einsamer Beschäftigung zu lebendig blieb, entschieden ihn endlich, noch vor Anfang des Frühjahres 1790 das Lehramt in Schwarzenbach anzutreten. — Die Haupttriebfeder übrigens dieser letzten Veranstaltung und der Patron der zu errichtenden Academie war ein neuer Freund Richter's, der Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach, in welchem sich die früher im Allgemeinen geschilderte Natur der Bewohner des Fichtelgebirges einen tüchtigen, kräftigen und gesunden Repräsentanten gewählt hatte; eine unverwüstliche Heiterkeit, kräftige Derbheit, Interesse für die edleren Lebensgüter, ein gesunder Verstand und ein tüchtiges Unabhängigkeitsgefühl, das sich in Satyre und Spott über Adelige und die Großen ergoß. Er liebte darum Richter'n ganz besonders, und es mußte auch für diesen etwas ausnehmend Anlockendes haben, die vier Kinder eines solchen Mannes zu unterrichten und zu erziehen.

Der Zöglinge, welche Richter in Schwarzenbach um sich versammelte, waren sieben, sechs Knaben und ein Mädchen, von denen der älteste, Leo Vogel, der Sohn des früher erwähnten Actuarius Vogel, funfzehn, die jüngsten, Fritz Clöter und Emil Völkel, einer der Söhne seines alten Lehrers, des jetzigen Pfarrers Völkel, sieben, das Mädchen, Wilhelmine Clöter, neun Jahre alt waren; von den andern drei Zöglingen standen Georg Clöter und

Karl Wölkel im zwölften und Samuel Clöter im elften Jahre.

Nach einem freundlichen Streite mit Clöter, der durchaus den Lehrer ausschließlich in seinem Hause und an seinem Tische haben wollte, während Richter, seine Unabhängigkeit mehr zu wahren, bei den drei Familien der Reihe nach um's Essen hausiren zu dürfen verlangte: zog Letzterer am 8. März mit seinem kleinen Utensilienpäckchen nach Schwarzenbach ab. Wie groß seine fahrende Habe gewesen, ersieht man aus einem Billet an Otto, in welchem er denselben, „weil er beim Antritt seines Schwarzenbacher Schulamts das gewöhnliche Inventar mitbringen müsse, das in Stiefeln, Strümpfen, Schnupftüchern und einem Paar Kreuzern Geld bestände, und ihm von diesen vier Artikeln Nr. 1, 2, 3 und 4 mangelten," ihn damit zu unterstützen bat. Als ob ihn ein bestimmteres Vorgefühl von der besseren Zukunft, die ihm von Schwarzenbach ausgehen sollte, belebt, wies er den scherzhaften Rath Clöter's zurück, der, seine Wetterprophezeihungen, Naturbeobachtungen und geistigen Deutungen des Einflusses ihrer physischen Gesetze und Verhältnisse belächelnd und verspottend, ihm gerathen hatte: doch ja für seinen Umzug die Zeit des zunehmenden Mondes abzuwarten, und beharrete auf dem Einzuge an dem einmal festgesetzten Tage. Er behauptete darum im Gegentheil: „daß, da die Erde der Mond des Mondes sei, dieselbe bei jenes Abnehmen zunähme, mithin auch er im zunehmenden Lichte der Erde und folglich des Stückchens, das man Schwarzenbach nenne, dort ankäme." — Aber so scherzhaft Beides klingen mag, so lag ihm gewiß Alles

daran, sich in Schwarzenbach so weit eingerichtet zu haben, um in seine neuen Verhältnisse mit dem Anfange des Frühlings und dem seines 28sten Jahres eingetreten zu sein; und wir erinnern hier an Alles das, was wir früher*) bei Gelegenheit seines Geburtstages über die Bedeutung gesagt, welche derselbe für ihn in Folge seiner vergleichenden Witzübungen gewonnen hatte.

Und die Erwartungen Richter's gingen nach wenigen Wochen seines Aufenthaltes daselbst auf eine glänzende Weise in Erfüllung.

Die Eigenthümlichkeit, Tiefe und Größe einer wahrhaften Dichternatur ist wohl noch nie so leuchtend hervorgetreten, als durch Jean Paul in der Leitung und Gestaltung dieser Kinderschule und deren Rückwirkungen auf ihn selbst. Denn was gewöhnlicheren Menschen, ja selbst talentvollen, eine hemmende, wenn nicht ertödtende, Beschäftigung ist: das tägliche Unterrichten kleiner Kinder in den allerersten Elementen des Wissens — diese Beschäftigung öffnete in ihm alle Quellen erhabener und großer Gedanken, beschleunigte und vollendete die Entwickelung seiner Weltanschauung, fachte die empfindende und gestaltende Phantasie zu hellen Flammen an und führte ihr zugleich den ersten bildnerischen Stoff zu. Die Erscheinung Richter's in der Mitte dieser sieben Kinder in dem Fichtelgebirg'schen Marktflecken, und wie er aus derselben hervortrat, hat durchaus etwas ganz Außerordentliches. Denn noch nie war ein so reich begabter dichterischer Genius in der Epoche, wo die von der Sonnen-

*) I. Bändch. 2. Kap. S. 46 u. 47.

wärme der von außen ihm endlich zugeführten Anregungen befruchtete Knospe dichterischer Erzeugungskraft in der Brust dem Aufbrechen bereits entgegen sich drängte, als Lehrer unter eine Schaar unschuldiger, hoffnungsvoller, lernbegieriger, kindlicher Wesen vom Geschick niedergesetzt worden, unter Kindern, die mit feuchtem Liebesblick zu dem Dichter heraufsahen, der mit Begeisterung der geahneten nahen Ankunft des seine plastische Bildungskraft entzündenden Strahles entgegenzitterte. Gerade dieser Berührung beider mußte der electrische Funke entspringen: der Dichter aus den Kindern das Wunderbare entwickeln und diese wiederum sich in ganz kurzer Zeit zu ihn selbst befruchtende Wesen erziehen. — Statt der Aufgabe, durch gewöhnliches Unterrichten äußerliche Kenntnisse und Fertigkeiten ihnen zuzuführen, wußte er in diesen Kindern zuerst gewissermaßen einen lebendigen Stoff, ich möchte sagen: die ganze Menschheit von Uranfang, in seine bildnerische Hand gegeben, und vor sich die Aufgabe und Anregung: in ihnen factisch seine Weltanschauung niederzulegen und sie an ihnen zu entwickeln. — Er mußte sie betrachten und behandeln wie lebendige Gestalten einer von ihm zu erdichtenden Welt, versuchen, an ihnen in's Lebendige zu entwickeln, womit sonst der Dichter seine Traumwelt bevölkert. Er sah sich in den Stand gesetzt, alles, was er als Resultat seines Nachdenkens, seiner Beobachtungen, seiner Entdeckungen aufgefunden und die in begeisterten Augenblicken seiner Dichterseele gewordenen Eingebungen — über die Menschen, über die Welt, über sein eigenes Leben und über sein Inneres — auszugießen, zu erproben, lebendig vor sich hin in's Leben

treten zu lassen an Kinderseelen, die, bildsam und weich wie Wachs, jeden Eindruck annahmen; erziehend zu dichten, ehe er dichtend erzog. Die Ausbeute aus der Anschauung der sich aus diesen Versuchen ergebenden Resultate mußte unendlich sein, und daher die immer steigende Lust und Freude, mit welcher er diesem so heterogen scheinenden Geschäfte vorstand. Aber beweist irgend etwas die ungemeine Größe seiner dichterischen Anlagen, so ist es das: daß er ein so gewöhnliches Verhältniß auf diese Weise zu nutzen wußte, und daß eine Kinderschulstube nicht nur für ihn eine socratische, sondern sogar eine poetische und Kunstacademie wurde.

Darum finden wir denn auch in der Erziehungs- und Unterrichtsmethode dieser Jean Paul'schen Schwarzenbacher Kinderacademie überall den Dichter, der sich in allen Schülern, so verschieden an Alter und Anlagen sie sein mögen, selbst reproducirt und sein eigenes Leben und seinen Bildungsgang, nur mit Wegräumung aller Hindernisse, die er selbst gefunden, von den Zöglingen, nur leichter und rascher, wieder durchleben und durchmachen lassen will. Dies ist's eben, was wir meinen, wenn wir sagen: daß Richter aus dieser Schule eine Art Gedicht machte. Denn wie der Dichter, wenn ihm ein bewegteres Leben nicht von Außen fremde Charaktere zugeführt, seine eigene Individualität, wenn auch unter den verschiedenartigsten Gestalten, beständig in seinen Charakteren wiederkehren lassen muß: so säete Richter, der in fast gar kein anderes Innere und in gar kein anderes Leben hatte eindringen können, als in das seinige, gewissermaßen lauter kleine Richter um sich her. Er setzte dabei voraus,

daß nicht nur Bedürfnisse wie Freuden ihrer Kindheit keine anderen sein konnten, als die seinigen gewesen, in die er, wie wir wissen, bis tief über das gewöhnliche Erwachen des Bewußtseins hinaus hineinblickte, sondern daß sie auch geistig alle die Stufen der Entwickelung, wie er, durchgehen müßten, nur mit seiner Hülfe schneller, glücklicher und müheloser, als ihm selbst bei Entbehrung so vieler menschlichen und Sachhülfsmittel möglich gewesen war. Bei der ungemeinen electrischen Einwirkung, die ein Geist wie er, anwendend zugleich eine an sich im Allgemeinen überaus glückliche Methode, auf diese Kinder haben mußte, war es kein Wunder, daß es ihm gelang, aus Allen ihm ähnliche geistige Ausflüsse hervorzulocken. Aber daß es ihm gelang, bei Allen gelang, und daß, wie wir sehen werden, der siebenjährige Knabe in dieser Beziehung hervorbrachte, was der funfzehnjährige, ergiebt sich daraus, daß er gewissermaßen die Individualitäten verwischte und, wie wir oben mit vollkommenem Rechte sagten, seine aus sich selbst entnommenen poetischen Gestalten, deren wir später so viele untereinander ähnliche auch in seinen Werken finden werden, in die Kinder hineindichtete. Vielleicht sind dies die Fehlgriffe dieser „excentrischen Barokschule," von welcher er selbst in einer sehr bedeutenden Stelle seiner „Levana" spricht*), und deren Beichte er dort in den „Jahrbüchern seines Lebens" verheißt, welche letzteren er leider! uns schuldig geblieben und die wir durch Combinationen und Vergleichungen hier zu ersetzen versuchen müssen. —

*) Levana, sämmtl. Werke, 8. Liefer. 3. B. S. 99 ff.

Sein Bestreben ging nämlich von da aus, den Kindern in Fülle zu geben, was er selbst in seiner Kindheit und Jugend entbehrt und wonach er sich gesehnt: eine umfassende und mannichfaltige Menge von Kenntnissen zu gleicher Zeit, und beständige Anleitung und Anregung, dieselben alle in einen Focus zusammenzuführen; dadurch zugleich mit den ersten Kenntnissen ein Reproductions- und Selbstschöpfungvermögen schon zu wecken und zu nähren, das in allen von außen zugeführten Kenntnissen nichts als einen Stoff, aus dem neue Combinationen zu bilden seien, betrachtete. Mit einem Wort: seine ganze Methode bezweckte, die Kinder zum Selbsterfinden, Selbsterschaffen fortwährend anzuleiten und ihnen dadurch zugleich das Bedürfniß beständiger Selbststudien einzuflößen. Er nennt dies selber „die Erweckung des geistigen Bildungtriebes, der, höher als der körperliche, nach und nach durch Willen schaffe, nämlich neue Ideen aus alten Ideen, welcher Wille das Abzeichen des Menschen sei vor dem Thiere, dessen Vorstellungsreihen durch kein Wollen bedingt würden.“ — Die Mittel zur Entwickelung dieser Bildungskraft waren ihm 1) die Sprache, und 2) die Aufmerksamkeit, welche beide durch Eingränzen und Abmarken eine Idee mehr vor die Seele brächten; 3) die Ein- oder Vorbildungskraft, welche eine ganze Ideenreihe festzuhalten vermöge, damit aus ihr die unbekannte, aber gesuchte, und folglich geahnete, Größe vorspränge, als Theil, Folge, Grund, Symbol, Bild; 4) der Witz; 5) die Reflection; 6) die Erinnerung. Wir müssen den Leser, damit er diese ganze eigenthümliche Methode mit ihren Gründen und in allen ihren Einzelnheiten kennen lerne,

das ganze 7te Bruchstück im zweiten Theil der Levana: „Entwickelung des geistigen Bildungtriebes," sämmtl. Werke B. 38. S. 74 bis 112, zu durchlesen bitten, wo Jean Paul, selbst mit Erwähnung seiner Schwarzenbacher Schule, dies System vollständig durchführt. Hier haben wir nur das Geschichtliche dieser Schule nachzutragen, die Ursachen dieser ihm eigenthümlichen Methode in seinem früheren Leben und seiner Subjectivität, und die Rückwirkungen derselben in der Gegenwart und für seine Folgezeit nachzuweisen. Wie er selbst erzählt, hatte der beste Kopf unter seinen Schülern nichts mitgebracht, als den Cornelius Nepos, und er fing nun, nebst der lateinischen Sprache, mit den Kindern an die deutsche, französische, englische, sammt allen sogenannten Realwissenschaften. Er gab täglich fünf Stunden Unterricht und regte in dem ersten halben Jahre zuerst die Aufmerksamkeit der Kinder dadurch an: daß er in den Wiederholungen verschiedenartige Thatsachen und Begriffe aus den mannichfaltigen Unterrichtszweigen zusammenzustellen versuchte, theils, um die paarweis zusammengestellten Kenntnisse, von denen eine an die andere erinnerte, weniger verloren gehen zu lassen, theils, um dadurch Gelegenheit zur Aufsuchung von witzigen Aehnlichkeiten zu geben. Zu gleicher Zeit forderte er die Kinder auf, während des Unterrichts ihre auf den Vortrag bezüglichen Fragen und Bemerkungen laut auszusprechen. Dann, nachdem er auf diese Weise die Wissenslust erregt, überließ er den Kindern ganz nach freier Wahl und nach freiem Willen die Größe und die Gattung der außer den Unterrichtsstunden zu Hause zu machenden Uebungen, dieselben nur

dem gegenseitigen Wetteifer überlassend, und legte dazu nur ein sogenanntes rothes Buch an, in welchem er die Anzahl der gelieferten Arbeiten eines Jeden einschrieb. Nach einem halben Jahre suchte er die Zöglinge zur eigenen Nachahmung seiner ihnen früher vorgeführten witzigen Zusammenstellungen zu veranlassen, nicht nur durch die Erlaubniß, während des Unterrichts aufeinander und auf den Lehrer selbst Einfälle zu äußern, sondern, indem er auch eine besondere Stunde festsetzte, in welcher die Kinder nur zu sagen hatten, was ihnen einfiel, und endlich, indem er ein besonderes Buch anfertigte, in welchem diese Einfälle mit der Namennennung desjenigen, der sie gehabt, sogleich aufgezeichnet wurden, das immer aufgeschlagen dalag, bon mot-Anthologie hieß, und das natürlich, immerwährend den Ehrgeiz der Kinder anregend, zum Wetteifer in dieser Art des Nachdenkens und Erfindens beständig aufforderte.

Ein Blick auf dieses System zeigt, daß es nur die von ihm absichtlich herbeigeführte Geschichte des Entwickelungsganges war, den er von selbst genommen, und daß die ganze Unterrichtsmethode nur aus seinem Leben abstrahirt war. An sich war die Idee der Entwickelung des Selbstnachdenkens und Ideenerzeugens, oder wie er es nennt: des Bildungstriebes, durchaus nicht neu, sondern nicht bloß von Rousseau, sondern namentlich von Pestalozzi aufgestellt. Nur die Mittel, oder wie er sagt: „die genetische Stufenfolge,“ dieser Entwickelung waren ihm ganz eigenthümlich, und er zeigte sich eben dadurch bei weitem mehr als Dichter, wie als Erzieher, daß er sein individuelles Leben und Sein zu einem allgemein

gültigen und menschlichen erhob, und ganz und gar vergaß, daß er nur durch eine Masse von hemmenden und außergewöhnlichen Hindernissen gerade einen so dunkeln Entwicklungsgang hatte hindurchdrängen müssen, auf welchem eine Menge Kräfte nicht hatten zur Thätigkeit und Ausbildung kommen können, andere dagegen vorzugsweise, mit Ausschluß der übrigen, hatten thätig sein müssen. Wie er nämlich nur sich ausschließlich aus innen heraus hatte entwickeln und alle Anregungen durch äußere Anschauungen und Einwirkungen entbehren müssen, wie nur Gelehrsamkeit und Bücherkenntnisse die Stoffe seines Bildungstriebes gewesen: ganz auf demselben Weg führte er die Kinder, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Folge, wenn er sie aus seiner Academie entlassen und wenn sie selbstständig den mannichfaltigen Forderungen des practischen Lebens genügen sollten, im Stande wären, in demselben Maße vorzuschreiten. Was nämlich als die beiden Hauptideen in dieser Methode hervortritt, ist 1) das, daß man frühzeitig die Kinder zum Witz heranbilden, 2) daß man sie vorzüglich zum schriftlichen Ausarbeiten von Gedanken und Ideen anhalten müsse. Er ging in letzterer Beziehung so weit, daß er behauptete: das vor dem Auge verharrende Schreiben diene weiter und länger dem Ideenschaffen, als das Aussprechen des Gedachten, und berief sich sogar in der „Levana" auf die Beispiele der Savigné, deren dictirte Briefe schlechter gewesen als die von ihr selbst geschriebenen, und auf Montesquieu, der, weil er nicht selbst schreiben gekonnt, oft drei Stunden nöthig gehabt, ehe ihm etwas eingefallen sei. Beide Ideen gründeten sich nur auf seine Erfahrung. Weil er

selbst den Witz hatte an sich ausbilden und so lange bei demselben verweilen müssen; weil er zur Zeit, als er die Kinder so unterrichtete, in sich selbst die Kraft der Phantasie, der Menschenliebe und des Ernstes dadurch ungeschwächt zu fühlen glaubte; und weil er in einer Art Selbsttäuschung meinte, diese höhern Geisteskräfte seien nur darum in ihm noch so frisch und stark, weil sie durch die Witzübungen verhindert worden seien, sich und ihn in den heißen Jünglingsjahren zu verzehren: — so folgerte er daraus, daß dies bei allen Menschen so herbeigeführt werden müßte. Zu Unterstützung in dieser Meinung verfiel er in mannichfachen Widerspruch. Er unterschied jetzt, eben so wie er früher Gedächtniß und Phantasie vermischt, zwischen Einbildungskraft und Phantasie, nannte erstere diejenige Kraft, welche stückweise auffasse, und die letztere diejenige, welche erzeuge, — setzte jene in die Kindheit, machte sie zur Mutter des Witzes, während er doch wieder in der Aesthetik, und mit vollem Recht, den Witz als eine Gattung der Phantasie bezeichnet, und namentlich §. 49. beim bildlichen Witze der Phantasie den überwiegenden Antheil über dem Verstande zuweist; und diesen bildlichen und metaphorischen Witz doch wiederum in den Zöglingen auf dieselbe Weise und mit denselben Mitteln hervorrief, wie er selbst seine Grönländischen Processe, voll bildlichen Witzes, geschaffen. — Ein neuer Widerspruch aber ist auch der, daß er jede künstliche Entwickelung der Seele für schädlich erklärte, und dennoch jene gewiß, wenn irgend etwas, künstliche Entwickelung zum Witze betrieb und forderte. Freilich erklärte er sie für die unschädlichste, und natürlich mit um so vollkommnerem

Recht, als eben der Witz, als der schwächste und allgemeinste Grad der Phantasie, bei weitem weniger erregt und angreift, als Abstraction und empfindende Phantasie. Und darin irrte er allerdings ebenfalls nicht, daß man diese noch weniger künstlich hervortreiben darf; aber deshalb ist immer doch auch der hervorgebildete Witz eine Treibhauspflanze! — Ein Philosoph in seiner Lage würde Bildung zur Abstraction, ein anderer Dichter, der frühzeitig mit der zeugenden Phantasie und bildnerisch-schöpferisch sich hätte ausbilden und thätig sein können, auf Erregung dieser Kräfte vielleicht hingearbeitet haben, und allerdings mit größerem Schaden und mit bei weitem weniger scheinbarem Recht. Zu Dichtern seine Zöglinge zu bilden, arbeitete Richter eben so gut hin, nur mit dem Unterschiede, daß er die natürliche genetische Stufenfolge in dieser Ausbildung verfolgte, weil er sie selbst auf so fühlbare und langsame Weise durchgegangen, wie wir nachwiesen. Seine Selbsttäuschung wurde dadurch hierin bestärkt, daß er recht gut nach Pestalozzi's richtigem System mit der Mathematik beginnen konnte, um sogleich zum Witz zu gelangen; aber er vergaß, daß der Witz neben der Mathematik nur auf dem Wege zur Dichtkunst oder wenigstens zur selbstschöpferischen Schriftstellerei liegt, für die nur wenige Menschen bestimmt sein können, nicht aber auf dem in's practische Leben. — Dort sind allerdings die Erstgeburten des Bildungstriebes witzige; und wenn er in der Levana sagt: „daß der Uebergang von der Meßkunst zu den electrischen Kunststükken des Witzes, wie Lichtenberg, Kästner, d'Alembert, und überhaupt die Franzosen, bewiesen, mehr ein Ueber-

schritt als ein Ueberspruung sei, und daß Cato, Seneca, Tacitus, Baco, Young, Lessing, Lichtenberg Beispiele wären, wie die kraftschwere, volle, befeuchtende Gewitterwolke des Wissens in's Wetterleuchten des Witzes ausbräche" — so waren dies eben alles Gelehrte mit weniger oder mehr Phantasieanlagen. Man begreift nicht, wie die Spartaner mit unter jene Citate kommen, die nichts weniger als Wissenschaften pflegten und deren witzige Sprachkürze von den Lycurg'schen Gesetzen ebenfalls künstlich heraufgetrieben war. Um die Allgemeingültigkeit dieser Methode darzulegen, hätten gerade Beispiele von andern, nicht durch Schriften sondern durch Thaten großen, Männern angeführt werden sollen, nämlich: daß sie auch nur in ihrer Jugend auf diese Weise ihre Anlagen geäußert und vorher verkündigt hätten. Aber hier möchte schwer ein einziges Beispiel aufzuführen sein, will man nicht Witz, wie Jean Paul nach dem angeführten Citate thut, in so allgemeiner Bedeutung nehmen, wie oft das Volk, wenn er sagt: „jede Erfindung sei ursprünglich ein Einfall." — Es giebt eben so verschiedene Arten von Aeußerungen des Bildungs- und Erfindungstriebes, als es bestimmte Anlagen und geistige Richtungen in Individuen und Völkern giebt. — Witz ist nur eine Untergattung des Erfindungtriebes und findet sich gerade immer dort, wo mehr thatenloses, müßiges und beschauliches, mehr Gefühls- und Phantasieleben, und zwar merkwürdig genug! wo das letztere noch unklarer und unausgebildeter ist, höchst selten bei thätigen, weite und große Plane verfolgenden und ausführenden Individuen und Nationen. So sind unpoetisch, aber

practisch erfinderisch Amerikaner, und von den Engländern nur die witzig, welche sich dem Müßiggang oder der Beschaulichkeit ergeben; so sind dagegen Irländer, ungebildetere Gebirgsvölker, Neapolitaner, überhaupt alle, wo Mährchen, Volkslieder, Musik wohnen, witzig; es sind Philosophen, Feldherren, Staatsmänner selten witzig; es sind es fast immer Musiker; mit einem Wort: der Witz liegt auf dem Wege zur Poesie, er ist die erste Station zu derselben, die häufig von glücklichen und frühzeitig schwunghaft angeregten poetischen Naturen übersprungen, und nur von den untergeordneteren Talenten nicht verlassen wird. — — Wir sind hierüber darum so ausführlich, weil dieser Ideengang Jean Paul's unendlich viel Licht auf sein poetisches Streben und die eigne Anschauung der Verhältnisse seiner dichterischen Kräfte wirft. Man sieht hier wieder, wie er Witz, Laune, Satyre, Ironie für untergeordnete Grade der Poesie hält; sein ganzes Innere drängte ihn mit Sehnsucht nach dem Ernst und der Empfindung. Aber er glaubte, daß man durch jene den Durchgang zu diesen nehmen müßte, daß sie demselben später von selbst ganz weichen würden, ja, daß man Alle durch jene Stadien durchzuführen habe. Er ahnete damals nicht, daß er die kräftigste Zeit seines Lebens hindurch einen unausgesetzten Kampf gegen den Humor zu führen haben werde — und behielt selbst im spätern Alter den Irrthum bei, weil er in dem „Capitalwerke" den vollständigsten Sieg der Empfindung über den Humor davon getragen zu haben glaubte. Wenigstens hegte er diese Meinung in den Augenblicken, wo der später zu er-

wähnende Optimismus in ihm hervortrat. — Doch wir mögen nicht weiter vorgreifen.

Eine eben so aus seinem Leben und aus seinem individuellen Entwickelungsgange abstrahirte, und einen eben so merkwürdigen Aufschluß über ihn gebende Idee ist die: daß das Niederschreiben der geistigen Erzeugnisse das förderlichste Mittel zur Entwickelung des Bildungstriebes, und daß das auf dem Papiere herausentwickelte geistige Product das vorzüglichste sei. Hierbei ist besonders zu betonen, daß Jean Paul an jener Stelle in der Levana ausdrücklich dabei die mit dem Auge angeschauten Buchstabenzeichen im Sinne hat: „weil das Schreiben die Zeichen der Sachen selber zu Sachen erhäbe und dasselbe dadurch ein noch engerer Isolator und Lichtsammler der Ideen als das Sprechen sei, und weil unser Vorstellen mehr ein inneres Sehen als ein inneres Hören wäre." — Aber hier stehen ihm alle practisch-große Menschen, die im Augenblick zu schaffen, Pläne zu empfangen, auszuführen und zu wirken haben, entgegen, und die äußerst wenig oder Nichts leisten würden, wenn sie von Jugend auf nicht gerade im Gegentheil gewöhnt worden wären, ohne irgend ein äußeres Hülfsmittel in sich selbst schnell eine ganze Reihe von Ideen zu erzeugen und festzuhalten: so daß dieselben von dem Augenblick der Geburt an für immer ihr Eigenthum bleiben. Was für ein Feldherr, was für ein öffentlicher Sachwalter, was für ein politischer Redner, was sogar für ein Arzt würden die sein, die nur dazu erzogen wurden, auf dem Papiere ihre Ideen auszuspinnen. Wie viel hat selbst unsere ganze Bildung an Frische, Kraft, Gewandtheit verloren, seitdem wir vom

öffentlichen Leben in die Zimmer auf das Papier zurückgedrängt wurden! und selbst um wie viel mehr wirkt, erfaßt und ergreift das im Augenblick des Empfangens sogleich Ausgesprochene, als jenes erst auf das Papier Niedergeschriebene! Wie viel frische, ätherische und neue Gedanken gehen verloren, ehe die vorher empfangenen niedergeschrieben sind! Aber selbst in der Kunst und in der Poesie spricht gegen ihn eine große Autorität: Göthe, der Nichts schrieb, der Alles dictirte, bis auf den kleinsten Reim erst in sich alles ausarbeitete. Und gerade, wenn unser Vorstellen vorzüglich ein inneres Sehen ist, so wird der das Bessere und Größere sich vorstellen, der am klarsten, am schärfsten und am meisten bereits innerlich sieht. — Diese inneren Gesichter schon innerlich ausbilden, vervollkommnen und hervorrufen zu lassen, müßte also der Zweck der geistigen Bildung sein; denn nur dann, wenn sie im Innern vollkommen ausgebildet sind, treten sie als vollkommene Gestalten heraus, während sie verkümmern und Halbgeburten bleiben müssen, wenn sie aus dem innerlichen Bildungsschooße bruchstückartig herausgenommen und außen vor dem materiellen Auge durch materielle Schreibmittel aufgezogen werden sollen! — Alles plastisch Vollendete trat noch auf diese Weise in die Außenwelt, sogar nicht bloß die gesehenen, sondern auch die gehörten Kunstwerke. Es ist das eben das plastische Talent, welches innerlich die Gestalten fertig bildet und sieht; was aber innerlich vollendet ist, lebt, und entflieht nicht wieder. — Darum schrieb Göthe nicht, und darum konnte mit Recht behauptet werden, daß Raphael das größte Mahlergenie gewesen sein würde, auch

wenn er ohne Hände geboren worden! — In Jean Paul selbst fühlte dies in seinem poetischen Instinct so wohl, daß er nicht nur an manchen Stellen der Aesthetik später darauf hindeutete, sondern daß er in seinem „Cometen“ selbst einen kränklichen Mahler einführt, der, zu mahlen außer Stand, beständig schlafend die schönsten Gestalten vor sich sieht. Und was in diesen höchsten Potenzen des Schaffens gilt, sollte dies nicht für die niedrigeren Bildungstriebe noch bei weitem mehr gelten müssen? —

Aber dieser plastische und innere Gesichtssinn war eben von früher Jugend auf in Richter unentwickelt geblieben, ja fast erdrückt worden. Dieser Sinn kann sich nur entwickeln an Anschauungen lebendigen Lebens oder an plastischen Meisterwerken. Aber wir haben gesehen, wie er schon in der allerersten Entwickelungsperiode der reiferen Knabenjahre nur in Bücher hineingeworfen wurde, und alle seine geistigen und moralischen Anregungen sich nur an gedruckte Worte knüpften, so daß er ganz besonders von sich sagen konnte: „daß, wenn er nachsänne, er eigentlich eine Druckseite herunterläse;“ ja, dieser Mangel an Ausbildung des inneren plastischen Vorstellungssinnes ging so weit, daß er gedruckte Vorstellungen und Begriffe nur nach einander, nicht neben einander behielt, und daher noch in seiner Selbstlebensbeschreibung beklagt: „einmal Sinn für topographische und geographische Vorstellungen und nie ein klares Bild von Landcharten und Länderlagen gehabt zu haben.“ — Darum hatte er freilich eben zu allen jenen so unendlich mannichfaltigen und eigenthümlichen äußeren Hülfsmitteln, von denen wir bereits so manche ausführlich beschrieben haben, greifen

müssen, um durch Fixiren vor dem äußeren Auge bei seinen Studien und Compositionen das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte, Erfundene festzuhalten, neben einander hinzulegen, und aus diesen verschiedenen Bruchstücken dann Neues sich anzuregen, zusammenzusetzen und gewissermaßen wie aus Karten zu mischen. Daß zu den neuen Aufbauten aus diesen vor und außer ihm liegenden Elementen, die er gleichsam vom Papier wieder in sich hinein lesen mußte, nun wiederum ein materielles und sichtbares Fixiren auf dem Papiere nöthig war, liegt am Tage; und die nothwendige Folge davon, daß er so lange Jahre das schlummernde, plastische, innere Sehen durch das äußere materielle zu ersetzen sich gezwungen fühlte, war: daß selbst dann, als jenes innere Auge sich aufschlug, die Gewöhnung zu stark geworden war, als daß er sich von diesem äußeren Vorzeichnen hätte losmachen können. Die Aengstlichkeit, irgend einen Gedanken zu verlieren, hieß ihn jeden Augenblick Schreibwerkzeuge in der Hand halten. Er ließ daher meist einen solchen in der Seele nicht wachsen und reifen, wo er allein sich wie eine Lavine zu einem Erdball voller Gestalten aufrollen kann; er war froh, wenn er ihn auf dem Papiere hatte, um ihn für einen Gebrauch aufzusparen. Er lag da wie ein todtes Goldstück, und wurde nur wie ein Baustein verbraucht, statt daß er hätte, künstlich geschlagen und ausgebreitet, eine Statue oder eine Domkuppel golden überziehen können. — Da sein Dichtergeist erzeugend immer thätig war, so erzeugte er unaufhörlich solcher unausgebildeter Baumaterialien, und troß der ungeheuren Verschwendung dieser rohen Edelsteine war der

während seines Lebens davon erzeugte Reichthum so unermeßlich groß, daß in seinen Papieren gewiß eben so viel unbenutzt liegen blieb, als in sechszig Bänden verbraucht worden war. Doch davon später ausführlicher. Hier nur davon, daß er, was ihm selbst in dieser Beziehung zum Bedürfniß und als ein Geburtshebel seiner philosophischen und dichterischen Erzeugnisse aufgedrungen worden, als ein Allgemeines voraussetzte und an die der Entwickelung ihm anvertrauten Kinderseelen anzulegen für nothwendig hielt. —

Daß nun diese Zöglinge in einer oder der andern Gattung, in den Witz- oder in den Schreibübungen Außergewöhnliches bei dieser außergewöhnlichen Methode eines so originellen und durch Sprache, Gedanken, Heiterkeit, die liebevollste Freundlichkeit und strengste Gesittung mit sich fortreißenden, durch geistige Belohnungen wie Strafen den jugendlichen Ehrgeiz weckenden Lehrers leisteten: wäre wohl kein Wunder; indessen läßt sich selbst aus dem, was er an Belegen von den Fortschritten und Leistungen dieser Zöglinge in den angegebenen Weisen an verschiedenen Orten seiner Schriften selbst mittheilte und was davon in der aufbewahrten Bon mots-Anthologie und in dem rothen Buche noch zu finden ist, selbst in Bezug auf die unter dem Erfinder dieses Systems gestandenen Zöglinge gar kein beweisendes Resultat ziehen, geschweige denn eines für allgemeinere Anwendung, die übrigens nach unserer festen Ueberzeugung lauter solche Dichternaturen als Lehrer bedingen würde. Es ist allerdings zum Erstaunen, wenn die beiden älteren Knaben, Leo Vogel und Georg Clöter, im October 1790 in ei-

nem Tage, ersterer: einen Bogen Uebersetzung aus dem Französischen, anderthalb Bogen in dasselbe und einen Bogen Aufsätze; der letztere: vier Bogen Aufsätze, drei Bogen Uebersetzungen aus dem Französischen und zwei Seiten Uebersetzung in dasselbe, als Proben ihres Privatfleißes beibrachten; am 8. December 1790: Georg Clöter wieder zwölf Bogen Aufsätze; im Januar 1791: Leo Vogel in acht Tagen dreißig Bogen; Georg in sechs Tagen vierundzwanzig; im Februar jeder fünfunddreißig Bogen, und im Mai desselben Jahres sogar Leo Vogel hundert und fünfunddreißig Bogen an Aufsätzen einlieferten! — Richter verspottet gewissermaßen sich selbst, wenn er in jenem rothen Buche dabei bemerkt: „daß die Knaben jene Erzeugnisse in dem Treibhause ihrer Studirstuben geliefert hätten.“ — Beispiele aber aus der Bon mots-Anthologie findet man in der Levana, §. 138. Dabei fällt auf, einmal: daß der Lieferant jener hundert fünfunddreißig Bogen in der Bon mots-Anthologie höchst selten vorkommt, während Georg Clöter, der verhältnißmäßig so bedeutend viel weniger niederschrieb und den Richter immer für den besten Kopf erklärte, am häufigsten; dagegen aber wiederum dessen neunjährige Schwester und die siebenjährigen Knaben ihm nicht viel nachstanden*). Ferner gehen die Notate über die Lieferung der Aufsätze nicht über den Mai 1791 hinaus, eben so die Bon mots-Anthologie, wäh-

*) So sagten unter andern die siebenjährigen: Der Mensch gehört zum Steinobst, weil er innen Knochen hat. — Gott ist unser Tafeldecker. — Das Gehen ist ein immerwährendes Fallen. — Einer der alles ausplaudert ist wie der Aetna, der alles herauswirft, was hin-

rend Richter beinahe drei Jahre lang der Lehrer dieser Kinder war. Es ist wahrscheinlich, daß, da er gerade um die bezeichnete Zeit seine größeren Werke zu schaffen anhob, er in jenen Anregungen nachgelassen, und diese künstlich aufgezogenen Uhren in diesen Beziehungen wirklich still gestanden haben. Und fragt man nach dem Ergebniß des ganzen Lebens dieser Zöglinge: so blieb das Schicksal auch darauf die Antwort schuldig, indem jene beiden ältesten als Jünglinge bereits starben, der begabteste namentlich, Georg Clöter, als Officier in dem französischen Revolutionskriege. Die Erscheinung hingegen, daß er so kleine Kinder zugleich neben den so viel älteren zu so frühreifen, witzigen Aeußerungen veranlassen konnte, steht der nicht seltenen mancher anderen Wunderkinder zur Seite, die man in demselben Alter Verse machen, philosophiren, die größten musikalischen Fertigkeiten entwickeln sah, ohne daß sie später sich vor anderen außergewöhnlich ausgezeichnet. —

Man sieht also an diesem merkwürdigen Erziehungsproceß überall nur den Dichter, der sich an den ersten Stoffen, die ihm in die Hände gegeben werden, im Schaffen übt und lebendige Wesen zu Trägern seines eigenen individuellen Selbst macht, wie die späteren Charaktere in seinen Dichtungen. Es ist seine Welt, für die er sie heranzuziehen sucht; und wie er keine andere kennt,

einkam. — Wenn die Seele sich selber schüfe, so müßte sie zweimal sein. — Die Welt muß ewig sein, weil Gott wo gewesen sein muß, und in der Welt muß er sein, weil er überall ist. — In diesem Leben sind wir in der Fremde, damit wir in dem andern Meister werden u. s. w.

als die des nur innerlich lebenden, beschauenden Menschen, und für keine andere Wirksamkeit und Thätigkeit Neigung und Sinn hat, als für diejenige, in welcher der die Welt beschauende, nur von innen heraus betrachtende Geist wirkt und schafft: so zeigt er sie diesen Wesen, und zu solcher Thätigkeit erzieht er sie. — Er lehrt sie, nur Kenntnisse und Ideen sich anzueignen, nicht dieselben auf das practische Leben, sondern zur Erzeugung neuer Ideen oder zur Erweiterung der Kenntnisse anzuwenden, und er lehrt sie diese auf dieselbe Weise suchen, in welcher er selbst zu ihnen gekommen ist. Es strahlte und herrschte hiebei nur seine Individualität, alle übrige vernichtend; die gewaltige Sonne seines Geistes entzündete sieben kleine um ihn her, als die kleinen Abbilder der seinigen, und es war jener Einfall, den zwei seiner Schüler in der Bon mots-Anthologie zu gleicher Zeit hatten, „daß er der Planet Saturn mit seinen sieben Trabanten sei," so wahr als treffend bezeichnend. — Alles in und außer ihm galt nur in Bezug auf geistiges Erzeugen, und er hatte kein Gefühl für ein anderes Ziel und Glück, und, wie er später auch seinem Freunde Otto zurief: daß dieser „sein Paradies, sein Peru, sein Tempe und seinen Prater, wie er, auf dem weißen und blauen Papiere suchen solle, wo es kein ärgerliches Wetter gäbe, kein Mißlingen, keine Gesandten- und Reichstagsformalitäten" u. s. w.: so zeigte er, ohne es bestimmt zu wollen, seinen Zöglingen dasselbe Ziel und Paradies, und führte und bildete sie unbewußt lediglich darauf zu. —

Die Hauptbestätigung aber von allem dem, was wir so eben, und zwar um des nun Folgenden willen, so

nehmlichkeiten und Anregungen eines ununterbrochenen heitern und geselligen Verkehrs mit mehreren Männern, welche Sinn hatten für das, was seine Seele erfüllte. Er konnte jeden Tag mit Gläter, Vogel und Völkel sich von seinen Unterrichts- und Arbeitstunden erholen und Zuhörer bald für seine Scherze, bald für seine Reflexionen finden. Das Verhältniß erhöhte seinen Reiz durch freundliche Erinnerungen an seine hier verlebten Knabenjahre, und besonders erhebend und rührend erschien ihm ein Verkehr dieser Art mit dem Pfarrer Völkel, da er dem ehemaligen verehrten Lehrer als ein gleicher zur Seite stand, ja wohl manchmal im Stande war, ihm im erhöhten und gesteigerten Grade Erhebungen, die er früher von ihm empfangen, dankbar zurückzugeben, und er feierte es in seinem Tagebuche als ein ihm beglückendes Ereigniß: „daß den Pfarrer ein Trost von ihm getröstet habe." Aber es gelang ihm auch außerdem, diese Freunde und noch einen größeren Kreis zu einer geordneten und halb öffentlichen Geselligkeit zu veranlassen, und in seinen hinterlassenen Papieren fand sich noch ein von ihm aufgesetztes scherzhaftes Subscriptionscircular zu Veranstaltung regelmäßiger wöchentlicher Versammlungen jener genannten Männer und noch drei andrer Schwarzenbacher Bürger an einem hübsch gelegenen öffentlichen Lustort: zur Birke, weshalb Richter dieses Circular seine „Birkenpredigt" nannte. Aus den verschiedenen Unterschriften leuchtet überall die herzlichste Achtung und Liebe für Richter hervor, der sich in seiner jetzigen Lage gegen früher wirklich äußerst behaglich fühlen mußte. Die ihm hieraus entstehende Heiterkeit suchte er auch auf die ihm untergebenen

Zöglinge auszugießen und darin besonders ihnen liebevoll zu geben, was ihm die beengende und beschränkte Erziehung im väterlichen Hause an Kinderfreuden so schmerzvoll entzogen. Es muß uns gar rührend vorkommen, wenn wir in einem Briefe vom 10. August 1790 an einen Freund folgende Meldung finden: „wie man vom jüngsten Richterstuhle in den Himmel übertritt, so wurde unser Schulexamen mit einem Tanz im hiesigen Walhalla verknüpft; und was mich am meisten wundert, ist: daß der Examinator selbst mittanzte“ *). Ihn selbst finden wir sogar auch nicht ohne einiges Erstaunen in jenen „Birkenversammlungen“ als eifrigen Billardspieler. Waren jedoch diese geselligen Verhältnisse am Ort in der Gegenwart reizend genug für ihn, und beschäftigte es seine Phantasie angenehm, in jeder Woche jenen Versammlungstag als einen heitern Punct im Auge zu haben: so war dies noch bei weitem mehr der Fall in Bezug auf die Fortsetzung seiner eben erst angeknüpften Hofer Verhältnisse, welche durch die räumliche Entfernung noch mehr im Werth gestiegen waren. Jede Woche eilte er nach der vier Stunden entfernten Stadt, um namentlich an den Scherzen und Spielen jener weiblichen Wesen Antheil zu nehmen, mit denen er in so freundliche Berührungen in der letzten Zeit gekommen war, und die ihm eine von den Schwarzenbachern so verschiedene Gelegenheit zu gemüthlicheren Anregungen und Ausströmungen seiner Gedanken und Empfindungen gaben. Hier

*) Man sehe hierüber das Kapitel vom Tanzen der Kinder in der Levana §. 55 bis §. 57.

war es, wo zuerst Empfindungen in den Scherz und in die Reflexion sich mischten, wo er zartere menschliche Wesen mit weicheren Händen anzufassen, die Satyre durch Ernst zu mildern, ihr die Form der Grazie zu geben gezwungen, und unwillkührlich durch liebevolle Antheilnahme in den Ernst der Empfindung und der Phantasie übergeführt wurde. Denn es konnte nicht fehlen, daß diese Mädchen, denen er schon in jenen Musikabenden als ein liebevolles, ernstes, streng sittliches und rechtliches Wesen erschienen war und die er darum nicht bloß erheitert, sondern auch erweicht hatte, ihm in die Sehnsucht wie in die Leiden ihres Herzens, ihre Schutzlosigkeit und ihre Gedrücktheit, Männern und Aeltern gegenüber, immer tiefere Blicke thun ließen, dann und wann Schutz bei ihm suchten. Die jetzigen Gänge aber nach Hof mußten seine Phantasie um so mächtiger erregen, als sie ihm ja diejenigen aus seiner Kinderzeit von Joditz aus, wo dieselbe Stadt fast auf demselben Wege als ein Gegenstand solcher Sehnsucht vor ihm gelegen, lebendig vor die Erinnerung brachten, mit denselben gewissermaßen fast ganz zusammenfielen und dieselben Gefühle und Empfindungen, von den Tönen der untergesunkenen Vergangenheit wehmüthig umklungen und von den Farben einer rosenrothen aufsteigenden Zukunft verschönert, in die Brust zurückführten. In nothwendiger Wechselwirkung wurde sein Verhältniß zu diesen weiblichen Wesen ernster und inniger, je mehr diese nach Art der Frauen natürlich an einem ernst poetischen und ihre Empfindung aufregenden Sein mehr Antheil nahmen, als an einem bloß scherzendem; — denn alle sind ohne Unterschied von der Natur

angewiesen, an Thränen der Rührung mehr Genuß zu finden als an denen des Lachens; — und von der andern Seite zog es Richter immer mehr zu Wesen hin, die diesen von seinen männlichen Freunden und Bekannten nicht gekannten Theil seines Wesens so gern in sich aufnahmen und ihn entzündeten. — Es ging darum nach und nach eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Wie er das bereits entwickelte Bedürfniß hatte, alles, was ihn gerade erfüllte, schriftlich aufzuzeichnen und zu entwickeln; mit Ausnahme alles Philosophirenden und Reflectirenden, über welches er lieber sprach *): so suchte er im Betreff der immer mehr erwachenden Empfindungen, ehe er sie in organischen Erzeugnissen niederlegen konnte, einen Briefwechsel ernster Art anzuknüpfen, wie er früher einen mehr satyrischen und witzigen geführt hatte. So finden wir im Jahre 1790 verschiedene Versuche, mit einem oder dem andern jener Mädchen Briefe zu wechseln. Zuerst wählte er sich dazu Renata Wirth aus, von der er glaubte, daß sie ihn vorzüglich verstände und von der er in seinem Tagebuche notirte: „Eine versteht mich — Renata." Jedoch gelangen diese Versuche nicht gleich.

Es wurde ihm jedoch im Laufe des besprochenen Jahres eine andere Gelegenheit, die große und mächtige Veränderung, welche sich in seinem Innern zu entwickeln begann, auf sehr bezeichnende Weise auszusprechen. Ein neuer Bekannter von ihm, an welchen er sich zuerst wegen

*) Bemerkenswerth erscheint in dieser Beziehung, daß Jean Paul mit Fr. H. Jacobi über philosophische Gegenstände sehr dürftige Briefe schrieb, dagegen mit Herder in Gesprächen darüber Abende und Nächte verbrachte. —

dessen reicher Bibliothek anschloß, war der Rector Wernlein. Derselbe, ein bei weitem mehr ernster und gemüthlicher Mensch als die übrigen älteren Bekannten Richter's, war durch ihn angeregt worden, von Neuem philosophischen Studien sich zu ergeben, und war in dieser Beziehung gewissermaßen an die Stelle des Pfarrers Vogel in Arzberg in Bezug auf den Briefwechsel zu Richter getreten. Lag es nun in Wernlein's ernsterem Gemüth, oder darin, daß Richter nie in einem solchen Subordinationsverhältniß zu dem jungen Manne, wie früher zu Vogel, gestanden, oder in der sich jetzt anders gebenden und rückwirkenden Stimmung Richter's, vielleicht in allen diesen Gründen zusammengenommen — genug! Wernlein kam ihm mit Ausdrücken nicht größerer Ehrung und Liebe entgegen, als es Vogel gethan: und dennoch flammte Richter's ganzes Herz auf, als Wernlein in einem Briefe vom 28. Juli 1790 nach einer allegorischen Darstellung seines vergeblichen Suchens eines Führers durch die metaphysischen Gefilde mit herzlichen Worten sich in seine Arme warf. Da antwortete ihm Richter, vom 9. August: „Mein Herz ist noch voll von Ihrem Brief. O! wenn Sie mir vor zehn Jahren einen solchen geschenkt hätten, wo ich meine Arme um jeden ephemerischen Freund so innig schlug als jetzt um einen perennirenden; wo ich keinen Menschen kannte, nicht einmal den nächsten; mich selbst, Alle aber liebte; wo ich noch glaubte, ein Freund wäre so leicht aus der Glückszahlenlotterie zu ziehen, als eine Geliebte; wo ich aus dem Jugendparadiese noch nicht gejagt war, aus dem wir Alle müssen und in das des Alters, dem die Erfahrung mit dem blitzenden und

schneidenden Schwerdte keine Rückkehr verstattet; ach damals, wo ich die Sonnen- und Sommerflecke des weiblichen Herzens und die Phasen des männlichen nicht kannte; wo meine ungetäuschte Seele (ausgenommen von sich selbst) alle Seelen umschlang, und ich zugleich zehnmal dümmer und närrischer und glücklicher und tugendhafter war, ich möchte damals gethan haben was ich wollte! — Auch jetzt treibt Ihr Brief mit seinen literarischen Aeußerungen mein Blut um einmal öfterer um." Zwei Tage später setzte er dieses Schreiben auf folgende Weise fort: „Die Geschichte Ihres Skepticismus ist meine. Im Heerrauchjahr welkte dieser Seelenheerrauch meine so sehr ein, daß mir keine Wissenschaft mehr schmeckte, und ein Buch mit scharfsinnigem Unsinn las ich lieber, als eines mit schlichtem Menschenverstande: weil ich bloß noch las, um meine Seele zu üben, nicht aber zu nähren. Zum Glück wurde ich damals von der Witzmanie besessen, die mich, um Gegenstände des Witzes zu haben, durch die neuen Interessen zum Licht wandte, das ich durch das Witzprisma aus Strahlen in Farben verkehrte. In der Empfindung war ich gläubig, und bloß den Schriftstellern, die mich in jene oft versetzten, verdanke ich meine Transsubstantiation. Zum Unglück war dieser skeptische graue Staar auch in den Augen meiner zwei todten Freunde und ihrer Freunde." —

Hier kommen wir nun zugleich auf den oben erwähnten sonderbaren Widerspruch, der sich zwischen dem am 9. und dem am 11. August geschriebenen Theile eines und desselben Briefes kund giebt, wonach der erste seine Jünglingszeit für glücklich und dem Ernst, der

Liebe und der Phantasie überall offen, und doch wieder dieselben aus Mangel an Freunden und Anregungen entbehrend; der zweite dieselbe durch sein und seiner Freunde irrthümlichen Skepticismus für verfehlt und seine jetzige Stimmung und Ansicht für die rechte erkennt. — In diesen Widerspruch verfiel Richter seit dieser Zeit, wo er sich gewissermaßen durch die immer mächtiger werdende Phantasie von jener kalten Verstandesepoche losriß, sie aus dem Zusammenhange seines Lebens herausverlor, und seine Gedanken und Empfindungen wieder an die immer mehr ihm im poetischen Lichte erscheinenden Knabenjahre in Jodiz und Schwarzenbach anknüpfte, bis an sein Lebensende fast jeden Augenblick. Bald beklagte er auf das rührendste, schmerzlichste, ja wohl auf das bitterste, diese verlorene, naßkalte und dürftige Jünglingszeit; bald erklärte er die Eisdecke, welche dieselbe über seine Phantasie und sein Herz gezogen, für eine Nothwendigkeit, ja für ein Glück, und suchte sich einzubilden, daß er in derselben doch eigentlich am seligsten und am frohesten gewesen wäre. Natürlich fällte er diese Urtheile nach der Subjectivität seiner Stimmung. Die letztere Meinung war stets entweder ein Product jener Augenblicke, wo er mit einer immer sich täuschenden, aber heiteren, Selbstzufriedenheit auf das Außerordentliche, was er geleistet, zurücksah, und nur die Vorzüge, nicht die Mängel seiner Leistungen vor Augen hatte; so daß er auch später sogar für jeden Dichter eine gleiche Jugend verlangte; — oder ein Product solcher, wo er in der Erinnerung eben jene Leipziger und Höfer Zeit mit der vorgehenden und nachfolgenden vermischte und wirklich glaubte, er habe da-

mals eben so feurig gefühlt; — oder endlich solcher Augenblicke, wo später das Leben ihn naßkalt berührte und er schmerzlich fühlte, daß ihm die Jugendkraft zur Ertragung solcher Momente in jenem Grade, wie damals, nicht mehr innenwohne. — Die erstere Meinung aber und die wahrere, für die jede Zeile aus der damaligen Zeit spricht, zuckte beständig auf ihn ein in den erhabensten und freudigsten Momenten der kräftigsten und reichsten Periode seines Lebens, wo er fühlte: daß die größte Anregung, die größte Erhebung und der höchste Genuß für ihn zu spät kämen; wo er mit Wehmuth auf die steifer gewordenen Hände blickte, die den nunmehr erst zugeführten Stoff nur mit Mühe und ungelenk zu handhaben vermöchten, und mit Schmerz auf die Jünglingszeit zurücksah, wo der frische aufflammende Bildnergeist aus einem unendlich viel geringeren Augenblicks Riesenwerke hätte aufbauen können! — Wir werden noch oft solche Aeußerungen aus Tagebüchern und Briefen anführen. — In derselben Widerspruchstäuschung klagt er hier gegen Wernlein über den Mangel an warmen Freunden in jener Epoche, während er an andern Orten nicht Farben genug zur Darstellung der heißen Gluth, mit der er Oerthel und Hermann geliebt habe, und der unersetzlichen Verluste, die ihr Tod ihm geschlagen, finden kann. — Er fühlte nicht, wie die Täuschung darin lag, daß erst jetzt so viel, sein Herz und seine Phantasie anregende, Umstände zusammengekommen waren, um einer entstehenden Freundschaft eine so entzündende Wirkung für ihn zu verschaffen, und daß ihm nicht früher ein Freund gemangelt: sondern daß er vielmehr der vom Zusammen-

fluß mehrerer Erregungen abhängenden Gefühls- und Phantasiekraft entbehre, die erst einem Freunde oder einer Geliebten eine solche Bedeutung gegeben und sie mit einem so poetischen Licht umzogen haben würden. — Jetzt war, ehe Wernlein's Freundschaftsbrief ihn so entzückte, jene Empfindungstranssubstantiation durch verschiedene andere Einflüsse bereits herbeigeführt worden. — Jedoch den Schluß des Briefes, der einen Theil der Schuld auf seine Freunde selbst schiebt, nehmen wir, in Bezug auf den später so viel zu besprechenden Hermann, dem er allein eine Rückwirkung auf sich in der Vorstellung einräumen konnte, ganz besonders in Anspruch. —

Aber der Grund dieser gestiegenen Empfindungsstärke lag einzig jetzt nur in zufälligen Aeußerlichkeiten; es war eine innigere Herzensfreundschaft, und selbst in einem unendlich höheren Grade als früher, jetzt ein Bedürfniß geworden, welches er auf alle Weise und an jedem Gegenstande, der ihm nur entgegen kommen oder dafür Stich halten mochte, zu befriedigen suchte. Denn da Wernlein nach Neustadt an der Aisch versetzt wurde, eben als er den, gleichsam wie an die erste feurige Liebesfreundschaft des Dichters gerichteten, Liebesbrief empfangen hatte, flog Richter mit einer, vorher nie in ihm bemerkbar gewesenen, Gluth zu Christian Otto, den er doch schon seit seiner Schul- und Universitätszeit gekannt hatte. Im Juli 1790 begann er nicht nur mit Otto jenen Briefwechsel, der vierzehn Jahre ununterbrochen bis zu ihrem letzten Sichwiederzusammenfinden an einem und demselben Orte fortgeführt ward, sondern er citirte den

Freund auch wöchentlich auf die Hälfte des Weges von Schwarzenbach nach Hof, wenn er seine Gänge dorthin antrat. Das Verhältniß Otto's zu Jean Paul ward nach und nach von diesem Augenblicke an eines der psychologisch merkwürdigsten, die es in der Welt je gegeben haben mag; so wie auf der andern Seite nicht leicht ein ähnliches Beispiel gefunden werden dürfte von der unendlichen psychischen Gewalt und Kraft, die ein Mann auf den andern ausgeübt. Richter wollte in diesem Augenblick einen Freund, er wollte, daß es Otto sei; und wie er später, noch in seinem sechzigsten Jahre, die wunderbarste Kraft des thierischen Magnetismus auf die jüngsten und stärksten Naturen durch die Seelenkraft seines Wollens ausübte und sie überwältigte: — so war jetzt, wo seine Phantasie und seine intellectuellen Kräfte der electrischen Entladung entgegengingen, im Augenblick Otto's ganzes Sein und Leben für immer ihm anheim gegeben und wirklich das Schicksal von des Letztern ganzem Leben entschieden. Von dem Moment an, wo Richter's gewaltiger Genius erwacht, wetterleuchtend von der befruchtenden Gewitterwolke in seinem Inneren, die der Entladung entgegen sich drängte, und zu Otto trat, wie ein Jehova im flammenden Busch, ihn mit seinen blitzenden Augen liebevoll anschaute, ihn mit seinen erhabenen Gedanken und Ideen unter dem Sternenhimmel oder im Morgenroth überströmte: — da gab es für Otto nichts anderes mehr in der Welt als ihn, und er lebte nur für und durch ihn. Er gehörte von der Zeit Richter'n förmlich an, und ward die Person für immer, welcher der Dichter bedurfte; daß sie ihn anhöre und seine Pläne, wenn er das Be-

dürfniß hatte, sich auszusprechen; daß sie vernähme seine Erlebnisse, die Zeichen seines steigenden Ruhms, die Schilderung seiner Bekannten, genug! die kleinere innere und äußere Geschichte seines Lebens; daß sie empfange und beantworte seine Briefe, welche ihm auch aus der Ferne in die Heimath zu schreiben beständiges Bedürfniß blieb; daß sie ihm nach jener Entfernung die Vorfälle in seiner Heimath berichte und ihm dieselbe, ohne welche er nicht mehr leben konnte, beständig vor die Seele bringe; daß er werde der erste Leser und Beurtheiler seiner Manuscripte, den er im Schaffen deshalb als Anregung immer vor Augen: — dies ward Otto's ganze Lebensaufgabe. Derselben zu genügen, dazu gehörte, daß der Freund eben so frei, so unabhängig und amtlos blieb, als der Dichter selbst, der gewissermaßen auf diese Weise die Selbstständigkeit und den Wirkungskreis eines zweiten Wesens für sich absorbirte, und für alles andere vernichtete. — Es war natürlich, daß dieser Aufgabe nur eine untergeordnete Natur sich hingeben konnte; — aber, wenn wir von der einen Seite wahrlich die Tausende beglückende Thätigkeit eines solchen Genius mit der Opferung eines Menschen, an dem die Welt etwa einen tüchtigen, rechtlichen und thätigen juristischen Beamteten verlor, nicht zu theuer erkauft finden: so erscheint uns doch Otto's Schicksal, der dadurch zu einem dunkeln und selbst ärmlichen Leben verurtheilt war, und namentlich das häufige Sträuben seines Männerstolzes gegen diese geistige Gewalt, die ihn unwiderstehlich fortzog und überwältigte, so wehmüthig als rührend. Und selbst der Lohn, der ihm dafür wurde, die Seligkeit, einen solchen Menschen den seinigen nennen,

dessen Leben mit ihm durchleben und sein höchstes Vertrauen allein vor allen Menschen, wenigstens die Glanzzeit von dessen Leben hindurch, genossen zu haben — jener Lohn ward ihm manchmal verkümmert und verkürzt, wenn der Dichter zuweilen von den höchsten Wogen des Glückes getragen auf Augenblicke sich erinnerte, daß er in dem Freunde ein selbstgeschaffenes, ideelles Wesen mit so heißer Gluth liebe, und wenn er ihm dann wohl den Abstand unwillkührlich fühlen ließ zwischen beiden; — oder wenn der Glanz höherer Bekanntschaften ihn auf Momente blendete und es den Anschein hatte, als wolle er Otto, den er aus Allem herausgerissen, auf einen ihm fremden Boden gesetzt, und der ohne ihn Nichts war, verlassen, und so unglücklich machen, wie etwa ein gewaltiger und hoher Mensch ein weibliches Wesen, dem er erst moralische und geistige Bedürfnisse kennen gelehrt, und das er in das gewöhnliche Leben wieder zurückstößt. Dasselbe ist ihr nach dem, was sie kennen gelernt, ja nichts mehr als eine todte Nacht, die ihr aber sonst als ein glücklicher heller Tag erschienen war! — Aus diesem Gesichtspuncte ist jener merkwürdige Briefwechsel zu beurtheilen, der seit drei Jahren dem Publicum vorliegt, und wäre dieses hier beschriebene Verhältniß Otto's zu Jean Paul früher bekannt gewesen, kein Kritiker würde, wie jener in den Berliner Jahrbüchern, sich über die beschränktere Natur des zweiten Briefstellers gewundert, am allerwenigsten ihm wegen des von Zeit zu Zeit hervorgebrochenen Schmerzes über die Kälte des Freundes, wegen der Eifersucht auf neue Bekanntschaften, mit denen er angeblich den Dichter gequält, Vorwürfe gemacht haben. Niemand würde an ihm das Glück

beneiden, ein so inniger Freund des mit überschwenglichem Geistes- und Herzensreichthum beseligenden Dichters gewesen zu sein. Denn nie hat noch ein Mensch dieses Glück mit größeren Opfern, mit größerer Treue, mit größerer Hingebung erkauft, und, was die Achtung vor Otto als Mensch zur Verehrung, ja Ehrfurcht steigern kann: nie hat es einer in so bescheidener Stille, in solchem anspruchlosen Dunkel genossen! — Denn wenn alle Adern seines Herzens bereits bluteten, sobald nur die fernste Befürchtung sich zeigte, daß er je losgerissen werden könnte von dem Besitz des Gutes, dem er mehr geopfert, als je ein Weib dem Geliebten und dem Manne: so strebte er nie danach, einen äußeren Abglanz davon auf sich und in sein dunkeles Leben hineinzuziehen, und war, wenn er auch sein Herz und seinen Geist ganz dem Freunde anheim gegeben, doch charaktergroß genug, um vor der Welt Nichts durch einen Andern sein zu wollen, und nur die Rückgabe der stillen Liebe, die er selbst gewährte, zu verlangen. Freilich hätte er sich selbst und den Freund weniger quälen dürfen; denn auch dieser war mit unlösbaren Banden an ihn geknüpft. Erst in Jahren hätte dieser sich wieder ein neues solches Wesen heranbilden können, und dies hätte immer der mächtigen Jugenderinnerungen, die Otto ihm theilte und repräsentirte, entbehrt! Aber jener Schmerz Otto's in den Briefen muß uns so heiliger und wehmüthiger vorkommen: als er in seinem Alter dennoch der theilweisen Verwirklichung desselben nicht entging. Denn als Jean Paul entschieden und für immer in seinem Jugendlande sich wieder niedergelassen, als die Zeit des langsamen Schaffens gekommen und er die Kräfte der

Phantasie und seines Herzens mehr für seine Arbeiten absorbirte; — als die Stetigkeit eines festgestalteten und eigenthümlichen Lebens das Bedürfniß mündlicher und schriftlicher Mittheilung geschwächt: — da verlor Otto an Bedeutung für ihn, trat in den Hintergrund und wich jugendlicheren Wesen, die anregender einzuwirken vermochten und kein immer drückendes Recht zu Erwiederung ihrer Hingebung aus den Verdiensten der Vergangenheit fordern konnten. — Denn so unendlich hoch Jean Paul als Mensch und liebevolles Wesen stand, war er dennoch ein Dichter, das heißt: ein geistiger Egoist, der alle Liebe, Freundschaft und Empfindung, sowohl die er selbst giebt als die er empfängt, nur als Tribut und Material für den Bau seiner Welten vindicirt, und sich immer nach den ergiebigsten Quellen hinwendet, den bereits von ihm erschöpften vorübergeht und sie mit früherer Erwiederung und Benutzung hinlänglich bezahlt glaubt; ja es ist mit Ueberzeugung anzunehmen: daß Jean Paul nie in diesem Leben genau wußte, was er aus Otto gemacht und was dieser ihm hatte opfern müssen. Und wenn obendrein die Selbstverläugnung dieses Mannes, der für Jean Paul auf die angegebene Weise so unendlich wichtig gewesen, dessen merkwürdig passive und duldende Lebensaufgabe treu und vollständig von ihm gelößt worden, so weit sich erstreckte, daß er selbst nach des Dichters Tode auf das Denkmal, das er ihm zu errichten beauftragt war, auch mit noch so kleiner Schrift und an der unscheinbarsten Stelle seinen Namen schreiben zu lassen verschmähete: so gilt es uns für eine um so heiligere Pflicht, hier laut seinen Namen und sein treues, stilles Wirken der Nach-

welt zu überliefern, je weniger wir demungeachtet Anstand nahmen zu erklären: daß mit Jean Paul's Tode auch die Bestimmung von Otto's Leben aufhörte und er der Aufgabe nicht gewachsen war, die ihm während der zwei Jahre, welche er den Freund überlebte, aufgetragen wurde. —

Es ist äußerst psychologisch merkwürdig, den Dichter in diesem Moment, wo der Sturmmonat seiner Gefühle und Empfindungen um ein Jahrzehend zu spät und darum, gegen seine irrthümliche Ansicht, so überaus viel gefährlicher hervorbrach, zu beobachten. „Jede seiner Kräfte war bereits fast eine eigene Seele bei ihm geworden, von der eine um die andere herrisch über ihn gebot, gleichsam örterungsweise. Jetzt standen sie alle in der vollen Blüthe, und es brach die üppig berstende Knospe seines Geistes, wie die einer überfüllten Nelke, ohne Ebenmaße auf.“ Jede dieser Kräfte hinderte darum die andere, ihr gewitterhaftes Feuer auf den herrlichen Ableiter des poetischen Gestaltens zu entladen, und drohte so den Dichter innerlich durch die unthätige Gefühlsschwelgerei, zu der ihn dies Verhältniß zwang, aufzureiben. Er hatte keine herrschende Kraft zum Gestalten, um das Feuer des Genies, das seine Seele entzündet, „in's Tintenfaß abzuleiten,“ und so die Wolke zu erschöpfen; und seinem treibenden Lebensbaume setzten sich darum bereits üppige Wasserschößlinge an, die den ganzen Wuchs auf immer zu verkrüppeln drohten. Er hatte darum jetzt „eine unzufriedene Seele,“ und die Phantasie überspann bereits zu Zeiten die Welt mit einem so dunklen Netze, daß er in einer abspannenden Sehnsucht nach dem Verlassen einer Erde, deren Belachen nicht mehr seinen Durst nach höherm

Gütern betäuben konnte, das Schicksal und den Weg eines gewöhnlichen Schwärmers zu gehen Gefahr lief. Wir finden nicht ohne Entsetzen darauf hindeutende Stellen in seinem Tagebuche, wenn er spät Abends stundenlang im bethauten Grase gelegen, um in den Sternenhimmel aufzuschauen und die lechzende Seele zu stillen. Wenn er dann aufstand, und zufällig einmal den Blick auf den beperlten Boden wandte, auf seinen Körperabdruck im Grase da sah er ihn einsinken zum Grabe und die Blumen über denselben zusammenschlagen, und es ergriff ihn der Schauder der Vernichtung mit eisiger Hand, und nur die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne, der helle Gedanke an Gott und an die Liebe zu den Menschen, die doch die Wände eines jeden Grabes sprengen würden, hoben das eingesunkene Herz wieder auf. —

Er fühlte, daß er hiervon sich nur durch angestrengtes Arbeiten befreien konnte, flüchtete noch einmal zu der Satyre, und ließ sich, da es ihn selbst nicht dazu drängte, durch einen von ihm selbst angeordneten Zwang von Außen dazu treiben.

Sogleich nach der Versetzung Wernlein's im Juli 1790 ward Otto mit dem ersten Briefe von Schwarzenbach aus in sein eigentliches Amt eingesetzt. Richter schickte ihm zweiunddreißig Titel entworfener satyrischer Aufsätze und verlangte, daß er ihm aus denselben einige auswähle und deren Ausarbeitung ihm als ein förmliches Pensum aufgäbe, damit er eine Veranlassung zum Arbeiten habe. Er gab unter den Gründen mit an, daß ihm jetzt jede Aussicht verschwunden sei, in dem Abdruck eines derselben eine Anregung zu finden.

Wir müssen darum nachträglich erwähnen, daß er in diesem Jahre noch zuletzt drei vergebliche Versuche gemacht hatte, solche durch Bertuch in's Modejournal, durch Herder abermals in's Museum, und durch Göschen in die Thalia zu bringen. Merkwürdig war die Antwort Bertuch's, durch den er zum ersten Mal auf die wirklichen Mängel dieser Aufsätze aufmerksam gemacht wurde. Denn so lächerlich der zweite Einwurf desselben war: daß der Aufsatz („Pasquill auf die schönste Frau in Deutschland," nach einer späteren Umarbeitung in der Herbstblumine abgedruckt und sämmtlicher Werke 10. Liefer. B. 1. S. 64. zu finden) einen falschen Titel habe, indem Pasquill eine persönliche Satyre sei, die doch in dem Aufsatze nicht enthalten wäre; so treffend war der erste: daß ihm Einheit und bestimmter Umriß fehle, und besonders: daß er keine Hauptfigur habe. — Es erscheint daher als ein äußerst glücklicher Zufall, daß, da Otto von den überschickten Titeln *) den ersten und den letzten bestimmte, ohne irgend einen besondern Grund (denn der letzte „über weibliche Ohnmacht" deutete eben wieder auf eine figurlose Abhandlung, und der erste gab nicht einmal den vollständigen den Inhalt bezeichnenden Titel an): Letzterer sich gezwungen sah, zum erstenmal eine um einen hervortretenden Hauptcharakter sich wendende erzählende Satyre auszuarbeiten und so den ersten Versuch im Gebiet der darstellenden Poesie zu machen, der die glücklichsten Folgen

*) Unter denselben sind sehr viele, die sich in den bis zum „Siebenkäs" ausgearbeiteten Romanen theils in die Handlung theils als Extrablätter vermauert finden.

für die nächste Zukunft hatte. Es war jene so äußerst ergötzliche Schilderung eines pedantischen Schulrectors, der mit seinen Primanern eine Vergnügungsreise anstellt und dieselbe nur zu Fortsetzung seiner Unterrichtstunden, ja sogar zur Einbläuung von Anstandsregeln benutzt, die Schüler im lateinischen Schimpfen sich üben, des Abends im Wirthshause Anstandsunterricht geben läßt, auf den Chausseen docirt, Pensa zum Auswendiglernen aufgiebt und auf Landcharten geographischen Unterricht ertheilt: während er die Zöglinge von allem Naturgenuß und sogar von dem Erkennen der Gegend, durch welche er sie führt, abzieht, und endlich sogar umkehren muß, ehe er das Ziel seiner Reise, den Genuß einer schönen Gebirgsaussicht, erreicht hat. Eine seiner besten Darstellungen, die als Anhang zu den beiden ersten Auflagen des Quintus Fixlein abgedruckt wurden, durch unbegreifliche Nachlässigkeit aber der späteren Herausgeber der sämmtlichen Werke nebst einem andern, um dieselbe Zeit gearbeiteten, noch mit größerer komischer Lyrik geschriebenen Aufsatze: „Freudel's Klaglibell über seinen verfluchten Dämon," aus den sämmtlichen Werken ausgelassen wurden! Der Aufsatz: „Freudel's Klaglibell" ꝛc. ist zugleich derjenige, in welchem Jean Paul zuerst sein Darstellungstalent, besonders das komische, in der Ausmahlung ihm bekannt gewordener Anecdoten oder von ihm erfundener einzelner Scenen übte. Er arbeitete sich von da an eine Menge derselben in Voraus zu deren späteren Benutzung aus und zeichnete sie sich auf; von ihnen wimmelten besonders später seine komischen Schriften, die er wegen seines reichen Vorrathes daran darum so schnell arbeitete, weil er sie

nur auf seine Charaktere anzuwenden brauchte. Wir erinnern in diesem Aufsatz besonders an die Schilderung der Scene, wo Freudel auf der Kanzel bei seiner Probepredigt während des stillen Vaterunser-Gebets ganz seine Predigt vergißt, in tiefes Nachdenken versinkt und, als er es endlich bemerkt, sich von der Kanzel herunterschleicht und seine Perücke auf dem Betpulte läßt, die der Küster alsdann mit Erstaunen der versammelten Gemeinde zeigt — und der Dichter darüber in eine Masse von Vergleichungen ausbricht, die ihn noch im spätesten Alter erquickten und electrisch durchschütterten.

Dieser erste Versuch einer erzählenden Charakterschilderung mußte ihm um so leichter und glücklicher gerathen, als er Originale zu diesen pedantischen Schulrectoren überall um sich fand, der Stoff ihm um so reichlicher fließen, da er gewissermaßen bloß die Kehrseite seiner eigenen jetzigen Thätigkeit, seiner eigenen Zöglinge und seines eigenen Erziehungssystems zu schildern hatte und derselbe Gegenstand täglichen Nachdenkens und Vergleichens gewesen war. Es verhielt sich mit diesem plastischen ersten Erzeugniß fast eben so wie mit dem ersten und vorzüglichsten satyrischen Aufsatze in dem ersten Theile der Grönländischen Processe; hier wie da hatte er sein eigenes Zerrbild darzustellen. Merkwürdig dabei aber war: er mußte jenem inneren plastischen Sehvermögen noch dadurch zu Hülfe kommen, daß er den Vorgang ganz und gar in seine Umgebung und in seine Gegenwart hineinzog, den Rector mit seinen Primanern die Reise auf das Fichtelgebirge antreten, ihn in Hof ankommen, durch Kirchenlamitz, ja sogar an

Schwarzenbach an sich vorbeiziehen ließ, um ihn sich selbst durch diese ihm bekannten Umgebungen anschaulicher und lebendiger zu machen und alle die Individualitäten und Farben der Oertlichkeit und der Bühne bloß copiren, nicht erst erfinden zu dürfen. Wir werden sehen, wie er fast immer auch späterhin, wie der Riese Anthäus, einen großen Theil seiner Darstellungskraft aus dem Boden seiner Heimathprovinz zu ziehen gezwungen, und, wenn er dieselbe nicht geradezu nannte und copirte, in der Hervorrufung neuer Oertlichkeiten durch Beimischung alter bekannter zu jenen nie besonders glücklich war. Aber er zog auf der andern Seite den für ihn unschätzbaren Vortheil davon, daß er eine an sich dürftige Gegend durch seine eigenen selbstgeschaffenen Gestalten poetisch belebte und auf diese Weise sie fortwährend zu einer Anregung hob und steigerte. Aus dem mit Otto als Kritiker über diesen Aufsatz geführten Briefwechsel geht übrigens hervor: daß es ihm dabei immer noch sauer wurde, die Objectivität der Darstellung getrennt von der Subjectivität des Erzählers zu halten; allerdings mußte er dennoch dieselbe hinein mischen, um Bemerkungen anzubringen, zu denen, wenn sie objectiv in die Darstellung hätten gebracht werden sollen, ein neuer Charakter hätte mit eingeführt werden müssen; dessen Erschaffung aber würde den ersten Darstellungversuch zu sehr erschwert haben. Denn der Umstand, daß ihm die Erfindung und Einführung der nöthigen Anzahl von Personen und ihre Verwebung in die Handlung, so wie die Erfindung einer hinlänglich verwickelten und mannichfaltigen Fabel, um einer genügenden Anzahl von Charakteren Spielraum zu

geben, zu schwer wurde: nöthigte ihn zu jener Hineinmischung seines Ich, zu jener Unterbrechung der Erzählung und zu jenen Extrablättern, die man fälschlich für Ergebnisse willkührlicher Launen und gesuchter Originalität gehalten hat. Es stand ihm kein anderes Mittel zu Gebote, den Reichthum seiner Ideen und seiner poetischen Anschauungen, dessen er nicht mächtig wurde, zu Tage zu fördern; es war auch nicht eine Aeußerung seines Humors, den Cervantes, Shakespeare, Tieck ohnehin beständig durch Charaktere offenbaren; und er unterbricht eben so oft durch ernste und erhabene, als durch satyrische und komische Ausgüsse die Darstellung. — Es war eben die nachtheilige Wirkung des so langgeübten und ausgebildeten Witzvermögens und der witzigen Anschaugewöhnung auf die combinirende und bildende Phantasiekraft: einmal durch das Zertheilen der Aufmerksamkeit auf die Materie, dann durch die Gewöhnung Alles zu zersetzen. Dies Hinderniß ist allen denen gemein, die vorzugweise Humoristen heißen. Sie mahlen alle mit wenigen Figuren, wie selbst der plastisch-vermögliche Cervantes im Don Quijote, Sterne im Tristram. Und Jean Paul's größerer poetischer Reichthum an Empfindung und Idee konnte zwar nur in vielen Romanen untergebracht werden; jedoch finden sich auch in ihnen wenige und immer wiederkehrende Hauptcharaktere. —

Was uns nun jedoch bei dem eben besprochenen Product am bedeutendsten erscheint, ist: daß Jean Paul den Fälbel nur unterbricht, um sich in ernsten Betrachtungen über die Verbitterung jugendlichen Sein's durch jenen verhaßten Schulpedantismus zu ergehen. —

Er war eben dahin gekommen, daß er nicht mehr im Stande war, solche menschheitliche Verhältnisse bloß satyrisch und scherzhaft zu besprechen, nachdem er dieselben in der Wirklichkeit mit heiligem Ernst selbst geleitet und angeschauet. Nachdem er selbst den Kinderseelen „über Pflanzen- und Thierwelt den gestirnten Himmel erschlossen, ihre Phantasie auf die glänzenden Welten und zu ihren Bewohnern geleitet, sie durch den Bildersaal der Geschichte der Völker und ihrer Religionen geführt, die Helden der Vorwelt vor ihnen aufgestellt und ihren Blick auf das Räthsel der eigenen Seele und die Bestimmung des Menschen gewandt," — da begann auch sein Herz überzufließen, und es drangen die Empfindungen heraus und die Wehmuth und die Erbitterung und der Schmerz über ein Treiben, das jene Erhebungen und geistigen Freuden der Jugend entzog; — da hatte seine Seele nicht mehr die kalten Begriffe und die Thorheiten, nicht mehr bloß die Thoren, sondern auch die durch sie Leidenden, Entbehrenden und Gemarterten vor Augen! —

Darum aber konnten selbst diese ersten Entladungen einer plastisch gestaltenden Phantasiekraft durchaus nicht die düsteren und zerstörenden melancholischen Schwärmereien beseitigen, welche die Nichtentladung der empfindenden Einbildungskraft herbeizuführen begonnen hatte; im Gegentheil stiegen sie zu einer besorglichen Höhe. Das merkwürdigste Beispiel, welches auch auf den ersten größeren Roman nicht ohne sehr bedeutenden Einfluß blieb, zeigte das Tagebuch vom 15. November 1790, an welchem sich jene Empfindungen in wirkliches Anschauen verwandelt. Es lautet: „Wichtigster Abend meines Lebens! — denn ich

empfand den Gedanken des Todes. An jenem Abend drängte ich mich an mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge; ich hörte meine kämpfenden Phantasieen in der letzten Nacht. — Du kommst ja, du letzte Traumnacht! — und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehme ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied; meinen Plänen und Wünschen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch so lange, als es nicht tief unter fremden Füßen liegt, am freundschaftlichen Busen schlagen; meine Sinne mögen noch, ehe sie sechs Breter einsperren, die herumflatternde Freude haschen beim kurzen Schritte von der Wiege in's Grab. — Aber ich achte Alles nimmer! — Und Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen! Ach, wie sollte ich Euch in Euern zwei Decembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder von Erdfarben! — Ein zitternder Wiederschein des Lebens! — Ich vergesse den 15. November nie!" —

Wenn auch wirklich dieser Eindruck so überwältigend war, daß Richter seitdem ein ganz besonderes Grauen und Scheu vor dem Novembermonat, und diese eben einen psychologisch tieferen Grund als das schlechte Wetter in diesem Monat hatte: so war seine Seelenkraft doch immer noch so stark, um in der durch Fälbel und Freudel gewonnenen Bildnerkraft einen neuen stärkeren Hebel zu finden, um sich wiederum herauszuschwingen. Nicht ohne Bedeutung ist darum der Gang, den er selbst in diesem

Tagebuchs bei Beschreibung des Momentes nimmt: „ich will darum Euch mehr Freude machen! Aufgebend meine großen Pläne, will ich mich darauf beschränken, Euch zu erheitern, und meine komische Kraft dazu anwenden, nicht mehr, wie bisher, Euch zu quälen! Wie ich daher selbst auch für mich in solchen Augenblicken mit meiner Kunst heiter zu sein und mich mit allen Beschränkungen zu begnügen, ihnen Freude abzugewinnen wußte: will ich auch meine Nebenmenschen zu beglücken suchen durch die Mittheilung des Gewinns meines bisherigen Lebens, der nach und nach von der Phantasie neben dem Witz ausgesonderten Kunst: Trost, Heiterkeit und Freude selbst an den beschränktesten Lebensverhältnissen zu finden. — In wiefern der letzte Gedanke sich als Folge jener düsteren Empfindungen in seiner liebevollen und menschenfreundlichen Seele gestaltete, davon zeugt auch der schon vom 25. October desselben Jahres in seinem Andachtsbüchlein selbst erzählte Zug: Gereizt durch unzarte Neckereien, die, wie er schrieb: „Fremde für Mißhandlungen ansehen würden," wollte er zur eben geschärften Waffe persönlicher Satyre seine Zuflucht nehmen, in Gegenwart von Kindern, die sich um ihn und seine Gesellschaft froh herumtummelten. Da sah er zufällig in's ruhige Angesicht eines Knaben, und der Gedanke an künftige Leiden, die darauf wohnen, und an die Thränen, welche seine Augen noch vergießen würden, brach den aufsteigenden Zorn; die Leiden der ganzen Menschheit durchzuckten ihn, und er hätte keinem, der ihr angehört, in den bittern Kelch seines Lebens noch einen Gallentropfen gießen können. Beruhigt ging er; doch mit

dem Entschluß „künftig seine Rechte fest, aber sanft zu behaupten," nach Hause. —

In diesem Zustande seiner Seele wurde ihm jene erste erzeugte Gestalt, Rector Fälbel, quälend und drükkend. Noch während des Schaffens wurd' er ihm — wie er gegen Otto sich ausdrückt — „feind;" nur mit Widerwillen zeichnete er ihn ganz hinaus, so viel Freude ihm das erste Gelingen eines plastischen Versuches machen mußte. Und hier finden wir denn auch sogleich nun die Bestätigung unsres früheren Haupteinwurfes gegen die Behauptung oder Annahme: er würde, wenn er früher mit seinen satyrischen Schriften Anerkennung gefunden hätte, sich zu einen bloß satyrischen, witzigen, komischen Schriftsteller ausgebildet haben. Wir sagten schon damals: daß, sobald er in ein bewegter geselliges Leben, wonach er in Leipzig so strebte, eingetreten, und mit mehreren Menschen und deren Leiden und Freuden in Berührung gekommen sein, er sogleich mit dem Herzen Antheil genommen, die tiefste Empfindung in sich aufgeregt und die ernste Phantasie mit aller Stärke in sich entwickelt haben würde. Hier ging nun diese Umwandlung sogleich mit ihm vor, als er außer jenen Höfer Verhältnissen an den sieben kindlichen Wesen täglich die Natur, das Leben und den Menschen vor sich vorübergehen und ihre Seelen in seine entwickelnde Hand gegeben sah. Wir bemerkten ferner: daß es ihm unmöglich geworden sein würde, sobald er zu Characterdarstellungen hätte gelangen können, und aus der bis dahin im Allgemeinen verschwimmenden Menschenmasse, die ihm darum nur als Sache oder Begriff erschien, einzelne Personen herausgehoben und vor sein Seelenauge gerückt

hätte: dieselben mit der Kälte des Witzes und der Satyre anatomisch zu zergliedern; sondern daß sie ihn unter den Händen zum höchsten Ernst erwärmt haben, und er sehr bald durch Individuen entweder zur höchsten Schwärmerei der Liebe, der Trauer, des Schmerzes und der Rührung, oder zu dem edler Erbitterung und erhabnen Zornes würde erregt worden sein. — Und dies geschah, trotz dem, daß acht der schönsten und feurigsten Jugendjahre unter Einwirkungen und Verhältnissen seitdem vorüber- und verloren gegangen waren, welche bei anderen Naturen jene Kälte des Gefühls und des Blickes hätten erzeugen können, wie vielmehr eine bereits vorhandene stärken müssen. — Er läßt zugleich uns hierbei einen noch tieferen Blick in seine Seele in dieser Beziehung thun. Er äußert gegen Otto: „daß er bisher jede satyrische Person wie eine Pfänderstatua angesehen, die man mit allem möglichen besteckt und umhängt; und er würde auch an den Fälbel, ohne Otto's Rath, alles Närrische gepicht und geheftet haben, was von den weitesten Sprüngen der Phantasie wäre aufzutreiben und zu erschwingen gewesen; jetzt stehe darum aber sein Fälbel desto kahler da;" worauf er dann später jene Aeußerung thut: „daß er diesem Schulemigranten immer feinder werde." Man sieht also hieraus, daß bisher die witzigen Zuthaten und der Schmuck, auf welche sich seine Phantasie in Ermangelung andren Stoffs hauptsächlich geworfen hatte, ihm die wenigen lebendigen Gestalten, die er vor Augen gehabt, verdeckt und in den Hintergrund geschoben hatten, so daß eben das persönliche Leben so lange jenen oben beschriebenen rückwirkenden Einfluß in

Erweckung seiner Herzenswärme und seiner ernsten Phantasie nicht hatte ausüben können: — bis er endlich gezwungen war, mit Hinwegräumung der äußeren, als Sache und Begriffe erscheinenden, Zuthaten eine Person und einen Charakter selbst in's Auge zu fassen und in den Vordergrund seiner Seele zu ziehen. Ein solcher entwaffnete seinen Satyr.

Es drängte ihn darum, sogleich seiner Phantasie ein Gegenbild vorzuführen, das den wahren Bedürfnissen seiner Seele genüge, die im Leben wie in der Poesie nach Liebe lechzte; — und, so wie an dem ersteren leichteren, weil Mängel analysirenden, nicht Tugenden zulegenden, Versuche seine plastische Bildungskraft erweckt worden: riß es ihn dort fort, während hier er sich selbst dazu getrieben hatte, ein Wesen in's Dasein zu rufen, das Liebe, Rührung zu erwecken, das Herz zu befriedigen, mit der Welt nicht zu entzweien, sondern zu versöhnen, nicht zu erbittern, sondern zu trösten im Stande wäre; und was dieses Bedürfniß in ihm in ein noch klareres Licht setzt, ist: daß es ihn trieb, dieses versöhnende Wesen aus demselben Stande, unter denselben Verhältnissen entstehen zu lassen, ja mit denselben, jedoch wenn dort erbitternden, so hier rührenden, wenn dort Andere verletzenden, so hier nur die Person selbst beglückenden, wenn dort zur Bekämpfung, so hier zur Duldung auffordernden Fehlern, nämlich denen diesem Stande so gewöhnlichen Fehlern der Eitelkeit und Beschränkung, auszurüsten. Er entwarf nämlich in zehn Tagen des Decembermonats (in vor und nach der Schule gestohlnen Stunden) die rührende und liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterleins

Maria Wuz in Auenthal," die er, — wie er selbst sagt — „mit unendlicher Wollust empfing und zeugte." Dieser Wuz ist gewissermaßen das Vorbild, das Thema, der Embryo oder wie man es nennen will, einer ganzen Hauptreihe seiner nachherigen Romane, und verdient nicht sowohl, weil er die erste eigentliche Composition ist, als vielmehr, weil er einen Menschen von der Wiege bis zum Grabe darzustellen versucht, die Weltanschauung des Dichters also in einem ganzen Menschenleben vor das Auge rückt, eine größere Aufmerksamkeit. — Durch ihn ward des Dichters oben erwähnter menschenfreundlicher, und von der feurigsten Liebe zu seinen Mitmenschen eingegebner Entschluß auf das Schönste belohnt. Denn es führte ihn derselbe auf die früher verschmähte Idylle, welcher, als der ersten Gattung der bildenden empfindenden Phantasie, er im Verhältniß seiner Kräfte gewachsen war, und aus welcher der Uebergang zu den höhern sogleich von selbst führte in einer ebenfalls bei ihm so leicht erkennbaren und eigenthümlichen Weise.

Bei diesem Erzeugniß springt nämlich zuerst in's Auge, besonders im Anfang und in der ganzen größeren Hälfte, der Widerspruch oder vielmehr der Kampf der Form der Darstellung mit der Tendenz und dem Stoff selbst. Der Dichter, der ein liebendes, wohlwollendes, in den beschränktesten Verhältnissen zufriedenes und aus den kleinsten Umständen Freude saugendes Wesen, „ein in sich selbst vergnügtes Ding," darstellen will, hat anfangs nicht den Muth, die Gefühle und Empfindungen zu offenbaren, die ihm selbst dieser harmlose Charakter einflößt, gleichsam als schäme er sich desselben und seiner Empfindung. Er

dichtete ihm nicht nur selbst übertriebene Narrheiten an, die ihn in Episoden lächerlich machen, sondern behielt auch den bisherigen Styl bei und untersagte durch Unterbrechungen sich selbst jenen ernsteren Erguß. Wir verweisen hier wiederum auf das, was wir früher von den in ihm sich bekämpfenden Doppelnaturen gesagt, von denen die ernste vor der andern sich schämte, sich selbst in dem größeren ersten Theile des Wuz unter jener verstecken mußte, ja sogar in dem ersten Entwurfe durchaus in ihren Aeußerungen untergeordneter erschien. — Der Dichter brauchte sogar einen Zwischenraum von einem Monat, ehe er sich ermannte, den rein ernsten, rührenden und erhebenden Schluß hinzuzufügen. —

Durch diese letzte Kraftanstrengung befreite er nun zwar die ernste schaffende Kraft von der unterdrückenden Herrschaft der spottenden und zersetzenden; aber dieser Entwickelungproceß geschah, wie wir bereits mehrmals andeuteten, zu spät, als daß jene erste die letzte ganz hätte verdrängen oder sich unterordnen können. Sie standen sich seit der Zeit mit gleichen Kräften gegenüber und begannen jenen merkwürdigen Kampf, in welchem jede ihr Recht in den Gestalten und in der Darstellung forderte, und in welchem eine die andere zu vernichten und aufzuheben strebte. Der Dichter nahm zwar selbst Partei und versuchte der empfindenden Phantasie, welche zugleich die plastisch oder optisch schaffende ist, mehrere Jahre lang den Boden ausschließlich zu erringen: aber er vermochte es nicht, und mußte seinen Aufflug stets in der Art nehmen, wie er selbst auf äußerst geniale Weise in der Aesthetik den Humor bezeichnet — der eben aus

jenem gleichartigen Kampfe dieser Doppelnaturen und aus ihrem Verhältniß entsteht — wenn er ihn dem Vogel Merops vergleicht, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt. Die ernste Phantasie trug ihn in die Höhe; aber gleichsam um ihren irdischen Bruder zu täuschen oder die Verschämtheit des Gefühls vor ihm zu verbergen: mußte sie das Angesicht der Erde und ihren Kleinigkeiten zugewendet lassen; so daß er das Aetherische und Erhabene fühlte und ahnete, das Irdische und Kleine aber sah, und durch dasselbe zerstreut und immer wieder herabgezogen ward.

Die zweite Merkwürdigkeit in der Geschichte des Wuz ist, daß, da der Dichter demselben kein anderes Leben leihen kann, als das seinige, hier zum ersten Male seine eigene Kindheit in poetischer Gestalt und als die seiner erdichteten Charaktere erscheint, und so ihn sich durch die rührende Vergegenwärtigung derselben in den Ernst hineinschwingen hilft. Wie Richter in Jodiz, hält Wuz den Mägden und einer alten Frau Bußpredigten, wie Richter, fährt Wuz im Hemde im Hof Abends als Schwalbe umher und trägt zu Neste, geht am Trinitatisfeste mit läutendem Schlüsselbunde durch das Dorf in den Garten, erwartet in der Dämmerung das Licht in der Stube, ja wie Richter, sucht Wuz Bücher zu schreiben, wie Richter, schickt er an seine Geliebte mit Ruß und Fett abgerissene Potentaten, wie Richter, schenkt er ihr aus der Stadt gebrachte Kuchen; — ja der Dichter konnte sogar nicht anders, als ausdrücklich seines Jodiz und der dortigen Cantorstube erwähnen; selbst der Finkenkloben

des Joditzer Schulmeisters ward dem Wuz zugetheilt u. d. m. —

Aber nicht bloß in dieser Beziehung ist der Wuz das Thema zu einer Menge späterer Variationen; der Quintus Fixlein ist fast ganz nur eine weiter ausgeführte und eine einen Grad höher gehobene Ausführung desselben, wie „Fibel's Leben“ dieselbe sogar noch einmal in demselben Stande versucht; der „Jubelsenior“ und viele Kapitel in den „Flegeljahren,“ fast alle Idyllen und Stillleben des Dichters, zehren von dem poetisch verklärten Reichthum der Kindheiterinnerungen Jean Paul's. Und wie er sich hier zuerst und von da an fast immer nach seinen untergesunknen Kindheitjahren hinwandte: so war ihm bei jedem seiner Charaktere dieselbe der wichtigste Zeitraum seines darzustellenden Lebens; ja selbst in den ernsten und Hauptromanen, wenn er mehrmals versucht hatte, Hauptcharaktere gleich in der Lebensreife vorzuführen, fiel er immer wieder im Laufe der Ausarbeitung in die Darstellung ihrer Kinderjahre zurück, und er mußte sogar, wenn dieselbe in Verhältniß zu ausführlich ausfiel, so daß sie nicht im Munde eines Charakters in die Handlung eingewoben werden konnte, unterbrechend und zurückschreitend dieselbe als Episode aus der Vergangenheit besonders einschalten. Nur da war er dessen überhoben, wo er nicht ein Jünglingsleben zu schildern hatte, sondern bereits Männer von reiferem Alter auf die Bühne traten. Denn da er selbst keine poetische Jünglingszeit genoß, war er, was merkwürdig genug! nie im Stande, eine glückliche andere, als im Reflex der Knabenjahre, zu schildern.

Während Richter auf seiner poetischen Laufbahn die eben angegebenen Fortschritte so rasch zurückgelegt, hatte dies ihn zugleich ermuthigt, um nunmehr auf alle Weise zu versuchen, die Poesie der Liebe in sein Leben zu ziehen. — Die Sehnsucht danach war natürlich zugleich mit der Entfesselung der eigentlichen poetischen Kraft erwacht und so stark geworden, daß selbst das Tagebuch die nicht, wie bei den rhythmischen Dichtern, in das Gewand des Reimes gehüllten Sehnsuchtklagen aufnehmen mußte. — Zur Zeit, als er den „Wuz" schrieb, war er bereits ziemlich nahe daran, mit seinen Höfer Bekanntinnen, wenn nicht gerade schon wirkliche Liebesverhältnisse, doch einen ziemlich lebhaften erotischen Briefwechsel anzuspinnen. Aber in den ersten Tagen des Januar 1791 geschah ein für ihn ziemlich kecker Versuch, eines jener Höfer Mädchen in ein ernstes und schwärmerisches Verhältniß zu ziehen; und eine der bedeutendsten Reliquien ist ein Brief, statt eines Neujahrwunsches, an ein Mädchen, dessen Vorname Caroline uns nur mitgetheilt ward, und nach dessen Zunamen wir schon um deswillen nicht forschen mochten, weil dasselbe nach mancherlei Andeutungen späterhin ein unwürdiges Ende genommen zu haben scheint. — Es findet sich, sagen wir, aus den ersten Tagen des Januar ein Brief an dasselbe, der sich wesentlich von allen früheren unterscheidet. „Ganze Tage und Wochen," hebt er an, „vergisset man, zwei, drei Minuten daraus ausgenommen. Ach! blieben uns nur von jedem Tage drei solcher nachtönender Minuten zurück, so wäre doch das Leben und der Genuß des Lebens etwas werth! Um den Nachklang einer solchen schönen

Stunde von gestern länger zu hören, hab' ich mir folgenden Traum gemacht: Ehe der Schöpfer die Seele meiner Freundin mit dem Körper umlaubt auf die Erde ziehen hieß, traten vor ihn die zwei Genien, die verborgen um jeden Menschen fliegen" — doch, wir verweisen unsere Leser auf den Schluß der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein, wo er unter der Ueberschrift: „die Mondfinsterniß"*), eine Dichtung vorträgt, in der die in diesem Briefe zuerst ausgesprochene Idee ausgeführt ist, nur auf alle weibliche Wesen angewandt, wie hier ursprünglich auf die, welche er zu seiner Geliebten auszuerwählen und sie daher poetisch zu erweichen suchte. — Er erzählt nämlich: daß vor ihrer Geburt der schwarze Genius zu ihrer Seele getreten und ihr in Gegenwart des Schöpfers gedroht, sie auf Erden durch die Lockungen der Mode, Gefahr durch Männer und durch Eitelkeit zu verführen; aber der gute Genius habe sie dann zu schützen versprochen und den Schöpfer gebeten, die schöne Seele mit einem schönen Körper zu umblümen und zu umkränzen, ihr ein großes Auge zu geben und ein weiches Herz in ihren Busen zu legen. Unbesudelt solle dann die Hülle einmal von ihr fallen, die Falschheit solle das Auge nicht verdrehen, das Herz nicht zerstieben, ehe es für Natur und Tugend geschlagen. Denn in den Schimmer des Monds, in den Zauber der Frühlingsnacht wolle er sich verwandeln und mit Seuf-

*) Sämmtl. Werke, B. IV. S. 32 ff. Er liest dort diese allegorische Dichtung an dem Denkmal eines Unglücksfalls, am Fuße des Bindlocher Bergs bei Baireuth einem von seinen wirklichen Charakteren, der Caroline Weiermann, in der Abenddämmerung vor.

zen sanfter Wehmuth ihren Busen heben; im Getöne der Musik wolle er sie rufen und von seinem Himmel mit ihr reden; die Stimme einer Mutter oder Freundin wolle er borgen und sie an sich ketten; oft im einsamen Dunkel wolle er um sie schweben und durch eine Thräne, womit er ihr Auge verschönere, ihr das Zeichen geben, daß er sie umarme und daß sie noch seine Freundin sei. — „O Du," schließt er dann jenen Brief, „für die ich dieses schrieb, denk' an mich und dieses Blatt; und wenn einst meine Stimme, über der Erde entfernt oder unter ihr verstummt, nicht mehr zu Dir reicht: so höre sie auf diesem Blatte! Und wenn einst mein fortgewandertes oder ausgemodertes Auge nicht mehr sieht, ob Du glücklich bist: so werde nie unglücklich!" —

Wirft man einen Blick auf die Ausführung dieses Gedankens an der angedeuteten Stelle in seinen Werken, wo er den guten Genius beschreibt als „einen hohen, schönen Jüngling, dessen Stirn das goldene Licht des ersten Sonnenstrahls, der sprühend hinter der Erde heraufgeschlagen, beschienen und der ungesehen unter den zitternden Seelen gewesen war, mit einer Lilie vor dem Herzen, einem Lorbeerkranz von Rosenknospen um die Stirn und im himmelblauen Gewand; der im milden Weinen und warmen Liebesstrahlen auf die Seelen niedergeblickt, wie die Sonne auf den Regenbogen, der das schöne Auge bewegen und begießen und auf die Berge, oder die Sonne, oder die Sterne fliegen will und an den Schöpfer erinnern oder an die Welt über der Erde, die Lilie seiner Brust verwandelnd in das weiße Licht des Mondes und in das Abendroth der Frühlingsnacht die

Rosenknospen in seinem Kranz; und endlich in die Stimme der Dichtkunst die seinige verbergen und mit der Gestalt ihres Geliebten die seinige verschönen" — so hebt sich klar hervor, daß er in jenem Briefe die Poesie selbst, wie sie jetzt zu ihm getreten war, und den Dichter, wie er jetzt geworden, dem Wesen anträgt, daß ihm beide aus ihren bisherigen Fesseln befreit. — Zugleich sieht man, wenn man seine wirklichen Höfer Verhältnisse zu jenen Mädchen überblickt, so wie, wenn man dort in der Geschichte der Vorrede die Motivirung der Herbeiführung des Momentes, wo er diese allegorische Dichtung vorliest, überschaut, nicht nur, was ihm damals als der Zweck und die Bedeutung und der Werth der Poesie und der Beruf des Dichters erschien, sondern auch das Moment, wann diese Idee in seiner Seele so schnell und plötzlich, wie früher in der Kindheit jener besprochene Blitzstrahl des Sichselbstbewußtwerdens, entstanden, die äußere Veranlassung, welche die feurigen Zungen des heiligen Pfingstgeistes endlich gelöst. Schon in den Zeiten der allerersten Bekanntschaft mit Jean Paul's Werken hat uns immer die Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des „Fixlein" als diejenige seiner Arbeiten geschienen, welche einen großen Aufschluß über seine Poesie und den Zweck derselben geben mußte; und wir haben uns immer gewundert, dieselbe von allen denen, welche sein Wesen während seines Lebens wie nach seinem Tode besprachen, so ganz übergangen zu sehen. So nahe indeß dies der Dichter selbst gelegt, indem er mit dem Repräsentanten seiner Gegner, dem Kunstroth Fraißdörffer,

(unter dem beiläufig die Schlegel gemeint waren), auf der Chaussee von Hof nach Baireuth über seine Poesie disputirt: so hat man theils die ganze Anlage dieses Aufsatzes für einen gewöhnlichen excentrischen Scherz angesehen, gewöhnt, tiefe Motive in solchen Erfindungen bei ihm nicht vorauszusetzen, — theils war man mit der psychologischen Geschichte seines Lebens zu unbekannt. Da man zugleich seine Werke im Zusammenhange und vergleichend zu lesen nicht gewohnt war, so erinnerte man sich dabei nicht: daß Pauline, die er in jener fingirten Reise so eifrig einzuholen strebt, um ihr, nachdem er mit Entrüstung den Kunstrath mit dessen ihn auf das tiefste erbitternden Theorie abgewiesen: auf die Form komme Alles und auf den Inhalt Wenig an, — jene ernste Dichtung vorzulesen, — daß, sage ich, diese Pauline dieselbe war, welcher er in einer anderen, fast nicht weniger wichtigen, Vorrede, in der zum „Siebenkäs," verstohlen hinter dem Rücken einer gemeinen kaufmännischen Seele von Vater den ernsten Theil des „Hesperus" vorgetragen hatte; jener Pauline, einem einfachen, beschränkten, ungebildeten und gedrückten, nicht etwa einem der hohen ätherischen und durchsichtigen, aus lauter Licht und Duft gemahlten, weiblichen Wesen, die er im höchsten Schwunge seiner Phantasie zu erschaffen sich bestrebte. — Halte man sich nur die Gedanken und Empfindungen über das Schicksal solcher Wesen vor, mit denen er dort in das Antlitz Paulinens blickt: „daß sie, wie ihre meisten Schwestern, gleich weichen Beeren von der harten Manneshand zugleich abgerissen und zerdrückt würden; daß ihr weiblicher Frühling so viele Wolken und so wenig Tage und

Blumen gehabt; daß sie nie erfahren, wie ihr schönes Herz etwas Besseres und Wärmeres gebraucht, als Blut, und ihr Kopf ihnen nie höhere Träume, als die des Kopfkissens, bescheert; daß die duftenden Blumenblätter ihrer Tugend sich nur zu geruchlosen Kelchblättern zusammenzögen, zum Honiggefäße für den Mann, der von ihnen weder ein weiches Herz noch einen lichten Kopf, sondern nur rohe Arbeitsfinger, Läuferfüße, Schweißtropfen, wunde Arme und bloß eine ruhende paralitische Zunge fordert; daß ihnen das ganze weite Sprachgewölbe des Ewigen, die blaue Rotunda des Universums, zum Wirthschaftsgebäude, zur Speck- und Holzkammer und zum Spinnhaus, und an glücklicheren Tagen zur Visitenstube, einschrumpfe; die Sonne für sie ein herunterhängender Ballonofen und Stubenheizer der Welt, und der Mond eine Schustersnachtkugel auf dem Lichthalter einer Wolke würde; daß die reichste beste Seele unter der Morgenröthe des Lebens mit dem unerwiederten Herzen, mit versagten Wünschen, mit den ungesättigten, verschmäheten Anlagen eingesenket würde in's übermauerte Burgverließ der Ehe, wo ihre Sonne ungesehen über ihrem überwölkten und unterirdischen Lebenstag von einem Grabe zum anderen schleiche, und unter Schmerzen und Pflichten die Dunkle an dem Abend ihres kleinen Daseins ankäme, nachdem die goldnen Luft- und Zauberschlösser der früheren Jahre bald erblaßt und unbemerkt zerfallen, bis der Tod ihre von den Jahren entblätterte Seele voll eingedorrter Knospen anträfe und er sie erst unter einen günstigern Himmelsstrich verpflanze — daß er darum vor einem solchen Wesen ganz in Ei-

kronenblüthen der Dichtkunst ausgeschlagen sei — so wie er vorher eine Salzsäule aus satyrischem Citronensalze gewesen wäre; und daß er den Aeltern und Männern dieses quälende Gemählde nicht aufstelle, damit es der wunden Seele, der es gleiche, eine Thräne mehr abpresse: sondern daß er ihnen die gemahlten Wunden zeige, damit sie die wahren heilten und ihre Marterinstrumente wegwürfen." — Zu übersehen ist dabei nicht: daß er ausdrücklich in einer Anmerkung an der angezogenen Stelle diese Wesen als Töchter „bürgerlicher Herkunft" bezeichnet, denen man die Bildung und die Poesie so grausam entziehe, und sich dennoch wundere, wie sie die Heloten für uns Sparter sein könnten. Man nehme ferner dazu: daß er in jener verkleideten Darstellung des Zweckes und des Stoffes seines poetischen Strebens die oberste Krone seiner Poesie jener armen bürgerlichen Pauline hinreicht, um durch sie in ihr Leben zu werfen einen erfreuenden und beglückenden Genius, der sie über das ihr edleres Selbst vernichtende und den Blick zu dem irdischen Staub herabziehende Getriebe des häuslichen Lebens emporhebe; einen beschützenden, der sie vor der Vernichtung ihres moralischen Seins durch Verführung wahrt, sie wahrt vor rauher und harter Behandlung durch Männerfäuste; — ersteres vermöge einer Verklärung und plastisch schönen Umhüllung der Religion, letzteres, indem er theils die Männer in Bezug auf sie besänftigt und erweicht, theils indem er diesen weiblichen Wesen durch höhere Bildung, höheres Streben, höheres Bewußtsein ihres Werthes, eine

wenigstens in Bezug auf sie selbst, gar keinen Scherz. Dieser konnte nur neben sie her und nicht von ihnen ausgehen; und namentlich durfte der erkältende und die Empfindung und den Ernst entwaffnende Satyr nur um sie her zum Schutz gegen die Angreifer, die Stacheln nach auswärts gekehrt, hingestellt werden — wie man Rosenstöcke mit Dornengehegen umgiebt. Der gegen Beschränkungen und den Druck eines dürftigen Lebens ankämpfende männliche Charakter dagegen verträgt um so eher Verspottung, als für ihn selbst Laune und Heiterkeit die besten Waffen gegen dasselbe sind. Wenn darum Jean Paul im Jahre 1821 in der Vorrede zur zweiten Auflage der „unsichtbaren Loge" sagt: „daß er nach den im neunzehnten Jahre geschriebenen Grönländischen Processen noch neun Jahre lang in seiner satyrischen Essigfabrik gearbeitet, bis er endlich im December 1790 durch das noch etwas honigsaure Leben des Schulmeisterleins Wuz den seligen Uebertritt in die unsichtbare Loge genommen, und daß dieses des Jünglings Herz von den Fesseln der Satyre erlöst, durch deren Schuld er Alles verschlossen gesehen, was in ihm selig gewesen und geschlagen, was gewogt, geliebt und geweint!" — so können wir ihm darin deshalb nicht ganz Recht geben, weil eben das Schulmeisterlein noch „honigsauer" war. Denn das entscheidet hier nicht: daß die nach dem Entwurf des „Wuz" und nach einem Zusammensein mit dem ihn zum erstenmale tief rührenden weiblichen Wesen empfangene und in jenem oftenwähnten Briefe ausgesprochene Idee, die uns für die Haupttriebfeder seiner ernsten Schöpfungen gilt, erst bei einer spätern Veranlassung in eine seiner Dichtungen verwebt

wurde, und später ausgeführt als die „unsichtbare Loge." Wir wollen auch darauf nicht zu viel Werth legen, daß zwischen der ernsten und rührenden zweiten Hälfte des „Wuz," und dem ersten Entwurfe desselben, von dem wir oben bemerkten, daß er einen Monat lang unterbrochen worden, jener Liebesblitz und jener Brief mitten innen liegt. Aber das scheint uns entscheidend: daß jene der ersten poetischen Darstellung oder der Idylle zu Grunde liegende Idee: von der Mittheilung der Kunst Freude und Zufriedenheit und Poesie in den kleinsten Lebensverhältnissen zu erblicken, darum bei weitem weniger die gestaltende Phantasie oder jene innere Sehkraft erregen und in Anspruch nehmen konnte, als jene durch Vorhaltung des größeren, erhabneren und würd'geren Zieles begeisternde und alle schlummernden plastischen Kräfte erweckende andere. Denn bei dem ersten Vorwurfe war das Schöne, Heitere und Beglückende in gegebenen Verhältnissen, auf gegebenem Boden, als vorhanden durch Zergliederung und nähere Beschauung derselben vermittelst der Erinnerung gemachter Erfahrungen und Beobachtungen und einer bloß combinirenden Einbildungskraft, aufzufinden: gewissermaßen Erlebtes und Wirkliches zum Gedicht zu machen; hier aber sollten Ideale und eben nicht vorhandene Verhältnisse und Naturen zum Muster und zur Erhebung für jene Töchter bürgerlicher Herkunft erst erschaffen werden.

Aus der bis jetzt gegebenen Entwickelung von der Bedeutung des Januarbriefes an Karoline darf es nicht auffallen, daß derselbe nach außen hin noch über anderthalb Jahre gar keine weitern Folgen hatte, im Gegen=

theil seine Verhältnisse zu den Hofer Mädchen so lange noch ganz dieselben blieben. Er begnügte sich damit, daß der erste Empfindungsblitz den letzten Schleiervorhang zerrissen, der ihm den Blick in die Zukunft seiner Poesie und den Blick in das von ihm zu erobernde poetische Sonnenland verhüllt. Statt nach außen irgend einen Schritt zu thun, eine Geliebte wirklich sich an's Herz zu ziehen, kümmerte er sich um nichts weiter, als an der durch seine Phantasie gewonnenen Herzenswärme zuerst den „Wuz," den er früher mit der Bemerkung an Otto geschickt: „daß es so viel sei, als schlüge er das Ei auf und besähe das rinnende Hühnchen," vollends auszubrüten, und dann sogleich die Schöpfung des ersten Romanes zu beginnen. Am 2. März 1791 war Wuz vollendet, dem Freunde überschickt, und der 15. März ist in Richter's Tagebuche als der erste Schöpfungstag der „unsichtbaren Loge" bezeichnet. — Wir bemerken noch schließlich in Bezug auf das angedeutete Liebesverhältniß: daß, während der ganzen Geburtzeit dieses Romanes, welche bis zum 29. Februar 1792 dauerte, kein einziges Billet an irgend eine seiner Hofer Freundinnen sich vorfindet.

Neuntes Kapitel.

Die unsichtbare Loge. — Moritz. — Endliches Aufhören der Armuth.

An den Punct endlich von Jean Paul's Leben gekommen, „wo, als sich sein Herz im 28sten Jahre öffnen und lüften durfte, es sich leicht und mild ergoß und wie eine warme überschwellende Wolke unter der Sonne; wo er nur zuzulassen und dem Fließen zuzusehen brauchte; wo kein Gedanke mehr nackt kam, sondern jeder sein Wort mitbrachte und in seinem richtigen Wuchse dastand ohne die Scheere der Kunst:“ werfen wir noch einen kurzen Blick auf die allmählig aufsteigenden Durchgangspuncte, welche die sich entwickelnde, gestaltende Phantasiekraft bis dahin geführt, zurück. Wie früher das bloß noch Gedanken und Ideen ohne Formen und Leben erzeugende geistige Selbstschaffen von der Philosophie ausgegangen und Verstandeszwecke zu erreichen versucht: so hatte die erste Idee, welche sich noch in Töpen als Vorwurf zu einem plastischen Gebilde der allmählig erstarkenden Einbildungskraft darbot, ebenfalls einen philosophischen Endzweck; es sollten pädagogische Systeme mit ihren philosophischen und psychologischen Gründen, als

Resultate des Nachdenkens und gemachter Beobachtungen, an Gestalten lebendig veranschaulicht werden; — wir können diesen Vorwurf nicht besser bezeichnen, als wenn wir ihn eine Erziehungslehre in dichterischer Form, etwa eine poetische Levana, nennen und an Rousseau's „Emil" erinnern. Aber schon weil das Gebiet der rein didactischen Poesie, wohin diese Gattung gehörte, zu viel Verstandeskälte in Anspruch nahm und zu wenig Empfindungswärme erzeugte, um vor dem, von den zersetzenden und auflösenden Witzbildern umschwebten, Seelenauge auch nur der bloß combinirenden Phantasie Spielraum zu lassen: mußte Richter wiederum, wie er früher die philosophischen Gedanken zunächst mit witzigen und satyrischen Einfällen und Bildern hatte vertauschen müssen, um den Drang des erwachten Bildungstriebes zu befriedigen, auch damals denselben dem Witz und der Satyre überlassen; und so wie diese früheren leicht sich um sich selbst drehen und die verschiedenen Producte bruchstückartig erzeugen, sich zu einer Kette machen konnten, in welcher sich die Ringe von selbst gleichsam in einander schlangen: so mußten später sie eben so leicht Gestalten finden, um welche herum sie sich anlegen konnten; namentlich, da sie nur einzelne Vorgänge aus dem Leben eines Charakters und nur einzelne Züge desselben, nicht einmal einen ganzen Menschen, geschweige eine vollständige Welt, brauchten, und obendrein Gegebenes nur zu copiren und zusammen zu stellen hatten. So stellt „Freudel" nur die eine Eigenschaft eines Menschen: seine Vergeßlichkeit, dar, so wie der, freilich schon mehr zusammengesetzte, „Fälbel" nur die eitele Pedanterei eines Schulmanns bei einem einzelnen Vorgange aus

dessen Leben. Wie dann früher zuerst kleinere ernste Aufsätze neben den satyrischen vorzudrängen begannen: um durch die Satyren weniger zu verwunden, um ernstere und weichere Naturen damit zu versöhnen, um selbst aus dem ihn drückenden Rufe, hartherzig und gefühllos zu sein, herauszukommen — so hatte die erste wirklich liebevolle und erwärmende poetische Idee, durch die Heiterkeit des Scherzes zu beglücken und zufrieden zu machen, sein Sträuben, hassenswerthe Charaktere zu bilden und durch schneidendes Hervorheben der im Kampf mit beschränkten und drückenden Verhältnissen hervorgehenden moralischen und geistigen Mängel bei den in denselben festgebundenen Individuen jene Zustände den Menschen noch unerträglicher zu machen, ihn schon in den Stand gesetzt, ein ganzes Leben mit einem vollständigen Character darzustellen, die niedrigere Gattung eines organischen poetischen Lebens, eine Idylle, zu schreiben. Bis endlich ein Blitz von Geschlechtsliebe, der in sein durch diese Durchgänge tief durchackertes und aufgelockertes Herz fiel und die dasselbe mächtig durchschütternde Idee erzeugte, der Geliebten und ihren Schwestern poetische und sie erhebende und beglückende Welten in die Seele zu werfen, die Staubfäden der Blüthen seiner Phantasie befruchtete, und die Früchte derselben mächtig hervorschossen. —

Wir können, um nicht mißverstanden zu werden, nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam zu machen: daß wir das letzte entscheidende Ereigniß nur als ein rein psychisches betrachten, das nicht dadurch auf seinen ersten Roman auf eine materielle Weise einwirkte, daß es ihm erst einen Stoff, ein gewissermaßen zu copirendes Liebes-

selbst, in späteren Zeiten das Ziel, welches er in dem Gang dieses Romans zu erreichen sich vorgesetzt, geworden war, beweist der seltsame Widerspruch, in welchen er zu diesen verschiedenen Zeiten in Bezug auf die Erklärung des Titels verfiel. In der Vorrede zur 2. Auflage der „unsichtbaren Loge" vom Jahre 1821 behauptete er: „daß der Titel: unsichtbare Loge, etwas habe aussprechen sollen, was sich auf eine verborgene Gesellschaft bezöge, die aber freilich so lange im Verborgenen bliebe, bis er den dritten oder Schlußband an den Tag oder in die Welt brächte." Dagegen schickte er dreißig Jahre früher nach Vollendung der beiden Bände im Februar eine Menge Titel zur Auswahl an Otto, und äußerte sich namentlich in Bezug auf den: unsichtbare Loge: „daß er sich im Grunde bei diesem Titel gar nichts dächte, wiewohl ihm, bis er die Vorrede setze, noch gut einfallen könne, was er dabei denke; aber daß er nicht eher darin ruhen werde, als bis Andere mehr dabei dächten." — Da er jedoch am Schlusse dieses Briefes sich vernimmt: „dem größern Theil der Leser zu sagen, daß sie durch die höhern Beziehungen, die sich in dem Romane versteckten, nichts verlören, und daß es für sie eben so viel sei, als wenn er wirklich gar keine hätte; — daß er zum Beweise Homer's Odyssee, die Aeneide, Virgil's Ecclogen, Dante's Hölle, anführen wolle, die alle durch den mystischen, allegorischen, politischen Kern bei dem ungelehrten Leser nichts verlören, den der gelehrte fände und genösse;" — und wenn wir nun ganz am Schluß der „unsichtbaren Loge" plötzlich, wie durch einen Deus ex machina, einen Brief vorfinden, der den Helden in's Gefängniß werfen

und Mitglied einer geheimen Verbindung sein läßt, von der Niemand etwas geahnet: so erklärt sich dieser Widerspruch nur dadurch, daß der Dichter durch den gewählten Titel erst spät auf eine Idee gekommen, die sich hier nicht mehr ausführen ließ; daß er jenen Brief erst nach dem Schreiben an Otto und nach der Wahl des Titels hinzugefügt hat, schon auch um seinem Romane nachträglich das Gepräge eines tief angelegten und Mysteriöses verheißenden Planes zu geben, und das Ruinenhafte der Geburt dadurch zu verstecken. Da diese Idee die späteren Romane eben so, wie die Verhältnisse, auf welche die „unsichtbare Loge" gerathen war, aufnehmen und durchführen: so erklärt sich zwar zur Genüge daraus, wie Jean Paul später sich über den ursprünglichen Plan der unsichtbaren Loge selbst getäuscht haben mag, aber auch auf der andern Seite, warum je später desto mehr eine Fortsetzung rein unmöglich war. Der Hauptzweck war der oben angegebene, so wie das Bestreben, in ihm Alles los zu werden, was ihn bisher beschäftigt, gequält, erhoben und gedrückt. —

Es lassen sich nämlich in diesem Romane nicht nur verschiedene Epochen aus der oben angegebenen letzten Bildungsepoche nachweisen, während welcher er denselben mit sich herumgetragen, und zwar aus den Vorfällen, Personen und Umgebungen aus seinem Leben seit dem Momente, in welchem ihm überhaupt die erste Idee zu einem Erzeugnisse der Art aufgegangen war: sondern es finden sich auch neben einander Producte aller oben nachgewiesenen verschiedenen Entwickelungsstufen der plastischen Erzeugungskraft und der Divaris, — der Witz, die Idylle

und das Suchen nach einer poetischen Weltverklärung so wie nach einem Hinaufstürmen nach den höchsten Gipfeln der Menschheit, nicht nur in geistiger und moralischer, sondern auch in bürgerlicher und geselliger Beziehung — ein Streben, sich auf den höchsten Höhen des Lebens ein Gebiet zu erobern, von wo aus nicht nur die Erde zu überschauen, sondern auch die überirdische Welt zu erreichen wäre. Je nach den verschiedenen Epochen und den denselben entsprechenden Stimmungen, so wie den mit ihnen im Verhältniß stehenden Schöpfungskräften, ganz besonders auch mit den verschiedenen aus ihnen hervorgehenden oder von außen vor sein Auge geführten Charakteren, veränderte sich nach und nach Plan, Terrain, Stoff, Behandlungsweise. Wir sind im Stande, in derselben eine Töpener, eine Höfer und zwei Schwarzenbacher, die eine bis zur Ausarbeitung der ersten Hälfte des „Wuz," die andere von jenem Januarbriefe an, zu unterscheiden, und sind, zumal nach der bereits angedeuteten und später noch ausführlicher darzulegenden Arbeitsweise Jean Paul's, überzeugt: daß beim wirklichen Beginn der Arbeit eine Menge Scenen und Charaktere entworfen bereits dalagen, als Bausteine und Baumaterialien, für deren Anwendung durch die von uns angegebenen Einflüsse der Dichter mit dem belebenden Hauche nunmehr begabt worden. Ihrer aber sich zu entäußern war er um so weniger im Stande, als die verschiedenen Elemente in ihm damals um so gebieterischer noch sich geltend machen mußten, wenn sie ja ihr Recht als gesonderte und nie zu einem harmonischen Ganzen verschmolzene Naturen noch in der glänzendsten Schöpfungsperiode forderten. — Der

Dichter mußte daher auf alle Weise jenes Letztere dem Neuen anzupassen suchen, um nur endlich einmal eine organische Ideen- und Gestaltenwelt aus seinem Inneren herauszuheben, theils einen idealen Boden und eine ideale Sphäre außer sich zu gewinnen und an dem Anschauen derselben sich zu ferneren Bildungen anzuregen, theils los zu werden, was ihn so lange gedrückt, beschäftigt und zerstreut, und gewissermaßen das abzuheben, was wie eine Decke über den in tieferm Dunkel der Seele nachsprießenden Gestaltungen lag und den Keimen das Hervordringen verwehrte. — Woran er freilich noch Jahre lang zu kämpfen hatte!

Diese verschiedenen Epochen und Elemente liegen nun in der unsichtbaren Loge nicht in der Folge, wie sie an dem Dichter vorübergegangen und in demselben ausschließlich thätig gewesen waren, vor Augen, sondern sind durch die spätere Ordnung untereinander gemischt worden, wie es die Zeit in den Ereignissen erforderte. Dem Helden Gustav z. B. liegen mehrfache Individuen, die sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen dem Dichter darboten, zum Grunde, die mithin verschiedene Vorbilder für die verschiedenen Altersepochen des Helden lieferten, so wie auch zum Entwurf von Scenen in verschiedenen Epochen und Stimmungen Veranlassung gaben. Dies wird die äußere Geschichte des Romanes, der Scenen und der Charaktere klar vor Augen bringen.

Wir setzten die erste Idee zu einem pädagogischen Roman in das Jahr 1788, und es war natürlich, daß Richter seinen Blick zuerst um sich her und auf seinen

damaligen Zögling wandte. Die Täuschungen, welche er aber in Betreff des Werthes desselben hatte erfahren müssen, und die unangenehmen Auftritte, welche ihm derselbe bereitet zu haben schien, das tägliche Befangensein in solchen, den poetisch zu erdenkenden in der Wirklichkeit so unähnlichen, Verhältnissen: ließen ein poetisches Interesse an einer auf eine solche Wirklichkeit aufzubauenden Welt nicht aufkommen, da sich natürlich der wirkliche Zögling mit dem in dem Roman aufzuführenden in der Vorstellung beständig vermischen mußte. Die einzige schöne und lichte Epoche in Bezug auf sein Verhältniß als Informator zu dem jungen Oerthel war die gewesen, in welcher er, durch dessen Aeußeres bestochen, sich durch die freudigsten Hoffnungen von dem innern Werthe und der innern Empfänglichkeit des Knaben eben von Hof nach Töpen hatte ziehen lassen. Die Erinnerung an den Augenblick, wo der Anblick dieses Knaben zum ersten Male nach einer so langen Gefühlsdürre nicht nur in ihm tiefe poetische Empfindung erregt, sondern ihn auch mit der Hoffnung auf die endliche Erwiederung seines heißen Liebesdranges gewiegt hatte: blieb so hell vor seiner Seele, daß er dieses Moment als einen Grundstein zu dem aufzuführenden Gebäude fest hielt. Fast alle andere Figuren aber, die er später um sich herum sah, waren beinahe eben so unheimlich, als der Anblick eines nicht gerathenden Zöglings: der alte Oerthel, ein von schmutzigem Geiz zu einem fast verächtlichen und unmoralischen Charakter erniedrigt; der Sohn desselben, ein durch Hypochondrie und weichliche Schwäche sich aufreibender Freund; — alles dies nur sehr wenig gemildert

durch die Gattin des Geizigen, von der wir wissen, daß sie dessen Kargheit öfters durch Geschenke an Lebensmitteln und Geld sühnte; — endlich seine eigene immer zunehmende Hypochondrie! — Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Richter sich damals mit dem Plane trug, in seinem pädagogischen Roman den Helden unter den Einflüssen einer solchen häuslichen Umgebung den Erfolgen des pädagogischen Systems des Lehrers widerstreben und gegen sie ankämpfen zu lassen, bis endlich die letztern obsiegten. — Welches auch der damalige Plan gewesen: — es hatte sich das Bild des alten Oerthel immer tiefer in des Dichters Seele abgedrückt, eine Reihe von Scenen erzeugt und in den nächsten Vordergrund seiner innern Welt gestellt, die er nicht wieder los werden konnte, von so düsterer, bitterer und feindseliger Stimmung sie auch erzeugt gewesen. Um so leichter jedoch reihete sich in diesen Plan jede satyrische Erfindung an Scenen und Charakteren ein, und, wie der erste Aufsatz der „Grönländischen Processe" schon, die erste dichterische Arbeit, von der Selbstverspottung der Motive seines Schriftstellertreibens überhaupt ausgegangen war: so erweiterten sich wenigstens der unorganische Nebenstoff und die Nebencharaktere durch die von der Ironie ihm eingegebene Idee, zu verspotten und zu persifliren, daß er seine Stellung und Erlebnisse als Erzieher zu einem Romane benutze, seinen Zögling zu dem Helden desselben erhöbe und daß er gewissermaßen „Informator geworden, um Lebensbeschreiber zu werden." — Und diese Idee hatte den in der unsichtbaren Loge auftretenden Legationsrath

Oesel geboren, welcher dem Helden Gustav überall nachläuft, um ihn ganz nach der Wirklichkeit zu copiren. —

Doch diese meist unangenehmen Gestalten hätten in der Zusammenstellung einen bloß satyrischen, höchstens komischen Roman gebildet, eine ganze Welt voll jener Figuren, die allein in's Leben gerufen zu haben den Dichter gequält hätte, deren Anschauung ihm selbst unerträglich gewesen wäre. Zumal mußte gerade das Philosophische und rein Didactische ein Element in das Werk hineintragen, neben welchem jene Figuren nur um so unangenehmer erschienen wären, indem die philosophische Tendenz ihnen das poetische Spiel oder den Zweck des poetischen Erheiterns ganz genommen haben würde. — Zum erstenmale darum von einem wirklich belebenden Schöpfungsdrange ergriffen wurde erst der Dichter, als das Bild jener Gestalt vor seiner Seele aufstieg, die allen komischen und satyrischen Schein im Aeußern vertrug, an die sich Komisches und satyrisch Kleines anheften lassen, die aber dennoch in edlere Umgebungen versetzt, der ein Emporstreben beigelegt, ein Ernst in den Hintergrund der Seele gestellt, das letztere aber unter dem ersteren verdeckt werden konnte; von dieser konnten Aeußerungen und Scenen ausgehn, die keinen ernsten Aufschwung der Phantasie forderten, sondern nur durch Wohlwollen, Gutmüthigkeit und Ansireben gegen das Schlechte und Lächerliche im Leben gemilderte, und Verstand und Herz wenigstens erfreuende; dabei konnten ihre, dem Streben und dem verborgenen Ernst derselben angemessene, äußeren Verhältnisse jeden Augenblick hohe, erhabene und rührende Vorgänge und Charaktere herbeiführen und

möglich machen. Eine solche Gestalt mußte dadurch um so mehr des Dichters damaliger, erst im Erwachen begriffener aber noch nicht wirklich hervorgetretener; gestaltender ernster Empfindung, die nur erst in der Ferne das Großartige, Erhabene, Verklärende und die poetische Liebe herannahen fühlte, vollkommen entsprechen. — Als eine solche Gestalt bot seiner Phantasie nun sein Freund Hermann sich dar. — Um diese Zeit war es, als ihm Richter zurief: „Er wolle des Teufels sein, wenn er seinen Charakter nicht einmal in einen Roman brächte!“ — „Aber lehre mir,“ fuhr er fort, „wie ich Lesern die Wahrscheinlichkeit Deiner Cynismo-Manie beibringe; es wird Jeder sagen: ich hielte den Charakter schlecht und zwänge die ungleichartigsten Züge zusammen.“ — Wir fahren darum auch erst hier fort, diesen den Lesern bisher im Ganzen absichtlich noch verborgen gehaltenen Charakter durch Nachtragung der deßfallsigen Züge aus seinen und Richter's Briefen, so wie aus den von Otto gegebenen Mittheilungen zu ergänzen:

„Die glühendste Liebe zur Freiheit,“ sagt Otto von ihm, „konnte ihn nicht von einem zweiten Ich befreien, das er haßte, und hinter welches er dennoch sich stellte, um sich zu verstellen. Hinter einem Cynismus, selbst einer Rohheit des Ausdrucks, verbarg er einen reinen, ja jungfräulichen Sinn, der seines Lebens innerstes Heiligthum war und den er nicht sattsam verhüllen zu können glaubte. Immer erschien er anders, als er war, weil die streitenden Gewalten in ihm an ihm selbst den Friedensrichter nicht gefunden: so daß nur der, der dieses Leben der Natur in ihm wahrnahm, sein wahres Wesen er-

gründete. Seine innere Freudlosigkeit suchte er, mit bitterer Ironie, durch eine Art Wohlgefallen am Unschönen aufzuheben." —

„Jene Kleinigkeiten," sagt ihm Richter selbst in jenem wichtigen mehrmals angeführten Briefe, „diese Liliput'schen Annalen müssen Dich ganz einnehmen; denn Dich laben bloß entweder die wichtigsten Arbeiten, oder die erbärmlichsten Sagen, und Du bist wie die Lerche, entweder singend über den Wolken, oder nistend in einem Dreckloche auf der Erde." —

„Du willst haben," antwortet ihm Hermann, „ich soll Dir schreiben was ich denke. Gott weiß es, daß ich nie glücklicher war, als in den Jahren meines Schülerstandes, wo ich sichtbar meiner sehnenden Einbildungskraft nach zugenommen, und hernach in den ersten vier Jahren auf der Universität. Sorgen und Kummer haben mich das letzte Jahr wahnsinnig gemacht, und mein hiesiger Aufenthalt (die wenigen Stunden in Köpen ausgenommen — brauchst Du Versicherung? —) hat mich gelehrt, was Platner meinte, wenn er sagte: daß die Menschen erst schlafen, erst taumeln, und jetzt befinde ich mich in einer Lage, die, obschon glücklicher als die vorjährige, doch so einfältig und verwünschenswerth ist, als je eine in meinem ganzen Leben war — siehst Du, das ist das Einzige, was ich jetzt denken kann." —

Kurz darauf tritt die Erscheinung Hermann's in einer Selbstschilderung seiner Flucht von Erlangen nach Göttingen uns noch klarer vor die Augen. „Sonnabend den 6. September früh um 5 Uhr ging ich aus Erlangen, wie ein Don Quixote, braune Weste und Hosen, in

denen ich vom Höfer Gymnasium und seinen Plagen einst Abschied genommen und die mir die Mode bisher zu tragen verbot; meinen weißen Rock, den ich schon in Hof zu tragen mich schämte, weil er bereits ein Jahr als Schlafrock gedient, in dessen rechter Tasche Schreibtafel, Papier, wovon dieser Brief ein Theil ist, Inscription, den Grundriß nebst excerpirten nothwendigen Nachrichten von Göttingen, ein Schnupftuch, ein Paar rothe Handschuhe, die mir Oerthel einst gegeben, als er mir die empfindsamsten Stellen aus Moritz Erfahrungsseelenlehre vorgelesen, in der linken ein Paar Bänderschuhe, eine Schachtel mit Siegellack, Petschaft, Rasirmesser rc.; unter dem linken Arm meinen Regenschirm, mehr, um ein Schnupftuch, zwei Hemden, ein Halstuch, ein Paar Strümpfe und eine Schlafmütze darin verbergen zu können, als gegen den Regen mich damit zu schützen. Omnia mea mecum! — Als sich Nachmittag B., der mich bis Bamberg begleitet hatte, von mir trennte, fühlte ich erst die Concentrirung meines gegenwärtigen und meines zukünftigen Schicksals. Wer hätte glauben sollen, daß da, wo obendrein die unerträgliche Sonnenhitze mir jeden Schritt erschwerte, die so häufig an den Weg gepflanzten katholischen Bilder mich trösten konnten! Da sieht man immer den vortrefflichsten Menschen und Wahrheit liebenden Mann zerprügeln, mit bittern Kränkungen noch mehr, als mit Stacheln, Spießen rc. rc. verwunden, und bei den häufigen Stößen und Schlägen unter dem Kreuze erliegen. — — Noch weiterhin begegneten mir ein Paar Lumpenkerls, barfüßig und durch und durch defect, die mit einer Branntweinflasche einander secundirten; das, das

und das, das ist eine harte Nuß, weil, weil, weil und weil ich aus Hallstadt muß! (ich ging gerade darauf zu.) Ich schlage Hallstadt aus dem Sinn, und wende mich nach Bamberg hin! Fand ich nicht in all' diesem Wiederklänge und Beruhigung?" —

Es erscheint aber als psychologisch bedeutsam, daß Richter noch damals diese so schreiende und gellende Verkörperung der eigenen in ihm kämpfenden Doppelnaturen, welche das Schicksal in seiner Jünglingszeit neben ihn hingestellt, jener Doppelnaturen, die in Hermann nur dadurch so schroff auseinander stehen und immer zu gleicher Zeit vorhanden waren und sich geltend machten, weil die ihm mangelnde Phantasie weder die hohe und ernste Natur zu befriedigen, noch die niedrige, wie es Richter vermochte, zu erheben und zu veredeln, und die nicht zu befriedigenden Forderungen der ersten auf eine lange Zeit zum Schweigen zu bringen vermochte, — daß er damals dieses äußerlich im Leben sich kund gebende, fast zur Caricatur sich steigernde, Spiegelbild von sich selbst nicht gewahr ward. Es weis't nichts mehr das damalige völlige Befangensein in sich selbst und das Schlummern seiner sehnenden Einbildungskraft und die Decke, die über seinem eignen Innern lag; es beweis't, wie er Alles nur noch von der Oberfläche abschöpfte und daß die Wirklichkeit und das Abstoßende, das ihm ein Charakter bot, so viel objectiver ihm in der Entfernung Hermann auch vor die Seele getreten war, dennoch ihn so befangen hielt, um das Organische oder das Poetisch-Versöhnende an ihm entweder zu entdecken, oder es demselben aus Andern oder aus sich anzudichten. Der Charakter, den er

dem Bilde, das er von Hermann hatte, für die beabsichtigte Schöpfung abzuziehen gedachte, war nur ein solcher, dem die das Erbärmliche angreifenden Satyren, die er seiner Persönlichkeit als Erzähler, welcher natürlich moralisch über dem Angegriffenen steht, in Mund legen, und der nicht wie Oefel, Oerthel und andere lächerlich erscheinen, sondern Andere lächerlich machen, von dem unter andern auch die höheren und namentlich politischen Satyren ausgehen konnten. Ganz besonders nun aber gewann Hermann in nächster Beziehung zu dem pädagogischen Roman eine passende Stelle, als dieser in Göttingen wirklich Hofmeister bei einem Grafen wurde, und so auch die höchsten Stände und ihre Erziehung mit sich selbst in den Roman hineinzog. —

Dies war etwa, was an Entwürfen, Stoff und Ideengängen für ein größeres Ganze vorhanden war, als einestheils das Erscheinen der Grönländischen Processe, anderntheils der Tod Oerthel's in seinen Armen, den ganzen Plan störte. Denn besonders der letzte war ein solches Nachtstück in seiner Seele, das ihm, wie jedes Erlebte, immer mehr ein Ereigniß ward, das früher oder später seine poetische Darstellung von ihm forderte. Aber er war demselben noch nicht gewachsen, und es schien ihm für jetzt gar nicht zu passen; viel trug auch das Aufhören des Informatorverhältnisses, oder vielmehr das Mißbehagen, das er an demselben gefunden, dazu bei, alle diese Entwürfe in den Hintergrund seiner Seele zu drängen. Dies legt besonders auch sein erwähntes Sträuben, irgend wieder in ein solches Verhältniß zu treten, dar. Es kamen nun dagegen in Hof ganz andere Elemente

dazu, hervorgehend aus dem wenn auch oberflächlichen, doch heiteren und belehrenden ersten Umgang mit Frauen und Mädchen. Hier war er nun im Stande, als kühler Beobachter theils der ehelichen Verhältnisse der mittlern gebildeten Stände, theils der unerschöpflichen kleinen weiblichen Künste, mit denen sie sich wehren gegen die Beschränkungen, die ihnen Sitte, Mode, Convenienz ꝛc. umziehen, und das, was er selbst „den kleinen Dienst der Liebe“ nennt, so wie „das Gesindebrod der ehelichen,“ zu beobachten. Jede Idee an einen Roman ward um so mehr dadurch verschoben, als er sich Lichtenberg's Warnung, von einem genügenden Schatze eingesammelter Lebens- und Menschenkenntniß einen solchen zu schreiben, sehr zu Herzen nahm, und schon die Begier, solchen einzutragen in seine Zellen, so lange Gelegenheit sich bot, jedes andere Drängen seiner Seele zum Schweigen gebracht hatte. Er studirte die weiblichen Launen, so wie überhaupt das weibliche Herz im seltsamen Wechsel der Eindrücke von Lust, Schmerz, Erhebung, Zerstreuung durch Aufmerksamkeit auf das Kleine; und wie er durch sein Clavierspiel in der Wirklichkeit zum Verkehr mit den Frauen und zum Eindringen in das Boudoir ihres äußeren und inneren Lebens gekommen war: so eroberte ihm der Gedanke, sich selbst in einer Dichtung als Claviermeister zu introduciren und damit die Darlegung dieser gewonnenen psychologischen Kenntnisse zu motiviren, ein neues Feld für eine solche. — Auch fehlte es ihm jetzt nicht mehr an Gelegenheit, diese Studien in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu machen. Wir haben darum hier auch der Familie eines Herrn von Spangenberg zu

gedenken, mit welcher Richter durch Oertzels bekannt geworden war. Derselbe wohnte auf dem Gute Wentzka, einige Stunden von Töpen; seiner wird als großer Musikfreund und mehrmals der musikalischen Unterhaltungen gedacht, welche derselbe in seinem Schlosse zu veranstalten pflegte. — Bei dieser Gelegenheit hatte Richter besonders auch die Manieren, die Ideenkreise und die Verhältnisse des umwohnenden Landadels näher kennen gelernt, und war auch hier auf einzelne Männer aus demselben gestoßen, welche ihn wenigstens durch gute Eigenschaften und edlere Ansichten von dem Werth und dem Gebrauch ihrer Vorurtheile mit demselben etwas versöhnten, und darum Gestalten seiner Einbildungskraft vorführten, an deren poetischer Nachbildung er Freude haben konnte und die, in ein höheres Dasein gerufen, die Anschauung des Dichters vertrugen, ohne seine, immer mehr zu erwärmenden und erhebenden Bildern sich hinneigenden, wachen und Schlummerträume zu quälen und zu stören, während sie dennoch zur Anbringung satyrischer Scenen und Ausfälle gegen ihren Stand Veranlassung gaben. Ein solcher war ihm Spangenberg. — Zugleich aber führte ihn auch die Verbindung mit diesem nicht nur ein für die ganze Folgezeit bedeutendes Terrain vor, auf welchem er nicht allein seine höhern Stände auftreten lassen konnte, sondern das zugleich auch seiner Phantasie durch Naturschönheit als eine liebliche Oase in seinen rauhen Naturumgebungen sich tief einprägte. In der Nähe von Wentzka lag nämlich das reizende und durch nahe Felsen romantisch gelegene Bad Untersteben bei Hirschberg, welches um so öfter unter verschiedenen Namen in seinen Romanen vorkommt,

als es nicht bloß von dem umwohnenden Adel, sondern auch von den in der Nähe wohnenden Fürstlich Reußischen Familien besucht wurde.

Diese Reihe von Stoffen hatte sich ganz besonders und getrennt von dem vorigen in ihm abgelagert, als seine Versetzung nach Schwarzenbach und die dort weitläuftig beschriebenen Verhältnisse ihn auf den alten pädagogischen Plan, und was dazu sich speciell vorbereitet, zurückführten. Denn schon die poetischen Erinnerungen aus seiner Kindheit und aus seinen Knabenjahren, die hier mit der größten Lebendigkeit wieder erwachten, mußten ihm einen Vorwurf um so näher an's Herz ziehen, welcher die Darstellung einer solchen nothwendig erforderte. Aus den hoffnungsvollen und mit Liebe an ihm hängenden Zöglingen trat schnell einer hervor, Georg Schäfer, der ihm den unangenehmen Eindruck des jüngsten Oerthel verdrängen und seinem Ideale ein bestimmtes, mit individuellen Zügen und Verhältnissen versehenes, Urbild vor die Seele führen konnte, als ein Knabe mit andern äußern Eigenschaften, in andern äußern Verhältnissen und mit einer andern äußeren Gestalt als der seinigen, der ihm unschuldig, talentvoll und liebenswürdig genug erschien, um ihn als den Repräsentanten seiner Empfindungen und Gedanken, welche er in die Kindheit und Jugendzeit seine Helden verlegte, gern erblicken zu mögen. Denn natürlich mußte Richter aus sich dem Helden dieses Romanes, der ohnehin aus dem Gange und der Entwickelung seines Lebens abstrahirtes Bildungssystem poetisch darstellen wollte, seine eigne Kindheit leihen, schon weil die innere Kindheitsgeschichte eines außer dem

Dichter liegenden Charakters psychologisch gar nicht darzustellen ist. Denn das Mehr oder Weniger in den Kindheitsanlagen giebt keinen individuellen Charakter und ein solcher bildet sich ja erst später durch den Zusammenfluß der vom Leben zugeführten Eindrücke und Umstände als ein besonderer heraus; die Kindheit des Dichters unterscheidet sich von andern nur dadurch, daß derselbe später die früheren, der allen Menschen in ihren Zügen gemeinsamen Entwickelungsjahre mit Klarheit, Bestimmtheit und Bewußtsein herauszustellen vermag, und darum hat kein Dichter auf mehr mitfühlende und ihn verstehende Leser, mithin auf eine allgemeine und erschütternde Wirkung zu rechnen, als der, welcher die Empfindungen, Gedanken und Vorstellungen seiner eignen frühesten Menschenjahre darzustellen im Stande ist. Denn er hebt damit gewissermaßen von jedes Menschen erster Lebenszeit die Decke ab, welche das spätere Handwerksleben mit allem verhüllenden Schmutz in den Kämpfen zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse und der Leidenschaften über dasselbe gezogen hat. — Da nun Jean Paul's eigene Kindheit so rein-idyllischer Natur gewesen, daß sie unter gar keiner andern Form, selbst in der Selbstlebensbeschreibung nicht, aufgefaßt und dargestellt werden konnte: so mußte sie, selbst da eingewoben, wo der romantische Dichter auf den Kothurn sich zu halten beabsichtigte, stets ein idyllisches Gepräge mit hineintragen.

Nachdem er sich durch die Hinzuthaten aus seinem eigenen Leben in seinen Helden selbst hineingedacht und hineinversetzt und gewissermaßen mit einem sehr wesentlichen Theile seines Ich's aus demselben herausschaute: so

war natürlich, daß er demselben für den Verfolg von dessen Lebenszeit auch noch sehr vieles Andere aus seinen eigenen späteren Lebensverhältnissen anreihete, zumal da er denselben mit jenen andern beschriebenen aus seinen mannichfachen Lebensepochen abstrahirten Charakteren und Steuerden in Verbindung setzen mußte. Freundschaft des Helden, besonders eines jugendlichen, war ihm ein fast eben so wesentliches Moment, daß er ohne solche gar keinen hohen Menschen denken konnte. In allen höhern Romanen ohne Ausnahme: Hesperus, Siebenkäs, Titan, Flegeljahre, Komet — in allen schritt sie neben der Liebe her, oder ging ihr zuvor; wie wir schon früher im 1sten Bande ausgeführt. Dem Zögling war um so eher ein, Wuttel von Oerthel nachzubildendes, Wesen zum Freunde gegeben worden, als dessen weibliche Weichheit einer an Liebe gränzenden Freundschaft zum Motiv dienen konnte.

Alle diese Elemente waren aber immer noch nur einzelne Baumaterialien, denen kein befruchtender Hauch beiwohnte, um sie zu einer organischen Welt zusammenzufügen. Es ist immer doch nur die Liebe, welche poetische Schöpfungen zu beleben und einen Centralpunct zu erschaffen im Stande ist, nach welchem hin alle Gestalten entweder streben; oder von welchem aus sie durch die zu derselben sie verbindende Fäden in Bewegung gesetzt werden können, und welche, mag die von dem Dichter in die Hauptperson zu legende Empfindung höherer oder niederer Gattung sein, der Focus wird, der, wie von der Wiege des Christuskindes, die Strahlen in das dunkel gebliebene Land des Dichters wirft, möge der Schein, den sie auf die von ihm erreichten Gestalten und Gegen-

stände werfen, noch so viele verzerrte zeigen. Bis jetzt kannte er nur Freundesliebe oder die gewöhnlichere oder seine eigene Kindheiterinnerung; aber mit der letztern war nur der Held im Kindheitalter und in idyllischen Umgebungen, mit der andern keine höhere Natur, mit der ersten kein gewöhnlicher Charakter in flammende Empfindung zu setzen. Nach seinen bisherigen Erfahrungen aber, wohin wäre auch eine hohe weibliche Gestalt, — gesetzt, eine solche wäre ohne eine warme und begeisternde Empfindung für eine ähnliche in der Gegenwart oder in der Erinnerung zu gestalten, — in welches von den vorhandenen Elementen wäre eine solche zu versetzen gewesen? Bis dahin hatte er eine solche nur in den höchsten Ständen, in Folge der nur dort von ihm gesuchten feinsten Erziehung, vermuthet; aber er kannte weder diese Umgebungen, noch die individuellen äußern Charakterzeichen, die ein solches Wesen aus einem Luftgebilde zu einem wirklichen und menschlichen machten, seinem Ideale menschliches Leben und wirklichen Boden, gaben. Eine solche taugte ihm also bis dahin weder in die Spangenberg'schen, geschweige in die Derthel'schen Umgebungen; und hätte er sich für die letzteren entscheiden wollen, so war es ihm nicht möglich, unter einem Vater, wie der alte Derthel, seinem Helden eine solche Kindheit, wie die seinige gewesen, verleben, ihm einen solchen Erzieher, wie dazu nöthig war, verschaffen und den Knaben, als einen fleckenlosen Stoff, in die Hände desselben gelangen zu lassen. Denn nur durch das Hinzutreten der von uns als die Spangenberg'schen bezeichneten Lebenskreise war nach einer dasfallsigen Modification des ersten Planes die

Erziehungsidee überhaupt möglich geworden. Der Brief an Wernlein zeigt, daß er bisher von seinen Höfer Bekanntinnen eine poetische Ansicht nicht gehabt, indem er im Gegentheil über die „Sommerflecken" sich beklagt, die er nun an den Frauen entdeckt. Es verschönte und erhob die Empfindung keine. — Aber nun begreift sich leicht, warum jener Liebesaufbliz und alles das, was wir von dem poetischen Januarbriefe an Caroline, dessen Bedeutung und dessen Folgen für den Augenblick, entwickelten, so electrisch plötzlich selbst jene vorhandnen Baustoffe und Gestalten beleben konnte. Denn indem er sich jetzt zu einer tiefen und heiligen Herzensempfindung durch ein weibliches Wesen angeregt sah, mußte von deren geistigem Werthe, von deren moralischen Reinheit und von deren tiefen Empfänglichkeit für das, was ihm als groß, erhaben und begehrenswerth erschien, seine Phantasie sich auf jeden Fall wenigstens ein glänzendes Bild zu machen Veranlassung gefunden haben. Und dies weibliche Wesen war dennoch ein solches geworden und geblieben unter niedrigeren bürgerlichen und moralisch vielleicht nichts weniger als geistig fördernden Verhältnissen, ohne ausgesuchter, im Gegentheil mit mangelhafter und verkehrter Erziehung, und trotz der herabziehenden kleinstädtisch-ärmlichen Umgebungen, und nichts weniger als erhebende Beispiele vor Augen habend. So erkannte er, daß der weiblichen Natur, ursprünglich mit Seelenreinheit ausgerüstet, eine, allen Schmuz so zurückstoßende, negative Polaritätskraft einwohnen konnte, daß sie wenigstens bis in den Mai ihres Lebens die weißen Blüthen ihrer Seele unbefleckt mitten auf moralisch schmuzigem Boden zu erhalten wußte.

Mit welchem Geschick er den Giftboden, aus dem eine reine Lilie aufgesprossen sein konnte, für seinen pädagogischen Zweck, und zu einem hochsittlichen zugleich, nutzte, sehen wir sogleich. — Indem er aber die Heldin zur Tochter des Charakters machte, welcher den alten Commerzienrath Oerthel repräsentirte, gewann er allerdings, jedoch nur auf eine andere Weise, zugleich eine Verwickelungsintrigue, welche zur Darstellung der bewegtesten Leidenschaften und zu den erschütterndsten Scenen Anlaß gab, nicht nur für diesen Roman allein. Denn Amandus, der Freund, war aus psychologischen Gründen weder in Röper'sche Abstammung zu nehmen, noch das Erzogenwerden daselbst zu gestatten. —

Somit war der Cyclus seiner poetischen Gestalten und deren Einreihung in die verschieden entwickelten und zusammenzufügenden Lebenskreise vollendet. Wir brauchen es wohl kaum auszusprechen, daß der Commerzienagent Roeper und seine Frau Louise dem Oerthel'schen Ehepaar, der weiche und sterbende Amandus seinem Freunde Adam von Oerthel, der als Botaniker den Fürsten begleitende humoristische Doctor Fenk dem in Göttingen hofmeisternden Hermann nachgebildet sind, jedoch die beiden Letzteren allerdings nicht ohne bedeutende Modificationen. Denn der Erste hatte in seinem passiven und schwächlichen Leidenswesen zu wenig Individualität, und konnte mit derselben zu wenig in die Verwickelung eingreifen, als daß ihm nicht irgend eine active Eigenschaft, den aufreibenden Mängeln der Schwäche nicht ein Fehler der Kraft hätte zugelegt werden müssen: nämlich der der Eifersucht, des Freundequälens durch Mißtrauen, des

Schmollens, der gereizten Empfindlichkeit, hervorgehend aus dem Kampfe des Stolzes mit dem Selbstgefühle der Schwäche. Das Bild dagegen, welches er nach Hermann entworfen, hatte ihm zu viel störender Individualität, als daß er nicht auf alle Weise hätte versuchen sollen, sie zu mildern und gewissermaßen eine zu treue Copie zu vernichten. Er brauchte zumal für seinen Fenk durchaus nicht die wehmüthige ernste Seite Hermann's, die ihm dessen äußere Gestalt in die Seele rief. Deshalb trug er nicht nur einige Züge von sich auf ihn über, sondern vernichtete auch dessen schönes Aeußere — besonders weil ihm immer noch die Vereinigung so grell verschiedener Elemente, wie sie in Hermann vorhanden waren, unerklärlich schien und weil er noch eine Zeit lang einen Humoristen sich nicht anders als häßlich vorstellen konnte, ja sogar deshalb seine eigne Person, wo er sie einführte, als mit körperlichen Fehlern behaftet darstellte, gewissermaßen sich selbst seiner poetischen Ansicht zum Opfer bringend und dadurch den Charakter den Lesern wahrer zu machen glaubend. Er schlitzte dem Fenk den Mund weit auf, stülpte ihm sein breites Kinn wie einen Biberschwanz empor und gab ihm kleine funkelnde Augen. Er versetzte ihn zugleich in die frühere Jünglingszeit zurück, wo das Urbild selbst heiterer, lebendiger, elastischer gewesen; ließ ihm aber den Cynismus des Aeußern. — So glaubte er der Gestalt frei die dithyrambischen bis zum Extravaganten steigenden Geburten des Witzes, der Satyre und der Laune, welche sich nur mit der vollständigsten saturnalischen Freiheit in dem Gebrauche

selbst der niedrigsten Bilder und Sprachformen Lust macht, zulegen zu können. Denn diese von sich selbst ausgehen zu lassen, hatte damals der Dichter noch den Muth nicht, befürchtend, das Bild seiner Persönlichkeit in der Einbildung des Lesers dadurch zu sehr herabzudrücken, und dadurch zugleich auch den Eindruck der von ihm ausgehenden erhebenden, rührenden und heiligenden Ausgüsse seiner Seele zu schwächen. — Wir sehen darum die Ausbrüche des Komischen immer stärker werden, seit er ein sie vertretendes Wesen darzustellen und ein wirkliches Urbild dasselbe vertreten gesehen hatte. Man begreift, wie freudig er darum den Stand des hier besprochenen Vorbildes als Arzt für den Fenk beibehalten mochte, indem die Beschäftigung eines solchen das Cynische und Niedrige, wie im Leben so in der Poesie, am meisten entschuldigen und erklären kann; denn Jeder kann die Erfahrung machen, daß unter den Aerzten am meisten witzige Männer gefunden werden: theils weil sie das Große in seiner Wechselwirkung mit dem Kleinsten und seine Bedingung durch dasselbe, und in diesem Betreff gewissermaßen den Witz der Natur selbst, täglich anzuschauen Gelegenheit haben, theils weil eben nach dem im Allgemeinen bei ihnen geltenden Grundsatze: Naturalia non sunt turpia, sie sich in der Ausdrucksweise diejenige Freiheit mit der allgemeinen Zustimmung nehmen, welche die erste Bedingung des Witzes und das Element, in welchem nur derselbe gedeihen kann, ist. Dies giebt zugleich den Grund von Göthe's Bemerkung an: warum die Mediciner sich am meisten und fast nur allein von ihrer Wissenschaft unterhalten; so wie auf der andern Seite es Richter's

erwähnten medicinischen Dilettantismus auch auf eine höhere Weise, als durch den allgemeinen Wissensdurst, erklärt.

Was den Amandus aber betrifft, so fügen wir noch hinzu, daß den oben berührten Freundesschwächen desselben die früher bereits besprochenen ähnlichen von Seiten Otto's als Vorbild saßen; denn dieser sträubte gerade damals sich auf diese Weise noch gegen die von ihm noch durchaus nicht anerkannte und eingestandne moralische und geistige Gewalt und Ueberlegenheit Richter's, und suchte sogar mit Richter in literarischen Arbeiten nicht bloß seiner, sondern auch Richter's eigener Art, zu wetteifern. So nahm er unter Andrem eines der ihm von Richter überschickten satyrischen Themata: „die Schilderung der öffentlichen und Privatbibliotheken in Hof," für sich selbst heraus, um es zu bearbeiten. — Den äußern Beweis, daß zu jenen Zügen im Amandus Otto gesessen, finden wir nicht nur in dem gedruckten Briefwechsel, in welchem Richter sich zu jener Zeit über das Schmollen und Gesichterschneiden Otto's beklagt: sondern besonders auch in dem Schreck, mit welchem derselbe bei Durchlesung des Manuscriptes sich getroffen fühlte*). —

*) „Wie wäre es möglich," sagt Otto in dem ersten Briefe über das ihm mitgetheilte Manuscript, über welches er ein Urtheil fällen sollte, „wie wäre es möglich, daß ich mein eigenes Gefühl der innigsten Freude, der Traurigkeit, der herzlichsten Liebe und der Wehmuth überwinden und alles mein Lob unter Tadel verbergen könnte? Auch die Erinnerung, daß die durchlesenen Blätter die Nahrung eines ungegründeten Verdachts bei mir waren, kann mich zu einem so hohen Grad des Unwillens gegen mich selbst nicht bringen, und mich überhaupt zu einer solchen Härte gegen mich selbst nicht geneigt machen. Du mußt jeden Verdacht ganz auf meine Rechnung bringen und vergeben. Man kennt sich am wenigsten selbst; und soll man sich deswegen von Fehlern frei halten, weil sie einen Andern mit uns unzufrieden machen könnten, ohne dessen Achtung wir fühlen; daß unsre Selbstachtung nicht bestehen kann?" —

Der Plan also, mit dem Richter sich an die Ausarbeitung der unsichtbaren Loge machte, basirte ursprünglich ganz auf die Darstellung seines Erziehungsystems. Dies bestand, wie wir bereits sahen, hauptsächlich darin: in Knaben und Jünglingen nicht frühzeitig die Wärme der Empfindung zu wecken, sondern durch mathematische und philosophische Bildung den Verstand in dieser Zeit selbstthätig zu beschäftigen und die Einbildungskraft in den Witz abzuleiten; — theils um die Phantasie bis zu dem reiferen gestaltenden Alter, damit sie nicht verrauche, verschlossen zu halten; — theils und hauptsächlich, damit der auflösende und zersetzende, das Kleine neben das Große stellende und zugleich das Kleine neben dem Großen stets erblickende, Witz und Scharfsinn vor den moralischen Verirrungen schütze, welchen eine zu früh geweckte und genährte Phantasie ausgesetzt ist: da diese durch das überwältigende Gepräge, das sie Allem aufdrückt, das Licht des Verstandes verlischt und in diesem eine weit kräftigere Stütze gegen die Verlockungen des Lebens, als jede auf Gefühl basirte, wegwirft. — Gustav also, auf eine phantasiereiche Weise erzogen, sollte darum erst später in die Hände des Lehrers gebracht werden, damit dieser zwar sein System folgreich an ihm entwickele, jedoch immer noch zu spät, als daß nicht in einem moralischen Fall die Folgen der ersten Eindrücke zum Vorschein kommen sollten. Diese Ideen bewähren sich aber nach des Dichters Ansicht in allen Naturen und in allen Ständen, während ihre Wirkungen jedoch und die dagegen anzuwendenden Mittel sich nach jenen Verschiedenheiten der Anlage, Bildung und Umgebung verschieden modificiren.

Nach diesen Modificationen sind auch die Charaktere in der unsichtbaren Loge verschieden. —

Darum führen die Eröffnungscenen des Romans in den Großältern Gustav's schon zwei diese verschiedenen Contraste repräsentirende, und dem Roman seine Haupthebel verleihende, Personen ein. Der Oberforstmeister von Knör hat der Mutter Gustav's, einer gewöhnlichen weiblichen Natur in den höhern Ständen, eine mehr mathematische Verstandeserziehung gegeben, und dieselbe ist dadurch allen, gelegentlich geschilderten, Nachstellungen von Seiten adeliger Gecken, in deren Schlingen jene Naturen eine Nahrung ihrer Phantasie und Empfindsamkeit geführt hätte, entgangen. Die Mutter dagegen Ernestinen's ist eine Herrnhutherin, und hat der sonderbaren Grille ihres Mannes: die Tochter nur dem zu geben, der sie in einem Schachspiele besiegt, sich nur unter der Bedingung gefügt, daß auch der ihrigen gewillfahret: und der von dieser Tochter zu erwartende Sohn von einem herrnhuthischen Jüngling zehn Jahre unter der Erde erzogen werde. — Ernestine ist darum als eine fertige Schachspielerin dargestellt, und die Schachpartie, mit welcher der Roman beginnt, ist eine eben so glückliche als bedeutungsvolle Introduction. Denn hier wird nicht bloß die Widerstandskraft eines mit solchen Eigenschaften ausgerüsteten Weibes veranschaulicht, sondern auch in dem Einfall mit der Katze, durch welche sie auf so sinnreiche Weise das zu ihrem Vortheil sich hinneigende Schachspiel, kurz vor Ablauf der entscheidenden Frist, zerstören läßt, ihre Ueberlegenheit dargelegt, und zwar über gewöhnliche Männer nicht bloß, sondern auch über den sehr geschickt

dabei eingeführten Denk, eine Ueberlegenheit, die sich selbst bis zur Beherrschung ihres eigenen von wirklicher Liebe zu dem Falkenberg ergriffenen Herzens steigert. Zugleich giebt dies reiche Gelegenheit, des Dichters eingesammelte psychologische Kenntnisse vom weiblichen Herzen vorzuführen. Der Bräutigam Ernestinens muß sich wie die erste so auch die zweite Bedingung gefallen lassen, und Gustav wird wirklich auf die angeführte Weise zehn Jahre lang unter der Erde verborgen gehalten. Es ist darum sehr natürlich, daß der Vater, der, ein Soldat, mit Unwillen diese Verweichlichung seines, ebenfalls zum Soldaten bestimmten, Sohnes erträgt, nach Ablauf der unterirdischen Erziehungszeit erst nach einem heiteren und kräftigen Lehrer sucht, ehe er den Sohn in ein, jener Geniushöhle so grell gegenüberstehendes, Kadettenhaus bringen läßt. Gustav trägt nun das Gepräge beider Erziehungsarten. So ist die erste Folge von seiner früheren zu großen Phantasieerregung: daß er den kränklichen, weichlichen und sich auflösenden Amandus zum Freunde wählt, der seine Richtung dahin unterhält, u. s. w. Und nun vermag ihn später die Liebe zu Beaten, der Heldin, dennoch nicht vor dem Fall in dem Augenblicke, wo ein kokettes Weib, die Ministerin Bouse, ihn verführen will, zu retten: indem ein überwiegendes Vorhandensein von Phantasie und Empfindung immer eine leicht erregbare Sinnlichkeit zur Folge hat. —

Weniger klar ist die Idee an Beaten veranschaulicht, weil der Roman eben abbricht, wo sie mehr handelnd auftreten soll. Wohinaus der Dichter in Bezug auf sie den Plan führen gewollt, ver-

rath deutlich die in einem Briefe Fenk's dargelegte Schilderung derselben, Seite 166 bis 168 des 1sten Bandes. Die Lehre nämlich, welche an ihr poetisch dargelegt werden soll, ist: daß bei höheren Weibern oft der Geist zu zart, zu wallend, zu fein und zu feurig für geistige Anstrengungen sei, und daß dieselben weniger an ihrer Diät, als an ihren excentrischen Empfindungen erkrankten, die „ihre Nerven wie den Silberdraht durch immer engere Löcher trieben;" daß, wenn die Seele mancher Menschen zu zart und rein für diese Morasterde sei, dies auch mit dem Körper oft der Fall wäre, und ein zarter Körper und ein zarter Geist sich einander aufrieben; und daß endlich, wenn man den weiblichen Naturen aus den Mittelständen dadurch, daß man durch die Poesie ihrer Einbildungskraft erhabene Bilder und Ideen vorführe, eine Würde gäbe, welche ohne prüde Aengstlichkeit die weibliche Tugend sicherte: auf der andern Seite die höheren weiblichen Wesen aus den höchsten Ständen, deren Phantasie durch Ueberreize eines Kunstluxus, der die vielen müßigen Stunden derselben ausfüllt, so schon genährt werde, durch eine Steigerung derselben ganz untauglich würden, den Affecten, Stürmen und moralischen und geistigen Widrigkeiten des Lebens lange zu widerstehen. — „Eine Frau," läßt er darum Fenk ferner sagen, „eine Frau, wenn sie Schiller's Feuerseele hätte, stürbe, wenn sie damit eines seiner Stücke machte, im fünften Acte selber mit nach;" — als das Heilmittel dagegen läßt er ihn angeben, daß „solche Wesen sich nur durch die immerwährende Zerstreuung und durch häusliche Arbeiten erhielten." — Ein neuer Contrast zwischen Beaten und Gustav

liegt zugleich in der Idee: daß die zu früh erweckte Phantasie selbst in höheren männlichen Wesen, welche dieselbe nicht durch poetische Erzeugnisse auf geistige Weise zu beschäftigen vermögen, sondern in's practische Leben übertreten sollen, deren Moralität in die höchste Gefahr bringe; während bei höheren weiblichen die Phantasie ihre Moralität über jede, selbst die glänzendste, Anfechtung hinaushebe, dagegen aber ihren Körper ganz zerrütte oder sie für ihre Bestimmung auf der Erde völlig untauglich mache. So liegt offenbar vor: daß, nach dem Plane, Beate dem Tode geweiht war. Und, um die leidenschaftlichen und stürmischen Scenen herbeizuführen, an denen Beate erliegen sollte, dazu war nach dem ersten Plane eben das Verhältniß des Amandus und die Verwickelung, zu welchem es Anlaß gab, bestimmt; wie sich dies aus mehrern Andeutungen, namentlich in der Introduction, erkennen läßt. Er war nämlich der uneheliche Sohn von Gustav's Vater und Beaten's Mutter, die früher ein Liebesverhältniß gehabt; frühzeitig aus dem Hause entfernt, später geraubt, erscheint er auf der Bühne, ohne daß er sein Verhältniß kennt und ohne daß es die Andern wissen. Später sollte wahrscheinlich den beiden Liebenden das zwischen ihren Aeltern früher bestandene Verhältniß bekannt werden und die Meinung in ihnen entstehen, daß sie Geschwister seien. Darum wird in den Einleitungscenen auch nur gesagt: daß Falkenberg und die Röper ein Kind gehabt, das Geschlecht desselben aber nicht bezeichnet. Möglich aber auch, daß der Dichter anfangs das, später im Hesperus aufgenommene, Verhältniß von einer Liebe eines Bruders zu einer ihm unbekannten Schwester im Auge hatte, daß

selbe während der Arbeit aufgab, die Stürme auf Beate nach dem zweiten höhern Plane durch den Fürsten erregen lassen wollte. Beate erscheint nun zwar in der unsichtbaren Loge in stiller und gleichmäßiger sanfter Ruhe der Seele: aber eingeleitet ist das verdeckte lodernde und verzehrende Feuer in ihrem Innern, welches sie aufreiben soll, wenn die inneren Stürme durch die Leiden wegen der vermutheten Blutsverwandtschaft zwischen ihr und dem Geliebten und die äußeren Quälereien durch die Nachstellungen des Fürsten eintreten, durch zwei in ihrer Einsamkeit sich kundgebende Ergüsse ihrer Seele: im Brief an Gustav und im Gebet für den Geliebten, Seite 26, Band 2. und Seite 72 des 3. Bandes. Es bezeichnet die Kurzsichtigkeit von Otto's in dem gedruckten Briefwechsel enthaltenen Kritiken, daß er die Motive dazu nicht erblickte, und den Dichter zur Unterdrückung dieser beiden so wichtigen Documente zu bewegen suchte: weil sie mit dem ruhigen Charakter der Beate nicht im Einklang stünden; wie denn sämmtliche Briefe der Art von ihm nur an Einzelnheiten klebten und nur gelegentlich zur Aufhellung der Motive, des Zusammenhangs und der Tendenz von Jean Paul's Schriften beitragen. Aber ging es doch den größten Kritikern nicht anders, welche den Dichter gerade wegen der, dieser Beate nachgebildeten, weiblichen Charaktere am meisten verdammten; freilich erging er sich mit aller Gluth seiner Seele in der Ausmahlung solcher weiblichen Wesen, die, hoch und rein an Seele, zerfließend und durchsichtigen Körpers, leise hinhauchend wie Elfen, nach dem Jenseits wiesen, und darum so unendlich schöne Stoffe für die

Poesie waren. Aber man würde ihn im höchsten Grade verkennen, wenn man meinte, daß er sie als weibliche Ideale aufstellen gewollt. — Doch wir werden, da Beate in der „unsichtbaren Loge" nur wie ein Schatten kurz vorübergleitet, bei einem späteren Romane ausführlich auf diese wiederaufgenommene und ganz durchgeführte Figur zurückkommen. Nur hier noch: daß der Dichter äußerst klar den angegebenen Contrast zwischen Gustav und Beate hinstellt, indem er die beiden Verführungscenen, in denen Gustav der Residentin erliegt, Beate aber über den Fürsten obsiegt, dicht neben einander stellt, zugleich aber Beaten in ihrer Scene an Migräne und Kopfschmerzen leiden läßt, und dadurch ein desto helleres Schlaglicht auf die ebenfalls in höheren und müßigen Ständen erzogene, aber mit ihrem kalten Schachverstande munter und frisch über alle Klippen sich hinwegspielende Ernestine fallen läßt. —

Eben so vorüberschwebend als Mann, jedoch das, was Beate als Mädchen ist, ist der Capitain Ottomar. Wir sind überzeugt, daß derselbe erst nach Beaten's Gestalt und während des Schaffens des Romans, und zwar als der Gang des Werkes den Dichter auf die zweite große Intrigue oder Verwickelung, die durch seine höheren Romane geht, auf die fürstlichen Intriguen gebracht hatte, hinzugetreten und, wie wir oben sagten, von dem „Grafenhofmeister" hereingezogen ist. Ein auf der höchsten Höhe des Lebens geborener, als unehelicher Sohn eines Fürsten aber aus dem Bereich des verderbenden Hofes entfernter, mit den edelsten Anlagen des Herzens und des Geistes ausgerüsteter Jüngling, der die ihm eigentlich ge-

bührende höchste Stellung im Leben, auf welcher allein er das Große und Erhabene, das seine Seele erfüllt, in's Dasein rufen kann, sich vorenthalten, und durch das widrige Geschick seiner illegitimen Geburt sich in ein müßiges Vegetiren hinausgewiesen sieht — ein solcher konnte die dritte Gattung eines durch die Phantasie bedrohten Wesens darstellen: eines durch die Nichtbefriedigung derselben in der blühenderen und gereifteren Jünglingszeit zerrütteten „durch das Widerspiel seiner Bestimmung mit seinen Mitteln aufgeriebenen" Mannes. — Es ist der Dichter selbst in jenen düstren Momenten, die wir früher beschrieben, wo die in ihm tobende, aber keinen Ergießungsweg vor sich sehende poetische Empfindungsgluth den innern Keim des Lebens anfrißt, und einen am Leben verzweifelnden und sich verzehrenden, mit dem Tode und der Vernichtung buhlenden, Schwärmer aus ihm zu machen droht; — „eine Seele in voller Blüthe aller Kräfte, die, wie eine überfüllte Nelke, ohne Ebenmaß ausbricht;" — ein Vulkan, der, sich selbst zerstörend, den gehemmten Ausgang sucht. Ihm konnte er alle jene dithyrambischen Ausbrüche des tragischen Schmerzes übertragen, dessen Quelle nicht ein vorübergehendes Leiden, sondern welchen die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Befriedigung der Sehnsucht nach unerreichbaren Gütern auf dieser Erde gebiert und welche Sehnsucht bei Ottomar auf eine bestimmte Weise an die Vorenthaltung seiner fürstlichen Stellung, wie bei Hermann auf die Vorenthaltung eines höheren medicinischen Wirkungskreises, sich bezieht, bei dem Dichter selbst aber auf die Vorenthaltung von Stoffen, Ereignissen, Bil-

dungsmitteln, welche seine plastische Phantasie vervollkommnen und seiner Poesie eine vollendete und ganz befriedigende, in sich selbst abgerundete Formenwelt zu schaffen in den Stand gesetzt hätte; — denn dies ist durchaus nur bei ihm die Quelle der im Humor sich aufzulösen und zu beschwichtigen suchenden Zerrissenheit. — An Ottomar war jener Witz der Verzweiflung zu geben. Es ist in ihm des Dichters tragischer Schmerz darüber, daß ihm vorenthalten war, was er durch Ottomar so genial bezeichnen läßt: „durch seine Gehirnkugel und sein Herz durch irgend etwas dauerhaft Wurzelndes das Blut abzuverdienen, das sie röthete und nährte: damit sein hungriger Stolz satte Demuth würde und vier niedrige Wände für ihn groß genug würden, damit er sich nach nichts Großem mehr, als nach dem Tode, sehnen dürfte." — Diese Elemente waren weder Gustav einzuverleiben, der eben als edle, gesunde Gestalt in Folge der Wirkungen des nachträglich angewendeten richtigen Erziehungsystems am Ziele ankommen sollte, noch Fenk, dem es ja gelungen war, den hohen Schmerz des Lebens dadurch, daß er seine Phantasie mit dem Kleinen ausfüllte, zu übertäuben, und den, als die dritte Gattung phantastischer Extreme repräsentirend, die ausschließlich und über die nothwendige Periode hinaus fortgeführte Ableitung der Phantasie in den nur zersetzenden Witz zwar meistentheils froh, aber zum positiven Wirken, sey es im Leben oder in der Poesie, untauglich und nur negativ, durch Spott, nützlich machte. Wohinaus er in dem dunkel vor ihm stehenden fernern Plane mit Ottomar wollte — ist nur aus der spätern

wirklichen Ausführung und Erweiterung der sich der unsichtbaren Loge zuerst nach und nach sich auseinander gebährenden, von der Schule ausgeschieden und in die Welt, die im Dichter mit jener eins war, überspringenden Ideen zu folgern. — Tief ergreifen muß es uns, wenn wir Ottomar absichtlich an sich den grauenhaften Moment der wirklichen Todesanschauung, den der Dichter an sich erlebt, durch die Anordnung seines eigenen Begräbnisses herbeiführen, und mit schauerlicher Lust von Jean Paul diesen Moment beschrieben sehen. — Aber offenbar sollte Ottomar durch das Hineinstürzen und Vergegenwärtigen des so lange gefürchteten Momentes, — weshalb er früher das Begraben sogar nach seinem wirklichen Tode verboten, — heilen, und, wie der Dichter aus jener Todesidee selbst wirklich in's schaffende poetische Leben hineingeführt worden, auf dieselbe Weise frisch und grün das Leben wiedergewinnen und in ihm wirken.

Man sieht hier nun wiederum deutlich, wie Erziehungssystem, Lebensanschauung, mit den Verhältnissen seiner poetischen Kräfte, wie sich dieselben in ihm gestaltet, im Dichter vollkommen als identisch sich durchdrangen und sich einander darstellten: daß er lebte, wie er erzog, und erzog, wie er dichtete; und daß er zweitens nicht neue männliche Figuren und Seelenzustände erdachte: sondern unter die männlichen Hauptfiguren nicht nur seine eignen Gedanken und Ideen, sondern sein Leben, seine Erfahrungen, seine Erinnerungen und die verschiedenen Epochen seiner Seelengeschichte vertheilte; daß er meist zwar wirkliche Urbilder aus dem Leben dazu nahm, jedoch nur in soweit, als diese ihm wie Träger der verschiedenen Theile

seines Ich's und wie Repräsentanten desselben tauglich erschienen waren, das heißt, für tauglich, ihm selbst als Verkörperungen der Theile seiner Seele außer sich vorzuschweben, die durch individuelle Züge verschiedenen wirklichen Lebens jene Seelenzustände in besondere und verschiedene Gestalten von einander trennten, und denselben durch Zuthaten von dem geistigen und äußeren Sein der Urbilder gewissermaßen so viel Leben hinzufügten, als den verschiedenen Theilen, in die er seine Seele gespalten, zur Vervollständigung und Beseelung außer ihm durch sich selbst bestehenden Wesen gemangelt haben konnte. — Die Figuren, denen er die Theile seines Ichs und seines Lebens einhauchte, waren also im obersten Grade Ottomar, im niedrigern Fenk, — und zwischen Beiden inne stellte er Gustav, in dem die beiden erstern nach dem anfänglichen Plane sich zu verschmelzen und zu versöhnen suchen sollten, und in dem er gewissermaßen sich, wie er eigentlich ohne die störenden Elemente in seinem Leben und seinem Schicksal hätte werden können, darzustellen vornahm. Er gab Ottomar'n seine Träume, Hoffnungen, seine Sehnsucht und die wenigen vom Leben ihm zugeführten erschütternden Empfindungen, und den schneidenden Zorn über die Verweigerungen des Schicksals; an Fenk die satyrische Epoche und deren Tröstungen; und an Gustav den edleren Theil seiner Kindheitserinnerungen, deren Xenier'scher Theil an Wuz bereits so eben noch vertheilt war. — So hat Gustav aus ihr die Glockenspiele seiner Augustina in Joditz, den ersten Kuß und das Abendmahl in Schwarzenbach, die kleine Thierarche u. s. w., alles dies in dem idyllischen Theile des Romans so aus-

führlich geschildert: daß die Darstellung aller dieser Momente in seiner Selbstbiographie jene Romanscenen fast mit allen einzelnen Umständen, nur in einem einfachen poetischen Gewande, wiedergab.

Weil er aber den Gustav in keine poetischere und phantasiereichere Kindheit führen konnte als in seine ärmliche, aus der nur jene drei Momente als hohe Berge herausragten, und weil darum in derselben nicht Motive genug lagen, um die zu große und erweichende Phantasieaufregung an derselben darzustellen und von ihr veranlaßt zu werden: so mußte er durch irgend ein außerordentliches Mittel dem Seelenauge des Knaben den höhern prophetischen Reflex einflößen, in welchem er diese Kindheitsauen in der sie schöner wiedergebärenden Erinnerungsphantasie erblickte; um demselben ferner dadurch den wiegen, das Herz und die Einbildungskraft mächtig aufregenden Hebel zu geben, den er selbst entbehrt, und welcher den Gustav zu dem höheren Ziele, das er ihm bestimmt, durch die mächtige Nachwirkung in der Erinnerung fortschnellen könnte: — darum ersann er jenes Leben vor dem Beginn seiner Kindheit, jenes Leben in der nächtlichen Höhle. — Aus derselben zu jener Zeit heraustretend, wo dem Knaben der unendliche Contrast zwischen dem vergangenen einsamen nächtlichen Sein mit der sonnerhellten Erde auf bleibende Weise fühlbar war, sollte ihm die im Blüthenbrautschmuck daliegende irdische Welt gerade so erscheinen, wie wir uns eine jenseitige höhere denken. Das dem im Leben selbst nach und nach den äußeren Erscheinungen sich zugewöhnenden Knaben während der ganzen ersten Lebenszeit bedeutunglos seiende

Natur- und Menschenleben sollte dem Gustav durch das plötzliche Hereinbrechen einer solchen Lichtwelt schon unendlich viel höher sich darstellen, und durch die Vergleichung, die anzustellen er bereits im Stande war, seine Phantasie mächtig erschüttern und emporreißen. Und er schuf ihm nicht nur so unsere Welt zu einer höheren um, sondern warf ihm auch die Sehnsucht, die uns erst im zweiten Jahrzehend des Lebens erfaßt und die ein Kind sonst nicht kennt, durch vorbereitende Andeutungen des ihn dort erziehenden eremitischen Jünglings in die unterirdische Welt; und hüllte dieselbe ihm sogar in lokkenden Blumenduft und in lockende Töne ein.

Schon aus der gegebenen Geschichte der Entstehung und Bedeutung der Charaktere geht deutlicher hervor: warum die unsichtbare Loge eine „geborene Ruine" werden mußte. So unendlich groß und bewundernswerth der innere Reichthum eines Dichters erscheint, der mit seinem ärmlichen Leben und aus seiner eigenen, nur von Außen niedergedrückten, selten erhobnen Seele dreien erhabenen Menschen zugleich Leben und individuelle Gestaltung einhaucht: so war es doch unmöglich, Alle durch eine längere Reihe von Ereignissen, wie sie der Plan gebot, ihrer einmal ihnen vom Anfang herein verliehenen Bedeutung gemäß, ich möchte sagen: bei'm Leben zu erhalten. — Das bemerkt Otto schon ganz richtig: daß Ottomar, Fenk und Gustav, je länger desto mehr, in einander überzufließen begönnen, — und sie würden auch, namentlich wenn in Gustav die gereifte Epoche vorüber war, höchstens drei, nur in der Sprechweise verschiedene, Ausgaben eines und desselben Charakters geworden sein; wie

sie denn wirklich auch nur von den verschiedenen Epochen eines im Ganzen so kurzen Lebens zehrten, das denn am Ende auf einen Punct zusammenführte, wollte der Dichter nicht in einen ganz gewöhnlichen Erzählungsroman übergehen. Denn so viel Ueberfluß an Leben konnte in und um Richter nicht vorhanden sein, um solche Charakterbiograghien — denn sehr richtig nannte er so seine Romane — weiter in ein Leben hinaus zu begleiten, das er selbst noch nicht kannte. — Nach dem Fall Gustav's und dessen moralischem Wiederaufstehen war dieser Roman für ihn zu Ende, und Gustav hätte für die neuen Verwickelungen, die sich vorbereiteten, seiner Anlage nach gar keine Rolle übernehmen können, und eben so in den Hintergrund treten müssen, wie auch Beaten auf diese neue Bühne zu ziehen keine in ihrem Charakter und in ihren früheren Verhältnissen motivirte Veranlassung vorlag; wenn ihm auch nicht schon die Vorstellung des von der Tendenz gebotenen moralischen Falles Gustav's diesen Helden, mit dem er sich so sehr identificirt, widerlich gemacht hätte. — Denn die neuen Verwickelungen sollten offenbar in einem Kampfe des Schicksals zwischen jenem illegitimen genialen Ottomar und dem legitimen, aber physisch wie moralisch verderbten Fürsten, seinem Bruder, bestehen. — Wir verweisen vorläufig in Betreff dieser Idee nur auf das, was wir von den erlöschenden Mannsstamm der fränkischen Hohenzollern sagten, und fügen nur hier hinzu: daß, gerade während der Dichter die unsichtbare Loge schrieb, das Schicksal dieses Landes und seiner Fürsten sich entschieden, und die Fürstenthümer Anspach und Baireuth an die Krone Preußen gefallen wa-

ren. Ob der Glaube an ein absichtliches Herbeiführen dieses Erlöschens durch Verderbung der letzten Sprossen von Seiten des erbenden anderen Zweiges der Zollern, der damals wegen der bekannten Maitressenherrschaft der Gräfin Lichtenau unter Friedrich Wilhelm dem Dicken nicht hoch in der Volksmeinung stand — ob vielleicht auch das Gerücht von dem Vorhandensein eines den bei der Geburt schon physisch und moralisch verderbenden Nachstellungen entzogenen Sprößlings des zum Verlöschen sich neigenden Hauses verbreitet war — oder ob Richter sich dies sehr Naheliegende und allerdings zur Behandlung poetischer Zwecke äußerst Günstige erfunden hat: darüber hätte Otto genaue Auskunft geben können. Daß jedoch der Dichter diese Idee aus den Verhältnissen jener markgräflichen Familie geschöpft, wird gar keinem Zweifel unterliegen, selbst wenn er nicht für diese Vorgänge die augenblicklich wieder zu erkennenden Localitäten der Baireuther markgräflichen Schlösser und Parks ꝛc. beibehalten und schon in der unsichtbaren Loge zu beschreiben angefangen hätte*). Den sich hieran knüpfenden Gedanken, durch geheime Machinationen der Anhänger des aussterbenden Hauses den kräftigen Erben verbergen, dadurch die Intriguen des

*) Auf Seite 76 Band 1 des herausgegeb. Briefwechsels zwischen Jean Paul und Otto ersehen wir, daß Richter in dem Sommer 1791 mit seinen Zöglingen die fürstl. Anlagen der Eremitage und Fantasie bei Baireuth zu besuchen sich anschickte, aber von schlechter Witterung abgehalten wurde; und wir haben aus den sehr unbestimmten Beschreibungen in der unsichtbaren Loge zu folgern gegründete Ursache, daß er damals diese Orte, von denen er doch nur sechs Stunden entfernt wohnte, wirklich noch nicht gesehen, vielmehr sie damals, wie später Italien, nach mündlichen und gedruckten Beschreibungen geschildert hat.

andern vereiteln, und einen edlen Jüngling wirklich auf den höchsten Gipfel der Gesellschaft stellen zu lassen — diesen Gedanken, dessen Fruchtbarkeit sowohl für die Tendenz seiner Poesie wie für den Bereich der ihm zu Gebote stehenden Stoffe so augenscheinlich vorlag, konnte ihm die damals kurz vor der französischen Revolution so Mode gewordene Idee geheimer Bünde und verborgen handelnder Gesellschaften, die sich von Cagliostro's Erscheinen datirten, eben so gut wie Göthen, der ähnliche Maschinerieen ebenfalls nicht verschmähete, eingeflößt haben. Und ein, nach Abentheuern und sonderbaren Ereignissen und nach Motiven für die phantastischesten Scenen und Einfälle, wie sie die Einsamkeit gebiert, lechzender Dichter, wie hätte dieser nicht mit Begier nach Vorgängen greifen sollen, die das so sehnlichst begehrte Wunderbare in seine Schöpfungen führte? Vorgänge, die Schiller in seinem „Armenier" und sogar Göthe in seinem „Meister" benutzte. — Wir erinnern hier namentlich an eine im ersten Bande schon angeführte Aeußerung des Dichters: daß Schillers Armenier im Stande gewesen sei, die Entzückungen im Manne zu wiederholen, die der Robinson Krusoe in dem Knaben Paul erweckt; — der Grund davon ist jetzt wohl klar. Wir werden aber später sehen: daß Richter den Gedanken, so viel schwerer ihm die Beherrschung und Ausführung eines solchen Stoffes werden mußte, sowohl in Hinsicht der Gestaltung der darin handelnden Personen, als in Beschreibung der dafür passenden Terrains, der Draperieen, und der Lebensweise der auf denselben sich herumtummelnden Stände und der von denselben aus erblickten Erd- und Weltabschnitte, —

daß, sage ich, Richter diesen Gedanken für seine Zwecke und Mittel verhältnißmäßig bei weitem geschickter und ergiebiger zu benutzen verstand, als jene in der Ausbildung ihrer Kunstkräfte in formeller Beziehung und an äußerer Menschenkenntniß ihn überragenden und Mittelreicheren Geister für die ihrigen.

Aber die ursprüngliche Anlage der unsichtbaren Loge konnte nur bis an die Schranken dieses hohen poetischen Gebietes führen, nur der Vorhof zu demselben werden, zu dem die Begeisterung den Dichter wider seine Absicht so schnell hinauf geriſſen. Auf jenem Gebiet war Ottomar der Held. Dieser aber hatte bereits nicht nur sein ganzes Knaben- und Jünglingsleben, sondern auch seine Liebe an Gustav abgetreten. — Noch tausend andere Rücksichten geboten dem Dichter an der erreichten Stelle Halt. — Er konnte nicht nur mit den vorhandenen Figuren nicht weiter, sondern es fehlten ihm auch damals noch eine Menge anderer Charaktere, die auf einer solchen erweiterten Bühne erforderlich waren. Hatte doch selbst Wuz sich in die unsichtbare Loge zur Ausfüllung der Lücken hineinziehen lassen und noch mehr Idyllisches hineinführen müssen. Alles ferner, was sonst im Roman edel war, zehrte von dem Dichter und gehörte einer niedrigern bürgerlichen Sphäre an; — die übrigen waren Geburten der Ironie, Satyre oder der Laune. — Gecken, Heuchler, Narren, Egoisten, bietet als Vorbilder und Copieen das Leben überall dar, und das Ungeregelte, Unorganische und Principlose solcher Naturen macht es unendlich leicht, neue Figuren aus den überall vorhandenen zusammenzustellen. Das Regellose und Anomalische derselben stellt der Schöpfungskraft gar

keine Gränzen. Es giebt psychologisch fast nichts Unwahrscheinliches, dessen ein Geck, ein Geiziger, ein Narr, ein Furchtsamer, ein Egoist u. dgl. m. nicht fähig wären, und für sie ist das ganze Gebiet der Möglichkeit geöffnet. Aus einer Menge krummer Linien lassen sich eher vom ungeübtesten Auge Figuren zusammenstellen, als aus geraden. — Auf der andern Seite sind die Ideengänge solcher Leute überall so gleich, weil sie alle unter die Rubrik moralischer und geistiger Beschränkung zu stellen sind. Sie fassen die Gegenstände auf ähnliche Weise auf, und die Einwirkung derselben auf sie ist überall dieselbe, so daß man einen unmoralischen, eiteln oder egoistischen Hofmann nach einem mit ähnlichen Eigenschaften begabten Actuar des kleinsten Städtchens studiren kann und diesen nur in die äußere, aus Büchern kennen zu lernende Sphäre des ersteren zu versetzen braucht. Es sind negative Charaktere, die selbst unter dem mit gewöhnlichen Geistes- und Herzenseigenschaften begabten Menschen stehen, und deren Horizont man nicht allein übersehen, sondern auch beliebig verkürzen und abstecken kann. — Unendlich dagegen und unberechenbar sind positive und schaffende Naturen, sei es in moralischer oder geistiger Beziehung, indem sie von dem Punkte, wohin sie das Schicksal gestellt, fortschreiten; daher der mit noch so großer Phantasie begabte Dichter, der sie philosophisch und psychologisch in dieser Beziehung darstellen, und die Art, wie diese die Welt und Menschen anschauen, entwickeln will, auf jeden Fall wenigstens auf demselben Terrain gestanden haben muß, um die Eindrücke der Umgebung dieses Standpunctes zu erfahren. Ein Tasso, der eben-

falls an das didaktische Gebiet der Poesie streift, war nur von einem Dichter im vertrauten Umgange mit einem edlen Fürsten und seiner Familie zu schreiben. — Eben so konnte Richter sehr leicht die Schwächen von lächerlichen und zu verspottenden Seiten und Charakteren der Höfe schildern; eben so, wie andere Dichter in den Tragödien die überall in edlen Naturen gleichen Leidenschaften auf Thronen, in Kämpfen mit einem ihr Inneres gewaltig aufregenden äußeren Schicksale. Aber selbst der große Shakspeare mußte, um einen ernst über das Höchste im Leben reflectirenden Fürsten darzustellen, die Jugendzeit des Hamlet vom Throne herabziehen und sie unter die Professoren und Studenten von Wittenberg versetzen; — d. h. seine Ideen, die er ihm lieh, durch jene bürgerliche Jugendzeit des Fürsten motiviren. — Als darum Richter an den Punct gekommen war, wo Ottomar, ein gereifter Fürstenjüngling, auftreten sollte, legte er den Griffel nieder, bis er, was er noch hoffte, später ein solches Urbild würde haben anschauen können. Eben so fehlten ihm höhere und andere Frauen, als die gleichsam aus Luft und gewissermaßen nach einem Schema gewobene Beate. Es war daher ein sehr glücklicher Einfall, nach den beiden Verführungsscenen die Unterbrechung des Ganzen mit der Darstellung seiner eigenen Töpener Hypochondrie herbeizuführen, mit seiner Heilung durch Fenk und den wiedererwachten Frühling, unter Zusammenführung aller seiner lieben Personen in Lilienbad oder Unterscheben in der Blüthenzeit, zu schließen, gewissermaßen das Geburtsfest seiner in der unsichtbaren Loge geborenen Poesie zusammen mit den von derselben erzeugten und zu

Trägern derselben noch ferner bestimmten Charakteren in der Festzeit ihres wirklichen Erscheinens auf dieser Welt zu feiern, und durch den erwähnten Brief von Fenk eine fruchtbare schwangere Gewitterwolke am Horizonte anzuzeigen, deren Ergüsse die bereits emporgestiegenen Fluren seiner Welten tränken und deren electrisches Feuer sie erleuchten sollte. —

Wir haben nur wenig noch über das Detail der unsichtbaren Loge hinzuzufügen. Daß in Amandus Tode der Adams von Oerthel geschildert wird, — daß der Legationsrath Oefel des Dichters biographisch-pädagogische Verhältnisse ironisch persifliren soll, haben wir bereits gesagt; daß Neuscheerau: Baireuth, Altscheerau: Hof sei; und daß er wegen der hier so viel erlittenen Unbillen selbst durch den Namen: Scheer-Au, seinem Unmuth Lauf lassen wollte — (und er konnte das um so eher, als er sicher war, von den Höfern nicht gelesen, am allerwenigsten verstanden zu werden); daß Auenthal: Joditz; Maussenthal: Töpen; und das stille Land Ottomar's: die Baireuther Fantasie ist — brauchen wir aufmerksamen Lesern kaum noch auszusprechen. —

Was die Behandlung selbst betrifft, so haben wir bereits früher angeführt, daß der Roman unter des Dichters Händen etwas ganz anderes wurde, als wozu er ursprünglich bestimmt war. Er trat mit dem Helden zugleich aus der Erziehungs- und Kinderstube in die Welt, das rein Didactische und Philosophische als Lehre hinter sich zurücklassend, und sich nur mit der Ausbildung seiner Gestalten, der Erschaffung eines Terrains für sie beschäftigend — mit einem Wort: es wuchs aus dem Leh-

ver nur der schaffende Dichter, und aus dem Zögling der Held empor. Doch, wie wir bereits ausführten, fehlte es an Ereignissen, an Terrain, Kräften und Mitteln, um die so schnell unter seinen Händen emporgeschossenen Wesen dem Antheile gemäß, welchen sie forderten, handeln zu lassen. Wenn der Dichter den Roman begonnen hatte, auf der Stufe stehend, wie die Poesie selbst in den ältesten Zeiten der Völker, wo sie Alles in sich enthielt: Geschichte, Religion, Moral, das vorhandene Wissen, und wo der Dichter allein in seiner Weise Alles dies den Menschen vortrug: so war Jean Paul im Verlauf des Schaffens auf den Punct gekommen, wo in der Geschichte durch die Schrift, durch Beobachtung und Analyse alle jene Elemente sich von einander lostrennten, und jedes sich besonders ausbildete; wo also der Dichter aufhörte, der unmittelbare Lehrer und Führer der Menge zu sein, und er nur vermittelst der Einwirkung auf die Phantasie durch Erschaffung höherer Naturen selbst Muster zur Nacheiferung aufzustellen und sich an die Empfindung und das Herz mehr als an den Verstand zu wenden sich bemühte. — Eben so trennte Jean Paul ebenfalls später alle directen und philosophischen, moralischen und psychologischen Betrachtungen und Lehren in der zweiten größeren Hälfte des Romanes ab, und behielt nur einige Kapitel von dem Lehrsysteme bei. Dadurch entstanden natürlich große Lücken im Stoff, die er bei der Armuth der Handlung und der geringen Anzahl der Charaktere nicht anders auszufüllen im Stande war, als einmal durch die umfangreichere Umschreibung der Gedanken und Empfindungen durch Metaphern und Gleichnisse, ganz

wie es in dem Bau der Satyren geschehen war; er gab darin der Phantasie einen Stoff in der Gestaltung und dem Spiel mit der Sprache. — Hier müssen wir übrigens zugleich ein Wort über diese Metaphernsprache des Dichters im Allgemeinen hinzufügen: Die Metaphern und Gleichnisse, so wie die plastische und poetische Lebendigkeit der gewählten Ausdrücke wurden auch für seine ernsten. Darstellungen ganz das, was für andere Dichter der Rhythmus, der Vers, und namentlich der Reim, welcher bekanntlich ebenfalls verwandte und ihnen sich anreihende Bilder und Gedanken erzeugt. Er verwandte darum zugleich auch auf diese so eigenthümliche Prosa fast denselben Fleiß, wie andere Dichter auf ihre Verse, und wie schon das besprochene Mitwörterbuch bewies, war seine Schreibart nichts weniger als das Resultat excentrischer Regellosigkeit, und, so wie der gewöhnlichen Formeln mächtigen Dichtern die Gedanken gleich in metrischer Gestalt zuströmen, so ihm in der seinigen. Ja er suchte sogar einen Rhythmus hineinzubringen. Das Außergewöhnliche dieser Formen, deren Schwierigkeiten an sich nicht schwerer zu überwinden sind, und die alsdann wegen des größeren Gedankenreichthums, welchen sie mit sich führen, noch mehr Genuß gewähren, erscheint nur darum größer, weil wir von Jugend auf in der Verständniß und Construktionsauflösung der Verse und des Rhythmus geübt worden sind. —

Ferner füllte Jean Paul aus durch Einschiebung episodisch ausgeführter und einzelnen Charakteren angepaßter früher erfundener komischer Scenen oder Anecdoten, wie im „Freudel;“ (z. B. die Scene, wo von fünf Personen

Jeder die vier anderen dadurch betrunken machen will, daß er selbst Wasser trinkt, den anderen Wein vorgesetzt glaubt, und Jeder sich betrunken stellen zu müssen meint; ferner die, wo Fenk die Scheerauer Damen mit Vorzeigung und Erklärung eines Herbariums ärgert u. dergl. m.). Aber dennoch blieben ihm eine große Anzahl meist satyrischer jedoch auch ernster Aufsätze (z. B. über die menschlichen Leidenschaften, gegen den Zorn, aus seinem Andachtsbüchlein) übrig, für die er keinen Charakter als Träger hatte und welche er in die Handlung zu vermauern nicht wußte; die ferner zu ausführlich waren, um sie sich selbst als Erzähler beizulegen: und darum kam er denn auf die Idee jener vielbesprochenen Extrablätter, mit denen er die Darstellung unterbrach und wodurch er, sie an passenden Stellen einschaltend, eine Menge unabhängig von dem jedesmaligen Romane entworfener Aufsätze los wurde *). —

So groß uns jetzt schon das durch die Schöpfung der unsichtbaren Loge gewonnene Resultat erscheinen muß; so viel mehr Bedeutung und Interesse aber dieselbe noch durch die Geschichte und Zergliederung fast aller seiner folgenden Romane gewinnt: so müssen wir doch noch einmal auf unsere frühere Aeußerung zurückkommen: daß sie die Geburtsgeschichte seiner Poesie sei, und wir

*) So finden sich in die unsichtbare Loge theils vermauert, theils als Extrablätter angebracht, gegen fünf Satyren, deren Titel er an Otto, um sich dieselben als Pensum zum Ausarbeiten aufgeben zu lassen, geschickt hatte; so: „daß die Weiber unsre Päbste sind" Bd. 2. S. 19; „über weibliche Ohnmachten" Bd. 2. S. 100; „Apologie des Ehebruchs" Bd. 1. S. 52; „daß wahre Tugend nur im Reden bestehe" rc. rc.

meinten damit nicht bloß die eine Reihe von Charakteren und Verwickelungen für die späteren höheren Romane, sondern auch die des poetischen Bodens für alle. — Das zur Motivirung der Veranschaulichung einer pädagogischen Idee erfundene unterirdische Leben vor dem auf der Erde ward für ihn von einer weit höheren Bedeutung. In ihm selbst ging vor, was er dem Knaben andichten wollte; er selbst gebar sich dadurch den dürftigen Boden, auf dem er gestanden, in einem verklärten und poetischen Lichte wieder, hob sich die Erde selbst und ihre Bewohner auf die Höhe, die er zu finden bisher vergebens gesucht, und das Auferstehungsfest Gustav's ward das seine; wie denn, wie aus verschiedenen Andeutungen im Briefwechsel mit Otto zu ersehen, diese Scene in den letzten Momenten der Arbeit, wo die andern Resultate derselben schon gewonnen waren, geschaffen, und darum mit einem so unendlich schönen Glanz und Schmuck, und mit so erhabnen Ideen ausgerüstet wurde. Seit er mit Gustav sich in eine dunkle Welt unter die unsrige hinabversenkt, und mit ihm dann unter den blauen Himmel und in die Sonne und in den Duft der Blumen und Gräser und unter die Sterne der Nacht herausgetreten war: seitdem war ihm die bisher so drückend und ärmlich erschienene Natur seiner Umgebung ein verklärtes Feld für die höchsten Gestalten seiner Sehnsucht und Phantasie, mit einem Wort: es war ihm die poetische Anschauung der ganzen Welt geboren. Und wie die ähnliche mythologische Dichtung der Alten, die Menschen zu Göttern erhob und ihnen irdische Wohnplätze anwies, die sich dadurch in ihren Augen zu himmlische verklärten, und diese Ver-

klärung auf diese ganze Erde zurückwarfen — wie diese mythologische Dichtung erst später ihre allegorischen Bedeutungen erhielt: so erscheint erst unseren Augen jene Erfindung Jean Paul's als eine so schöne Allegorie der Bedeutung und der Wirkung erhabener Poesie. Dem Dichter war sie es nicht; sie war ihm Wirklichkeit, und erhob ihn als solche. —

In wiefern aber auch die, für Jean Paul so äusserst charakteristische und ihn so wesentlich von allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen in der Poesie ablösende und der neuen jugendlichen Welt zuweisende, politische Richtung schon in dem ersten Romane gewonnen war — dies auszuführen gehört schicklicher in die Betrachtungen über das große Werk, welches das Ziel aller seiner Anstrengungen wurde, und dessen Keime die unsichtbare Loge alle schon in sich trägt, während die zwischen inne liegenden Arbeiten jene mehr oder weniger noch zu umgehen suchten. —

Und mit der Vollendung dieser ersten dichterischen Welt waren nicht nur die langen mühsamen Vorbereitungjahre vorüber, durch die der Dichter, immer und immer wieder von dem Blüthenwege der empfindenden Phantasie zurückgeworfen, sich durchwinden gemußt, jener peinliche und freudenlose Weg, auf dem wir bisher auch den Leser durchzuführen hatten: sondern auch die verzehrende Armuth und die drückende Dürftigkeit wichen vor dem von heiliger Begeisterung strahlenden Auge und vor dem Siegel des Erha-

henen und Röthchen auf seiner Stirne zurück. — Denn seine durch die unsichtbare Loge webende Begeisterung erfaßte und erwärmte gleich das erste Herz, vor dem er sie ausbreitete, und das gütige Geschick wollte: daß dieses ein Mann in der Brust trug, der in der Lage war, auf directe und unmittelbare Weise sich des einsamen und verlassenen Dichters im Fichtelgebirge zu erbarmen und die Blüthen, die dieser auf den Höhen seines einsamen Gebirgs und denen seiner einsamen Seele gepflückt, selbst auf den Markt vor die Menschen zu führen. Es war Moritz, der Dichter des Anton Reiser, des Hartknopf, und der Verfasser der Mythologie und Erfahrungsseelenlehre, der als ein rettender und schützender Genius in sein Leben trat, gerade zur rechten Zeit, ehe die jetzt von der Satyre und dem Witz nicht mehr niedergehaltene „entnervende, empfindende" Phantasie nach innen wieder zurückgedrängt und mit ihrem lodernden und nicht nach außen entbundenen Feuer geistig und physisch ihn selbst zur Mumie gemacht. — Eine äußere Veranlassung, welche den Dichter bewog, im Juni 1792 das Manuscript an Moritz nach Berlin zu schicken, war nicht vorhanden; denn er wußte nicht, daß Moritz so großen Einfluß auf einen Buchhändler hatte, um dessen Tochter er sich in demselben Augenblicke bewarb. — Es leitete ihn hierbei nur jener von der eigenen stark gewordenen Empfindung großgezogene Instinct: wessen Herz von den bedeutenderen Männern in Deutschland am stärksten für sein Erzeugniß schlagen würde. — Glück war es freilich, daß der Mann, an den er sich wandte — im reifern Alter, wie er selbst, erst liebend, und diese Liebe um so stärker empfindend —

grade in einer für seine ernsten und phantastischen Gaben so empfänglichen Stimmung sich befand. — Richter's Brief an ihn lautete: „Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinuntergelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen bei'm Anblick dieses Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt, wie das Leben eines Menschen, Charakter, Freude, Schmerz, einen halbabgebrochenen Plan — kurz: einen Roman — ich hätte beinahe geschrieben: einen Menschen!" „Es sei ihm süß," sagt er wieder, „wenn er wisse, er schicke das Buch zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich sei, unter welchem jenes getragen und genährt worden. Dieses könne er nicht auf der Buchhändlerbörse circuliren lassen und es den gefühllosen Kasten von geistigen Sclavenhändlern anbieten." „Die Wolke des Lebens," so schloß er, „ziehe langsam und schimmernd und mit sanften Thränen über Ihr Haupt, und entblöße spät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die so weit im Hintergrunde ist! Indem Sie auf dem steinigen und blitzenden Aetna des Lebens stehen, sei es Ihr Trost und meiner auch, daß wir darauf die Sonne schöner kommen sehen." —

Moritz, von vielen ähnlichen Gesuchen bestürmt, mochte mehrere Tage den Brief Richter's nicht erbrechen. Sein großes breites, in's Schwärzliche fallende Gesicht, auf dem sich auch die kleinste Gemüthsbewegung mit den deutlichsten Zügen darstellte, zog sich in die verdrießlichsten Falten und er dehnte ein „Aeh!!" hervor. Als man ihn aber endlich Richter's Brief zu lesen vermochte, hellte sich bei den ersten Zeilen sein Auge auf, und am Ende des-

selben war auf dem ganzen Gesichte auch nicht eine Falte mehr zu sehen. Er konnte jetzt das Manuscript von der Post kaum erwarten. „Das sei kein unbekannter Gelehrter!“ „Das sei Göthe, Herder, Wieland, irgend ein solcher, der ihn nur durch eine fremde Hand in Versuchung führen wolle!“ Aber als er einige Blätter des Manuscripts gelesen, rief er aus: „daß er das nicht begreife;“ „das sei noch über Göthe;“ „es sei ganz etwas Neues*)!“ — Es ging sogleich ein Brief nach Hof ab, der dem Verfasser meldete: „daß er ihm erst mit der nächsten Post schreiben werde, heute aber aus der ganzen Fülle der Empfindung ihm sagen müsse, daß das, was er in dem Werke gelesen, ihn entzückt habe.“ — Zwei Tage brachte Moritz hierauf über dem Romane zu und las am dritten, dem ersten Pfingstfeiertage, auf einem Observatorio, welches er über seinem Hause sich hatte anbringen lassen, mit begeisterter und gerührter Stimme die Auferstehungscene Gustav's seinen Brüdern und seiner Braut vor. —

Wie groß war aber die Wonne des Dichters, als er, von einer kleinen Erholungreise zurückkommend, in Hof nicht nur jenen ersten Brief, sondern auch folgenden Zuruf von Moritz vorfand: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: so fliege ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart!“ — Als nun Richter, dem die zwei Blättchen sein zitterndes Herz mit Freude

*) Nach einer Schilderung dieser Scene von dem jüngern Bruder von Moritz.

und Blut überfüllt, von sich Rechenschaft gegeben; als er der unsichtbaren Loge seinen „Wuz" noch nachgeschickt und um Beifügung desselben an jene gebeten; als ihm Moritz über diesen zurückgeschrieben: „daß dessen Verfasser nicht sterblich sei;" und als er ihm dann hundert Ducaten für das Werk anbot und sogleich eine Rolle von dreißig überschickte — da konnte der von so vieler auf einmal hereinbrechender Wonne trunkene Dichter am sechsten Juli mit pochender Brust dem schönsten Abende seines ganzen Lebens entgegeneilen, nach Hof in das hinter einer Kirche versteckte ärmliche Stübchen seiner betagten Mutter, und der erstaunten, Freudenthränen über den Sohn, den sie geboren, und über die Aussicht auf einen milden Lebensabend nach so viel kummervollen und durch Elend zerrütteten Jahren weinenden, Matrone das Gold in den Schooß schütten. —

Zehntes Kapitel.

Der Hesperus. Vom Juli 1792 bis zum Juni 1794. —

Wir sagten, es sei für die Rettung des Dichters die höchste Zeit gewesen, daß Moritz auf diese Weise dem jetzt in Jean Paul's Innerem nach Durchbruch der Dämme in tobenden Fluthen sich ergießenden Strome der Empfindung und der derselben entsteigenden Phantasie ein Bette grub, wohin er sich unaufhörlich ergießen konnte. Denn wiewohl er sich vor dem Hermann'schen Schicksal in dem gefährlichen Moment durch seine Phantasie noch einmal selbst gerettet, indem er jetzt, was ihn quälte, in dem Charakter des Ottomar aus sich herausgeschrieben: so war das Gespenst jedoch noch nicht besiegt, es war nur scharf angefaßt, an das Tageslicht gezogen, aber noch nicht ganz zergliedert, wie die mehr körperliche Hypochondrie, durch die psychologisch-medicinische Darstellung derselben in der unsichtbaren Loge. Die einmal erwachte Flamme der Empfindung in der dieselbe immer neu erzeugenden Brust des Dichters, die eine ewig sich wiedergebärende, immer riesengroß sich wieder erhebende und in ewigem Hunger nach Befriedigung lechzende, und die, wenn sie

nicht fortwährend nach der Außenwelt oder nach einer poetischen abgeleitet wird, am Ende ihren eigenen Sitz zur Lava ausbrennt; sie ist wie ein aus einer Flasche, die ihn verschlossen gehalten, entfesselter Geist, der, wenn ihn der Meister nicht fortwährend nach außen zu beschäftigen weiß, die Brust, in der er herumtobt, zerstört. So mahnte dieser finstre Geist sehr bald wieder nach der Vollendung der unsichtbaren Loge, und Richter beschreibt diesen wieder zurückgekehrten Zustand seiner Seele in den Briefen an Moritz, die diesem neuen Freunde zugleich auseinandersetzen, welches Glück er ihm in's Leben geworfen, sehr schön also: Körperschatten flössen ineinander: aber die incrustirte Seele schlänge mit einem vergeblichen Sehnen den Arm um einen Gedanken! — Er habe Stunden, wo Ottomar's Ideen ihn niederfällten, und in dieser Verfinsterung habe er kein Licht, als das Angesicht eines Menschen; das zweite Ich erst hebe seines, das fremde Leben wachse in seines. Moritz solle nur den thonigen, böotischen Boden kennen, in den das Schicksal ihn gepflanzt und gedrückt, die allgemeine Kälte um ihn her gegen Alles, was den Menschen über den Bürger hebe! und von den wenigen Freunden, in denen es höhere Bewegungen, als physische, gegeben hätte, ständen bloß die Gräber neben ihm. —

Hiermit steht, worauf wir hier zuerst von Neuem aufmerksam machen müssen, die Unklarheit in Verbindung, mit welcher er auf seinen eigenen Entwickelungsgang und auf den Werth und die Einwirkung der Epoche in seinem Leben von der Schulzeit bis an das Jahr 1790 zurücksah, so wie die Widersprüche, in welche er beständig in

Bezug auf die Würdigung derselben verfiel und die sich selbst in den Briefen an Moritz auf das auffälligste kund geben. — Auf der einen Seite bejammerte er hier wieder den „böotischen Boden," auf dem er stand; auf der andern läugnete er sogar der Umgebung einen entscheidenden Einfluß auf die Stärke der gestaltenden Empfindung ab. „Er wisse recht gut," sagt er in dieser Beziehung, „wie viel der Funke, der eine volle Mine berühre, sich vom Feuerglobus anzumaßen habe, den er auffage. Die mit allen Saiten der höhern Melodie bespannte Seele töne nicht bloß gleichen Seelen, sondern auch dissonirendem Geräusche nach. Kuhglocken hätten oft so harmonisch auf ihn gewirkt wie Harmonikaglocken: aber es sei nicht von dem gekommen, was er dabei gehört, sondern von dem, was er dabei gedacht habe." — Auf der einen Seite ferner sagt er Moritz: „daß dessen Phantasieen, (die doch alle ernster und vorzugsweise empfindender Art waren,) kräftig wider den Strom der äußeren Lage angeschwommen hätten und um desto schneller mit demselben fließen müßten;" und auf der andern Seite wünschte er sich selbst Glück: „daß ihm der Witz und der Spaß über die Sturmmonate des Gefühls hinweggeholfen." — Er übersah also hiebei: daß die ernste Phantasie in dem Einen bewirkt habe, was er bei sich der Unterdrückung oder der Abwesenheit derselben zuschrieb; er übersah: daß er nicht nur die komische Einbildungskraft dem Grad und der Stärke nach, auch in Betracht ihrer Wirkung, der empfindenden und ernsten unterzuordnen hatte; und daß er sogar in der Aesthetik ausdrücklich den Moritz sehr glücklich als ein „passives Genie" bezeichnete, der nur eine

empfangende, nicht selbstzeugende Phantasie gehabt habe. Wenn nun in Moritz die bloß empfangende Phantasie so Glückliches für dessen kummervolles Leben gewirkt, so hätte er selbst nach richtiger Schlußfolge von der erzeugenden, wenn sie sich frühzeitig hätte entwickeln können, noch bei weitem schneller und stärker über die äußeren Hindernisse hinübergetragen werden müssen. Und war es nicht gerade die zu früh bei ihm vorhandene und durch äußere Drängnisse herbeigeführte Nothwendigkeit, Dichtungen zu machen vor dem Vorhandensein der dazu hinreichenden ausgebildetern Schöpfungskräfte, welche ihn zu dem Spaße und der Satyre hinnöthigte? und hemmten diese nicht das Aufkeimen der Empfindung? und hinderten sie nicht an Erzeugung von Dichtungen, welche ihm Herzen, Freunde, und förderliche Verhältnisse gewonnen haben würden? Zeigte sich nicht ferner an ihm selbst: daß die Empfindung, ist sie einmal erwacht, leicht aus dem Kleinen Großes zu gestalten und damit zu wuchern weiß? daß aber die Satyre und der Witz zwar leicht hervorgerufen, aber nur bis zu einem gewissen Puncte in dürftiger Umgebung ausgebildet werden könne bis zu dem, über den hinaus Erlebnisse und ein reichbewegtes Treiben und eine Menge verschiedener Gestalten zu ihrem Elemente nöthig sind. — Der Sturmmonat des Gefühls aber ferner ist nur einem gewöhnlichen Menschen gefährlich; dem Dichter insonderheit um so weniger, als er ihn in die Poesie ableitet. Davon ist ein Beispiel nicht einmal denkbar: daß ein wirkliches Dichtergenie an den Sturmmonaten des Gefühls je untergegangen sei; wohl aber: daß er durch Erdrückung desselben verkümmern könne.

Und im Gegentheil gerade, wie die, in einem gereiften Alter bei gewöhnlichen Menschen erst hervorbrechende, Liebe, welche die Jugend vorenthielt, am gefährlichsten, am zerstörendsten werden und zu den allerexcentrisch'sten Folgen führen kann — weil sie mit dem sich nicht mehr begnügt, was den liebenden Jüngling beseligt und beruhigt: — eben so ist es mit der im gereifteren Alter erst hervorbrechenden, bis dahin unterdrückt gewesenen, empfindenden Phantasie, da, wo die Keime ursprünglich zu einer so starken und glühenden verborgen lagen, wo sie so lange geschlummert, und dieselben wie ein Schwamm von dem nach und nach eingesogenen Eindrücken eines halben Menschenlebens getränkt wurden; wie Alles dies bei Jean Paul der Fall war. Findet der Dichter sich dann in dem Momente des Hervorbrechens in einer Lage, wie die Jean Paul's, großer Gegenstände bedürfend, in welche die Phantasie hineinzuhüten, an denen sie zu absorbiren wäre, dieselben jedoch weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart um sich sehend; nur tändelnde Vorwürfe vor sich habend, denen poetische Wiedergestaltung den jugendlichen Dichter begnügt und beseligt hätte, während sich dessen Seele dennoch in sie electrisch entladen haben würde, — wie die „Laune des Verliebten“ und die „Mitschuldigen“ den Dichter des Werther in den frühesten Jünglingsjahren entladen konnten — findet sich ein Dichter nur mit diesen tändelnden Vorwürfen in einer Zeit, wo die großgewordne Reflexion an jede Schöpfung unmöglich zu befriedigende Anforderungen macht, und der aufgeladene Ballast an Wissen sich an die Flügel des Pegasus hängt, wo „die großen Auen der Wis-

jenschaft mit Bäumen der Erkenntniß irrende Düfte um ihn her verbreiten:" da kann eintreten, daß der Dichter ein Narr wird, „wie der, welcher mehr Mittel als Zwecke hat;" denn es kann ihm nicht, wie in frühster Jugend, jedes Mittel mehr Entzweck sein. — — Wir erinnern hier an Heinrich von Kleist und dessen Schicksal.

Diese Widersprüche sind nun dadurch leicht erklärlich, daß Jean Paul, — und das war allerdings von einer Seite die beglückende Rückwirkung der ihm aufgedrungenen so langjährigen Ausbildung des Kleinheitsinnes, d. h. der zerstreuenden Beschäftigung durch die Liebe zu dem Kleinen, als Stoff für die Satyre, Komik und Laune; mit jenem Sinn, der, wie er Hermann vorwirft: „Vergnügen an den erbärmlichsten Sagen und an dem Drecklocke der Lerche findet" — daß, sage ich, Jean Paul mit diesem Sinne sich sehr zum Optimismus neigte*). — Mithin bildete er sich selbst sehr leicht theils da, wo er im Arbeiten verhältnißmäßig glücklich gewesen, theils wo irgend ein Sonnenschein in sein Leben fiel, theils wenn sich ihm eine heitere Aussicht auf Erfüllung seiner heißen Wünsche öffnete — er bildete sich dann sehr leicht ein: daß Alles, wie es gekommen, so nothwendig und am besten gewesen. — Dagegen trat das melancholische und peinigende Bewußtsein von dem Widerspruche seiner Bestimmung mit seinen Mitteln wie eine erwürgende Riesenschlange um seine Seele und sein Gemüth, in Augenblicken, wo er dem, was in ihm dräng-

*) Darum giebt er demselben auch dem Fenk, zum Unterschied von Hermann, dessen schwächere Phantasiekraft den Kleinigkeiten einen so höheren Werth nicht abzugewinnen wußte.

te, keinen Ausdruck zu geben wußte. So lange die noch nicht erweckte Empfindung nicht ungestüm nach äußeren Gestalten und Träumen, darin zu wohnen und in sie sich zu ergießen, verlangte; so lange bloß die satyrische Zersetzungs- und die launige Schöpfungskraft leichtlich Material aus Büchern ihm in den beschränktesten Umgebungen fanden: so lange war auch leicht dieser Optimismus und die Freudigkeit zu erhalten. Aber nach Entbindung der ersteren konnte die Freudigkeit, ohne welche kein Schaffen möglich ist, nur durch von außen zugeführte gewisse und feste Ueberzeugung und Hoffnung auf baldige Erreichung des Zieles bewahrt, und durch immer wiederholte und aufgemunterte Versuche der glückliche Kampf mit dem überwältigenden, entnervenden und herabziehenden Gefühle unzureichender Kräfte und Mittel geführt werden, — sonst wäre Narrheit oder Wahnsinn das Loos des verkümmerten Genius geworden; und gerade, weil er mit so bedeutend mehr Kräften gegen das Schicksal ankämpfte, als Hermann: würde er eben in diesem Fall das schönere Loos eines frühzeitigen Todes nicht gehabt haben.

Es war natürlich, daß diese verschiedenen Stimmungen und die aus denselben hervorgehenden, sich widersprechenden Anschauungen, die am Ende alle seine Werke durchdringen und ihnen die harmonische Einheit rauben, ihn bald auf diese bald auf jene Seite zogen; — es war natürlich, daß dieselben immer abwechselnd von ihm auch in seinen Briefen und Selbstbekenntnissen sich wiederholten. Darum auch verwirren dieselben, wenn man jenen Punct nicht fest hält, und sie ohne Erklärung vor-

legt, mehr als sie aufhellen. — Diese Widersprüche gingen so weit, daß er an Moritz in demselben Augenblicke seine eigentlichen Freunde als gestorben bezeichnet und über allen Mangel an solchen fast weinend klagt, wo er kurz darnach Otto zujauchzt: daß sie beide nur ein Wesen ausmachten. —

An der bezeichneten Klippe hatte, sahen wir, Jean Paul im November 1790 sehr dicht gestanden. Durch seinen Roman, in welchem er in Betracht dieser Verhältnisse mit einer ungemeinen Selbstschnellkraft dem Drängen in ihm Luft geschafft, hatte er sich bis auf den Berg, von wo aus er ein gelobtes Land liegen sah, hinaufgehoben. Hätte er nun hiermit ähnliche Schicksale erfahren, wie mit seinen Satyren, was um so leichter hätte der Fall sein können, als er diesen Roman und dessen weiche und ernste Gefühle andern Männern, als solchen, deren fast weibliche Empfindsamkeit ihm bekannt war, auch nur zu zeigen sich schämte, — hätte er denselben, den er gewiß nicht auf die Märkte umherzuschicken sich je entschließen können, wieder zurücknehmen müssen: so wäre gar bald die geschaffene poetische Welt untergesunken, und Ottomar's Ideen hätten ihn wirklich, und auf immer, niedergefällt.

Denn was das Wichtigste: es war ihm dadurch nun der Muth und die Kraft gegeben, sich einen in der wirklichen Liebe concentrirenden und von jener unbestimmten und zehrenden Sehnsucht abziehenden organischen Schöpfungsgeist zu suchen und zu sich heran zu heben. Wir sahen, wie die bloße Vorstellung, unter seinen Bekanntinnen ein Wesen finden zu können, das dieses tiefe Ge-

fühl in ihm zu wecken im Stande sei, die Ahnung der Liebeseligkeit, welche ihm dadurch aufging, gewissermaßen das punctum saliens für die unsichtbare Loge zuführte; daß er aber hauptsächlich darum auch die Schöpfung unvollendet lassen mußte, als er nicht bloß das Geborenwerden, sondern das Glück und das Wehe der Liebe zu schildern hatte. — Diese Leere drang während der Arbeit selbst störend auf ihn ein, und wir finden merkwürdigerweise neben einer Arbeit, welche fast nur der Ausdruck seines Lebens und seiner Seelenzustände war und alles Drückende von ihm loslösen sollte, noch ein Tagebuch, und darin folgende Stelle (vom 21. Juli 1791): „Wenn ich in der Jugend — oder jetzt in den Minuten aus den Jahren jener — auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach: ach! was sehnte ich mich nicht, zu finden! — Du, Sehnsucht, versprachst und mahltest mir, was ich nicht sah! — Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelwogen zieht, oder Nachts ineinander schwimmende Sonnen jede mit einem Strahl den Himmel stürmt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir; oder wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist, und wenn wir, in unsre Körper eingemauert, in unsre Blicke zerfließen: — warum kömmst du denn da wieder, Sehnsucht? Warum zählest du mir denn da Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennst? Und warum machst du mein Herz so weich und so hungrig? Vielleicht

hieß der, der mir die Freude schickt, auch dir ihr nachgehen, weil bloß auf einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt, die Freude blüht, die berauscht, das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergisset: indeß du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebest!" — Aber noch bei weitem mehr führt uns die Gefahr, welcher er so nahe stand, seine Gefühle und Empfindungen in das Allgemeine zu verstieben und jeden belebenden Schwerpunct derselben zu verlieren, eine bald darauffolgende Stelle vor Augen, in welcher er nahe daran ist, sogar von dem Besitz nur eines liebenden Wesens keine Befriedigung seiner Liebessehnsucht mehr zu erwarten. — „Armer Mensch! stelle dein dürstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit dem ähnlich durstenden an deine legt! Ach, hier giebt es nur eine Geliebte, die Alles für dich vergisset, und die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag giebt, und die zu dir sagt: wir haben uns erwählt aus den Menschen! — Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen Besten heraussuchen, wo es nur einen Geliebten giebt, das ist: Gott, und Millionen Liebende, nämlich: Menschen!" — Nur durch die völlige Befriedigung und Vernichtung dieser Sehnsucht durch eine die ganze Seele ausfüllende Liebe erschafft der Dichter abgerundete und vollkommene, die ganze Welt dahinein versenkende, allen Zwiespalt der höheren und der irdischen Natur auflösende und den Himmel auf der Erde vergessen machende Schö-

pfungen. Selbst die Zerstörung solcher Welten in den Tragödien setzt die Möglichkeit und das Vorhandengewesensein einer solchen Welt auf der Erde voraus, und versöhnet und beruhigt dadurch selbst in der Erweckung des Schmerzes, der Wehmuth und der Trauer; und nur der Dichter, welcher nur einmal, wenn auch noch so kurz, in eine solche Liebe sich hat versenken können, nur der vermag selbst eine solche Tragödie zu schaffen. Nur wer das Glück von Werther's Liebe genossen, vermochte deren Weh zu schildern; und an dem tiefen Eindruck, den Werther gewährt, hat das Mitgefühl, oder gewissermaßen die Beneidung der Empfindung, die er genoß, fast mehr Antheil, als die erschütternde Wehmuth über seinen Untergang. Und wie Vielen schiene der Genuß einer Werther'schen Liebe mit einem frühzeitigen Jünglingstode nicht zu theuer erkauft! — Jean Paul fand nun zwar nie mehr eine ganz sein Wesen in sich versenkende und beglückende Liebe, indem sich später seine Phantasie zwar schnell aus dem gewöhnlicheren Wesen selbst ein Ideal erheben konnte, es jedoch sehr bald durch den dreißig- und vierzigjährigen Verstand wieder zerstörte; — und daher der Riß, den bei aller Erhebung im Einzelnen dennoch fast alle seine Werke in der Brust zurücklassen. Jene unbesiegte Sehnsucht und jenes unzubefriedigende Streben nach Allliebe, das Keine hienieden mehr vollkommen beseligt, endigt alle seine Schöpfungen, selbst die dem Plane nach bis an's Ziel geführten. — Aber daß er, vermöge der glücklichen Wendung in Folge der unsichtbaren Loge noch als es Zeit war so viel Liebe kennen lernte, um sich den gegründeten Hoffnungen und Täuschungen: daß ihm

diese beseligende Befriedigung gefunden sei; und daß er mit dem Entschwinden derselben ein wirkliches Gut der Art verloren zu haben und betrauern zu müssen eine Zeit lang glaubte: — das rettete den reichen, wenn auch nicht ganz ausgeprägten, Schatz, den er uns hinterließ. —

Aber welch' ein sonnenheller und blühender Sommer war ihm jetzt beschieden! Zuerst noch die Frühlingsmonate voll nachklingender Empfindungen aus seinem Buch in der von der Vollendung desselben noch freudig zitternden Brust! Es trieb ihn hinaus, im Mai und im Juni, in die grünende blauumzogene, von ihm selbst verklärte, Natur und, nach ihrer poetischen Erhebung, die Orte selbst wieder zu besuchen, die er mit seinen Gestalten bevölkert; Steben, sogar Baireuth und die Fantasie. Ein eben so heiteres als empfindungvolles Leben spricht aus den wieder aufgenommenen Briefen an seine Höfer Freundinnen, und sein gewonnenes Selbstvertrauen und namentlich die durch das Aussprechen im Roman überwundene Scheu des Offenbarens seiner Empfindung in Brief- und Gespräch, selbst gegen solche, an denen das Herz keinen besonderen Antheil nahm: gab dem Verhältniß zu ihnen eine ganz neue Wendung. In seinen Briefen an sie wehte von jetzt an durchaus ein saft- und blüthenreicher, rein dichterischer Duft, der bald mit dem Wölkchen zum Abendroth flattert, bald die grüne Erde, bald eine frische rosige Mädchenwange küßt. War er ihnen früher nur der heitere und theilnehmende Freund, so war er ihnen jetzt auch der Dichter, und er genoß zum ersten Mal die Wonne jener eigenthümlichen und nicht zu beschreibenden, pflegenden und wohlthuenden, auszeichnenden, zutraulichen

Aufmerksamkeit, welche Frauen immer so gern dem Dichter schenken, vermöge welcher sie ihm gestatten, was keinem Andern, was Göthe vielleicht von Allen am meisten erfahren, und darum im „Tasso" am lieblichsten geschildert hat. — Welche Blumenketten wob da eine Stunde nach der andern um das Leben und um die Träume des Dichters! Wie sanft streichelte das Geschick mit den feinsten Händen der Frauen sein in dem Stillleben dieser Monate von keiner Leidenschaft bewegtes und von den Vibrationen während des angestrengten Schaffens am Roman sich erholendes Herz! Wie viel werther ward ihm aber dies Verhältniß dadurch, daß die Mädchen ihn zu einzelnen, für sie bestimmte, Dichtungen veranlaßten, mit denen er seine Sabbathwochen, die er zum ersten Male erlebte und so schön in dem nächstfolgenden Dichtwerke schilderte, unterbrach. Eine solche Aufforderung war ihm das schönste Geschenk. So wie er sie erhalten, siedete wenige Minuten danach der Kaffee, damit er sogleich beginne. Hatte er doch, wonach er sich so lange gesehnt: Leserinnen, und aufmerksame, die Thränen der Rührung, Erhebung von ihm begehrten! So schrieb er in den Monaten Mai und Juni für Amöne Herold ein „Hochzeitgedicht für eine Freundin" (siehe Herbstblumine Bd. 1. S. 96.); für Helena „der Mond, eine phantasirende Geschichte" (siehe Quintus Fixlein), und sogar in Folge einer Aufforderung „einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele," aus welchem der Grundriß zu dem „Kampanerthale" und zu „Selina" entstand.

Als nun aber in diese Sabbathwochen Moritz und seine Briefe und seine Verheißungen und sein Gold und

das Versprechen seiner Ankunft hineintraten: da nahm seine Seele, der sich ein weites Paradies der Zukunft eröffnete, einen neuen kräftigeren Aufschwung, und zwei Monate darauf saß er, am 21. September, nicht nur in der Werkstatt, bauend an einem neuen Roman, jetzt schon auszuführen strebend, was ihm am Schluß der unsichtbaren Loge zu schwer erschien: sondern er hatte auch jener Caroline, an die er vor Beginn der unsichtbaren Loge jenen Januarbrief geschrieben und welche mit dem neuen Entschluß zu einer zweiten größeren Schöpfung wieder in seine Seele eingezogen und von der kräftigeren und kühnern Phantasie noch glänzender emporgehoben worden war, gleichsam, als der mächtigeren Schutzgöttin des riesigeren Unternehmens, seine Liebe erklärt. — Doch hatte er selbst da noch nur jenen innern Muth und den der Liebe; der Welt aber seine tiefen Empfindungen, welche die schaffende Dichtkraft aus ihm herausgedrängt, unter seinem Namen vorzuführen, hatte er eben so viel Schaam, wie früher Scheu, durch die Satyren für einen herzlosen Menschen gehalten zu werden und bei der Nennung seines Namens nicht eine liebevolle Erinnerung zu erwecken. Er glaubte schon viel gethan, daß er die beiden ersten, in's Französische übersetzten, Vornamen preißgab, und die Vorrede „von der Höhe des Fichtelgebirges" datirte. Warum er übrigens überhaupt auf seinen Titeln den Namen Jean Paul beizubehalten beschloß, deutet er selbst im Anfange seiner Selbstbiographie an: es schien ihm der von Tausenden geführte und so prosaische Name Richter zu wenig in den Lesern eine angenehme und seiner Eigenthümlichkeit sich anpassende Erinnerung zu

wecken, und ihn mit jenen Tausenden unbedeutender Personen, die denselben führten, zu vermischen; und unser Gefühl wird die vollkommene Richtigkeit des seinen schlagend erkennen, wenn man in F. H. Jacobi's späteren Schriften und selbst Herder'n von einem Friedrich Richter sprechen hört. Daß der ebenfalls oft nur Jean Jacques genannte Rousseau ihn zu jener Französirung zunächst veranlaßte, liegt am Tage, und Zufall und Absicht vereinigten sich hierin sehr glücklich, indem dieser Name sowohl an die tiefe Empfindung, Erhabenheit und das Streben nach Menschen- und Völkererziehung Rousseau's, wie an dessen Eremitenleben, seine excentrischen Sonderbarkeiten und besonders auch an seinen Republikanismus erinnert, mithin für Richter's eigenthümlichen Ernst, wie für seinen Scherz, sein Leben und seine Bestrebungen, ein ähnlicher Name ein vollkommen passender Träger schien — ein Name, mit dem er sich gewissermaßen eine poetische Jacobinermütze auf das Haupt setzte, unter welcher die deutsche Philisterhaftigkeit der Gesinnung und jede von dem Conventionellen in der Kunst wie im Leben angenommene Rücksicht abzulegen, dennoch aber nach deutscher Art gewissermaßen die bürgerliche und persönliche Existenz des Verfassers zu verbergen war. —

Von diesen Puncten aus ging er an die Bearbeitung des Hesperus, fünf Monate nach Vollendung der unsichtbaren Loge; und mit Hülfe jener äußeren Eindrücke und Ermunterungen, so wie der höchsten inneren Anstrengungen, blühte während der einundzwanzigmonatlichen Geburtzeit dieser Schöpfung alles in ihm auf, dessen Knospen und Keime nicht unterdrückt waren; —

wiewohl er selbst — und das gab ihm hauptsächlich dazu den Muth und die Kraft — noch auf ganz andere Gestaltungen seines Seins und aus denselben hervorgehende Weltschöpfungen in der Zukunft hoffte. Seine moralischen, dichterischen und intellectuellen Lehrjahre vollendeten sich. Wie er sich als Mensch und Dichter, und wie sich seine Lebensweise in dieser Zeit gestaltete: so blieb er, trotz seines Strebens, unabänderlich bis an das Ende seiner Laufbahn. — Doch begleiten wir ihn sogleich in die Werkstatt des Hesperus, neben welcher er seine Schwarzenbacher Akademie, doch, wie bereits erwähnt, nicht mehr als Dichter, sondern als Lehrer, forttrieb.

Da im Allgemeinen binnen der Zeit, die zwischen der Beendigung der unsichtbaren Loge und dem Beginn des Hesperus mitten inne lag, die extensiven Mittel Jean Paul's sich nicht vermehrt hatten und auch während der Arbeitzeit wenig Zuwachs erhielten: so mußte er schon darum auf demselben Boden und mit demselben Charakter- und Intriguenstoff das neue Gebäude aufzubauen versuchen. Der ganze Unterschied zwischen dem Hesperus und der unsichtbaren Loge ist somit im Wesentlichen der: daß der erstere, mit dem geschickter benutzten Material, als ein nicht zu groß Angelegtes und das Hindernde für andere Zwecke Ausscheidendes, ein bis unter Dach gebrachter Bau ist. Was in dieser Beziehung dem Dichter des Hesperus über die in ihrer spätern Anlage bei weitem höher strebende unsichtbare Loge eine so große Ueberlegenheit gab, war: daß er bis zur Vollendung des Grundrisses in kurzer Zeit glückliche Liebe gewann und wieder verlor, und daß er aus den Mißgriffen und Ir-

thümern, die bei der unsichtbaren Loge begangen worden waren, Lehren folgerte, und diese zu benutzen verstand. Er mußte sich nämlich in Bezug auf die Charaktere, wie auf die Intriguen und auf das zu erreichende Ziel, zu beschränken. Statt wie dort nämlich sich von drei gleichbedeutenden Charakteren repräsentiren zu lassen, schmolz er den Ottomar, den Fenk und den Gustav in eine Person zusammen und theilte dasjenige von ihrem Wesen, was der Harmonie und der Schönheit eines Helden, der das Interesse und die Liebe der Leser an ein glückliches Ziel mitbringen sollte, Eintrag that, theils Nebenpersonen zu, theils dem, eben deshalb ganz subjectiv in den Roman nicht bloß eingeführten, sondern sogar in die Handlung verwickelten Erzähler, wie den zu ungeregelten und zu derben Fenk'schen Spaß. Was die Intrigue anbetrifft, so stellte er, wie es sich auch durch jene Charakteranordnung von selber bedingte, die der Fürstenhäuser in der Schilderung eines hohen Fürstenjünglings in den Hintergrund, so daß sie ihn der Schilderung edler fürstlicher Gestalten überhoben, und brauchte sie nur als eine das Ganze zusammenhaltende Maschinerie, welche zugleich seine Bühne in die Nähe eines Thrones rückte, so daß er die höheren Stände zur Disposition hatte und seiner Satyre nie die hervorragendsten Puncte zu entziehen brauchte. Dagegen brachte er die in der unsichtbaren Loge bereits angelegte Liebesverwickelung, in sofern sich die Hauptpersonen wegen Unkenntniß und Unklarheit ihrer verwandtschaftlichen Verhältnisse in leidenschaftliche Spannung versetzen, ganz in den Vorgrund, und benutzte nur die Hofintriguen auch noch dazu, diese Verwickelung durch

die Verwirrung der bürgerlichen und geselligen Verhältnisse vielseitiger zu machen. — Zu gleicher Zeit gab der Platz, den Ottomar und Fenk räumten, Gelegenheit, dem mißtrauischen und eifersüchtigen Freunde desselben thätigen Antheil an der Handlung auf der um sehr Viel heruntergezogenen Bühne zu geben. Die Vereinigung jener drei männlichen Hauptpersonen in eine zwang nun auch den Dichter, mit einem bereits erwachsenen Helden aufzutreten, und nöthigte ihn zugleich, alles unmittelbar Belehrende, das Gepräge eines Lehrcompendiums an sich Tragende, zu entfernen; — wie der ächte Dichter seinen Zweck nur durch Handlung und durch Resultate in seinen positiven oder negativen Charakteren veranschaulichen soll. Statt des Zöglings mußte er vorführen den Erzogenen, statt der Erziehstube den Lehrer. —

Im Allgemeinen aber ist die poetische und pädagogisch-psychologische Tendenz des Hesperus durchaus die nämliche, als die in der unsichtbaren Loge, nur mit dem Unterschied: daß der bereits ausgebildete Held, gewaffnet mit dem Witz und einer dennoch neben demselben ausgebildeten und nicht unterdrückten Empfindung und in der bereits zu Stande gekommenen Harmonie beider, die Prüfungen, welche im Leben die große Welt und die Liebe stellen, dadurch eben besteht — mit einem Wort: er ist ein jugendlicher, verklärterer Humorist, der vollkommene Abdruck des Dichters, der durch die Gestaltung desselben auf's Neue seinen Optimismus bewährte. Auch die Verhältnisse, welche diese Doppelnatur in Victor motiviren, sind im Wesentlichen ganz dieselben, nur erscheinen sie natürlich unter andrer Form, und wenn auch in

der Scenerie weniger poetisch als in der unsichtbaren Loge, doch dramatisch lebendiger. Was in der ersten der Herrnhuth'sche Genius war, ist der mit dem Victor, den der Dichter vergeblich als einen Jüngling darzustellen sucht, im Hesperus bereits zum ältern Manne herangereifte Indier Dahore oder Emanuel. — Derselbe hat elf Jahre lang in London den Knaben Victor erzogen; aber nicht unter der Erde, sondern auf englischem, das heißt für Jean Paul, welchem Sterne, Swift, Pope und Young's Satyren in der Vorstellung England mehr vertraten, als des Letztern „Nachtgedanken“: auf witzigem und humoristischem Boden, auf industriellem und practischnützendem ohnehin. — So wie man daher schon darum Gustav's Kindheit und Jugendzeit von Victor ebenfalls durchlebt ansehen muß: so gehet offenbar zugleich auch aus dem Hesperus hervor, daß der Dichter schon in der unsichtbaren Loge die Idee hatte, den Herrnhuth'schen Genius wieder vorzuführen und ihn dieselbe Stelle, wie Emanuel im Hesperus, einnehmen zu lassen*). Aber nicht bloß der erste Abschnitt von Gustav's Jugend ist dem Victor in seiner Erinnerung zugetheilt, sondern auch der, welchen der Dichter Jenem aus seiner eigenen schenkte; ja, er machte Victor's Jugend der seinigen noch ähn-

*) Selbst in der unsichtbaren Loge deuten zwei Stellen darauf hin. Erstens läßt er den Genius, trotz seiner Jünglingsgestalt, bereits zweiunddreißig Jahre alt sein; zweitens führt er ihn, nachdem er lange verschwunden, plötzlich zu Anfange eines Kapitels neben Ottomar, Gustav und Fenk unter den hohen oder „Festtagsmenschen“ in seinem Romane an. Und im Hesperus wiederholt sich bei der Erzählung von Victor's Kinderjahren die erste Bezeichnung für den Dahore wörtlich.

licher, indem er ihn ebenfalls auf einer Pfarre sie verleben ließ, jedoch den nach dem Zweck des Werkes modificirten Charakter des Helden dadurch motivirte: daß er ihn weniger an empfindungsvolle Erlebnisse aus derselben, sondern mehr an komische sich erinnern ließ und gewissermaßen so darstellte, als habe derselbe schon damals das Ernste gemüthlich zu parodieren gesucht. Auf diese Weise sollte also von Victor abliegen eben so fern eine Alles verflüchtigende und die Energie auflösende Schwärmerei, wie der Alles zersetzende und negierende Satyr; welche beide jene Harmonie aufheben, die die Erreichung von etwas Großem, so wie ein edles Lebensglück nur allein möglich macht. — Einem geistig gesunden Helden mußte natürlich eine gleiche Heldin zur Seite stehen, die eine solche Höhe behauptete, um dem ersteren Interesse einflößen zu können, und welche für seine Weise Sinn und Empfänglichkeit zu haben im Stande war. Sie durfte daher nur mittelbar in die Nähe des Erziehungskreises gerathen, dessen Einwirkungen von der einen wie von der andern Seite eben nur ein Mann zu widerstehen Kraft genug gehabt hätte. — Damit sie jenen leidenschaftlichen Scenen nicht, wie Beate, unterläge: wurden ihr auf der einen Seite ein weniger feindlicher Boden im älterlichen Hause, auf der andern Seite aber in der Poesie Emanuel's eine die höhern Seelenkräfte stärkende Schutzwehr gegeben; indeß sie dennoch fern genug von ihm gehalten ward, um nicht von derselben aufgelößt zu werden. So ist sie nicht direct in die Hände Emanuel's gegeben, sondern ist durch eine Freundin, Giulia, und später durch Victor selbst, nur von Zeit zu Zeit an ihn geknüpft; und

hier tritt denn schon dieser Gedanke hinsichtlich des Verhältnisses und der Wirkung der Poesie auf das weibliche Geschlecht näher heran. —

Auf diese Weise hatte der Dichter von vorn herein aus den beiden Hauptcharakteren psychologisch alles entfernt, was ihrem Romanleben auf irgend eine Weise den Keim der Zerstörung hätte mit sich führen können; wie in der unsichtbaren Loge bei allen fünf Hauptfiguren, wohin wir außer Beate auch noch den Genius rechnen. Aber er sorgte auch durch die äußeren Verhältnisse dafür, den Helden immer von Lebenskreisen ausgehen und ihn in sie zurückführen zu lassen, die der Dichter vollkommen kannte und darum zu beherrschen im Stande war. Dagegen wußte er auf der andern Seite, durch die Verwikkelung ihn mit den Höchsten wie mit den Niedrigsten in Berührung zu bringen. Den psychologischen Motiven des Charakters und den äußerlichen der Verwickelung, so wie den Bedingungen, welche die beschränkten Erfahrungen des Dichters im Betreff der zureichenden Ausfüllung des Raumes durch Ausmahlung ihm bekannter Zustände und die nothwendig zu beschränkenden Ideenkreise des Helden forderten: wurde darum auf gleiche Weise durch die Beibehaltung des Fenk'schen Standes entsprochen. Die Unabhängigkeit, welche der Humor fordert, ist einem Arzt gegeben, dem aber dennoch Fürstenpaläste wie Hütten offen stehen.

Nachdem diese Hauptpersonen, als die leitenden Achsen, um welche sich alles übrige drehet, dadurch der Grundidee gerettet waren, daß alles Negative von ihnen ausgeschieden worden, konnten die moralischen und intel-

lectuellen Irrthümer auf die eindrucksvollste Weise, selbst bis zu ihrem vernichtenden Grade, an Andern dargestellt werden; und der große Fortschritt von des Dichters poetischer Intellectuellität besteht hauptsächlich darin: daß er die zerstörenden Folgen dieser Irrthümer nicht mehr an denen darstellt, die deren Einfluß durch Zufall anheim fallen, sondern an denen selbst, von welchen sie ausgehen; — und daß er im Gegentheil auf poetische Weise den Zufall denen, die von den Urhebern der Irrthümer hätten verschroben werden können, zu Hülfe kommen läßt. So verzehrt seine herrnhuth'sche, bis zum Wahnsinn der Schwärmerei steigende, empfindende Phantasie den Genius oder den Dahore bis zu einem solchem Grade: daß er in dem Moment seiner höchsten Verzückung, wo er das Hinaufsteigen in die unthätig ersehnte zweite Welt erwartet, von dem Eindruck eines aufspringenden Pulverthurms vernichtet wird. Eben so wird der kalte, ohne Glauben an ein Jenseits handelnde Lord, nach der Erreichung eines großen Zwecks, die ihn ohne eine weitere große Beschäftigung läßt, ohne welche aber die Erde ihm zu leer und zu matt, und auf ihr gar nichts mehr des Strebens, des Hoffens und des Wünschens würdig erscheint, aus Mangel an aller Phantasie ein Selbstmörder, der sich auf einer dunkeln Cypresseninsel erschießt. — Man sieht, daß sich Ottomar in diese beiden Charaktere gespalten hat, und daß der Dichter ebenfalls in Verlauf der Arbeit der unsichtbaren Loge diesen Charakter auch schon darum aufgeben mußte, weil die bloße Vereinigung einer nach dem Jenseits strebenden Phantasie und einer Seele, die wegen innerer Leere verzweifelt an der Erde und mit

dem Wunsch der Auferstehung den der Vernichtung theilt, eine Unmöglichkeit ist. —

Die Nothwendigkeit, dem Freunde des Helden einen thätigen Antheil an der Handlung einzuräumen, und durch dessen kräftig sich äußernde Eifersucht und mißtrauische Gesinnung das Glück der Liebenden von außen, nicht bloß durch die Verwirrung und Unklarheit ihrer bürgerlichen Verhältnisse, stören zu lassen: erzeugte den Charakter des Flamin. — Ein solcher, wie Amandus, mit passiven Tugenden und Fehlern, die nur quälen, aber nicht handeln konnten, war hier nicht mehr zu brauchen. Es war ein doppeltes Problem in ihm zu lösen; ihm so viel Kräfte zu geben, daß er schaden; doch auch so viel kräftige Tugenden, daß er der Freund Victor's sein konnte. Der Dichter benutzte sehr geschickt diese Forderung, um ihn auf eine andere Weise, als den siechenden Amandus, zu der Hauptidee in irgend eine Verbindung zu bringen. Man könnte ihn den jüngern Lord Horion nennen. Wie dieser, ist er ursprünglich ohne Phantasie, schätzt das Dichterfeuer nicht, erwartet daher Alles von diesem Leben, sowohl das Ziel und den Nutzen alles Strebens, wie alles Glück; es fehlt ihm darum eine höhere Idee, welche ihn über die Fehlschlagungen irdischer Wünsche, die seine Seele ganz einnehmen, zu erheben vermöchte. Darum beherrschen ihn alle Leidenschaften; der Zorn macht ihn blind, die Begier zu handeln und zu nützen tollkühn; er ist jeden Augenblick in Gefahr, sich und Andere zu verderben; seine Freundschaft wie seine Liebe sind daher nur zerstörend. Dennoch aber ist er ebenfalls der Schüler Dahore's und der Freund Victor's. Daher haben seine Lei-

denschaften an sich edlen Zweck. So wie er selbst mit Ungestüm sich ein Glück auf der Erde sucht, weil er kein geistig höheres kennt, und er darum, so lange er Clotilden liebt, für nichts anderes Sinn hat, als für ihren Besitz: so kennt er auch für Andere kein höheres Glück, als das irdische, das er ihnen verschaffen will. Feind alles Träumens, ist er Jurist, Politiker, Jacobiner, und will Institutionen einreißen und aufbauen, aber nur immer in der Leidenschaft, welche, nur die Gegenwart und den Augenblick vor Augen, nicht für die Zukunft schaffen will, sondern sogleich beim ersten Einfall — und wenn es ihn selbst mit hinabrisse. — Er kann daher eben so wenig Lebenshindernisse ertragen, wie Dahore; aber er spießt sich an den Stacheln des Lebens, während Jener unter einsame Blumen sich vor ihnen verbirgt. Es ist vorauszusehen, daß er untergeht, wenn ihn ein großes Herzweh trifft, oder wenn er keinen großen weiten Wirkungskreis ohne Hindernisse erhält. Darum wird er vor dem erstern gerettet, weil die Liebe zu Clotilde an der Entdeckung, sie sei seine Schwester, sterben muß, und weil zugleich dieselbe Entdeckung, die ihn zu einem der natürlichen Söhne des Fürsten macht, ihn aus dem Kerker, wohin ihn sein Ungestüm geführt, zu einem hohen Wirkungskreis erhebt. Flamin ist darum nicht nur ein sehr bedeutender, sondern auch der lebensfrischeste und in künstlerischer Hinsicht gelungenste Charakter des Romans, und auch darum von ungemeiner Bedeutung, als es der einzige edle jugendliche Charakter in allen Schöpfungen Jean Paul's ist, zu dem er aus sich selbst gar nichts gethan hat und der völlig objectiv außer ihm steht. Er hat zugleich nicht nur den

bestimmtesten Umriß, sondern auch nichts von der Weichlichkeit und Zerrissenheit, wie alle ernste aus des Dichters Seele allein hervorgegangene Charaktere. Er steht als das kräftigste Zeugniß dafür da, was Jean Paul in künstlerischer Beziehung hätte leisten können, wenn er Mehrere im Leben in der Bildungsepoche neben sich hätte stehen sehen. Wer war aber das Vorbild? — Christian Otto — ergriffen von dem zu gleicher Zeit mit dem Beginn des Hesperus erfolgten Ausbruch der die französische Revolution bekämpfenden Kriege, und noch nicht völlig durch den Freund in seiner Selbstständigkeit vernichtet, im Gegentheil durch denselben auf eine Zeit lang in seiner eigenen Sphäre emporgehoben. So ist denn auch Flamin selbst durch die Berührung mit dem plastischen Dahore wärmer geworden, als er es eigentlich der Natur nach sein kann, indem durch diesen, — und dies knüpft ihn namentlich an des Dichters psychologisches System, — zwar nicht seine Phantasie erweckt, wohl aber seine Leidenschaften stärker und wärmer geworden sind; während das mathematisch-praktische Talent in ihm unausgebildet blieb. Darum nun nimmt er gerade von den Engländern, mit welchen er umgeht, nur deren ernste Tollheiten an. Auch ihm kommt also somit der Zufall zu Hülfe, so wie dem Vorbilde Otto, das zwar durch die spätere Berührung mit dem excentrischen Freunde aus den Fugen des bürgerlichen Lebens herausgebracht und mit untergeordneten Thätigkeitskreisen nicht mehr zu befriedigen ist, dem das Leben aber durch die gewährte stete Anschauung und Beschäftigung mit dem Freunde ausgefüllt wird. —

Doch es ist nun endlich Zeit, die Intrigue und Ver-

wickelung des Hesperus, an denen diese Ideen zur Anschauung gebracht werden und welche die dazu nöthigen Scenen herbeiführen, klar vorzulegen. Es ist dies bei keinem Romane so nöthig. Sie sind verwickelt, und dem Dichter wurde stets die Anschaulichmachung der Intrigue durch die Handlung oder in dem Mund der Charaktere äußerst schwer. Er erzählt dieselbe darum fast episodisch gelegentlich, und vermochte selbst dabei nicht seine Metaphernsprache zu vergessen. Endlich wollte er sonderbarerweise die Leser gern durch die Verwickelung spannen und überraschen, und das ohnehin etwas Unklare noch mehr verstecken. — Hunderte haben vielleicht den Hesperus gelesen und sind von ihm entzückt worden, ohne sich je von dem Gange und von den Motiven klare Rechenschaft geben zu können.

Der Fürst Januar, der letzte Sproß eines Fürstenstammes, hat sich durch frühere Ausschweifung zur ehelichen Fortpflanzung seines Geschlechtes untauglich gemacht, dagegen auf seinen früheren Reisen fünf Söhne gezeugt. Der Lord Horion, ein Engländer, der nach dem Verlust seiner geliebten Gattin nach einer Thätigkeit dürstet, welche ihm die Leere des Herzens mit dem Getriebe weit eingreifender Staatspläne ausfülle, bemächtigt sich des Fürsten als Leiter, und sucht dem Lande in jenen Söhnen desselben künftige, kräftige und tüchtige Regenten zu erziehen. Darum läßt er diese Kinder, für welche er dem Fürsten ein Interesse erweckt, verbergen, um sie ohne allen störenden Einfluß erziehen zu lassen, und um dadurch, daß er sich allein als denjenigen darstellt, der durch seine Geistesüberlegenheit diese Kinder wieder zu verschaf-

fen wissen würde, den Einfluß über den Fürsten sich zu erhalten. Dieser wird ihm besonders von dem Minister Schleines und dessen Sohne Matthieu zu entziehen gestrebt, und diese Beide suchen besonders die Kinder des Fürsten aufzufinden, um sich durch sie emporzuschwingen. Von den Söhnen des Fürsten greift nur einer direct in die Handlung ein: der Freund des Helden; und deshalb werden wir auch nur mit den Mitteln, wie dieser verborgen, und mit der Weise, wie er erzogen worden, näher bekannt gemacht. Flamin, der Letztgeborene, dessen Mutter, eine Nichte des Lords, ein anderer nach Einfluß auf den Fürsten strebender Höfling, der Kammerherr Le Baut, in dem Augenblick heirathet, wo der Lord nach den in Frankreich gelassenen anderen vier Söhnen ausgeschickt wird, soll eben aus England nach Deutschland zurückgenommen werden. Es droht dem Lord, daß der Fürst über dem Besitze Flamin's die übrigen Kinder vergessen und durch die Frau Le Baut's und deren Sohn ganz in die Hände des ersteren gerathen werde. Der Lord kommt zur rechten Zeit hinzu, beredet die Mutter Flamin's, seine Nichte, sich mit demselben von dem in seiner Schlechtigkeit ihr geschilderten Kammerherrn zu trennen, ihm das Kind des Fürsten zu überlassen, und vertauscht es mit dem zugleich geborenen Sohne des Predigers Eymann, der den Fürsten auf der Reise begleitet und auf derselben eine Kammerjungfer Le Baut's geehlicht hat. Um sich für die Fälle der Abwesenheit von dem stets zu beobachtenden Fürsten einen Stellvertreter zu erziehen, nimmt er den mit dem Fürstenkinde vertauschten Sohn des Pfarrers, Victor, den Helden der Geschichte, an

Sohnes Statt an, da sein eigener, Julius, blind geboren ist. Verstehend, Menschen der verschiedensten Art als Mittel zu gebrauchen, übergiebt er die Kinder Flamin, Victor und Julius dem Dahore zu erziehen, und läßt dann Flamin und Victor nach Deutschland gehen, um sie erst im Hause von Flamin's Adoptivvater, dem Pfarrer, dann den Flamin, seiner Bestimmung gemäß, die Rechte, den Victor, seinen angenommenen Sohn, Medicin studiren zu lassen, um ihn später als Leibarzt zu dem Fürsten zu bringen. Seine eigenen Kinder, Julius und Giulia, hat er ebenfalls in seine Nähe kommen lassen, jedoch an einen andern Ort und ohne Wissen Victor's, der durch den weichen Indier für die ihm bestimmte Rolle auf die Länge untauglich hätte gemacht werden können. Darum nimmt Dahore in Deutschland den Namen Emanuel an. Clotilde, das zweite Kind von Flamin's Mutter, jedoch mit Le Baut noch in London erzeugt, ist ihrem Vater nach Deutschland gefolgt, der sich nach seinem Sturz bei Hofe auf sein Gut St. Lune zurückgezogen hat, wo auch Eymann, der Vater Victor's und Pflegevater Flamin's, Pfarrer geworden war. Von da aus ist sie mit Giulia, und durch diese in deren Wohnorte Maienthal mit Dahore bekannt worden, und wird von Letzterem, als sie erwachsen ist, dem durch Schmerz über den Verlust seiner Gattin allmählig blind gewordenen Lord zur Vorleserin seiner Briefe, und somit zur Vertrauten von dessen großen Geheimnissen, empfohlen. Matthieu aber, der Sohn des Ministers Schleunes, ein schlauer ebenfalls excentrischer Bursch, dessen reiche Phantasie von einem durchaus verderbten Herzen geleitet wird, und dem

der Dichter die sonderbare Fertigkeit zulegt, die feinsten Stimmen, sogar die einer Nachtigall, täuschend nachzuahmen, wittert das Vorlesen Clotildens aus, schleicht sich an ihre Stelle zu dem blinden Lord, lies't ihm einen eingegangenen Brief vor, kommt so hinter die Geburt Flamin's, und schließt sich darum an diesen an, abwartend, ob er nicht auch hinter die übrigen Pläne des Lords kommen könne. Letzterer ahnet diesen Betrug, und ist bei Eröffnung des Romans im Begriff, seinen Gegnern durch die Herbeiführung aller Kinder entgegen zu kommen, wird aber durch den Umstand daran gehindert: daß der fünfte Sohn selbst ihm verschwunden ist, und er muß sich darum aufmachen, denselben durch Europa aufzusuchen. Von diesem Moment an bis zum Auffinden dieses fünften Fürstensohnes geht der Roman, und alle Handelnde werden durch die Folgen in Bewegung gesetzt, daß Einigen das Geheimniß, welches während der Abwesenheit des Lords ferner verschwiegen werden muß, bekannt ist, Anderen aber nicht, während zugleich Victor seine Stelle als Leibarzt des Fürsten antreten muß. Das handelnde böse Princip des Romanes ist Matthieu. Er befördert absichtlich die sich verirrende Liebe Flamin's zu Clotilden, seiner Schwester, seine Eifersucht und sein Mißtrauen gegen Victor, und bringt den Hitzkopf, dessen Republikanismus durch die Ankunft dreier junger Engländer noch mehr entflammt wird, in die gefährlichsten Lagen, um sich nachher ein Verdienst daraus machen zu können, dem Fürsten seinen Sohn durch Aufdeckung des Geheimnisses in Bezug auf Flamin erhalten zu haben, und den Lord als den Anstifter dieser Verwirrung durch seine geheimen

Machinationen, und namentlich auch als der Verpflanzung revolutionärer Grundsätze in die Seele des angeblich nur deshalb geheim erzogenen Regentensprossen, verdächtig zu machen und zu stürzen. Als der fünfte vom Lord vermißte Sohn nun wird der Dichter selbst erkannt, und seine Herbeiführung erledigt zur rechten Zeit die Verwirrung. Alle übrigen Nebenverwickelungen laufen natürlich aus diesem Hauptfaden.

Man sieht auf den ersten Blick bei allem Excentrischen, äußerlich Unwahrscheinlichen, an die erste Kindheit der Poesie erinnernden Erfindung dieses Planes dennoch die ungemeine Anlage des Dichters auch in dieser Beziehung, und wozu sie in der Mitte eines reicheren Lebens sich hätte heraufbilden können. Mit sehr großer Geschicklichkeit ist der Plan angelegt, um allen Reichthum und die Tugenden des Dichters entfalten zu lassen und alle Gelegenheiten, wo seine Kräfte nicht ausreichen würden, zu entfernen. Auf der einen Seite knüpft sich diese Welt an seine einsame Seele und an seine dürftigen und idyllischen Umgebungen an, und auf der andern setzt sie ihn in den Stand, die Fühlfäden aus seinem Schneckenhause nicht nur bis an Throne, sondern sogar bis an die erschütternden Weltereignisse der Zeit auszustrecken. Er hat es zwar aufgegeben für jetzt, einen edeln Fürstensohn zu schildern, aber er schließt einen solchen darum aus dem Roman nicht aus, sondern führt von den fünf Fürstensöhnen nur zwei besonders ein, die mit Mängeln und Schwächen, wenn auch nicht unedlen, behaftet sind, läßt die drei andern, eben jene Flamin emporhebenden Engländer, nur vorübergleiten, legt ihnen aber glühendes

Freiheitgefühl, Haß gegen Unterdrückung und Verachtung philisterhafter Beschränktheit bei, und giebt so wenigstens seiner Phantasie freien Spielraum, den eigentlichen titanischen Jüngling, der in seiner Einbildungskraft noch nicht sich entwickeln kann, sich unter denselben verborgen zu denken. — Dagegen aber führt er durch die französische Revolution, deren begeisterter Anhänger er stets gewesen und deren vorübergehende Ausartung ihn nie irre gemacht; — er führt in ihr die ganze große neue Zeit wie eine über der ganzen Menschheit hellleuchtende Wolke an dem Rande des Gesichtskreises vorüber, den er von der Höhe seines inneren Tabor überblickt. Während er sich ferner mit dem Glücke und dem Schicksale zweier Liebenden zu beschäftigen scheint, hat er weder die psychologische Idee der unsichtbaren Loge, noch das hohe Ziel: einen kräftigen Menschen auf den höchsten Höhen des äußeren und inneren Lebens zu schildern, aus den Augen gelassen. — Er ist sich zwar bewußt, daß er von jenen Ideen nur einen Theil hier wieder darzustellen vermögen werde, zeigt aber das Höchste in weiterer Ferne. Er will sich nur nicht von einer zu gewaltigen Idee, welcher er sich noch nicht gewachsen fühlt, überwältigen, an den Beginn abermaliger Riesenruinen die Kräfte nicht verschwenden, und sich von dem Anbau und der Belebung der um ihn liegenden Blüthenfelder und Auen nicht abhalten lassen. Dies und sein Seelenzustand, die damaligen Grade und Verhältnisse seiner Kräfte, wie seine nächsten Umgebungen bestimmten durchaus die Zusammenstellung ganz verschiedener Lebenskreise. Hierdurch bedingte sich nothwendig das Excentrische des Planes, weil

jene sowohl verschiedene und entgegengesetzte Stoffe, als Manieren der Darstellung forderten: nämlich solche, in welche der Dichter bei einer Gelegenheit die Liebe abtheilt: niederländische, französische, italiänische. — Es drängte stürmend in ihm, die reine hohe Liebe darzustellen, die Seligkeit derselben und ihr Weh, bei deren Vorstellung früher schon sein ganzes Herz gezittert, die er so eben sogar selbst zu fühlen angefangen, und bei deren Herantreten sein ganzes Innere sich ergoß! Auf der andern Seite aber trieb es ihn wieder, jene weichen verschwindenden Sehnsuchtklagen laut werden zu lassen nach einem höhern Sein, welches er noch nicht kannte; jener Sehnsucht, die ihn nie verließ, weil ihm seine wirkliche Liebe die Seele nicht auszufüllen vermochte, und die Täuschung schon nach einem halben Jahre geschwunden war; eine Sehnsucht, die sich abermals wieder nur an ein Jenseits zu knüpfen wußte. Zugleich aber, — und dies steht fast als causa movens mit jener durch eine Liebe, wie sie sich ihm darbot, nicht mehr zu befriedigenden Sehnsucht wechselwirkend im Zusammenhange, — forderte die Satyre, der Witz und die Laune ungestüm ein eben so großes Feld, wie jener Ernst; beide, die ernste Empfindung wie der Scherz, waren nur durch das Idyllische, welches der Empfindsamkeit wie dem Komischen angränzen durfte, zu verbinden; bei einem Dichter zumal, der Idyllisches nur um sich her sah, und der die Hauptcharaktere aus seinem Ich und aus seinem Leben zu bestreiten hatte. — Die Verwickelung beruht darum überall rein nur auf diesen inneren Motiven. — Wenn Victor die höhere Natur und die höhere Stellung haben sollte, die ihm nöthig,

so mußte er als Sohn eines Lords erzogen sein und scheinen; der gemüthliche und milde Humor dagegen war nur in idyllischen und untergeordnetern Umgebungen zu motiviren. Um daher den schneidenden Contrast zu vermeiden, mußte er in des Dichters Pfarrhaus; und deshalb seine Doppelvertauschung als Kind. — Mit dem allergrößten Unrecht aber hat man die komische Weise, mit welcher der Dichter sich einmischt, und die Vielen widrige Anordnung, daß ihm ein Spitzhund die Kapitel bringt, für eine motivlose, rein launenhafte, muthwillige und geschmacklose, gesuchte Sonderbarkeit angesehen. Sie war ihm unbedingt geboten; — einmal wegen des oft erwähnten, durch Verkümmerung seiner plastischen Erfindungskraft hervorgerufnen, Mangels an Mitteln, den Reichthum an Gedanken und Anschauungen anders, als subjectiv und durch Unterbrechung der Illusion darzulegen; und deshalb unterbricht er ja auch hier mit philosophischen Auseinandersetzungen, ernsten Empfindungen die Handlung, und redet mit solchen sogar seine Charaktere selbst an. Auf welche Weise aber wäre zweitens die, von dem Satyrkopfe seines Janus geforderte, Parodie der Bestrebungen der leitenden Hauptperson, die nicht mehr er selbst, wie in der unsichtbaren Loge, sondern ein erhabener Charakter war, und die dort daher dem Legationsrath Oefel zugetheilt werden konnte, weil die Verspottung aus dem Roman heraus auf den Dichter selbst, als einen Pädagogen und zugleich Lebensbeschreiber des Zöglings, zurückfiel — auf welche genialere Weise, sagen wir, hätte diese von ihm angebracht werden können, um durch das Klingeln der Schellenkappe die Harmonie des Gan-

zen nicht zu stören, und den handelnden edleren Personen dabei nicht einen Theil der zu ihrem organischen Leben nöthigen Charakterbestandtheile zu nehmen? — Mit sehr richtigem Tact übernahm er daher, außer dem Roman, diese Rolle, die ihn als den nöthigen wesentlichen Bestandtheil erscheinen, und ihm dabei doch volle Freiheit ließ, sich nur hineinzumischen, wenn er es für nöthig fand, ohne darum den Gang der Handlung zu erschweren. — Er konnte so, ohne Beeinträchtigung der Charaktere, und ohne bei der Identität vieler Züge im Autor und in der Hauptperson im Roman selbst zwei Charaktere in einander überfließen zu lassen, für sich eine Rolle behalten, welche den Victor von dem schönen Postamente, auf welches er ihn stellen wollte, heruntergezogen hätte, und die bloß im Grade, nicht aber in der Art, von jener unterschieden war. Auf diese Weise faßte er mit seiner Persönlichkeit das Gemählde in einen satyrischen Rahmen, verband, ohne die Illusion zu vernichten, das Poetische mit der Wirklichkeit, und gab dem ersteren, bei aller Idealisirung, nur um so größere Wahrheit. Er behielt dadurch alle Freiheit der Sterne'schen Subjectivität, indem er alles Störende derselben vernichtete; und wußte selbst aus der plastischen Armuth des Humors, aus welcher jene Subjectivität geboren wird, weil er aus Mangel an hinreichenden Formen, in die er Alles, was in ihm lebte, ergießen könne, die wenigen, die er geschaffen, wieder vernichtete, einen neuen Charakter für seine Romane zu erzeugen: einen handelnden Autor, welcher, während er die Handlung beschreibt, ohne es zu wissen, in sie verwickelt ist; an der Handlung Theil nimmt, und

dennoch ihr zuschaut. Es gehörte hauptsächlich nicht bloß Genialität der Erfindung dazu, sich diese Rolle zuzutheilen: sondern auch, da sie eine lächerliche war, ein genialer Muth, seine Persönlichkeit, die gerade in Deutschland am wenigsten von einem Autor getrennt wird, auf diese Weise Preis zu geben. Und dieser Muth konnte, zumal bei seiner Sehnsucht nach dem Genuß ernster Achtung und Liebe, nur aus der Ueberzeugung von der unabänderlichen Nothwendigkeit dieser Anordnung und zugleich aus der heißen Liebe zur Kunst und zu seiner Bestimmung, aus der Entschlossenheit, mit jedem Opfer die Erzeugung einer gewaltig einwirkenden Schöpfung zu erkaufen, hervorgegangen sein.

Nicht minder irrig hat man bei dem Charakter des Dahore und dessen Sterbescene die Absicht und die Motive des Dichters beurtheilt. Weil er ihn mit aller Gluth des Herzens und der Farbe, mit der wahrsten und tiefsten Empfindung und mit dem Aufwand aller Phantasie und erhabener Gedanken, und das verklärte Sterben eines aus dieser Erde nach dem Jenseits beständig sich gesehnt habenden Wesens als eine unendliche Seligkeit für diesen mit erschütternden Farben und entzückter Seele geschildert: glaubte man, Dahore sei ein Ideal des Dichters, zur Nacheiferung hingestellt, und schalt auf die entnervende Wirkung eines solchen Vorbildes. — Aus Allem, was wir bisher entwickelt, geht die Widerlegung dieser Meinung hinlänglich hervor. Jean Paul krankte selbst an diesem Emanuelismus. Aber gerade weil er diese Krankheit fühlte, stellte er sie dar, theils um dadurch selbst an ihr zu gesunden, theils um Andern sie als War-

nung vorzuhalten. Wie er diese Krankheitmaterie los geworden, so sollten sich Andere daran heilen. Um die Intention des Dichters zu mißverstehen: muß man ganz die Bedeutung des in einem Verzückungaugenblicke dazwischen fahrenden verzerrten Wahnsinnigen mit der abgehauenen Todenhand übersehen, und den Umstand: daß dieser mehr als einmal nachdrücklich die Todesanzeigen auf dem Gesicht Emanuels erblickt und den Leser daran erinnert, daß er einen körperlich Kranken, der Verwesung seiner Kräfte Entgegengehenden, vor sich hat. Und, gewiß, es kostete dem Dichter viel, mit diesem widrigen Bilde in seine Blumenwelt hineinzufallen! — Das Mißgeschick verfolgte Jean Paul auch bis über sein Grab hinaus darin, daß die Extravaganzen in der Form, zu denen er seine Zuflucht nehmen mußte, um dem Verhältniß seiner Kräfte gemäß Schöpfungen hervorzubringen, in den Kritikern und in den Lesern die Idee vollkommener Regellosigkeit und launenhafter Willkür des Dichters erzeugten, und Niemand sich daher die Mühe nahm, ihn ganz zu begreifen, noch weniger, der großen Menge als Führer zur richtigen Auffassung zu dienen und ihn gewissermaßen, was er vor allen nöthig hatte, zum Publicum in ein richtiges Verständniß zu setzen. — Dagegen hatte der sonst so klare, verständliche und wegen vollkommener Beherrschung seiner Materien bei weitem weniger Dolmetscher bedürftige Göthe eine Masse von Commentatoren, die überall Wegweiser und Warnungtafeln aufsteckten. Wie er sich selbst sehr richtig beklagt, fand Jean Paul entweder übertriebenes Lob, oder übertriebenen Tadel, und nirgend ein aufklärendes Urtheil; man belehrte

weder ihn, noch das Publicum. — Göthe durfte dagegen in der größten Ruhe und Bequemlichkeit, ohne die geringsten Winke fallen zu lassen, mit den glühendsten Farben geistig und moralisch sich verirrende, sinnliche, schwächliche, thörichte, negirende Charaktere ausmahlen und die poetisch schönen Verführungsmotive derselben in allem Glanze hinstellen: er war immer gewiß, daß Andere die Mühe übernehmen würden, sowohl die Moralität und reine Absicht des Dichters zu retten, als dem Publicum durch Erläuterungen so viel Gegengift, als nöthig schien, einzuträufeln. — Allerdings ist die weichliche Gefühlsschwelgerei und die poetische Apotheose einer nichtsthuenden, sich in Sehnsucht nach einer anderen Welt verzehrenden Träumerei und einer ewig nach Reizungen der Phantasie durch Blumenduft und Thränen wollüstig haschenden Einbildungskraft, die zu aller vernünftigen Thätigkeit untauglich macht, durch ihre ansteckende Gewalt äußerst gefährlich. — Aber warum, da sie ein allgemeines Weh der Menschheit ist, soll sie der Dichter nicht wie alle übrigen zum Gegenstande nehmen? um so mehr, da sie das Erhabenste und Heiligste berührt, was er denken kann? Warum soll der Dichter, der diese Krankheitmaterie der ganzen Menschheit, die bei den meisten schlummert und in ihrem Wesen darum unergründet von Zeit zu Zeit hervorbricht und ängstiget und quält — warum soll ein Dichter, dem die Schicksale seines Lebens diese „Krankheit am Irdischen," die im Grunde die kräftigste Gewähr für die höhere Natur und die höhere Bestimmung des Menschen ist, in so großer Stärke zuführten, warum sollte er sie nicht in eben dieser Stärke aus sich

herauslondern, electrisch damit seine Mitmenschen berühren, und sie durch heftiges Reißen an dieser, um so heftiger sich schwingenden, weil im nackten Nerv verborgen haftenden, Saite für die Aufnahme des edelsten Saamens erweichen? Warum sollte er sie nicht, wie sich selbst, von dieser Krankheit heilen, indem er dieselbe bis in ihr äußerstes System verfolgt und erschöpft, und nicht diese Leidenschaft „durch Mitleid und Furcht reinigen," wie es nach Aristoteles die Tragödie soll, und wie es Lessing so schön erklärt? — Und muß er nicht, um alle diese Zwecke zu erreichen, gerade ihr Alles, was sie Verführerisches hat, zutheilen? und wird die beabsichtigte Wirkung nicht um so größer, je höher der Glanz dasteht, der den nagenden Wurm in sich trägt? — Allerdings verschlingt ein so an's Licht gezogener und entfesselter Dämon, nachdem ihn der Dichter besiegt, noch eine Anzahl Opfer, die den Kampf mit ihm zu bestehen haben und erliegen, weil die Menge zu des Dichters Kraft durch ihn selbst erst herangezogen werden muß, damit sie fest jenem Unholde in's Auge sehen und dadurch der Verirrung bewußt werden könne. — Fielen dem Werther nicht Opfer? — Aber der Sieg ist damit dennoch wohlfeil erfochten, und Alle nehmen nach und nach daran Antheil. Und so wie Jeder, der die Geschichte der Entwickelung der Volksstimmung und des innern Volkslebens in der Nation verfolgt, sich überzeugen kann: daß Göthe's Werther nach den ersten Verheerungen, die er anrichtete, gerade die Vernichtung jener dunkel im Volke umherschleichenden Liebesiechheit herbeigeführt hat, indem er das: dahin führt's!" in seiner schrecklichen Trostlosigkeit hin-

stellte: — eben so besiegte Jean Paul jene höhere und weit tiefer liegende und darum weit tiefer einschneidende Geistesschwärmerei, wenn er ihr auch noch manche Opfer lieferte. — Aber, wie er selbst bereits frisch, heiter, gesund, kräftig neben dem Emanuel dasteht: so zog er auch die Nation aus diesem Gefühlsdampfbade gesund heraus. Die Resultate seines Wirkens in dieser Beziehung sind vorhanden; wiewohl es eben sein Mißgeschick war, statt des Dankes, den er dafür, daß er gesund gemacht, ärndten sollen, für den Beförderer der Krankheit betrachtet worden zu sein. — Die Folge führt uns noch oft darauf zurück.

Dieses gesunde Heraustreten aus diesem Swedenborg'schen, Jacob Böhme'schen, überhaupt: mystischen, Elemente durch Abschüttelung desselben in der Sterbescene des Emanuel ist der vorzüglichste Gewinn für Jean Paul durch den Hesperus; sonst aber ließ ihn diese Arbeit, so unendlich viel durch sie seine Seele sich zu entladen und sich zu ergießen Gelegenheit bekommen hatte, unbefriedigt. Er drängte einmal aus dem engern Zirkel, den er sich dafür gesteckt, heraus, und darum war allmählig Emanuel und das, was sich auf diesen bezog, als der Hauptvorwurf in den Vordergrund getreten. So wie der Dichter die wichtige Sterbescene desselben, auf welche zuletzt Alles sich hinbezog, ausgeführt, (und zwar machte er dieselbe vor dem ganzen übrigen vierten Theile voraus schon im Februar 1794 bei dem Herannahen des Frühlings, während er an dem übrigen noch bis zum längsten Tage desselben Jahres arbeitete,) verlor er nicht nur das Interesse an dem Uebrigen, sondern es befiel

ihn auch eine Wehmuth und eine Trauer am Schluß der Arbeit, gerade wie er eine ähnliche bei dem Abbrechen der unsichtbaren Loge gefühlt. Der Grund war ihm selbst nicht ganz klar, und er sucht sich jene Gefühle in den verschiedenen darüber geschriebenen Briefen dadurch zu erklären: daß Jeder bei dem Schluß einer Arbeit deshalb traurig werde, weil er daran denke, was er Alles noch vollenden müsse. — Dieses mit dem freudigen und seligen Gefühle, das andere Dichter unter solchen Umständen genießen, völlig contrastirende Bekenntniß ist äußerst bezeichnend für Jean Paul's ganze poetische Thätigkeit, wie für die in Bezug auf den Hesperus insbesondere. Die Betrübtheit, (freilich sehr verschieden von dem „trübe sein" vor dieser Arbeit,) erfaßte sowohl den Menschen als den Künstler. — War Victor, in welchem das Gleichgewicht und die Harmonie der beiden nach entgegengesetzten Polen zu strebenden Naturen hergestellt sein sollte, ein gesunder, und namentlich ein kräftiger Mensch? Konnte man sich ihn über den Roman hinaus nach der Vereinigung mit Clotilden froh, glücklich, befriedigt, als ein Ideal eines seine Bestimmung erfüllenden Menschen denken? — Nimmermehr! — Er konnte durch die Mischung der verschiedenen Elemente allerdings ein Romanleben aushalten, und psychologisch die Vereinigung mit der Geliebten erstreben und bestehen, ohne an Interesse und Zuneigung bei den Lesern zu verlieren: — aber er repräsentirte immer nur eine gewisse Epoche im Leben, nicht ein ganzes Menschensein, und zwar jene Epoche, die zwischen der vollendeten Vorbereitungszeit des Jünglings und derjenigen zwischen inne liegt, wo der

Mann einen angemessenen Wirkungskreis zum Handeln, nach welchem er sich eben so gut wie nach Liebebefriedigung gesehnt, endlich erhält. — Und dieses Sehnen nach einem Wirkungskreise, welches die Sehnsucht nach Liebe überbietet, ist eben das Charakteristische wahrhaft kräftiger und höherer Menschen in jener Epoche; und das dauernde poetische Interesse, das diese in derselben einflößen, besteht eben in dem Kampfe zwischen der Sehnsucht nach Liebe, die sie zum Genuß von Gefühlen und zu einem beschaulichen Leben, und der nach Ruhm, Ehre und Handeln, bestehe es nun im Aufbauen oder im Zerstören, die sie in die Weite treibt. Die poetische Versöhnung dieses Kampfes ist durch nichts anderes zu geben, als dadurch: daß mit der Befriedigung der Liebe zugleich der entsprechende Wirkungskreis erkämpft wird. Der Schmerz in beiden und die Prüfungen werden da sich geltend machen, wo eine Liebe aufgegeben werden muß, weil sie mit jenem männlichen Ziele sich nicht vereinigen läßt; und selbst wenn der Kämpfende daran untergeht, beurkundet ein noch so tragischer Ausgang immer die gesunde Natur des Dichters und die des Helden, so wie ein kräftiges wirkliches Lebensprincip in Beiden. — Wenn also ein Dichter eine höhere Natur zu einer Vereinigung mit ihrer Liebe führen will, die sie und den Zuschauer beglücken, erfreuen und erheben soll: so wird er nicht nur ihr ein höheres Ziel für ihr männliches Streben setzen, sondern auch, sei es selbst in Fehlern, dieses Streben und ihre Fähigkeit, ein solches Ziel zu erreichen, anschaulich machen. Er wird so dieselbe gewissermaßen während des Kampfes um Liebe mit noch einem

andren Stoff ausrüsten müssen, mit welchem sie ihr Mannesleben nach der Erreichung des Liebeszieles auszufüllen im Stande ist. — Dieses Alles aber fehlt dem Helden des Hesperus. — Was erstrebt er? — Ernste Gefühle, oder Gelegenheit zum Spaß; nirgends handelt er; — und wenn er mit dem Fürsten sogar incognito im Lande umherreis't, veranlaßt er diesen nur zum Beschauen der Uebelstände und Mißbräuche, nicht zu deren Abhülfe; er wartet geduldig ab, bis der Lord Alles für ihn entwickelt hat, während Andere um ihn her durch Leidenschaften, die alle ein Ziel und einen Zweck haben, handelnd die Sache verwirren. Ihm ist der Ehrgeiz, der Ruhm, jede Triebfeder zum Handeln mithin, verächtlich, und bei allen Fehlern stellt ihn Flamin, der etwas hat, worüber er sich nicht weich betrübt, sondern worüber er sich erzürnt, in Schatten. Ja in dieser Zusammenstellung erscheint selbst Victor's Tugend als Schwäche; und trotz dem, daß er, im Gegensatz zu Gustav in der unsichtbaren Loge, in Folge der glücklicheren Mischung seiner Eigenschaften den Verführungmoment übersteht: so rechnet ihm Niemand für ein Verdienst an, daß er vom Nachtwächter erst sich an seine Vorsätze erinnern läßt, — obschon die Sünde in der Gestalt einer Fürstin ihm nahet, welche seine dichterische Phantasie ihm selbst so unendlich reizend und Interesse verdienend vorgemahlt hat. — Ein solcher Mann wird also in einem müßigen spätern Leben, selbst an der Seite einer Clotilde, nach nothwendigen psychologischen Gesetzen sogar das für jetzt durch außer ihm sich einander gegenüberstehende Contraste, die auf ihn einwirken, künstlich nach einer Art von Schema hervorgebrachte

Gleichgewicht seines Inneren wieder verlieren, und nach der Abstreifung des Ideellen, von dem die Geliebte einen großen Theil an die Hausfrau abtreten muß, entweder in den Emanuelismus, oder in den Fenkismus zurückfallen. Mit einem Wort: Victor ist kein Held; und aus dem beschaulichen Leben mitten in ein thatenreiches gestellt, wird er nicht anders als tragisch enden müssen; — und der Humorist Hamlet liegt darum so schön als Leiche zu den Füßen des Kriegers Fortinbras, und es führt dort das bloße Erscheinen einer gepanzerten und kräftigen Gestalt in die Phantasie des Hörers eine schöne Morgenröthe über ein ganzes Reich herauf. — Eben so würde die Phantasie des Lesers sich den vom Dichter stiefväterlich behandelten Flamin an der Seite Clotilden's und auf dem Throne gern gefallen lassen.

Wir sahen, daß der Plan des Hesperus ganz dem Bedürfniß und den Mitteln des Dichters angemessen war, und nach diesem Plane konnte Victor freilich eine andere Stelle nicht einnehmen. Daß der Charakter des Victor auf diese Weise mißglücken mußte, hatte einen doppelten Grund. Einmal konnte Jean Paul in sich selbst Leben und Poesie noch nicht von einander abscheiden, und betrachtete auch hier wieder ein Erziehen und Bilden zur Dichtkunst identisch mit dem zum Leben, den höchsten Dichter auch für den höchsten Menschen haltend. Und so wie er es möglich glaubte, daß in einem Dichter die Totalität aller Gattungen der Poesie und alle Kräfte dazu vereiniget und wirksam sein könnten: so dachte er das gleichzeitige Vorhandensein aller verschiedenen Geistesrichtungen, Empfindungen, Gedanken und Geistes-

kräfte in einem Menschen harmonisch verknüpft, und sich diesen in jeder Beziehung als den größten. Auf diese Weise stellte er wiederum in Victor einen Dichter dar; und wie ihm ein humoristischer Dichter der größte schien — einen solchen. — Er ließ ihn nicht nur wiederum selbst im Roman Aufsätze wirklich verfassen und schreiben, sondern theilte, wie seinen Charakter, auch diese Aufsätze in humoristische, empfindsame und philosophische ab. Da jedoch die gesellige Stellung, die Victor im Roman einzunehmen hatte, ganz im Widerspruch mit dem Geschäft eines wirklich Dichtwerke verfassenden Mannes gestanden haben würde: so fehlte dem Victor sogar ein Streben nach einem solchen Ziel — denn sonst könnte man sich einen Dichter eben so gut als den handelnden und kräftigen Helden eines Romanes denken, wie jeden Andern. Die Täuschung des Dichters hierin war: daß er ihm die Quellen, die nach seiner Ansicht eine harmonische Kraft entwickeln und hervorbringen, als die Kraft und Handlung selbst anrechnete, oder vielmehr ihm die Kräfte gab, welche nach eben dieser Ansicht in einem beschaulichen Leben vor Verweichlichung der Phantasie, Melancholie u. dergl. bewahren, und allein harmonische aus dem beschaulichen Leben nur hervorgehende Resultate möglich machen, ohne ihm zugleich die Thätigkeit eines beschaulichen Lebens anzuweisen. So ist Victor also wieder ein Mensch, der Kräfte und Mittel ausgebildet hat, die mit seiner Bestimmung im Widerspruch stehen, und die ihn daher zu einer immerwährenden Handlungslosigkeit in jeder Beziehung verdammen. — Mit einem Wort: er ist ein Humorist, und ein solcher ist weder im Leben, noch

in der Poesie ein Held. — Victor war der Abdruck des Dichters. Sollte dieser, der bei aller Verklärung kein ganzer Mensch war, den Bildner nicht betrüben und traurig machen? —

Eben so wenig konnten ihm die weiblichen Charaktere im Werke vollkommen genügen. Agathe, eine niederländische, Joachime, eine französische Figur, und die Fürstin mit italiänischer Sinnlichkeit waren nur als Reliefs für Clotilden da, und diese Clotilde, welche eine Priesterin der höheren italiänischen Schule sein sollte, hatte fast nur Charakter, in sofern sie weder Agathe, noch Joachime, noch die Fürstin, das heißt: in sofern sie nicht eine holländische Haushaltungsmaschine mit groben Zügen, nicht kokett, und nicht sinnlich war. Und da obendrein der Dichter den andern höheren Gegensatz, welchem positive, geistige und moralische Vortrefflichkeiten und die Harmonie Clotilden's sich lebendig zur Seite hätten stellen lassen, nur aus der Vergangenheit und aus dem Grabe in den Roman hineinschauen ließ — denn die im Grabe liegende Giulia ist offenbar die durch Emanuel's Phantasieen schon aufgeriebene Beate aus der unsichtbaren Loge: — so schwebt auch Clotilde nur wie in unbestimmten Umrissen vorüber. Der Dichter wollte in ihr, eben so wie an Victor, in einer Person die Versöhnung einer zu großen Phantasie mit der Verstandesklarheit und dem Sinn für weibliche Bestimmung darstellen, zu gleicher Zeit aber dennoch auch diese verschiedenen Elemente an ihr anschaulich machen. — Aber wenn in Clotilden diese Zerrissenheit nicht so klar hervortritt, als im Victor, so liegt es daran, daß der Dichter keines dieser Elemente

an höheren Frauen so genau kannte, um es genau aus= führen zu können. — So mußte er sich mit sehr allge= meinen Andeutungen begnügen, und beschränkte sich dar= auf, Clotilden Beaten's durchsichtigen Körper und zugleich Sinn für Victor's Ernst und Humor zu geben.

Wie alles dies Jean Paul jetzt schon fühlte, und später ganz klar erkannte, bethätigte er, wenn auch erst sechs Jahre nach Vollendung des Hesperus, vor aller Welt. Jetzt war ihm wenigstens so viel entschieden: daß einestheils nur die höhere Idee der unsichtbaren Loge in ihrer vollsten Ausführung als Stoff ihn befriedigen kön= ne; daß mit derselben sich nicht markten, und sich nicht bloß ein Theil, wie im Hesperus, ausführen lasse; daß die volle Realisirung dieses Planes ihm als die Aufgabe und das Ziel seiner höchsten Bestrebungen verschweben müsse; daß, um die psychologischen und poetischen Ideen, welche, weil sie im Moment der ersten und jungfräulichen Befruchtung seiner empfindenden und combinirenden Phantasie ihm durch sein bisheriges Leben vor die Seele geführt worden waren und sich so mit seinem ganzen Sein verschmolzen hatten, die Zeitpuncte aller seiner höch= sten poetischen Bestrebungen blieben, auszuführen, er noch einer größeren Menge von Gestalten und Charakteren bedürfe, unter welche er sie zu vertheilen, und die er nicht aus seinem eigenen Ich und Leben zu bestreiten habe. — Er faßte daher noch während der Arbeit am Hesperus den Entschluß: dieses große Thema zurückzulegen, wo mög= lich gar nicht in der nächsten Reihe von Werken zu be= rühren; dagegen Jahre lang für den beabsichtigten großen Cardinal=Roman den nöthigen Stoff aus dem Leben

und aus seiner Seele zu sammeln, und sich durch andere Arbeiten die äußeren Mittel zu verschaffen, Charaktere und Bühnen dazu im Leben und in der Welt, so wie die dazu nöthigen Eindrücke aufsuchen zu können. Außerdem fühlte er ebenfalls sehr wohl: daß der Plan nur auf einem in die höchste Höhe gerückten Schauplatz und in einer rein erhabenen Manier sowohl in Betreff der Darstellung als aller in demselben auftretenden Charaktere zu halten sei; daß mithin er sich dafür von dem Idyllischen wie von dem Satyr loszureißen suchen müsse; und daß schon darum das Beschäftigen mit einer ganz anderen Reihe von Vorwürfen eine ersprießliche Vorbereitung sein werde. Denn er könne sich in denselben alles Idyllischen, Quälend-Humoristischen und Satyrischen, sowohl in Betreff des Stoffes, als der ihn selbst störenden Hinneigung dazu, entledigen, und den humoristischen Spottgeist eben so durch Erschöpfung desselben vernichten, wie er des Verweichlichenden, Mystischen losgeworden war — jenen Spottgeist, der ihm selbst nicht weniger, als jener trübe, die Beherrschung eines Stoffes, von dem er selbst innerlich doch gepeiniget ward, erschwerte und hinderte. So lebte der Entwurf des Quintus Fixlein schon fast in der Mitte der Arbeit am Hesperus in seiner Seele; und das Leben und Arbeiten Jean Paul's vom Frühjahr 1794 bis zum Ende des Jahres 1802 ist nur die Geschichte der Vorbereitungen und Bestrebungen zur Ausführung der großen Idee der unsichtbaren Loge.

Uebrigens aber bot das äußere Leben Jean Paul's während der Arbeit am Hesperus manches dar, was den Glanz, die Gluth und den Schwung der Darstellung im

Einzelnen durch gleichzeitige, ähnliche, wirkliche Gefühle und Erlebnisse ungemein beförderte. Von seiner, mit dem Beginn des Hesperus gleichzeitig erklärten Liebe zu Caroline, so wie von dem Schmerz eines baldigen Verlustes derselben, haben wir bereits gesprochen. Die noch vorhandenen an diese Geliebte geschriebenen Briefe athmen dieselbe Gluth der Sehnsucht und des Schmerzes, so wie auch der Sprache, wie die Schilderungen der Art im Hesperus. Aber freilich wußte er darum nur die Sehnsucht, das Finden und Trennen der Liebenden, nicht aber das Glück des Besitzes zu schildern. — Ja sogar das Verhältniß Victor's und Flamin's in Bezug auf Clotilden spielte sich im Leben neben dem Romane ab. — Richter liebte nach jener ersten mit Otto zugleich eine andere Höfer Dame, die Clotilden's grünen Hut und schwarzen Schleier trug; und, wiewohl in dem Briefwechsel beider Freunde, so wie in den andern Materialien, Alles verwischt ist, was hierauf hindeutet: so kennen wir Otto bereits zu gut, um nicht die gequälte Lage Jean Paul's unter diesen Umständen uns vorstellen zu können. — Auch die Fürstin Agnola sah der Dichter vor sich; und man kann den Eifer und die Freude begreifen, mit welchen er, dessen Lechzen nach dem Anschauen so hoher Personen und deren Umgebungen wir schon bei Gelegenheit seiner Universitätsjahre besprachen, als Zuschauer einem eigenthümlichen fürstlichen Prunkaktus sich zudrängte, den der Zufall in das kleine Städtchen Hof führte, und dessen Ceremonieen seinem satyrischen Saugrüssel, wie der ernsten Empfindung, gleiche Nahrung gaben. Es fand nämlich Anfang des Jahres 1793 die feierliche

Uebergabe der Braut des sächsischen Prinzen Maximilian, einer Prinzessin von Toscana, einer sehr schönen Dame, in Hof, der Gränzstadt zwischen dem Baireuth'schen und Sachsen, an die sächsische Gesandtschaft statt. Die Beschreibung der Uebergabe der Fürstin Agnola im Hesperus ist daher ein treues Gemählde nach der Wirklichkeit, selbst mit Einschluß der beiden Porteschaisenträger, welche das Bild des fürstlichen Bräutigams in einer Sänfte dem Zuge im Trabe vorantragen. — Der Dichter bewies hier wiederum, wie sehr er von allem Erlebten und Gesehenen mit Begier den Tribut für seine poetischen Zwecke einzufordern verstand, und welche Schätze ihm daher ein reicheres Leben und reichere Umgebungen in den Jahren der Jugend und der Kraft hätten überliefern müssen. — Zur Erhöhung seiner Stimmung und seines Muthes trug ebenfalls sehr viel die Erscheinung der unsichtbaren Loge zu Ostern 1793 bei. Das gütige Geschick hatte einen blauen Himmel für ihn aufgethan, als er in Hof die ersten Exemplare fand. Seine Freude war fast Andacht, und er hatte zwei selige Tage bei Durchlesung des Buchs. — Die Achtung und Ehrfurcht, welche ihm dasselbe bei seinen Freundinnen erwarb, und die tiefe Rührung, mit welcher besonders die ihn am meisten verstehende Renata Wirth, deren schöner Brief aufbewahrt blieb, ihre von dem Buche erweckten Empfindungen bekannte, gaben ihm den hohen Muth, dessen er für den Hesperus so sehr bedurfte, und die Hoffnung und die von seiner Phantasie so reizend ausgemahlte Vorstellung: vielleicht eine große Masse der gebildetsten weiblichen Wesen auf gleiche Weise jetzt zu beglücken und zu erquicken. Freundlich tritt auch

der Pfarrer Vogel in Arzberg wieder hervor, der ihm seit den ersten Jünglingsjahren ein Freudiges verkündender Prophet gewesen, und der ihm auch jetzt verhieß: die Deutschen würden ihn dereinst noch als die Coalition von Shakespeare, Pope und Rousseau anbeten. Und gegen das Ende der Arbeit am Hesperus hatte er sogar den Muth, die unsichtbare Loge an Göthe zu schicken: „mit einer namenlosen Empfindung das Blatt zu schreiben, welches die Löschenkohl'sche Gruppe von Schattengestalten zum Verfasser des Tasso begleite, da gewisse Menschen an die ganze Menschheit erinnerten, wie große Begebenheiten an das ganze Leben; weshalb Göthe daher dieser für den Dichter so großen Minute seinen Brief, so wie seiner unaussprechlichen Liebe für den Mann, der über sein Herz wie ein guter Genius walte, die Uebersendung seiner Bleiconfigurationen verzeihen möge." — Göthe fand indeß weder an der unsichtbaren Loge, noch an dem Briefschreiber einen Geschmack. —

Was aber das Sein und die Lebensweise Jean Paul's in dieser Epoche betrifft, so konnte der Tempel der Tugend, der Liebe und der Naturverehrung, den er im Hesperus aufgerichtet, sich keinen reineren Priester erzogen haben, als den Baumeister desselben, und wir führen daher die Schilderung desselben als Menschen in dieser Epoche wörtlich an, wie sie von Augenzeugen aus derselben in der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" gegeben wird, weil wir in ihr durchaus den Dichter wieder erkennen, wie wir selbst ihn in seinem Alter sahen, die individuellen Züge jedoch dieser spätern Jahre uns für die Darstellung dieser Zeit vorbehalten.

„Wohl wußte er," heißt es, „daß selbst bei der reichsten Fülle dichterischer Gedanken nur Lauterkeit der Gesinnung, Ruhe der Seele und Festigkeit des Charakters die untrügliche Richtschnur für jene würden, und daß nur sie ergreifende Wahrheit für die Darstellung bedingen. Das Buch der Lebensregeln und guter Vorsätze führte er sorgfältig fort. Keinen Morgen erwachte er, ohne den verflossenen Tag sich wieder vorzuzeichnen; und selbst über die kleinen Anfechtungen des Lebens suchte er durch stete Gegenwart des guten Geistes und durch regen Willen die Herrschaft zu erringen. Was auch sonst noch von Eitelkeit oder übler Laune sich in den kleinen Krieg mischen mochte, unangefochten suchte er sich die hohen und heiligen Schätze seines Lebens: Liebe und Wahrhaftigkeit, zu erhalten. In Bezug auf letztere konnte er selbst das nicht über's Herz bringen, im Tagebuche eine schöne Bemerkung, die er am 22. März gemacht, noch vom 21. März *) zu datiren, und schrieb es selbst auf: daß er zu dieser Lüge versucht worden. Alles Lebendige berührte sein Herz: Kinder und Greise, Bettler und Reiche; und er hätte Alles gegeben, wenn er nur glücklich gemacht hätte und froh. Ungetröstet ging kein Bedürftiger von ihm, und wer war glücklicher als er, wenn er „zum guten Rath noch etwas geben konnte"! Hatte er nun einem armen Bergmanne, einem reisenden Handwerksburschen oder sonst wem ein außergewöhnliches Geschenk machen können: so vergnügte er sich Tage lang an der Vorstellung von Jenes Glücke. „Wie oft," sagte er dann zu sich, „wird er den

*) Seinem Geburtstage. Siehe Band. 1. Kap. 2. S. 44.

Thaler aus der Tasche ziehen und berechnen, welche von den längst gehegten Wünschen er zuerst befriedigen könne! Wie froh wird er an den heutigen Tag denken und an den unerwarteten Geber, und wohl auch ein Mal mehr als gewöhnlich an den Geber alles Guten!" — Vor Allem aber hing sein Auge „an der blühenden, grünenden, himmelblauen Natur." Er verlebte, verschrieb und versaß ganze Tage im Freien, auf Bergen und in Wäldern, und im Winter sah er zum Fenster hinaus „nach seinen lieben Sternen und Abendröthen und nach dem alten Geister- und Zaubermeister, dem Monde." Jeder Gang in's Freie aber war ihm ein Kirchgang. „Du gehest jetzt," sagte er im Tagebuche, „in die große, schuldlose Natur. Kommst du rein genug in diesen Tempel? Bringst du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst du keinen Haß hieher, wo die Natur sich liebt? Ist deine Seele so ruhig wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahin zieht? Ach! wäre dein Herz doch noch so unverfälscht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendete!" Die Stunden höchster Erhebung fand er aber in der Nacht, wenn der Mond am Himmel heraufzog. Stunden lang konnte er sich dann in's bethauete Gras legen und hinaufschauen, und die lechzende Seele stillen." —

Auf diese Weise suchte Jean Paul, wie er nach den früher beschriebenen Arbeitsstudien in intellectueller Hinsicht die mangelnden Bildungsmittel zu ersetzen suchte, seine Phantasie frisch und rein zu erhalten, damit sie von dem Kleisten und von dem Gewöhnlichsten sich anregen lasse, und sein Herz und seine Seele empfänglich erhalte;

so wie er auf der andern Seite durch Besiegung jeder zu reizbaren Empfindlichkeit die Kargheiten einer so wenig anregenden Umgebung und die so störenden und ärgernden kleinen Quälereien eines dürftigen Lebens von sich abhielt — Alles dies nur: damit er in Bezug auf seine ihm heilige Bestimmung „Alles aus sich machen könne, was unter den gegebenen Verhältnissen nur möglich sei*)." — Wie systematisch er der Außenwelt eine anregende Wirkungskraft auf sich zu geben versuchte, zeigt, daß er die an den Kindern gemachte Beobachtung: daß das Geringste sie darum bewegt, weil es ihnen neu erscheint, dahin benutzte, sich selbst diese Empfänglichkeit der Kinderseele dadurch zu geben, daß er sich absichtlich gern dem Wechsel der Eindrücke blosstellte, um dem Unbedeutendsten Werth zu geben durch dessen unerwartetes Erscheinen. Darum liebte er auch kleine Fußreisen so sehr, und arbeitete wirklich, — wie er in der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Firlein dieselbe als auf einer Fußreise von Hof nach Baireuth verfertigt darstellt, — auf den Landstraßen. „Das Leben," sagte er dann, „schneidet sonst zu tiefe Furchen im Hohlweg der Alltäglichkeit, wenn man nicht zuweilen herauskommt, und die Erde würde selbst nicht so bei Kräften sein, wenn sie sich nicht täglich Bewegung machte." Mit welcher Sorgfalt er sonst sich irgend einen gehofften ernsten Eindruck zu bewahren und mit welcher Selbstbeherrschung er alle äußeren Störungen davon abzuhalten suchte, davon giebt auch ein kurzes Billet an Otto einen merkwürdigen Beleg,

*) Selbstbekenntnisse. Wahrheit aus J. P.'s Leben 2. Bdchen.

in welchem er jenem meldet: „daß er einen von demselben erhaltenen empfindungvollen Brief in dem Augenblick weggelegt, wo er dessen Inhalt errathen habe: weil es Entweihung sei, im Lesen fortzufahren, da eben ein Geld wechselnder Jude aufzähle."

Der erste Gewinn des Hesperus daher noch im Manuscript war die Herbeiführung des Moments, von welchem an Otto der Trabant Jean Paul's ward, sein Leben in das Jean Paul's versenkte, und von wo an er jener oben beschriebnen anziehenden Gewalt nicht mehr sich zu widersetzen vermochte. Seinen Seelenzustand in diesem Augenblicke schildert Otto auf eine höchst ergreifende Weise selbst in einem in jener oft erwähnten Briefsammlung mitgetheilten Schreiben, welches man im eigentlichen Sinne ein Stammeln der Ueberwältigung und Bewunderung des Freundes nennen kann, und wo er selbst am Schlusse sagt: „daß er nur im Namen und in der Seele des Freundes das hohe Gefühl eines unsterblichen Lebens denke, welches Jener errungen, und daß ihm die Freundschaft selbst mit hinüberhöbe im Geist zu ihm, der neben den großen Männern unseres und jedes Zeitalters den Platz verdiene.

Eilftes Kapitel.

Abermalige Rückkehr nach Hof bis zur ersten Reise nach Weimar, von Frühjahr 1794 bis Sommer 1796.
Quintus Fixlein; biographische Belustigungen; Siebenkäs.

So große Hoffnungen auf eine glänzende Wendung seiner äußeren Verhältnisse dem Dichter die Bekanntschaft mit Moritz gegeben, und mit so viel Plänen zu großen Reisen und zu anderen reichen Anregungen ihn diese erfüllt und selbst noch während eines guten Theils der Arbeitzeit am Hesperus ermuthigt und erhoben: so hatte ihm das Schicksal dennoch nur so viel bestimmt gehabt, um ihn nicht ganz untergehen zu lassen. „Es verhing ihm," — in Jean Paul's Weise zu reden — „noch einmal den Bauer, damit er singen lerne;" nicht als Glücklicher von den glänzenden Höhen des Lebens, sondern als Selbstbedrängter den Armen und Gedrückten. — Noch lange blieben ihm die glänzenden Auen und die volkbewegten Städte, nach denen er sich sehnte, versperrt! —

Die unsichtbare Loge war, trotz der Patronatschaft von Moritz, dem Publicum fremd geblieben, und hatte höchstens als Vorläuferin der nachfolgenden Romane bei

einer kleineren Gemeinde gewissermaßen Quartier für den Dichter gemacht. Moritz starb leider, während der Dichter am Hesperus schuf; dieser stand so einem Buchhändler Matzdorf gegenüber, der sich nur von den Resultaten der Michaelismesse 1793 bestimmen ließ. Derselbe wagte darum für alle vier Bände des Hesperus nicht mehr als dreihundert Thaler zu bieten. Jean Paul sah sich gezwungen, sie anzunehmen, und so zerflossen vorläufig alle Luftschlösser; denn in diese dreihundert Thaler hatte er sich mit einer Mutter und einigen Brüdern zu theilen! —

Als Richter daher kurz nach Vollendung des Hesperus im Mai 1794 seine Lehrerverhältnisse in Schwarzenbach aufzugeben hatte, weil die beiden ältesten Zöglinge auf das Gymnasium abgingen, so sah er sich genöthigt, bei seiner abermaligen Rückkehr nach Hof nicht nur wieder mit seiner Mutter eine und dieselbe Stube zu beziehen, sondern auch ferner einigen Mädchen, jüngeren Schwestern seiner Freundinnen, Privatunterricht in den ersten Elementen zu geben. Indeß war er natürlich von dem früheren Elende nicht mehr gedrückt, und ganz versunken und beglückt in seine rasch sich hervordrängenden und fast spielend von ihm ausgeführten Romane, deren beschränkteren Stoff er von der gewonnenen Höhe herab leicht beherrschte.

Unter diesen Umständen war es sehr natürlich, daß dem Dichter, der, wie wir bereits auseinandersetzten, zur Vorbereitung auf den Titan mit den höheren gewonnenen Kräften sich auf den Punct wieder zurückversetzen wollte, von welchem er im Jahre 1790 beim Schaffen von Gestalten und organischen Werken ausgegangen war, der

freiwillig die Bahn gerade so noch einmal durchlaufen wollte, wie er sie zu gehen sich früher genöthiget gefühlt hatte, — es war, sagen wir, dem Dichter unter diesen Umständen selbst geboten, daß die nächste Arbeit eine Idylle wurde. Denn nicht nur war sein eigenes, besonders das früheste Leben idyllisch, er hatte auch bei den neuen Widerwärtigkeiten es dringend vonnöthen, in sich die Kunst, froh zu sein und aus den kleinsten und beschränktesten Umständen Freude, Glück und Ruhe zu saugen, noch mehr auszubilden und zu befestigen. Dies die Veranlassung zum Quintus Fixlein, der so verständlich und klar vorliegt, der mit einer solchen Beherrschung des Stoffes, mit einem solchen Ebenmaß und einer solchen Durchsichtigkeit der Sprache gearbeitet ist, daß jede ausführliche Erklärung überflüssig scheint. Es wird dieser Arbeit Jean Paul's zu allen Zeiten so gehen, wie zur Zeit ihres Erscheinens, wo sie alle Gattungen von Lesern ergriff und das erste Werk des Dichters wurde, welches, und zwar bereits nach einem Jahre, eine zweite Auflage erlebte. — Wir wollen deshalb nur auf dasjenige aufmerksam machen, was im Romane mit der Geschichte des Lebens unsres Dichters in unmittelbarer Berührung steht.

Wir erwähnten bereits, daß schon während der Arbeit am Hesperus der Entwurf zum Fixlein dem Dichter vorschwebte, und wir können denselben auf jene Stelle in seinem Tagebuche zurückdatiren, welche zugleich auf die schönste Weise das Motto seiner Haupttendenz ausspricht, eine Stelle, welche also lautet: „Ich hob auf dem Chor, wo die Knaben standen, das beschmutzte falbe Ro-

senblatt auf, das unter ihren Füßen lag. Großer Gott! was halte ich da anders, als ein geringes Blatt mit ein wenig Staub daran, und auf diesem geringfügigen Dinge wird meiner Phantasie ein ganzes Paradies gereicht! Der ganze Sommer, der in meinem Kopfe wohnet, hält sich auf diesem Blatte auf! Ich denke an die schönen Sommertage, wo diese Blätter fielen, wo der Knabe durch das Kirchenfenster den Theil eines blauen Himmels und die vorüberziehenden Wolken sah, wo ihn jeder Platz voll Sonnenlicht im kühlen Gewölbe an die Luft außer demselben erinnerte, und wo ich auf der beschienenen Stelle die Schatten der ziehenden Wolken sah. — Ach, gütiger Gott! Du säest überall das Vergnügen hin, und giebst jedem Wesen eine Freude in die Hand! Nicht bloß zu großen, stürmischen Freuden ludest Du uns ein, an die kleinsten Dinge bandest Du Ergötzen, und gabest Allem, was uns umgiebt, Wohlgeruch!" —

Aber der Dichter kannte keinen gedrückteren Stand, als den der Lehrer, in sofern solche vermöge ihrer höheren Bildung die Armuth und die Beschränkungen des Lebens mehr fühlen, als der gemeine Mann. Nirgends ist der Mißmuth und die Täuschung der gehofften Erwartungen vom Leben größer, als bei ihnen, weil nirgends die Größe und Kostspieligkeit der Anstrengungen mit dem durch sie Erreichten in so grellem Mißverhältniß steht. — Die Ausmahlung des idyllischen Glücks wies ferner auf das Land, die Ertragung der Widrigkeiten aber in die Stadt. Darum gebot schon der Plan, wieder zum Helden einen Pfarrer werdenden Gymnasiallehrer zu wählen; schon wenn auch nicht auf der einen Seite der Dichter das Idyllische

seines eigenen Lebens unter diesen Verhältnissen gekannt, so wie auf der andern die Qual eines nur unter der Gestalt eines Gymnasiallehrers, wenn nicht Schullehrer und Privatlehrer aller Art, der Tendenz und den seiner Poesie ursprünglich zu Grund liegenden Ideen entsprochen hätte; — darum ist keiner seiner Romane ohne einen solchen. — Zu gleicher Zeit gaben nur diese Gelegenheit, den andern großen Zweck zu erreichen, welchen er nie aus den Augen setzte: für diese Gedrückten zugleich gegen die Urheber ihrer Lage, die Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien, anzukämpfen, und so auf doppelte Weise der Schützer dieser Aermsten zu sein. Er reichte so mit der einen Hand ihnen den Trost und die Freude der Poesie in's Leben, mit der andern stieß er den Stachel der Satyre nach den böswilligen Drängern derselben; vor den es nicht Beachtenden aber breitete er das sie schrekkende Gemählde der Folgen ihrer Sorglosigkeit aus, und suchte dieselben durch eben die Mittel zu rühren und zu erweichen, mit denen er die Leidenden zu beglücken und zu erfreuen strebte. Und endlich konnte er auf diese Weise wiederum die gegenwärtigen Umgebungen nicht bloß am besten nutzen, sondern auch in einer neuen Weise die Gestalten und Umgebungen seiner eigenen Jugend heraufbeschwören.

So ward der Quintus Fixlein eine Vereinigung des Wuz und des Fälbel, das heißt: Fixlein ist Wuz an Fälbel's Stelle, also in Hinsicht seiner Umgebung und Bildung auf einer etwas höher gehobenen Staffel und so, daß das Lächerliche und Mangelhafte, alle Beschränkungen und alle daraus hervorgehenden menschlichen

Schwächen, mithin das durch die Satyre zu Geißelnde, auf die äußeren Verhältnisse zurückfiel, während alles Erfreuende und das Herz Bewegende aus dem Gemüth und der Harmlosigkeit des dadurch mit jenen aufgezwungenen Schwächen versöhnenden Helden hervorgehet. — Das Theater ist ganz das wirkliche des Dichters. Die Schule ist die Höfer, das Geburtsdorf Firlein's und das Rittergut des die Pfarre zu vergeben habenden Edelmanns ist aus Jodiz und Zedtwiz zusammengesetzt, indem das Zedtwizer Schloß und der Park, in welchem sich Firlein mit Tienetten ergeht, an Jodiz angeschoben ist; wogegen Zedtwiz wiederum auf das Filial Schadek relegirt wurde, weil die Verwickelung erforderte, daß die Patronatherrschaft getrennt und uneinig lebte, damit von den beiden Gatten jedes einen anderen Candidaten zur vacanten Stelle zu befördern streben könne. Wer erinnert sich nicht bei der Frau von Aufhammer an die Frau von Plotho, die Gönnerin von Jean Paul's Vater? bei der Mutter Firlein's, die den Sohn als examinirenden Conrector anstaunt, und die als die größte Seligkeit betrachtet, „unter der Kanzel ihres Sohnes als andächtige Zuhörerin zu sitzen," welcher der Sohn die ihm vermachten Ducaten, wie das Honorar der unsichtbaren Loge, bringt, nicht an die eigene Mutter des Dichters? Wer denkt nicht bei dem kleinen Gärtnerhäuschen, von dem aus die Mutter Firlein's so sehnsüchtig in das Pfarrhaus schaut, an das kleine Häuschen in Schwarzenbach, in welches die Mutter des Dichters aus dem stattlichen Pfarrhause nach dem Tode des Vaters vertrieben war, und von dem aus sie dem Sohne die Wünsche: daß er dort predigen möchte,

schrieb? Wer erinnert sich nicht bei dem Vetter Fleischer, der dem Conrector Geld und Victualien vorschießt, an die Großältern Kuhn? u. s. w. — Und freier darum, als es im Wuz und bei Gustav geschehen, tritt der Dichter mit der Schilderung von Scenen aus seiner Kindheit auf, deren Erinnerung, wie die bei dem Anblick jenes aufgehobenen Rosenblattes, den Freudenschein in sein und des Conrectors Leben werfen sollte. Von Seite 99 bis S. 103 findet man die ausführliche Schilderung der kindlichen Weihnachtsfreuden in Jodiz mit Angabe aller speciellen Züge; so wie sich auch Wuz mit seinem komischen Bücherschreiben, in dem verständigen Conrector nur auf eine weniger übertriebene Weise, in einer Sammlung von Druckfehlern, der Auszählung von Buchstaben in der Bibel rc. reproducirte. — Aufmerksam würde nur noch darauf zu machen sein, warum Jean Paul sich mit der einfachen Verwickelung nicht begnügt, zu welcher der Mißgriff und die Namenverwechselung zwischen Fixlein und Füchslein bei der Pfarrvocation Anlaß gab, und die ihm so schön für seine Satyren über den Aemterverschleiß in die Hände arbeitete, — sondern warum er auch noch den etwas sonderbar scheinenden zweiten Verwickelungspunct in Bezug auf das im Thurmknopf verborgene Document, welches die Ungewißheit Fixlein's im Betreff seines Alters aufklärt, hinzufügte. Aber da der Dichter dem Gemählde einen etwas höheren Schwung geben wollte, als sich eigentlich mit der beschränkten Natur des Hauptcharakters und aller handelnden Personen, die jede eigentlichen Affecte und Leidenschaften ausschlossen, vertrug: so mußte er dem Fixlein einen gerade durch diese Be-

schränktheit motivirten: A b e r g l a u b e n zutheilen, der, in Verbindung mit dessen Rechtschaffenheit und Harmlosigkeit, und weil er seine Gewissenhaftigkeit hervorhob, das ruhige Fortschreiten und den zu frühen Schluß der glücklicheren Verhältnisse aufhielt, zu bewegteren Scenen Anlaß gab, und auf den Conrector selbst etwas zurückwarf, was in ihm auf eine Zeit lang eine phantasiereichert und empfindungsvollere Stimmung hervorbrachte. Alles dies ward am besten durch eine Art Popanz erreicht, der leicht an das Licht gezogen und beseitigt werden konnte, nachdem er jedoch mit einem fast tragischen Ende zu drohen mächtig genug gewesen war. — So harmonisch aber der Fixlein im Ganzen gearbeitet ist: so litt der Satyr in dem Dichter doch nicht, daß er nicht durch irgend eine Muthwilligkeit die Illusion hätte stören, und dem Ernst, — zu welchem er nach seinem eigenen Geständnisse in seinen Briefen aus dieser Epoche so vorzugsweise sich hingezogen fühlte, daß ihm die Satyre selbst mitten in der Empfindung widerstand*), — nicht ein Schnippchen hätte schlagen sollen. Es zwang ihn, wiederum, wenn auch nur in einem kleinen Umstande, durch irgend einen Sprung, durch irgend eine Unwahrscheinlichkeit die Erfindung selbst zu parodiren. Wir meinen da-

*) „Ich sehne mich nicht mehr nach Satyren, sondern nach Elegieen, und mein Inneres ist oft so jämmerlich weich als läg' es in der Brust eines Mädchens von 17½ Jahren. Ich bin von nichts so gerührt worden, als vom Herrn Jean Paul. Der hat sich hingesetzt, und durch seine Bücher mich verdorben und zerlassen. Jetzt bin ich ein Selbstzünder und brauche keine Geliebte, um warm, keine Tragödie, um weich zu werden." — Richter an Wernlein, 19. August 1794.

mit die Uebersetzung des Titels: Subrector, in den: Schulunterbefehlshaber, welche den Mißgriff, wodurch die Vocation in die Hände des Letztern kam, angeblich wahrscheinlich machen sollte, im Grunde aber nur erfunden war, damit Campe's Purificationssystem verspottet werden konnte. Diese Uebersetzung machte natürlich die Sache noch unwahrscheinlicher; denn wenn einmal der Schreiber des Edelmanns, in der Voraussetzung: daß Niemand anders gemeint sein könne, als der Pathe des Patronatherrn, die ähnlichen Namen eigenmächtig vertauschte, so konnte er es ebenfalls aus demselben Grunde mit den Titeln thun. —

Der Dichter hatte es nun zwar im Allgemeinen glücklich über sich vermocht, ein in sich abgerundetes und von fremdartigen Elementen nicht gestörtes Werkchen zu arbeiten: indeß konnte er sich nicht entschließen, in einem Werke nach dem Hesperus vor dem Publicum zu erscheinen, welches nicht Ergüsse aller seiner Kräfte, hochpoetischer und ernster, philosophischer, satyrischer und komischer, enthielte. Besonders darum auch, weil er es sich vorgenommen, in der nächsten Arbeit mit seinem ganzen wahren Namen vor dem Publicum zu erscheinen. Er äußert in Bezug darauf, wie er sich selbst im Fixlein erschien, zu Otto die Besorgniß: „daß er jeden Augenblick bei der Arbeit befürchtet habe, matt geworden zu sein und Rückschritte gemacht zu haben," und giebt dies zugleich als den Grund an, warum er dem Fixlein jene höhere, mystische Ingredienz beigemischt habe. Er ließ also den Fixlein von verschiedenen kleineren Werkchen gewissermaßen in die Mitte nehmen, schickte, unter dem Titel:

„Mußtheil für Mädchen," den von der Gattin Herder's schon 1788 so schön gefundenen und im deutschen Museum abgedruckten Aufsatz: „Was der Tod ist," welchen er jetzt aber, „wo Alles ihm unter der Hand zu einer Geschichte gerieth," personificirte und „Tod eines Engels" nannte, so wie die für Helena gearbeitete Erzählung: „Der Mond; eine phantasierende Erzählung" voraus, und ließ einen eben erst gearbeiteten psychologischen Aufsatz: „Ueber die Magie der Handlungskraft," nebst dem bereits besprochenen „Freudel's Klaglibell" und „Fälbel's Reise mit seinen Primanern" dem Romane folgen. Das Umarbeiten und Ausführen dieser Aufsätze war Ursach, daß das Ganze ihn bis zum Mai 1795 beschäftigte.

Auch ward diese Arbeit im October 1794 durch den ersten Aufenthalt in Baireuth unterbrochen, der für Jean Paul in der Zukunft sehr wichtig wurde. Dahin gezogen ward er jetzt vorzüglich durch die Bekanntschaft mit einem israelitischen Handelsmann, Namens Emanuel*), dessen geniale und außerordentliche Natur ihn auf das freudigste überraschte. Emanuel war und blieb der zweite innige Freund Richter's, wiewohl keinesweges in dem Sinne, als es Otto war. Denn Emanuel, der von einem herumziehenden, auf den adeligen Sitzen der Umgegend mit Waaren einsprechenden Handelsisraeliten sich zu einem bedeutenden Banquier und Güterverkäufer heraufgeschwun-

*) Die Beschreibung desselben, so wie der Umstand, daß der Dichter mit diesem edlen Manne erst nach der Vollendung des Hesperus bekannt worden, wird jede Vermuthung, zu welcher die Namenähnlichkeit veranlassen könnte, entfernen, als ob Emanuel im Hesperus mit dem neuen Freunde irgendwie in Berührung gestanden.

gen, und nicht nur durch verständige Thätigkeit sich Reichthum, sondern auch durch hohe Rechtschaffenheit Achtung erworben hatte, behielt selbst Jean Paul gegenüber seine äußerst selbstständige Natur, hervorgegangen schon aus der merkwürdigen und originellen, und dennoch so einfachen Veranlassung seines Emporkommens. Seine bei Gelegenheit des Handels hingeworfnen geistreichen und gemüthlichen Bemerkungen, die Vereinigung von Verstand und Gefühl, Gewandtheit und Wahrhaftigkeit, erweckten überall ein hohes Interesse und ein unbegränztes Zutrauen, welches ein edles und schönes Aeußere noch bedeutend steigerte für diese eben so seltene als angenehme Erscheinung im Fichtelgebirge. Man vertraute ihm daher bald größere Geschäfte an, und diese führten zu einem mannichfaltigen Briefwechsel, besonders auch mit gebildeten Frauen, durch den Emanuel sich noch mehr bildete und in welchen er alle Blüthen seines Geistes und Herzens niederlegte. Durch diesen Briefwechsel wurde Richter auf ihn aufmerksam, kam ihm entgegen, und ward von Emanuel zwar mit hoher Freude, aber dennoch mit einer innern Würde und einem Selbstgefühl aufgenommen, welche man sehr häufig bei den höheren Naturen aus diesem verschmähten Volke antrifft, deren Stolz sich dagegen empört, den Schein zu tragen, als drängten sie sich dem herablassenden Wohlwollen oft selbst der besten Bekenner der christlichen Religion, deren engherzige Vorurtheile ihre Nation niederdrücken, auf, und die gerade, je höher sie über den Formenunsinn des Glaubens ihrer Religionsgenossen stehen, nur so fester an diesem halten und ihren Israelitismus mit edlem Trotz überall zur Schau

zu tragen sich bestreben. So ließ sich Emanuel, so sehr er Jean Paul verehrte, und so sehr ihm dessen orientalische Poesie in der warmen Gluth der Bilderfülle und des Sentenzreichthums, so wie eben in der deshalb weniger dramatischen Form, verwandt und ehrwürdig erschien; — jener orientalische Charakter der Arbeiten Jean Paul's, den selbst Göthe später, gerade im Widerspruch mit seiner vermeintlichen Schule, in seinem „westöstlichen Divan" sehr warm anerkannte und hervorhob — Emanuel ließ sich dennoch immer mehr von Richter aufsuchen, als er zu diesem kam. Spätere Jahre machten diesen aus einer so würdigen Quelle entsprungenen Stolz zu einer leicht zu reizenden Empfindlichkeit und zu Mißtrauen, namentlich da Emanuel das Unglück betraf, sein Gehör fast ganz zu verlieren, und er nur vermittelst eines Hörtrichters sich unterhalten konnte. Dies mit ein Grund, warum beide Männer, so viel sie gegenseitig einander waren, sich entfernter blieben, als es sonst geschehen wäre; und die Art ihres Verhältnisses mag der Umstand bezeichnen: daß, während Jean Paul so gern jedem näheren Freunde sein Du schenken und von diesem das seinige hören mochte, zwischen Emanuel und ihm nie diese vertrauliche Redeform herrschte. Auf der andern Seite war es auch Richter's immer mehr als ein zurückziehendes Gewicht sich an ihn hängende häusliche Bequemlichkeit und das Gebundensein an seinen Schreibtisch, was ihn hinderte, öfter dem neuen Freunde zuzufliegen und sich Beute aus den Schätzen der Seele und des Lebens desselben heimzuführen. Denn, wie schon erwähnt, Emanuel empfing nicht bloß von dem Dichter und gab demselben, wie Otto, sein

Bild im Reflex zurück, sondern er gab ihm auch noch, wie verwandte und aus der orientalischen Poesie und Philosophie geschöpfte und darum aus anderen Quellen und in anderer Form hervorgehende Ideen und Anschauungen und eine Masse neuer Bilder und uralter Offenbarungen des Menschengeistes, so auch einen Schatz von psychologischen und empirischen Beobachtungen und Erfahrungen, die er in seinem eigenthümlichen und mannichfaltigen Verkehr in den verschiedensten Ständen und den verschiedenartigsten Personen mit Hülfe seines durchdringenden Blickes zu machen Gelegenheit gehabt hatte. — Besonders in den Zeiten ihrer ersten Bekanntschaft war es daher für den Dichter ein ungemein poetisches und seinem Herzen wie seiner Phantasie wohlthuendes Gefühl, in dem mit patriarchalischem und doch morgenländischem Duft zugleich und Geschmack eingerichteten Hause Emanuel's in Baireuth eine Woche zuzubringen, zum ersten Mal in mit einer Art von Luxus ausmeublirten Zimmern zu arbeiten, vor sich die, zwar im kleinen Maßstabe, aber doch äußerst elegant, reinlich und geschmackvoll gebaueten, Straßen von Baireuth, einer Stadt, wo markgräflicher Bauluxus mit einer villaartigen Heiterkeit der Gebäude wechselte, und wo das Auge bald auf prächtigen Springbrunnen vor fürstlichen Schlössern, bald auf den grünen Jalousieen an von röthlichem Sandstein gebaueten nur zwei Stock hohen Häusern, in geraden, auf das sauberste und ebenste gepflasterten Straßen abwechselnd sich erfreuete; einer Stadt, gelegen in jener Sommerebene auf der Südseite des Gebirgs, rings umgeben von Bergen, durchschnitten von Pappeln- und Kastanienalleen. — Was

aber diese freudigen Tage ihm noch mehr erhöhete, war das frohe Erstaunen, hier, zwölf ganzer Stunden von Hof, seine bisherigen Schriften gekannt und sich geachtet zu finden. So mußte wohl Baireuth, im Gegensatz zu Hof, „wo er Jemandem seine Bücher schenken mußte, um nur einen Leser zu haben," sich immer mehr zu einem Eden für ihn heraufheben. „Baireuth," schrieb er an Otto zurück, „gab mir Glauben, Hoffnungen, Morgen voll Nebel und Entzückungen! An fremdem Ort bekommt man einen Stolz, der gegen die alten Bekannten zürnt. Ich sah, wie leicht es mir wird, mich einzuführen, und verwünschte die Verschwendung meines Werthes bei Höfer Leuten." — Eine nicht unwichtige Bekanntschaft war dort auch die eines Hofrath Schäfer, Erziehers eines Sohnes einer Fürstin Lunowsky; und als dieser namentlich den Buchhändler Lübeck in Baireuth zum Verlage des Quintus Fixlein bewogen und der Dichter die Aussicht hatte, zu Ostern die geforderten hundert Thaler dafür zu erhalten, eilte er schleunig nach dem dunkeln Hof in sein Stübchen zurück, um jenes Werk zu vollenden, im Frühjahre seinen Besuch wiederholen zu wollen versprechend. —

In Hof harrte seiner dafür ein so trüberer Spätherbst und Winter. Er erlangte in dem für ihn immer mörderischen Novembermonat die Gewißheit, daß das Mädchen mit Clotilden's grünem Hut und schwarzem Schleier, die seine Phantasie ganz zu jener Clotilde seines Romanes herangehoben hatte und die er immer heißer geliebt, ihn verschmähte. Aus den darüber noch vorhandenen Schmerzensbriefen des Dichters geht hervor, daß

dieselbe Macht genug hatte, um sich das Beispiel Caroli-nen's zur Warnung dienen zu lassen und zu befürchten, wie sie unserm Dichter nur ein Geschöpf seiner Phantasie sei, welches er eben so schnell wieder zerstören werde. Man wird sich über den Verstand dieses Mädchens nicht wundern, wenn wir bemerken, daß sie in Schindler's Verzeichniß der Schriftstellerinnen Deutschlands einen Platz fand; denn sie schrieb später Romane. Dagegen glaubte diese irdische Clotilde, an Flamin eine sicherere und beständigere Stütze zu finden, wie wir es von der poetischen zu dem idealen Flamin vermuthet; und der Dichter mußte seine poetischen Mißgriffe in Bezug auf den Victor von der Wirklichkeit selbst an den Tag gelegt sehen: Flamin führte, wenn auch später, den grünen Hut Clotilden's heim; — und, wie der Dichter sich selbst seine poetischen Irrthümer bekannt: so war er auch als Mensch großmüthig genug, selbst den Brautwerber für seinen Freund zu machen, der im Leben allerdings etwas weniger Muth hatte, als im Roman, und überglücklich war, ein Wesen zu besitzen, daß Jean Paul's Phantasie seiner eignen Liebe für würdig gehalten hatte. Aus den Briefen Richter's geht zugleich hervor, wie er bei weitem am meisten dadurch verwundet wurde, daß er seinen Werth und das Glück, welches er nach seinem Gefühl einem weiblichen Wesen bereiten müsse, von demjenigen, das er in Hof am höchsten gestellt, verkannt sah; und es ist zugleich sehr bezeichnend, daß er der Dame prophezeiht: „es werde sie sehr gereuen, wenn sie zu Ostern im Hesperus seine Seele ganz erkannt haben würde." —

Wie Blei drückte die Stadt Hof ihm jetzt die Seele,

und die Blüthezeit des Frühlings 1795 fand ihn wieder in Baireuth, wo ihm doppelte Wonne wurde, nicht bloß bereits seinen Hesperus gelesen zu sehen, sondern besonders zum ersten Mal in die Nähe einer hochgebildeten und hochstehenden Dame zu kommen, die ihm „sein Maienthal Baireuth zu einem englischen Garten mit einer Pygmalionsstatue machte." — Es war die Fürstin Lenowsky, die ihm „als eine Göttin in einer großen Wolke" erschien, „welche an durchsichtigen luftfarbenen Stricken in sein Lebenstheater hineinhing." — „Da ihr mein Hesperus recht ist," schreibt er von ihr, „(sie lies't bloß Engländer, weil sie einmal einen heirathen wollte), so wollte sie als Gönnerin der Gelehrsamkeit einen Gelehrten vor sich hin haben, der den Hesperus in den Himmel gesetzt. Es that dem Gelehrten Schaden, daß die Gasse der Präsentirteller war, auf dem er ihr hingehalten wurde. Ich und Schäfer begegneten ihr. Ich setzte mich den andern Morgen hin und verbrachte ihn himmlisch mit ihr, indem ich nichts anders erzeugte, als ein poetisches zehn Seiten langes punctum saliens, das ihr Nachmittags Schäfer zum ewigen Gebrauch überreichte*). Die Bescheidenheit verbietet mir, Dir zu sagen, wie die hohe Person das punctum aufnahm. Nachmittags erschien der fallende Punctmacher selber, und war bis Abends mit diesem hohen Haupte und mit seinem kahlen unter einer Stubendecke. Gestern gingen sie und Schäfer und die zwei Kinder und die Riege zwei Stunden spazieren,

---

*) Der „Traum im Traum," — als Blumenstück im Siebenkäs zu finden.

und — Paul war mit. — Sie hat eine vollkommen schöne Taille, große Augen, proportionirte und feste Züge. Man schwebt bei ihr zwischen den logischen Urtheilen: sie war, und, sie ist schön, mitten innen, und es käme bloß auf sie an, daß man eines ergriffe und fest hielt. Sie drückt sich genau, fein, kurz, leicht und bestimmt aus, kann Latein und zeichnen und andere Sprachen, sogar Deutsch (ohne Dialect), und Clavier und stricken, war wie Archenholz in Italien und England, und hat mehr Zurückhaltung und weniger Stolz, als manche Bürgerliche. Der Nutzen, mit einer Fürstin umzugehen, ist der: man fasset doch den Muth, mit ihren Kammerjungfern umzugehen. — Ein Elend ist's, daß ich nicht das Herz habe, ihr einige der besten ausgearbeiteten astronomischen Anspielungen in das Gesicht zu sagen, z. B. vom Durchgang der Venus durch die Sonne, vom Hesperus der die Venus ist u. a. m. Mir ist immerfort, als wenn das Schicksal von diesem Labewein, von dem ich eine Flasche nach der andern aufsiegele, zuletzt einigen nehmen und einen scharfen Weinessig für mich ansetzen werde." —

Wir brauchen nichts weiter hinzuzusetzen, um begreiflich zu machen, welcher neue und ihn selbst fortziehende Glanzpunct für sein poetisches Leben nunmehr dieses Baireuth und die dahin gethaenen Frühlingsreisen wurden. Jenes und diese treten in ihrer Bedeutung für ihn bereits in den nächstfolgenden Werken auf, einen neuen Glanz über dieselben werfend. Die Introduction zu dem nächsten in den beiden Monaten nach seiner zweiten Rückkehr von Baireuth gearbeiteten Werke zeigt den Dichter, wie er in einem verschlossenen Wagen aus einer

kälteren Gegend in eine sonnigere fährt, um den hier bereits aufgebrochenen Blüthenfrühling, der dort in der rauhen Umgebung noch zögert, wonnetrunken einzuschlürfen. —

Dieses neue Werk sind die „biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin," ein Werk, welches für das allerunerklärlichste Jean Paul's erschienen und fast ganz unbeachtet und unberücksichtigt geblieben ist. Es hat auch nur in Bezug auf die Studien und Vorbereitungen zum Titan, und wegen der auf den Hesperus zurückgeworfnen Schlaglichter Bedeutung. Daraus ist es auch nur allein zu erklären. Es ist nämlich nichts, als ein Versuch, sich in einer Erfindungs- und Darstellungsweise außer seiner bisherigen Manier zu üben, namentlich in einer rein ernsten und von aller Unterbrechung sowohl durch subjective Betrachtungen, als auch durch satyrische Ausschweifungen fernen, einfachen und doch würdigen Entwickelung psychologisch bedeutender Menschen, ungestört durch humoristische oder komische Charaktere. Es war gewissermaßen ein Probestück für die Darstellung des großen oder Cardinalromans. Daß ihm dieser immer im Hintergrund der Seele lag, und Alles, was er dachte und arbeitete, sich nur auf diesen bezog: darüber die verschiedensten und bestimmtesten Erklärungen aus den Briefen und selbst den damaligen Werken Jean Paul's hier anzuführen, wäre so überflüssig als Raum beeinträchtigend. — Er wählte zum Gegenstande eines der Ereignisse und psychologischen Vorgänge, auf welche im Hesperus als auf etwas bereits in der Vergangenheit Liegendes verwiesen wird: die Liebe nämlich des Lords Horion zu sei-

ner zarten und so bald verlorenen Gattin. — Der Graf Lismore, ein überkräftiger, heftiger Mann, der für seine Genialität einen großen, thätigen Wirkungskreis als Ableiter bedurfte, der, durch die unglückliche Wendung der französischen Revolution, welche hier ebenfalls wieder den Dichter zum kräftigsten Lobredner hat, aus einem solchen verscheucht, sich mit seiner ganzen Heftigkeit auf ein zartes Wesen wirft, von dem er auf der einen Seite ein Herz wie das eines Engels: zart, unschuldig und mild, und auf der andern einen Kopf wie den seinigen, voll beredten, aufbrennenden, genialischen Enthusiasmus für alles Große und Edle, verlangt, „seine Täuschung allezeit dabei bei'm ersten Artikel anfing, wobei sie bei'm zweiten natürlich ward," — dieser Lismore, der ein so zartes Wesen, wie Adeline, welches eine Liebeserklärung sogar nur durch die Vermittelung eines Echo verträgt, frühzeitig aufreibt: ist der jüngere Lord Horion, nach dem schmerzhaften Ereigniß so erscheinend, wie wir diesen im Hesperus gesehen. — Adeline dagegen ist eine neue Beate, die, nach Schottland geführt, wo das „zweite Gesicht" der Bewohner die Geisterwelt auf den phantastischen, nebelhaften und Ossian'schen Boden herabzuziehen meint, dort ihr Anklingen in die Harmonikaseele ihres durchsichtigen Körpers vernehmen und ein anderes poetisches Seitenbild zu Dahore aufstellen soll. Der Dichter suchte auf diesem Wege eine Liane und eine Geistergeschichte für den Titan, auf den wir darum verweisen.

Das Resultat dieser merkwürdigen Probe war natürlich, daß der Dichter nach zwei Monaten schon das Interesse daran verlor. Er fühlte, daß er in Bezug auf

Adeline und ihr Geistersehen über das Ziel hinausgeführt werden würde, und so war nach der Schilderung der beiden Hauptpersonen kaum noch Stoff vorhanden. Auf der andern Seite merkte er, daß er so ganz aus sich herauszugehen durchaus noch nicht im Stande war. Wie er bei'm Firlein zu matt zu werden befürchtete, so ängstigte ihn hier noch, daß er jetzt schon so ganz seine „Manier" aufgeben sollte, in welcher bei Ermangelung reichen Stoffes und vielfacher fremder Charaktere er seine Hauptkraft zur Zeit noch wurzeln fühlte. Darum brach er ab, ehe der poetische Strom sich in ein gewöhnliches Romanende zu versanden drohte; und that wiederum einen komischen Bocksprung in einem „satyrischen Appendix," welcher fast so stark wurde, als die biographischen Belustigungen selbst. — In diesem ist das Merkwürdigste, daß der Dichter, in Form einer angeblich von den Leserinnen gegen ihn gerichteten Klage über die störenden Ausschweife von Satyren in seinen ernsten Werken, geradezu erklärt: daß es ihm durchaus unmöglich sei, dies zu unterlassen. So verweis't er in der Form einer scherzhaften Allegorie deshalb auf die wegen der Eindrücke seines frühern Lebens immer noch unbesiegbar gebliebene Gewohnheit hiezu. „Addisson," sagt er, „erzähle von einem Menschen, der, wie Jupiter, eine Ziege zur Amme gehabt, und der deshalb noch in seinen reiferen Jahren, wenn Niemand bei ihm in der Stube gewesen, immer einige Ziegensprünge gemacht. Auf ihn habe sich ein dergleichen Bockfuß statt eines Podagras vererbt, und er müsse sich nun immer mit einem oder dem andern Sprunge helfen." — Ernsthaft entschuldigt er sich dann hierauf damit: „daß der

schnelle Wechsel zwischen Ernst und Scherz nur ernster mache; und daß, wenn man das Buch eines Engländers, worin dieser Wechsel herrsche, beschließe, man denke, es sei das Leben." — Natürlich sehen wir in jener scherzhaften Erklärung das Richtigere. Er läßt nun das Urtheil dahin ausfallen: daß ihm erlaubt sein solle, den ernsten Werken eben solche komische und satyrische Anhänge anzubauen, in welche er alles Störende dieser Art aus ersteren entfernen könne. — Auf diese Weise glaubte er für jetzt durch eine äußere Abtrennung nach und nach die Harmonie und den Frieden zwischen den beiden Doppelnaturen herstellen zu können. — Aber eben so, wie er noch das Ernste nicht ohne Einmischung des Scherzes, so vermochte er auch nichts Scherzhaftes mehr ohne Uebergreifen und Auslaufen in den Ernst zu schreiben; und eben derselbe Appendix, mit welchem er zuerst ein glückliches Auskunftsmittel getroffen zu haben meinte, endigte in einer der rührendsten und gemüthlichsten Darstellungen, in der „Grabrede für einen alten Bettler," in welcher er auf das ergreifendste das trostlose Leben eines solchen schildert, und die Gemüther hartherzig gewordner Menschen zu hülfreichem Mitleid für Bedürftige erweichen mag. —

Nach diesem wieder aufgegebnen Versuche wandte sich der Dichter von Neuem zu sich selbst zurück und versuchte auf eine in ihrer Art durchaus einzigen Weise, sich zu dem poetischen Lichtpuncte durch die äußeren beschränkenden Hindernisse im obsiegenden Kampfe über das störende zweite Ich durch die Schilderung und Anfassung der Gegenwart selbst durchzuführen. Er trat sich selbst noch näher als früher, und versuchte, sich geradezu in

seinen trübsten Verhältnissen von der Zeit an, wo er in der Stube seiner Mutter in Hof an den Teufelspapieren arbeitete, gelähmt und bedrückt von innen und von außen, zu schildern; wie er, nachdem er „seinen Werth unter Höfer Leuten verschwendet," mißgreifend unter Naturen der Art sich sogar eine ihn nicht verstehende und ihn noch tiefer in die kleinlichen und zerreibenden Verhältnisse hineinstoßende Geliebte gewählt; sich nach mancherlei Prüfungen durch Hülfe eines ihm zwar ähnlichen, aber kelkeren und kühneren Freundes, gewissermaßen eines zweiten Ichs, wenn auch mit blutendem Herzen, von der niedrigen Scholle losreißt und in großartigere und blühendere Lebenskreise und an die Seite einer ihn erhebenden Geliebten, mit einem Wort: aus dem Alltagsleben in ein poetisches, gelangt, und allen Schmerz und alle Gedrücktheit, so wie zugleich auch das, womit er sie bekämpft, abschüttelt und hinter sich läßt. Womit er dieses Alltagsleben und die aus demselben ihm gewordne Gedrücktheit bekämpft, ist die Satyre und die Laune; was ihm aber heraushilft, ist die zu dem keckesten und kühnsten Humor gesteigerte Laune des Freundes. Da aber, sobald das Leben und die Poesie ihm zu blühen angefangen, beide nur störende Begleiter und Anzeichen eines immer noch nicht harmonischen und vollendeten Seelenglücks gewesen wären, so reißt er sich wie mit blutendem Herzen von der Alltagsstadt und dem, was er dort ehemals geliebt, so mit noch tieferem Schmerz, selbst auch auf dem Scheidewege nach dem gelobten Lande, von dem humoristischen Doppelgänger los, mit dem er so lange Hand in Hand gegangen, und der stets in den trübsten

Augenblicken tröstend und erhebend zu ihm getreten, — läßt denselben in die weite Welt verschwinden, — und sinkt dann in der Sternennacht auf dem Grabe derjenigen, die er aus Mißgriff geliebt, der höheren und ernsteren Geliebten in vom Schmerz der Vergangenheit geheiligter Seligkeit an die Brust. — Um also die hemmenden Abnormitäten des prosaischen Werkeltebens und die feindlichen Elemente des äußeren Seins endlich zu überwinden, und aus seiner Seele die von ihnen hervorgerufnen störenden Bilder und Gedanken auf immer los zu werden: wollte er noch einmal in alle Tiefen derselben hineinsteigen. Dort wollte er durch die selbsterschaffene Steigerung ihrer Hindernisse sie ganz erschöpfend durchfühlen, und die Klippen und Riffe, an denen das äußere wie das innere Leben zerschellt, zu erklären und sich poetisch zu verklären streben, den schneidenden Riß noch einmal aufzureißen, dann aber die Untiefen auszufüllen suchen mit dem Bewußtsein des Friedens: Alles mit Allem versöhnen zu können; und nun, um das Widrige auf immer los zu sein, zu gleicher Zeit in eine ganz andere ferne Welt sich retten, um durch die Flucht vor dem Wiederauferstehen der noch etwa ungelös'ten Zerrissenheiten „eine starkmüthige Erholung und eine rüstige Tapferkeit" für einige Frist sich zu erzwingen, durch eine Flucht „in ferne Zeit und Oertlichkeit, wo das Gemüth im Entschlagen seiner selbst und des entzweiten Daseins an fremde Naturen und Gesittungen sich anschließt, und in entlegene Verhältnisse, die der Reiz der Neuheit umschwebt, sich willig und freudig einspinnt." — Auf diesem doppelten Wege suchte er sich hinaufzuschwingen auf den

von ihm selbst geebneten und ausgefüllten Boden, damit er nicht mehr gezwungen sei, seitwärts und rückwärts seine Blicke zu wenden und seine Zeit und seine Kräfte zu Ausfüllung des ihn beständig unsicher machenden angähnenden und Schwindel erregenden Abgrundes der Gegenwart und Vergangenheit aufzureiben, sondern damit er mit freier und alles Druckes und aller alten Schmerzen lediger Brust und mit nicht umflortem Auge nur vorwärts und in die Höhe zu blicken und in die erhabenen und poetischen Gefilde seines Titan sich hinüber zu retten vermöge. — Noch einmal sollte die Satyre, welche mit der Materie, über die sie die Geißel schwingt, behaftet und befangen bleibt, und diese an die Schwingen des Genius anhängt, denselben aber zurückzieht in die harten Formen der umdrängenden Welt, daß er nicht flüchtig und glücklich über sie hinwegzufliegen vermag, — noch einmal sollte sie sich austoben dürfen, indem ihr die ganze drängende Vergangenheit noch einmal völlig preisgegeben wurde, und der Dichter sie durch alle verborgne Winkel seiner von dem innern Zwiespalt und der Außenwelt gedrückten und verkümmerten Seele hinführte. Dann wollte er die geläuterte und durch die äußere Darstellung davon befreite Seele, allmählig immer mehr das Herz und die Phantasie durch die göttliche Liebe und durch Poesie erwärmend, aus den neblichten Thälern ganz in die reine Alpenluft des Lebens und der Poesie hinaufschwingen. Und wie des Dichters Poesie immer Hand in Hand mit seinem Leben ging: so wurde der Siebenkäs in dem Augenblicke gearbeitet, wo Jean Paul wirklich den festen Entschluß gefaßt hatte, sich aus den bisherigen Umgebun-

gen um jeden Preis zu retten und in ferne bessere Länder zu ziehen, um dort dem Titan eine schönere Wiege zu suchen. — Daher wollte er, nachdem er im Siebenkäs das bisherige Sein mit all seinen Schmerzen und Tröstungen noch einmal zusammengefaßt, zugleich mit dem Schluß des Romans in die Blüthenebenen jenseits des düsteren und verbauenden Gebirgs ankommen. —

Dies ist die hochpoetische und tiefe Bedeutung des Siebenkäs, in welchem selbst ein Mann, wie der Philosoph Solger, der nach der Meinung seiner Freunde der Aesthetik eine ganz neue, geniale Bahn geöffnet, nichts sah, als „ein recht geschickt und originell ausgeführtes Gemählde von zwei Eheleuten, die sich, weil sie nicht zusammenpassen, mit Grillen und Launen ängstigen und quälen!" — Und doch ist die Verheirathung mit Lenetten und das ganze Verhältniß zu derselben nur die unterste Stufe, von welcher der Dichter ausgeht; und, während diese Ehe auf der einen Seite das anfangs so unabänderlich scheinende Gebundensein des hinaufstrebenden Dichters an das Werkelleben, welches ihm eine ganz trostlose Zukunft verheißt, darstellt, aus welcher nur durch die überraschende Genialität des Humors im Leibgeber ein unerwarteter Befreiungsweg gefunden werden kann: repräsentirt Lenette zugleich durch ihre menschlich edle Natur, die nur durch die Erziehung, kleinstädtische Umgebung und fortdauernde Armuth zu einem durch ihre Beschränktheit quälenden Gespenste wird, dasjenige in den, allem höhern Aufstreben feindseligen, herabziehenden und kleinlichen Elementen, was selbst in diesen das Herz eines höheren Menschen mit so festen Banden umschlingen kann,

um ihn in dieselben wider seinen Willen zu versenken, darin fest zu halten, und ihm das Losreißen von denselben so unendlich schwer zu machen. —

Das Bedeutsamste im Siebenkäs liegt darum in dem Erscheinen, dem Verhältniß und dem Verschwinden Leibgeber's. Er ist der Hebel und die Seele des Ganzen, er, der personificirte Humor. Er, der durchaus an Gestalt und Gesichtzügen ähnliche Bruder des weicheren, sentimentalern und empfindungsvolleren Siebenkäs, hält den Letzteren allein aufrecht, indem er ihm das Große im Leben und in der Welt immer in Augenblicken, wo Jener unter den kleinen Schlägen des dürftigen Lebens zu erliegen im Begriff ist, als eben so klein und begehrensunwerth darstellt, und ihm dadurch die Trauer über das Vorenthaltensein des Größergeglaubten zu nehmen sucht; endlich ihn, der auf die Dauer damit sich nicht beruhigen kann, in ein thätiges Leben und zum Abstreifen seiner ihn zernagenden Verhältnisse bringt. Dies kann er aber auf keine andere Weise machen, als dadurch, daß er ihn in seinen Namen und in seine Verhältnisse einzutreten bewegt; und deshalb muß er natürlich auf immer aus seiner Umgebung verschwinden. Das Hauptmoment liegt nun darin: daß Siebenkäs, sobald er in jene besseren Verhältnisse versetzt ist und der schneidende Humor, in Gestalt des Leibgeber, von ihm gewichen, sich noch einmal, ganz wider die Absicht Leibgeber's, der Liebe, aber einer höheren, und ausschließlich der ernsten und empfindenden Phantasie, in die Arme wirft. — Denn Leibgeber bringt den Siebenkäs in poetischere Umgebungen und zu Natalien nur darum, um ihn von diesen zu jener mu-

thigeren, höheren und kühneren Stimmung anregen zu lassen, in welcher nur zu der kühnen Unternehmung des Scheinsterbens er sich entschließen kann. Um also die Idee des Siebenkäs in Bezug auf den Leibgeber ganz zu verstehen, muß man sich einmal an jene mehrmals erwähnte Ansicht des Dichters erinnern: daß er vor dem Untersinken unter die feindlichen Elemente der Außenwelt nur durch die Wendung seiner Phantasie nach dem Witz und der Satyre hin bewahret worden sei; daß er dies für ein Glück zu halten habe; daß er beide aber jetzt, nachdem dieser Theil seines inneren Ich's in ihm so groß herangewachsen, um als Doppelgänger zu viel von den für die höhere, empfindende, darstellende Poesie bestimmten nöthigen Kräften zu zehren und die harmonische, plastische Bildnerei zu stören, wiederum loswerden müsse und könne durch Abstreifung und die Flucht aus den Elementen, welche den Humor, zum Schutz gegen die Ueberwältigung, erzeugt. —

Wir haben schon einmal auf die äußerst merkwürdige psychologische Selbsttäuschung Richter's verwiesen: daß er auf der einen Seite seinen verstorbenen Freund Hermann für eine ihm ganz fremde, ihm unerklärliche Natur betrachtete, auf der andern aber sich immer mit demselben herumtrug und immer von einem inneren Triebe, denselben völlig darzustellen und dies Bild eben so, wie seine übrigen quälenden inneren Gefühle, loszuwerden, geängstigt wurde. In Bezug auf diesen Freund finden sich in seinen Briefen sonst mit den Werken unerklärlich scheinende Widersprüche; hervorgegangen aber eben aus der, je nach seiner verschiedenen Stimmung ihm geblie-

benen und sich ihm darstellenden, Anschauung des Bildes von dem verstorbenen Freunde. — Zu offenbar liegen viele Züge, selbst aus Hermann's äußerem Leben, in den Arbeiten bis zum Siebenkäs hin verschiedenen Gestalten unter; und doch klagt der Dichter gegen Otto: „wie es ihm immer noch nicht habe seine Zeit erlauben wollen, dem Freunde ein Denkmal in seinen Werken zu setzen und seinen Charakter der Welt zu schildern;" — er theilt von Zeit zu Zeit verschiedene Vorsätze und Pläne mit, in denen dies verwirklicht werden solle, welche aber bis jetzt immer von seinen eigenen Schöpfungen verschieden waren. Die Leser werden selbst mit uns über die unendlich große Aehnlichkeit, fast Identität, von Hermann's äußerem, geistigem und moralischem Sein mit einer hervorstechenden Seite unseres Dichters erstaunt gewesen sein, und den Unterschied zwischen Beiden nur in des Letzteren größeren, schaffenden Phantasiekraft gefunden haben. Der Grund von des Dichters eigenem Zwiespalt in der Erkenntniß seines geistigen und moralischen Verhältnisses zu Hermann lag darin: daß er sich selbst gern über dasselbe täuschen mochte, weil ihm die Idee eines Abbildes von einem Theile seines Wesens außer sich etwas Grauenhaftes und Unheimliches hatte, besonders in Bezug auf das unheimliche Schicksal Hermann's; und namentlich auch, weil, wie er selbst oft gesteht: ein Humorist im Leben cynisch, unschön, unliebenswürdig erscheine, und seine Zerrissenheit einen trüben Eindruck mache. Und dennoch hatte er gerade während des Schaffens an der unsichtbaren Loge und am Fenk, „dem Mediciner und Grafenhofmeister," sich zuerst viel mit Hermann's nach-

gelassenen Papieren beschäftigt, wiewohl er sie, Otto gegenüber, als etwas Fremdes zurückgeschoben und deren gedrängte Bearbeitung und Herausgabe auf eine andere Zeit verlegt hatte; und gerade wiederum in dem Monat des Entwurfes des Siebenkäs schrieb er über denselben Gegenstand Folgendes an Otto:

„Eben komme ich vom Spaziergang, wo mir etwas Kühnes durch den Kopf gefahren ist, wozu ich Dein Ja bedarf, dessen Verweigerung mir der größte Tort wäre! Es betrifft den Hermann. — Du weißt, daß sein größter Gehalt nicht in den Paar von ihm abgesprungenen Goldglimmern seiner Schriften, sondern in der ganzen Textur und Crystallisation seines Wesens und Charakters bestehet. Um ihn also darzustellen, muß man weder bloß jene geben, noch diesen bloß beschreiben. Denn kein Charakter kann in todten vagen Zügen, sondern bloß in Handlungen und Reden nachgebildet werden, kurz: nur dramatisch. Das Kühne ist also, daß ich ihn mit seinem Namen in eine schon entworfene romantische, nicht kleinliche, Geschichte einführe, wo er nicht weit von der Hauptperson, ohne viele Handlung, seinen ganzen Charakter ausbreitet. Freilich ist diese Geschichte nicht im geringsten seiner wirklichen verwandt. Er soll darin, in diesem Rauche vor einem Hohlspiegel, lebendig werden und sich regen, so weit es meine arme Hand vermag. Ich werde mich um kein Urtheil in Hof bekümmern, wenn es Deines nicht ratificirt. Dann füge ich, trotz dem Schaden, den ich der Illusion thue, dem Buche einen Anhang bei, wo ich das Wahre seiner Geschichte und einige zusammengedrängte Aufsätze, indeß ich viele seiner

Aufsätze in's Buch zerstreue, als eine Frage gebe: ob man mehr wolle? — Ich mag Dir die Stiche nicht vorzählen, die mir bisher die Erscheinung seines Vaters oder der Gedanke an ihn durch die Seele gab! — Schreib mir noch heute, weil jetzt meine ganze aufgerüttelte Phantasie zuckt und brüten will. Schreibe mir auch noch einige Cautelen und schicke mir, aber auch bald, einige seiner Briefe, wenn Dein Urtheil sie nöthig findet. In der idealischen Geschichte aber bleibt er Doctor und Grafenhofmeister. Ich lechze jetzt ordentlich nach der ersten Zeile, wo sein Name vorkommt." —

Was Otto ihm gerathen, ist uns nicht bekannt; aber es erfolgte der Siebenkäs, und während desselben, wie nach der Vollendung, wird weder in irgend einem Briefe, noch an einer andern Stelle, Hermann's mehr gedacht. Wie hätte auch der Dichter auf die angegebene Weise sich mit diesem Bilde abfinden, dasselbe in zwei Theile sondern, nur mit einem, dem idealischen, sich in Hermann, mit dem andern, dem wirklichen, zugleich ihn als ein fremdes bezeichnen, und in der wahrhaftigen Poesie sich länger, wie er es im Leben gethan, hinhalten und täuschen können über etwas, was sich mit seinem innersten Wesen doch so innig verschmolz, und nur, weil es im Leben so störend vor ihn getreten war, ihn peinigte? — Er mußte so auch den äußeren Abdruck einer seiner eignen inneren Naturen, als einem Doppelgänger, fest und klar in's Auge sehen und ihn herausstellen. Wie hätte er anders jene quälende Vergangenheit loswerden können, in welcher Jener eine so wesentliche Hauptrolle gespielt, wenn er nicht auch ihn vollkommen als den kör-

perlichen Repräsentanten seines zweiten Ich's verklären, nur unter andern Lebensverhältnissen und mit eigenthümlichen Zügen anerkennen, und dann als einen versöhnten Geist von sich entlassen gewollt? Was dieser Theil der Aufgabe ihm gekostet haben mag, läßt sich leicht denken; so wie es genügend erklärt, warum er das so Geheiligte, in tiefer Brust Verwahrte, die Narbe der nur halbgeschloßnen Wunde, von Niemand mehr berühren lassen mochte. — Nur fühlte er während der Arbeit die Nothwendigkeit, die bereits entworfenen Scenen der wirklichen geistigen und physischen Vernichtung dieses Doppelgängers für den Titan aufzuheben: da er der Anlage nach sich am Schluß des Siebenkäs nur bis auf die Arena setzen konnte, auf welcher die siegreich schaffende Poesie das Resultat des Triumphes über das Leben darstellen sollte. — Diese, während des Schaffens am Siebenkäs ihm aufgedrungene Nothwendigkeit verursachte nach dem ersten Bande, der schnell vom September bis November 1795 ausgearbeitet wurde, wahrscheinlich die Pause des Winters bis zum März 1796, in welcher er mit sich im Streit gelegen zu haben scheint, was er dem Leibgeber ferner für ein Ende im Siebenkäs geben solle.

Leibgeber sollte also der vollkommenste Gegensatz von Emanuel sein, und wie dieser das Extrem der sich verwirrenden ernsten und empfindenden Phantasie, so jener das der die Materie auflösenden und zersetzenden; wie dieser in einen stillen und milden Wahnsinn gerieth, weil er aus Ueberglauben von der Erde in zu großer Sehnsucht nach dem Göttlichen, Uebersinnlichen sich verzehrte, so sollte jener, wenn auch erst im Titan, endlich in einen

tobenden verfallen, weil er durch die zersetzende, ungläubige, und das Größte in das Kleinste hinabziehende Einbildungskraft sich selbst auflößte und so zersetzte, daß er sich vor einem zweiten Ich, in das er sich gespalten und das seine von der Materie irregeleitete Phantasie sich erschaffen, fürchten und von demselben sich vernichten lassen mußte. — Dieses Extrem führte ihn, im Gegensatz vom Emanuel, zum Atheismus. Gerade die größere innere Kraft, mit welcher er den Seelenbruder aufrecht erhält, zerstört ihn selbst, weil des Siebenkäs wärmere Phantasie ihn zum Schaffen, wenn auch von Satyren, treibt, was ihn nicht nur zerstreut, sondern auch durch Concentrirung seiner Kräfte auf einen Punct und electrische Aneinanderreibung derselben ihn zu dem Höhern und Empfindungsvollen führt. — Und die Leser wollen sich hiebei an unsere frühere Darlegung erinnern, wie Jean Paul selbst gerade eben dadurch auch vor dem Schicksale Hermann's bewahrt blieb. — Siebenkäs ist der mit einer idyllischen Kindheitsumgebung aufgewachsene Pfarrersohn, Leibgeber der eines armen Handwerkers, der bei'm Garnspinnen und Kinderwarten seine Schulpensa gelernt, nicht einmal eine sanfte Kindheitserinnerung hat, und darum auch keine schönere Zukunft. — Nichts giebt mehr von dem ungeheuren Muthe, der Geisteskraft, und von der Gewalt, die der Dichter über sich gewonnen, Zeugniß: als daß er es wagen konnte, diesen Doppelgänger von sich, dem er sogar die körperliche Aehnlichkeit mit der ihn repräsentirenden Hauptperson im Werke gab, — gleichsam um sich die Gefahr auf das Höchste zu treiben und dann ihr in's Auge zu blicken, — neben sich hinzustellen, und ihn dann

vernichten zu wollen; und auf der andern Seite zeigt dies die Größe der ihn zurückhaltenden Gewalten und die Stärke der sich wechselseitig hindernden Doppelnaturen, mit denen der Dichter in seinem Leben und in seiner Poesie zu ringen und zu kämpfen hatte. Der Leibgeber'sche Theil seines Ich war ihm selbst, wie besonders seiner Poesie, gefährlicher als der im Emanuel dargestellte, weil eben die Satyre im Bunde mit der stets ihn umgebenden Materie am öftersten ihn anfallen mußte. —

Der Siebenkäs ist also recht eigentlich die Geschichte des Dichters von seiner Ankunft in Hof nach Vollendung der Universitätsjahre, natürlich mit Beiseitlassung der Schwarzenbacher Periode, bis zu seinem neu gewonnenen Baireuther Glanz. Denn dieser zieht immer, Anfangs leuchtend als das Zukunftparadies, vorüber, und wirft von da die poetischen Sonnenstrahlen über den düstern Himmel in der kleinen Stadt, bis er immer näher tritt, und endlich den Seligen ganz in sich aufnimmt. — Der Frühling und Baireuth sind die Trost- und Glanzworte, die jedesmal, wenn sie genannt werden, Liebe und Poesie und Verklärung athmen, wie Blüthenduft auf einem Zephir herübergetragen durch die dürftige Marterstube des Armenadvocaten ziehend. — Der Dichter nahm auch gar keinen Anstand, in diesem Romane die wirklichen Namen auftreten zu lassen; ja, er führte diese Geschichte bis so nahe an seine Gegenwart heran, daß sogar die funfzig Thaler, welche dem Siebenkäs Leibgeber zur Reise nach Baireuth schickt, wirklich von dort als die zweite Hälfte des Honorares für den Firlein an den Dichter eingetroffen waren, und dieser sie (siehe Briefwechsel) darum so

freudig empfing, weil er sie zur Wiederholung seines Besuchs daselbst verwenden konnte, jenes Besuchs, der ebenfalls in den Frühling 1796 fallen sollte; — daß er während der Ausarbeitung des zweiten und dritten Bandes wirklich dorthin flog, wohin ihn Beschreibungen und Briefe von einem der Natalie ähnlichen Wesen gelockt; — daß er in den Pfingsttagen dort verweilte, wirklich dort im Gasthofe zur Sonne abstieg, mit Natalien die Eremitage und das Dorf Johannis besuchte, und, als er darauf wieder nach Hof zurückeilte, um schnell das Ganze im Juni 1796 zu vollenden, mehrere bedeutende Scenen von dem eben Erlebten getreulich copirte, wiewohl das Wesentlichste, und besonders auch die Scene mit Natalien in der Fantasie bei Baireuth, bereits vor seiner Frühlingsreise ausgeführt war*). Ja, er läßt sogar die beiden Freunde, als Siebenkäs den Leibgeber noch ein Stück auf seiner Trennungsreise nach der Catastrophe begleitet, ihren Weg von Baireuth durch Hof nehmen, und dann die ergreifende schmerzliche Scene des ewigen Abschiedes von einander auf der Höhe jenes Töpen vor sich gehen, welches dem Dichter der Tempel aller heiligen Freundschaftserinnerungen, und zugleich der Kirchhof der am tiefsten mit seinem Innern verwachsenen und durch Nichts ihm ersetzten **) Jugendfreunde war. — Und diese letzte Wahl der Oertlichkeit ist um so bedeutsamer, als Siebenkäs den Freund, welchen er in den südlichen Son-

*) „Die Scene mit Natalien in der Fantasie liegt wie eine sanfte Mondnacht vor mir, und ich freue mich, wenn ich einmal in Baireuth die Stätten besuchen werde, die ich gezeichnet." Briefwechsel.

**) Wir erinnern in Bezug auf Otto an die Briefe an Moritz.

nenebnen seines neu wiedergebornen Lebens nicht bei sich behalten kann, dahinauf zurückschickt nach dem rauheren Norden, wo er bisher gelitten und den Trost des Leibgeber'schen Humor's als ein Surrogat für die vorenthaltene empfindende Phantasie nöthig gehabt hatte. Nur die Nothwendigkeit, die Stadt Hof nicht geradezu zu nennen und sie etwas zu maskiren, so wie die, eine passendere Localität für seine politischen Angriffe auf das deutsche Reichswesen zu gewinnen, zwang ihn, die Topographie des Romanes in etwas dahin zu stören, daß er den Reichsflecken Kuhschnappel nach Schwaben verlegte, und den Siebenkäs so über Bamberg nach Baireuth führen mußte.

Aus dem bisher Gegebenen ergiebt sich zur Genüge, daß, wie überall bei Jean Paul, die Verwickelung des Planes immer nur aus der höheren Grundidee und den Hauptcharacteren hervorgeht; so auch im Siebenkäs die beiden Freunde sich nicht so körperlich ähnlich sind, der Verwickelung wegen, wie bei den ähnlichen Lustspielen des Terenz und Shakespeare: sondern daß die Verwickelung nur hervorgeht aus der Aehnlichkeit, welche zur Veranschaulichung der höheren Idee gegeben, und in der Seele des Dichters früher und zuerst vorhanden gewesen ist. — Darum ist auch der Proceß des Siebenkäs mit dem Heimlicher von Bläse nur zur größeren Hervorhebung dieser Aehnlichkeit, und der Namentausch beider Freunde, in Bezug dessen wir an den Brief Richter's an Oerthel über seine Freundestrauung nach Art der Morlacken mit Hermann verweisen*), zur Hervorhebung der

*) Siehe Band II. S. 151.

äußerlichen Aehnlichkeiten und der Seelenverbrüderung der Freunde da — nicht aber diese zur Motivirung des Processes als Hauptsache. Freilich ist dieser Proceß auf das geschickteste wieder dazu benutzt, die zweite Hauptidee, die Qual und Pein einer höheren Natur unter jämmerlichen Umgebungen, veranschaulichen, und zu gleicher Zeit die Erbärmlichkeit der politischen Institutionen entwickeln zu können. —

Aber Lenette, Kuhschnappel, der Schuster Fecht, der Friseur, der Pelzstiefel, der Buchbinder? — Wir müssen hier die Leser auf alles das zurückverweisen, was wir von dem Leben Jean Paul's und dem Gang seiner Anschauungen und Ideen, in dem Stübchen neben seiner Mutter in den zwei Jahren nach seiner Rückkunft von Leipzig, erzählt. Lenette, die bürstende, waschende, die Satyrenschreiberei des Armenadvocaten für eine nutzlose Zeitverschwendung haltende, den Schulrath Stiefel aber in ihrem Augsburg'schen Religionsglauben und als gesetzten soliden Mann anbetend verehrende Lenette, ist Niemand anders, als die verjüngte und in Siebenkäsens Frau verwandelte Mutter des Dichters, in allem Elend ihrer damaligen Haushaltung und in ihren nachbarschaftlichen Verhältnissen. Der Armenadvocat Siebenkäs bezeichnet selbst bis auf den Titel den Armendichter Jean Paul, der hier in diesem Werke schön die Aufgabe, die kleinen Freuden der Stadtarmen zu schildern, zu lösen Gelegenheit hat. Selbst die Phantasiekrankheit des Siebenkäs, die ihm eben seine auf das Kleine nur hingezogene Aufmerksamkeit zuzieht, ist, in Bezug auf seine Qual wegen des unhörbaren Kehrens der Lenette, nur eine

treue Copie seines eigenen damaligen, aus dem gemeinsamen ärmlichen Leben mit der Mutter hervorgegangenen Zustandes; und es findet sich aus der Schwarzenbacher Periode aufbewahrt ein ähnlicher Zug Richter's, der ihn mit dem Amtsverwalter Clöter in Zwiespalt zu bringen gefährdete, weil nämlich Richter in der starkgeheizten Stube beständig sich über Kälte beklagte, bis er endlich fand, daß er sich nur zu frieren eingebildet, weil nicht Holz genug vor den Ofen hingelegt worden. — Die so meisterhafte, bis in's Kleinste ausgeführte, und mit einem reichen Schatz psychologischer Aufschlüsse ausgerüstete Darstellung von Lebenskreisen, in welche sonst noch nie ein solcher Genius gebannt gewesen, durchhaucht von der diesem so eigenthümlichen Liebe, war aber in Deutschland eine so neue Erscheinung, daß man diesen Theil des Siebenkäs meist für den wesentlichsten und Haupttheil hielt, zumal er allerdings, als der am meisten vom Dichter und fast spielend beherrschte und in einem harmonischen Guß gearbeitete, in formeller und künstlerischer Beziehung den hervorstechendsten Werth hatte. Da nun die Kritiker, welche man mit dem Namen der: Göthe'schen Schule, in der Literargeschichte zu bezeichnen pflegt, und wohin auch, wenn schon in verschiedenem Sinne und Grade, neben den Schlegeln auch Tieck gehörte, diese niederländischen Gemählde, deren lebendigstem, die Beschreibung des Kuhschnappeler Vogelschießens, etwas Aehnliches in keiner Literatur an die Seite zu setzen war, vorzüglich und allein hervorhoben und priesen: so blieb darum das Höherbedeutsame im Siebenkäs meist verdeckt, wiewohl es als Relief, einen poetischen Sonnenschein auf jenes alles

zurückwerfend und dasselbe mit so inniger Begeisterung durchdringend, den Genuß des Niederländischen nur so angenehmer macht. — Und freilich gehörte ein tieferes Eingehen in das Leben und das Streben des Dichters und in alle seine Werke dazu, die eigentliche höhere Bedeutsamkeit in ihrem ganzen Umfange zu empfinden und klar und deutlich vor der Seele zu haben. — Die Fortschritte in der Beherrschung der Form sind besonders auch im Siebenkäs dadurch bemerkbar, daß er bei allem Satyrischen doch sehr selten eines Extrablattes zur Einschaltung vonnöthen hatte; wiewohl Manches schon Ausgearbeitete, wie z. B.: „die Bettler sind unsre Barden," in den Roman vermauert wurde.

Zugegeben muß dagegen werden, daß nicht bloß in künstlerischer Beziehung allerdings auch Vieles von dem, was nach der Catastrophe und nach der Trennung der beiden Freunde hinzugefügt ward, wie ein ungehöriger Anbau zu betrachten ist, der keinen Leser befriediget. Es war offenbar ein späterer Mißgriff des Dichters, einem Werke einen Schluß beizufügen, wie es seiner ganzen Anlage und seiner Entstehung und Tendenz nach keinen haben konnte und durfte. Niemand kann Antheil nehmen an der so schnell folgenden Ehe des Siebenkäs mit der Natalie; Jeder fühlt, daß sie nicht für einander passen. Zu tief hat Siebenkäs in jener kleinstädtischen und niedrigen Welt gesteckt, die ihm auch seinen mißtönenden Namen vermacht — zu sehr hat er bei aller späteren Sehnsucht aus dieselbe wohlgefällig in derselben sich bewegt: als daß er nicht neben einer so hohen und kräftigen Natur, wie Natalien's, geistig zu kränklich und äu-

sinnlich der Phantasie zu unästhetisch erscheinen mußte. Für ein solches Ende paßte schon, wie der Name, auf den Jean Paul sonst mit Recht so vielen Werth legt, auch die zu große körperliche Aehnlichkeit mit Leibgeber nicht; denn, wenn auch dieser selbst nur sein Aeußeres verspottet und ihm der Cynismus vorzüglich zugewiesen ist, so wirft er doch auch den Spott auf Siebenkäs selbst zurück. Und auf der andern Seite hat er ja einen großen Theil der für eine Natalie erforderlichen Seelenkraft an Leibgeber, der für ihn ebenfalls gehandelt, abtreten müssen. Siebenkäs hat eben keine Jugend mehr; und, so sehr er das Interesse und das Mitleid der Leserinnen zu erregen im Stande ist, so möchte doch jede bei dem Gedanken sich sträuben, in seinen Armen zu liegen und ihn zu küssen. Im Gegentheil aber ist des Dichters Absicht, diese ästhetische Scheu nur auf Leibgeber überzutragen (weshalb er ihm auch den Saufänger giebt, um Lenetten den von diesem Hunde beleckten Mund verabscheuen zu lassen), dadurch weit eher verfehlt worden; — denn von dem kräftigeren Manne streift sich dergleichen viel leichter ab, als von einem kränklichen, wie man sich den Siebenkäs denn doch vorstellen muß. Und hier zeigt sich, wie das Bild von Hermann mit dem Leibgeber sich zum Nachtheil des Siebenkäs vermischt hat. Gerade Hermann hatte trotz seiner angenommenen Scheu vor Liebesäußerungen und trotz seines Cynismus Glück bei den Frauen, und in einer Randbemerkung auf einem Empfehlungsbriefe Richter's für Hermann an den Pfarrer Vogel wird dieser durch die Schwarzenbacher Freunde, die Hermann zuerst besucht, scherzhaft gewarnt: „seine Frau und Töchter

in Acht zu nehmen." — Trotz dem also, daß der Dichter Leibgebern die anmuthige Gestalt Hermann's nimmt, zwingt ihn doch die Erinnerung, ihn in einzelnen Zügen so erscheinen zu lassen, daß man nicht ganz ohne Wohlgefallen auf seinem Bilde verweilt. Die derbsten Cynismen, die er Leibgebern sagen läßt, wie z. B.: „daß er eher seinen Steiß, als sein Herz entblößen würde" — schwächen nicht den etwas heimlichen, geheimnißvollen und der Phantasie wohlthuenden Eindruck, wenn Siebenkäs den Leibgeber zwingen will, das Wort: Liebe, auszusprechen, und dieser erröthend sich darüber erzürnt; ferner wenn Letztrer den Freund sogar nur im Dunkeln verschämt zu liebkosen wagt — Züge, die ganz dem Hermann nachgebildet sind. Diese jungfräuliche Verschämtheit, vereint mit der Kraft, macht die Leserin neugierig, ihn lieben zu sehen, und sie sähe es nicht ungern, wenn eine Donna Diana diesen seltsamen Cesario überwände. — Dagegen sind die „mageren Arme", mit denen Siebenkäs die Lenette umschlingt, so sehr sie uns in seinem Unglück rühren, unendlich viel unangenehmer in Bezug auf Natalien, in deren Nähe man sie weit weniger vergißt, als die Vertraulichkeit Leibgebers mit seinem Hunde; diese gewinnt ihm im Gegentheil unser Herz. Wie es darum der Dichter selbst an sich thun wollte, so hätte auch Siebenkäs erst müssen seine Brust „unverdrossen im Morgenroth und im frischen Thau eines poetischen Lebens baden" und ein Stahlbad nehmen in dem bewegten Leben, um die Kränklichkeit des Leibes und der Seele von sich abzustreifen und die verlorene Jugend wieder zu gewinnen. — Doch des Dichters Wünsche eilten seinen

Kräften voraus, und er feierte schon in der Vereinigung des Siebenkäs mit Natalien ein Fest, welches ihm sein ganzes Leben hindurch aufzusuchen bestimmt sein sollte. —

Uebrigens sind wir auch der festen Ueberzeugung: daß Jean Paul in Bezug auf die Vereinigung mit der Natalie späterhin weiter gegangen ist, als es in seinem ursprünglichen Plane gelegen haben mag; und wir sind bei diesem Romane, der, wie wir sahen, vor Allem auf seine Persönlichkeit und sein Selbst, so wie auf sein während des Schreibens desselben in der Gegenwart ablaufendes Leben basirt ist und sich mit demselben identificirt, den Grund davon darin zu suchen berechtigt: daß ihm selbst höhere weibliche Wesen gegen den Schluß der Arbeit hin näher traten, die, von seiner Eigenthümlichkeit durch und durch ergriffen, ihm mehr als ein literarisches — ein herzliches, liebendes Interesse offenbarten. So erhielt er namentlich in den ersten Tagen des Märzes folgenden Brief aus Weimar von einem Wesen, das unendlich bedeutsam in sein Leben und seine Poesie hineintritt:

„In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerksamkeit, und Vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieser Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innig beglückt! Dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie

unbedeutend wäre dies Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von Neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende: sondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. Wieland hat Vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen; er nennt Sie unsern Yorik, unsern Rabelais. Das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den überraschendsten, anmuthigsten Wendungen sich ergießt: dies Alles erkennt er mit inniger Freude in Ihren Schriften. — Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rector Freudel (Freudel's Klaglibell). Sonst wirken Satyren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn schwingen die Meisten ihre Geißel willkührlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere — Ihrem Blicke hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Lichte Ihres Geistes. — Sie finden hier noch mehre Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß. Herr von Knebel, der Uebersetzer der Elegien des Properz in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslectüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja, wir hoffen, daß bei dieser

Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntniß und diesem Talent, feine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken werden. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!" —

Unterzeichnet war der Name einer adeligen Dame. —

Als hätte ihn plötzlich ein electrischer Schlag berührt, vollendete der Dichter sogleich nach Empfang dieses Briefes, nachdem er den ganzen Winter über fast der Ausarbeitung des ersten Theiles pausirt, den zweiten und dritten Band bis zum Schluß (die erste Auflage hatte nur drei Bände), und führte selbst die Scene zwischen Natalie und Siebenkäs in der Fantaisie aus, so wie die auf dem Kirchhofe über Lenettens Grabe; eilte dann im Mai nach Baireuth, wo er in der oben erwähnten als Natalie bezeichneten Dame die ältere Schwester der Briefstellerin von Weimar finden sollte, eine Generalin Kalb, jung, liebenswürdig, geistreich, die man ihm als eine Clotilde geschildert, und die ebenfalls mit Briefen an ihn sich gewandt. Aber Richter vergaß in Bezug auf seinen Siebenkäs, daß jener weibliche Enthusiasmus für ihn durch den Hesperus und ähnliche Werke erregt worden war — Werke, die der Siebenkäs eben so wenig möglicherweise ahnen lassen, als er sie andeutete, und welche der Dichter selbst in den neuen Umgebungen unmöglich anders hätte schaffen können; — und wirklich war auch ein zweiter Brief jener Dame aus Weimar mit dem ersten Bändchen des zur Ostermesse bereits erschienenen

Siebenkäs gerade in dem Sinne unzufrieden, wie wir oben bezeichneten. — Später auch, als der Siebenkäs, wie jede aus dem Innern des Dichters hervorgegangene und mit ihm identisch gewesene Gestalt, ihm eine von ihm abliegende fremde geworden war: sah er sehr wohl diesen Mißgriff ein: daß, wie Lenette den Siebenkäs durch Beschränkung, dieser umgekehrt die Natalie durch Schwäche quälen müssen, und, wie Siebenkäs jene nicht hatte zu sich hinaufheben können, so diese nicht zu seinem kleinlichen und idyllisch-kränklichen Leben würde haben hinabsteigen wollen. — Er ging daher später sogar damit um, ein Seitenstück zur Ehe des Siebenkäs mit der Lenette in der desselben mit Natalie zu schildern; aber es hielt ihn immer ein gewisses Etwas davon zurück; — und er würde auch, wenn er den Gegenstand wirklich in's Auge gefaßt hätte, nur zu schmerzlich die Gewißheit erlangt haben: daß er selbst stets der Siebenkäs geblieben, und, mit einer hohen und glänzenden weiblichen Natur vereinigt, wegen seines nie ersetzbaren Verlustes an jugendlicher Manneskraft eine solche nie auf die Dauer hätte neben sich überwältigt halten, und mit ihr, und sie durch ihn, glücklich haben sein können. — Wir kommen auf diesen Gegenstand bei einer andern Gelegenheit noch einmal zurück.

Auch in Bezug auf den Leibgeber war der Dichter nicht ganz so glücklich gewesen, wie früher in Betreff Emanuel's. Er brachte von seiner andern empfindenden und geistig erzeugenden Natur zu viel in ihn hinüber. — Es erscheint somit als ein psychologischer Widerspruch, daß Leibgeber, ohne Glauben an Gott und eine Zukunft

vermöge seiner nur die Materie zersetzenden Phantasielauche, vor einem Ich sich fürchtend dem Wahnsinn entgegengeht, und doch so viel schöpferische Phantasie und rührende Empfindung behält, als ihm beigelegt wird. So ist allerdings der erste Theil jener genialen Hochzeitrede, die er Adam an Eva vor der Erzeugung des Menschengeschlechts halten läßt und wo er, von der materiellen Ansicht des Einschachtelungsystemes ausgehend, alles Jämmerliche der Weltgeschichte an sich vorüberwandeln läßt und die Erzeugung eines solchen Schlammes für der Mühe nicht werth hält, vollkommen mit jener sich selbst zerstörenden Weltanschauung im Einklang; eben so die Rede über die Nichtigkeit des Ruhmes. Nicht aber der zweite den ersten aufhebende Theil jener Rede, in welchem er das Menschengeschlecht in seiner Größe sieht, ihm das Recht seiner Existenz, weil das Gute und Große das Kleine und Erbärmliche überwiege, zuspricht, und am Ende in dem unendlich rührenden Schlusse endigt: daß er die Eva zur Erzeugung würde bereden haben, selbst wenn er ihr nur in der Ferne so vieler Generationen seinen Freund Siebenkäs in einer Brut-Zelle hätte zeigen können. — So war der Dichter dennoch mit seinem ganzen Wesen in den Leibgeber übergegangen. Beide Freunde schmolzen doch ineinander, und der Dichter hatte nichts vermocht, als höchstens auf eine Zeit lang die beiden Helden in das Verhältniß der Dioskuren zu setzen, von denen der eine zwar allein am Himmel thronen kann, aber der andere nur untergegangen ist, um wieder aufzugehen und die Stelle des erstern, der ihm Platz machen mußte, wieder einzunehmen. — Aus demselben Grunde,

wie dem Fixlein, wurden auch dem Siebenkäs einige ganz ernstpoetische, und einige mehr psychologische Aufsätze angehängt, von denen er die ersten: Blumen-, die andern Frucht-, den Siebenkäs aber Dornenstücke nannte. —

Wie schon erwähnt, befand sich Jean Paul nach der Ausführung des Wesentlichsten vom Siebenkäs in den Pfingsttagen 1796 in Baireuth, und er verlebte hier Tage, die er mit Recht „seine Hesperuspfingsten“ nennen konnte, „sich badend in der ganzen warmen Quelle des Frühlings.“ — Außer dem Umgang mit den erwähnten hohen Frauen bekam er hier zuerst einen Vorschmack von jenen Triumphen, mit denen er später auf an Blumenketten gezogenem Wagen einhergeführt wurde. „Ich könnte hier,“ schreibt er an Otto, „wenn ich Zeit hätte, herumgezeigt und herumgeführt werden wie ein Haifisch oder sonstiges Unthier. Sie haben mich alle gelesen, und wollen also den Kupferstich des Verfassers auch haben. Hier ist's anders als in Hof. Dort ging's mir wie jenem Pariser Gelehrten, der diebisch in den Buchläden herumschlich, nicht, in die Tasche zu spielen, sondern, um seine Werke heftweis daraus zu ziehen und sie so, wenn es Niemand sah, unter andere Novitäten gratis einzuschwärzen. — Die alte Plotho läßt sich vor ihren Krankenvorhängen meinen Hesperus vorlesen, und will mich vor ihrem Ende noch sehen. Es thut mir sanft, daß ich noch in den tiefen Schatten des Lebens, der schon um sie liegen muß, einen langen Strahl ziehe, von dem sie denken kann, er

Sonne vom Morgen ihres Lebens durch eine Fensterladenritze.“ —

„Heute ist sie in Culmbach,“ so schreibt er von der Generalin, „und also meine goldene Fensterkette zerfeilt. Aber morgen laufe ich wieder mit dem nachschleifenden Stück zu ihr. Bei ihr sind alle Meublen neuer und schöner, als ich sie je gesehen; — sogar ihre zwei Nachtigallen thun, wenn sie selber singt, Schläge darein, die einen das Herz aus der Brust ziehen wollen! O, wie blühet Alles um mich her!“ —

In der Trunkenheit dieser Eindrücke ging er nach Hof zurück, und fand dort ein drittes Schreiben der Weimaranerin vor:

„Zwei Drittheile des Frühlings sind vorüber, wie ich eben im Kalender sehe, die Bäume stehen noch unbelaubt im schönen Park, die Nachtigall hat noch nicht gesungen, und — Sie waren noch nicht hier. Alle Zeichen des Frühlings bleiben aus! Welches erwartet die andern? Er könnte kommen mit allem Reiz, der Bäume Pracht, der Blüthen Duft, der Vögel Liebgesang, der Lüfte lindem Fächeln — für Ihre Freunde war er nicht gewesen, wenn Sie uns nicht erscheinen! — O lassen Sie mich Ihnen von Ihren Freunden sagen, oder von Ihnen! — Sie sind der Geist unserer Verbindung. Reich sind wir alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen; — an ähnlicher Anerkennung Ihres Werthes erkennen wir, die unsere Freunde sind, oder werden können. — Keiner, als ich, weiß, daß wir Sie hier erwarten dürfen; doch ist es fast das Zeichen unsres Grußes: „Ist Richter noch nicht hier?“ — Iffland

ist fort, und Wieland reis't in einigen Tagen nach der Schweiz, im September will er wieder hier sein. Herder, Knebel, Einsiedel sind hier, drei Wesen, die einer unbefangenen hohen Freude über die Vollkommenheit eines Anderen fähig sind. — Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt: in Ihnen erscheint uns aber ein Geist, — Herz und Seele, — der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer retten könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn — und doch vergess' ich leider immer über dem schönen Genius, der Sie begleitet, den mächtigen, durch den Sie herrschen." —

Jetzt hielt es ihn nicht länger zurück. „Ich komme," schrieb er ihr, „nicht als ein bescheidener, sondern als ein demüthiger Mann" — schrieb mit vor Freude und vor Hoffnung trunkenem Herzen binnen drei Wochen den Siebenkäs zu Ende, besonders auch jene, schon von uns im zweiten Bande als aus seinem Andachtsbüchlein hervorgehend gezeigte, Scene, wo Victor am Geburtstage des Dichters Menschenliebe selbst gegen den Böswilligen predigt und das Herz selbst im Gehaßten aufsucht und vorzeigt, und wo auf so herrliche Weise das Geburtsfest des Frühlings von allen Charakteren aus dem Hesperus begangen wird, — und am neunten Juni 1796 schritt der Dichter, der bereits so viele Herzen in den glänzendsten Palästen erobert, der aber dennoch ein Honorar von sieben Thalern für den Bogen des Siebenkäs schon als

eine ansehnliche Belohnung ansehen mußte, zu Fuß mit einem Boten, der ihm seine Sachen trug, auf dem Wege über Jena endlich jenem Weimar zu, auf welches er seit zwölf Jahren schon von seinem einsamen Fichtelgebirge aus so sehnsüchtig geblickt, und von dem er jetzt, im vierunddreißigsten Jahre seines Lebens, die so lange ihm vorenthaltenen Töne und hohen Menschen, zarte Frauen und glänzende Gegenden, Liebe und Ruhm und Alles, was ein Dichter Goldenes träumt, zu finden erwartete. —

Zwölftes Kapitel.

Erster Besuch in Weimar; — die Titanide; — letzter Aufenthalt in Hof. — August 1796 bis November 1797.

Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein; — Jean Paul's damalige Stellung zur Kritik; — erste Versuche zum Titan; — Jubelsenior; — Kampanerthal; — Erklärung der Holzschnitte.

Mit so heftig klopfender Brust voll Erwartungen und Hoffnungen Jean Paul den Thoren von Weimar entgegengefahren war, — denn da der Wirth in Jena dem bescheidenen Fußgänger ein anständiges Zimmer verweigert, ließ er von Extrapostpferden dem Ilm-Athen sich von da entgegenführen, — so übertraf doch die Aufnahme, die er dort fand, seine kühnsten Träume. Wer möchte den Freudenrausch, in welchem ihm die drei Wochen seines Besuchs dahinflossen, welche den bisher in seiner Wüste fast Verschmachteten gleichsam mit einem Sturzbad von Blüthenregen überschütteten, — wer möchte diese Honigwochen seines Lebens anders schildern mögen, als er es selbst in jener Reihe von Jubelbriefen gethan, durch die er seine freudetrunkene und überquellende Seele an der Brust Christian Otto's auszugießen versuchte?

Doch zuvor müssen wir an die damaligen Verhältnisse deutscher Kunst und Literatur in dieser Residenz und

denen Filial Jena kurz erinnern. — Bekanntlich herrschte unter den großen Geistern der Nation nicht die beste Harmonie, besonders seit der Begründung der „Horen" Anfangs 1795, seit welcher Göthe sich mit den Jenänsern Schiller, Humboldt, Fichte, Woltmann ꝛc. vereinigt, und besonders Göthe und Schiller, im Gefühl ihrer vereinigten Stärke, nicht bloß indirect durch Schöpfung von Musterwerken, sondern auch direct durch kritische Abhandlungen als Tonangeber, und nicht ganz ohne Polemik, aufzutreten sich bewogen gefühlt. Da sie sich zu gleicher Zeit der Schütz-Jena'schen Literaturzeitung bemächtiget, so konnte es an Parteiungen nicht fehlen, zumal Wieland seinen „deutschen Merkur" ebenfalls fortführte. Freilich waren bis zur Erscheinung der Xenien diese Spaltungen keine öffentliche, fingen aber bereits an, in die Privatverhältnisse in Weimar einen gereizteren Ton zu bringen; und aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe ergiebt sich, wie beide Männer mit einer Art Verachtung selbst auf die gebildete Welt in Weimar herabsahen. Die größte Animosität blickt um diese Zeit gegen Wieland („das große Ich von Oßmannstädt") durch, der mehr der Herzogin Mutter Amalie, wie Göthe mehr dem Herzoge befreundet gewesen zu sein scheint. Am unglücklichsten stand Herder da, der, gefesselt von amtlichen Rücksichten, seinem Genius nicht freien Lauf lassen konnte, seiner Natur nach eben so wenig Göthe'n mochte, als er in seinem hohen Ernst an Wieland's, wenn auch gutmüthigen und in der Absicht reinen, doch matriellen und schalkhaften, Frivolität Freude hatte.

Besonders hervor tritt, auch dieses Verhältniß in

Bezug auf die mehr oder minder große Aufmerksamkeit, welche Richter mit seinen Schriften bei diesen verschiedenen Elementen erregte. Herder sowohl als Wieland hatten, wenn auch von verschiedenen Standpuncten aus, mit Freude und Empfindung die ersten Romane begrüßt; Wieland mehr als Dichter, Herder mehr als Mensch, als Lehrer der Menschheit und als Philosoph. Ersterer fühlte sich besonders ergriffen durch die glühenden Naturschilderungen und den schalkhafteren Sterne'schen Scherz; Letzterer durch das reine hohe Streben, die Wahrhaftigkeit der Empfindung, die Reinheit des Herzens, die tiefe Naturreligion des Dichters, und von der andern Seite durch den edlen Zorn, der hinter seiner Satyre und Ironie das Kampfschwert hervorstreckte, und durch den Männerstolz und Freiheitsinn, die alle Schriften ohne Ausnahme durchathmeten. Die Regellosigkeit der Form störte beide Männer nicht. Wieland, der nach seinem Bekenntniß den Tristram Shandy achtzig Mal gelesen, war mit dieser Art und Weise befreundet genug, und am Ende selbst nichts weniger als ein formstrenger Dichter, sogar auch selbst in seinen epischen Dichtungen nicht ohne subjective Einmischung des Erzählers. Herder dagegen, abgesehen, daß er in seiner großen Massenanschauung leicht in jede Völker- und Menschen-Individualität mit gleicher Empfänglichkeit einging, trieb vielleicht seine Gleichgültigkeit, ja seinen Haß gegen die Form zu weit, und man weiß, daß er den Reim z. B. sogar ganz verdammte.

Und diesen Beiden standen Göthe wie Schiller auch in Bezug auf Jean Paul gegenüber. Beiden war unser Dichter gewiß gleicherweise zuwider, nur mit dem Unter-

schiede, daß Schiller seine Geringschätzung und seinen vollkommenen Mangel aller Empfänglichkeit für dieses poetische Sein offen bekannte, während Göthe umsichtig genug war, sich in seinen Urtheilen einen möglichen Rücktritt vorzubehalten. Göthe war in Weimar selbst ein näherer Zeuge von dem Enthusiasmus, von welchem selbst so gebildete Leute, wie Knebel, ergriffen wurden; ihm konnte nicht unbekannt bleiben, welches Interesse so einflußreiche Männer, als Wieland und Herder, an dem neuen Dichter nahmen; er sah die Frauen um sich her von einem Entzückungstaumel, wie er ihm selbst kaum geworden, erfaßt, und er wußte nur zu gut, welche Hülfsmacht zu Erreichung der glänzendsten Ruhmespalme einem Dichter die Begeisterung der Frauen darbietet. Schon den Bund mit Schiller — und diese Ansicht ist seit dem ersten Anblick des vielbesprochenen Schiller-Göthe'schen Briefwechsels in uns fest geblieben — schon den Bund mit diesem hatte er mehr aus egoistischer Politik, als aus Herzensneigung und im Gefühl gleichen Strebens, geschlossen. Diese Politik lehrte ihn, dem jugendlich kräftigen Nebenbuhler lieber die Hand reichen und die Herrschaft über die Volksgunst mit ihm theilen, ehe derselbe sie ihm ganz streitig gemacht. Dieselbe Politik gebot ihm, zu versuchen, sich in Bezug auf Jean Paul wenigstens so zu stellen, um den erstrebten Ruhm universeller Auffassungsgabe nie compromittiren zu dürfen. Wußte er denn nicht geschickter Weise selbst unter Andrem auch zur Philosophie, für welche er offenbar nie die geringste Theilnahme gehabt, so zweideutig sich zu stellen, daß sogar die in seinen letzten Lebensjahren aufgetauchte seltsame philo-

sophische Schule ihn zu ihrem Champion wählen und wunderbarerweise selbst den Faust, die bitterste Persiflage auf alle philosophische Systeme, zum Motto für sich ausersehen konnte! — Hiernach sind wohl die bekannten Stellen über Jean Paul in dem Schiller-Göthe'schen Briefwechsel zu beurtheilen. Göthe, der unsern Dichter durch die Uebersendung der unsichtbaren Loge bereits ein Jahr früher kannte als das Weimar'sche Publicum, hatte nicht die mindeste Notiz davon genommen; und, als er abermals von Jean Paul selbst den Hesperus um ein halbes Jahr früher zugeschickt erhalten, ehe dessen Schriften in Weimar bekannt wurden: sandte er denselben an Schiller mit den bekannten Worten: „Hier ein Tragelaph (Bockhirsch) erster Sorte!" — nach seiner klugen Weise das Urtheil Schiller's, den er durchaus leitete, halb bestimmend, halb erst eines von ihm darüber erwartend. — Schiller, der damals aus seinen philosophischen Studien sich vermittelst der ernsteren Beschäftigung mit den Entwürfen zum Wallenstein zu seiner großen Dramenepoche hinüber zu arbeiten begann, und zugleich auf der anderen Seite von Göthe's, bruchstückweise in Manuscript ihm zugeschickten, Wilhelm Meister, für den er sich pflichtschuldigst begeistern zu müssen glaubte, insinuirt wurde: hätte mit einemmale ganz aus diesem Kreise heraustreten müssen, um ohne Befangenheit eine so durchaus fremde Welt, wie die Jean Paul's, anschauen zu können. Zugleich fehlte es ihm wohl auch nicht bloß an der universellen Empfänglichkeit, besonders für den Humor und das Komische, sondern auch an einer tiefen und umfassenden Bildung, welche denjenigen, die selbstschöpferisch in einem andern

Kunstkreise thätig sind, es leicht macht, in einen ihnen bisher fremd gewesenen einzutreten. So wie aber Schiller's wahres Gesicht in Folge der fortgesetzten Reflexionen über den Meister dennoch rege wurde, er nicht umhin konnte, zuletzt Göthe'n auf den Mangel alles höheren philosophischen Interesses im Meister und die daraus entstehende fühlbare Leere aufmerksam zu machen, (worauf Göthe bekanntlich klugerweise die Verhandlungen über diesen Roman abbrach): — eben so würde er, von einem Wohlwollenden auf die Bedeutung Jean Paul's aufmerksam gemacht, sich dennoch in dessen Weise haben hineinarbeiten können. In Betracht auf die Art, wie Jean Paul ihm von dem ihn dominirenden Freunde empfohlen, und wie er so ganz und gar auf dessen Weise unvorbereitet war, klingt seine Entgegnung durchaus nicht so herabsetzend, als sie scheint*). Göthe ersah selbst aus diesem Urtheil Schiller's, daß sogar eine so heterogene Natur sich manches von unserm Dichter zu „assimiliren" vermöge, lenkte darum ein, versicherte, es sei ihm sehr angenehm, daß ihm der neue Tragelaph nicht ganz zuwider wäre, es sei wirklich Schade um ihn, daß er so isolirt zu leben scheine und deshalb „bei manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen könne." — Das traf er jedoch sehr richtig: daß Jean Paul „leider selbst die beste Gesellschaft

*) „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zum Tragelaphengeschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist." Siehe Briefwechsel B. I. S. 161.

zu sein scheine, mit der er umgehe." — Göthe täuschte sich in seinem Vorgefühle nicht. Denn während Schiller diesen Gegenstand hiermit auf immer abgethan geglaubt haben mochte, sah sich Göthe genöthigt, im December 1795 zu melden: daß die „Hundsposttage" jetzt das Werk seien, worauf das feinere Publicum seinen Ueberfluß von Beifall ergieße, und er wünsche, daß „der gute Mann in Hof" bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände; — worauf ihm Schiller mit Erstaunen erwiederte: es sei ihm ordentlich psychologisch merkwürdig, daß in Weimar jetzt die Hundsposttage grassirten; man sollte sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könne, als „diese Production" und — Clara du Plessis von Lafontaine sei; es wäre ihm nicht leicht ein solches Beispiel von Charakterlosigkeit „bei einer ganzen Societät" vorgekommen. —

In solchen Widerspruch setzten sich diese Männer damals mit ihrer Zeit, der sie doch so weit vorgeeilt zu sein meinten. Es ist keine Frage, daß Göthe in dieser Epoche durchaus unheilvoll auf Schiller eingewirkt habe, indem er ihn aus Egoismus in seinen Kreis bannte, lediglich, um von ihm „zu profitiren"; denn während Schiller durch seine Vorschläge nicht bloß Kunst- und ästhetische Mängel aus dem Meister entfernte, ihn zu vielen Motivirungen veranlaßte, und ganz besonders ihn vermochte, auf das rein realistische Werk den Schein einer idealeren und höheren Tendenz nachträglich zurückzuwerfen: hatte Göthe für Schiller's Arbeiten kaum mehr als ein allgemein lobendes oder aufmunterndes Wort. Auf der an-

deren Seite würde freilich Göthe nicht diesen Einfluß damals haben gewinnen können, wenn Schiller sich nicht in jener bereits früher erwähnten philosophischen Quarantainéepoche befunden hätte, in welcher er ganze Abende lang mit Niethhammer über den Begriff des Rechts debattiren konnte; — während er an den Revolutionskriegen keinen anderen Antheil nahm, als Göthe'n aufmerksam zuzuhören, wenn dieser ihm die Truppenaufstellungen darlegte, welche die Gefahr, von einem französischen Streifcorps etwa berührt zu werden, weniger nahe fürchten ließen, oder wenn Wege ausfindig gemacht werden sollten, um das Manuscript zu den Horen nach dem von den Franzosen abgeschnittenen Stuttgart zu bringen. — Freilich brachte Schiller's Genius ihn später wieder mit seiner Zeit in vollen Einklang durch Wilhelm Tell, und er würde an ihrer Spitze von da gewiß stets gestanden haben, hätte ihn der Tod nicht kurze Zeit darauf so schmerzlich seinem Volke entrissen. — Wie sehr Göthe aber derselben sogar in seiner Weise beständig nachhinkte, liegt besonders auch schon in dieser Zeit in Vergleich zu dem von ihm so vornehm betrachteten Jean Paul zu Tage. Wer möchte verkennen, daß Wilhelm Meister aus denselben Zeiteinflüssen hervorgegangen war, als die unsichtbare Loge; beides waren pädagogische Romane, für deren Vorgänger Rousseau's Emil wie Pestalozzi's Leonhard und Gertrud betrachtet werden können; und der Unterschied bestand, außer der verschiedenen Individualität beider Dichter, darin: daß Jean Paul, als er seine unsichtbare Loge schrieb, Schulmeister, Göthe aber Theaterdirector war. — Trotz der unendlichen Hemmungen

für Jean Paul erschien dessen unsichtbare Loge, deren Idee schon 1789 entworfen war, fünf Jahre früher als Göthe's Meister; und wenn man bedenkt, mit welchen verschiedenen Mitteln beide Männer an ihr Werk gingen, so fällt eine solche Vergleichung nichts weniger als zum Nachtheile Richter's aus. Merkwürdig ist, wie der Zweck und die Tendenz beider Werke dieselben erscheinen, und das eine an höher gehobenen Charakteren ersetzt, was das andere an kunstbewegteren Lebenskreisen und an tiefer Verständlichkeit voraus hat. Noch merkwürdiger aber, daß Göthe um dieselbe Zeit sich mit dem Faust, während Richter sich mit dem Titan trug, dessen Erscheinen uns noch weiter auf das Verhältniß zwischen beiden Dichtern führen wird. — Noch einmal: es ist äußerst bedeutsam, daß Göthe und Schiller von der mächtig electrischen Wirkung, die Jean Paul schon damals auf eine Reihe von Jahren in der Nation hervorbrachte, sich nicht warmen ließen, in ihm die anbrechende neue Zeit, welcher er um Jahrzehende voraneilte, zu erblicken, und in Leuten, wie Schlegel u. dgl. m., die der ihrigen ganz angehörten, die neue Generation erblicken wollten. —

Denn die große Wirkung und der Enthusiasmus, die Richter damals in allen Ständen erweckt hatte, mit so unendlich fremdartigen und fast zurückstoßenden Mitteln erweckt hatte, bei den Leuten aus der ältesten Epoche, wie Gleim, Lavater, Wieland, Gerstenbergk, wie bei den Frauen und jüngeren Männern, die gerade an Göthe oder Schiller sich nicht angeschlossen, wie bei Herder, Jacobi, der weit in die Zukunft blickte: — diese Erscheinungen wären wohl einer näheren Untersuchung werth

gewesen, um so mehr, je wundersamer dieselben von dem „guten Manne in Hof, der in seiner Einsamkeit nur mit sich selbst verkehrte," ausgegangen waren. Was war es anders, was diese mächtige Erschütterung hervorbrachte, als der revolutionäre Umsturz aller bestehenden conventionellen und künstlerischen Schranken, die den strömenden Erguß aller Gefühle, aller höheren Gedanken gehemmt, und das laut sich verkündende Streben, von den Trümmern des Umgestürzten aus sich nach den höchsten Höhen des religiösen, dichterischen und bürgerlichen Lebens hinaufzuschwingen? Die ganze Nation krankte ja damals, bis Napoleon's Erscheinen auf Jahrzehende, wie er den Strom der französischen Revolution mit seinen Riesenfäusten selbst bis an seine Quellen wieder zurückzudrängen im Stande war, um so leichter die deutschen Sehnsuchten gewaltsam zum Schweigen brachte, — es krankte die ganze Nation an denselben Uebeln, wie Jean Paul: an einer zu vollen Seele, geschwängert mit den gewaltig zum Ausbruch sich drängenden Ideen geistiger und geselliger Emancipation, die von den im Rücken der die französische Republik bekämpfenden fürstlichen Heere noch in ihrer alten Stärke bestehenden politischen und conventionellen Institutionen gewaltsam zurückgehalten wurden. Nur ein kleiner Theil der Nation konnte den Männern folgen, welche in der Speculation sich Luft machten, und selbst in diesem Schlupfwinkel von den Spähungen der Regierungen aufgefunden und verfolgt wurden; — man denke an Fichte! — So ergab man sich allgemein einem äußerst unbehaglichen, an Allem heimlich nagenden Skepticismus des Gefühls, vor welchem die ernste Empfindung

laut zu werden sich schämte. Unter diesen Umständen mußte Jedem, der unter solchem Herzdrucke litt, Jean Paul's Weise wie das Wort eines rettenden Propheten erscheinen, der keck mit der frischesten, reinsten und tiefsten Naturempfindung vorantrat, seine Brust und sein schlagendes Herz entblößte, während er zugleich mit kräftiger Hand die Geißel über die morschen Jämmerlichkeiten und Alltäglichkeiten schwang, vor denen sich das thränende Auge, seine Liebe, seine Sehnsucht, sein höherer Glaube und seine Entzückungen verbargen, und der namentlich die politischen Gebrechen in den höchsten wie in den niedersten Regionen angriff und in ihrer Blöße dem durch ihn laut werdenden Spott und Gelächter preisgab. Die offene Herausstellung seines Ich und die dadurch offen veranschaulichte Bedeutsamkeit eines einzelnen, isolirten Menschen, der mit solcher Kraft aus der Masse des Volks hervorzutreten wagte und einen ganzen großen politischen, philosophischen und poetischen Wirkungskreis allein an seine Persönlichkeit keck und kühn zu knüpfen wagte, schien jedem Einzelnen im Volke, der sich früher nur als einen Theil einer ununterscheidbaren Masse gefühlt, seine besondere Geltung, mit einem Wort: Jedem sein Ich, wiederzugeben. Da zugleich übrigens die glühendste Gefühlsschwärmerei mit dem kühnsten Spott in jedem Werke sich beisammen fanden: so konnte Jeder sein Entzücken laut aussprechen, ohne deshalb befürchten zu müssen, für einen empfindsamen Narren zu gelten. — In dieser verschiedenen Stimmung in Bezug auf Jean Paul war man in Weimar, als der Dichter zum ersten Mal „der

heiligen Stadt Gottes" zueilte, „nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah seine Augen gerichtet"*).

Jean Paul an Otto.

Weimar den 12. Juni 1796, Sonntags, 7 Uhr Morgens.

„Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde, und der war ich — ach! ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte, und daß mich Herder mit dem deus averruncus tröstete. — Ich kann mit meinem Schreiben nicht so lange warten, bis ich Dir einen Brief schicke; ich will nur etwas sagen. — Gestern ging ich um eilf Uhr (weil ihr Einladungsbillet mich zweimal verfehlte) zur Kalb (es ist die Schwester der Baireutherin, und ich glaube fast, meine auch). Ich hatte mir im Billet eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie Dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin (dessen Hälfte aber nur Schwäche ist), und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen. — Ich kümmere mich um keine Richtigkeit des Ausdrucks, aus Mangel der Zeit; ich will Dir bloß viel schreiben. — „Sie sind ein sonderbarer Mensch!" — das sagte sie mir dreißig-

*) Brief Jean Paul's an Wieland.

mal. — Ach! hier sind Weiber! — Auch habe ich sie Alle zum Freunde; der ganze Hof bis zum Herzog liebet mich. — Ich aß aus Ursachen nicht bei ihr. Sie schrieb meine Ankunft an Knebel (Kammerherrn bei der Herzogin). Um 3 Uhr kam ich wieder, und Knebel auch. Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wollte, diese nicht allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlichen Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge um Mode. Ich wollte, ich hätte den grünen Talar behalten, oder bloß den blauen Stutzrock noch einmal wenden lassen. — Er wollte mich zu Herder, und heute Mittags zum Essen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorsatz des coeur-à-coeur: wenn ich nämlich Jemand zum ersten Mal sehe. — Heute Mittags allein bei der Kalb. Gegen 5 Uhr gingen wir drei in Knebel's Garten; unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradezu bei dem Kopf nahm und der nur drei Worte sagen konnte, weil er die Herzogin in die Comödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wiederkam. Nach einigen Minuten sagte Knebel: Wie sich das alles himmlisch fügt! dort kommt Herder mit seiner Frau und den zwei Kindern. Und wir gingen ihm entgegen, und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust, ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen — nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen. Als ich mich umsah, waren die Augen Knebel's auch naß. — Mit Herder bin ich jetzt so bekannt wie mit Dir. Er wollte schon

längst an mich schreiben, und als er mit seiner Frau, die mich herzlich liebt, (sie ist eine, nur anders modificirte Kalb), durch Hof reisete, wollten sie mich besuchen. — Ich wollt', es wäre möglich, so unverschämt zu sein, Dir Alles sagen zu können. Er lobte fast Alles an meinen Werken — sogar die Grönländischen Processe. Er sieht so edel, aber doch anders aus, als ich mir ihn dachte; spricht aber so, wie er schreibt. Er sagte: so oft er den Hesperus gelesen, wäre er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen. An der Abhandlung über die Phantasie gefällt ihm Alles. Er drückte mir immerfort die Hand, und ich sagte immer, da wir Alle mit einander saßen: Wenn nur mein Otto da wäre und es hörte! Knebel und Herder wollen mir die berühmtesten Bücher und Blätter zum Lesen (z. B. den Moniteur) mit merkantilischer Gelegenheit schicken. Herder liebt die Satyre unendlich und hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde, als den Ernst. Er fragte mich bei den meisten Stellen meiner Bücher um die Veranlassung dazu; er gab mir ein erdrückendes Lob. Das Sprechen von Deinem Paul mag etwa, obwohl in Intervallen, fünf Stunden den ganzen Abend gedauert haben. Ich bekäme Simbezahlung, sagten Alle, da der Meister und die Horen zu fünf Ld'or der Bogen abgehen. Ich würde jetzt in Deutschland am meisten gelesen; in Leipzig hätten alle Buchhändler Commissionen auf mich. — Wieland hat mich dreimal gelesen; sie bedauerten Alle, daß er aus dem Zirkel fehle. Herder erzählte, daß Gleim den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgelesen. Er will mich heute Briefe von Hamann lesen lassen. Er spricht von Kant's

System im höchsten Grade mißbilligend. Von seinen eignen Werken sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die Einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hat, sie zu loben; er will nicht einmal die Ideen fortsetzen. Das Beste ist, was ich ausstreiche — sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf. — Abends aßen wir alle bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalste Denkart. — Mahle Dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht! Ich machte so viele Satyren, wie bei H.; kurz ich war so lebhaft, wie bei Euch. — Heute isset die ganze XXger Union bei Herder. — Die Franzosen schicken einen Theil der italiänischen Armee an den Rhein und bedecken so mit vier freundschaftlichen Flügeln von Armeen die österreichische Straußenbrut. — Beim Himmel! jetzt hab' ich Muth — ich getraue mir mit dem vierundvierzigsten Herrn zu sprechen und noch mehr mit dem Bürgermeister D. K. und der Sippschaft. — Ich habe Dir noch nicht ein Drittheil erzählt. — Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher — — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen. Ach, meine Ideale von größeren Menschen! Ich will Dir's schon erklären. — Aber alle meine Bekanntschaften thun beinahe nichts, als den Werth meines geliebten Bruders vergrößern, und bleib ich ewig der Deine."

Den 17. Juni.

„Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und einen vom Sonnabend. Das späte Datum des dritten sage Dir mein freudetrunkenes Leben an; mich schnellet

gleichsam ein Blüthengipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschenkenntniß ist, wie ein Pilz, mannshoch in die Höhe geschossen. Ich werde Dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben — aber nur Dir allein. Ich sehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodezerzählung von meiner Universalhistorie zu schenken. Ich brauche fast so viele Tage, als sonst Seiten, um Dir, nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu mahlen. — Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz! nicht bloß über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung, und Nichts fehlt mir mehr in der weiten Welt, als Du, aber auch nur Du! — Heute eß' ich bei Göthe. Gestern früh war ich mit der K. zur Herzogin Mutter nach Tieffurth geladen, und ich werde nächstens bei ihr essen. Die Herzogin ist Wieland's, und ihr sanftes Tieffurth (ein Lautenzug unter den sonst schreienden englischen Anlagen) Beider würdig. Was ich mit ihr gesprochen habe, davon mündlich. — Bei Herder hab' ich zwei Abende gegessen und verlebt, und war fast alle Tage an seiner Seite. Die Kalb steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimarern in Verbindung, und ich könnte Alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitirte. Aber wir Beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib, wie Keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin." —

Den 18. Juni, Sonnabends.

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht und einigem Grün, ohne Juwelenmimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, Göthe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet: daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, bloß vor dem tugendhaftesten. — Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder mahlte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die K. sagte: er bewundert Nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an: daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu incrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. — Die K. räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an. — Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es ist das einzige Weimars im italiänischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Accent. Sagt Knebel: Die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. — Seine Gestalt ist markig

und feurig, sein Auge ein Licht. — Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publicum 2c. sofort an, und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns (sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht; wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. — Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben! — Die Kalb sagt: er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab' ich Dir von ihm zu sagen. — Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Ich kam noch zu keinem Menschen, ohne geladen zu sein. Als ich am Thore ankam, wurde es der Herzogin Mutter gemeldet, und am andern Tage wußt' es Jeder. — Die Charaktere: Joachime, Matthieu (der besonders) und Agnola werden für wahre gehalten und gefielen gerade am meisten. Im Klubb stritt man, ob Flachsenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Localen. Wieland war des höhnischen Dafürhaltens: Flachsenfingen liege in — Deutschland sehr zerstreuet. — Ich schicke Dir diese Zeichnungen des Heiligenscheins, den sie hier um meinen kah-

len Scheitel fühlen, darum ohne alle Schaam nach Hof, damit Du es unsern Freunden erzählst. Denn ich werde Alles zusammen nur Dir erzählen, der Du mich nie verkannt und bloß zu sehr geachtet hast; aber auch aus Ueberdruß der langen Geschichte Keinem weiter in Hof, wo mir so oft Unrecht widerfuhr, daß ich, wenn Du nicht da wärest, geradezu jetzt schon hier sitzen bliebe. — Ich schreibe eilig und ohne Ordnung; vergieb es, Bruder! — Weibliche Bekanntschaften habe ich wenige gemacht, wenn ich die Kanzlerin in Rohrbach (ein Landgut, auf das ich mit der K. fuhr) ausnehme.“ —

Sonntags, den 19. Juni.

„Ich wollt', ich äße nicht beim O. K. R. B., dessen Schreibfinger und Briefe durch das ganze gelehrte Deutschland langen, und der alle französischen und englischen Journale bei sich liegen hat, um die Auszüge für die Lit. Zeitung daraus zu machen. Auch fertigt er die Uebersicht über die Aerndte der Literatur. Wenn man diesen gelehrten Mann (denn gelehrt ist er bis zum Uebermaße) an der Hand hat: so kann man den halben Spielteller voll Bibliotheken erbeuten. Ich könnte z. B. durch ihn, wie durch die Kalb, ganze Kästen Bücher aus der Göttinger Bibliothek bekommen. Er schließet einen Brief von mir an Wieland bei, der ein Compliment an mich gestern durch seinen Secretair abgeben ließ. B. sucht jeden Fremden auf. — Meine gute K. hat für alle meine Bedürfnisse bei Oertel*) gesorgt. — Ach! Du

*) Friedrich von Oertel, der Schriftsteller, und nicht verwandt mit dem Jugendfreunde; er hatte schon nach Hof hin briefliche Freundschaft mit dem Dichter angeknüpft.

weißt ja kein Wort, daß ich bei diesem logire, prächtiger, als noch in meinem Leben! Am Dienstag zog ich in sein von Bäumen bewachtes und dem göttlichen Parke nahes Haus (er lebt nicht bei seiner Mutter und Schwester). Zwei Zimmer, besser meublirt als eines im Modejournal, füllet mein Ich an, und seines stößet an sie. Sogar fertige Briefcouverts aus dem Industriecomptoir (100 zu 10 Gr.), wovon hier eines zur Probe umgeschlossen ist, liegen vor mir. In jedem Zimmer ein Licht, einen kehrenden, wichsenden, klopfenden Bedienten an der Stelle eines frère servant — Alles bis auf die kleinste Aufmerksamkeit ist erschöpft — und ich und er leben wie Brüder. Er lacht sich über mich, und ich mich über ihn todt. Gestern Mittag saß ich bei seiner Mutter und Schwester, die den zwei Ohren zwei Himmel giebt: den des Spieles und des Gesangs. Vorgestern war ich Nachmittags zum ersten Mal bei ihnen, im bunten Dunstkreise fast lauter schöner Mädchen. — Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gêne sein, als hier. Du führst Niemand, Du küssest keine Hand, (Du müßtest denn dabei gar nicht aufhören wollen), Du machst blos eine stumme Verbeugung, Du sagst vor und nach dem Essen nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt; — der des Bürgers soll, wie meine Halsbinde, gesteift und gestärkt sein. — Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube. Dazu thut ihnen eine Seele, die Beides nicht hat, so wohl, wie ein warmer Tag. — Binde Fantaisie und Eremitage in einen Park zusammen — Du hast keine Vorstellung von dem einfachen, majestätischen hiesigen. Er ist ein

Händel'sches Alexanderfest und Tieffurth ein Adagio. — Der Teufel sitzt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr — ich lebe auf dem fixen unbeweglichen Pole der beweglichen Kugel — es wird mir bange, wenn ich an's Beschließen denke! — Ach, ich bin so glücklich, daß nur Du verdienen konntest, es so zu sein! — Meine Grüße an Alle. Ich denke, daß ich, wenn der lange Tag und der Frühling vorüber sind, auch meine schönsten beschließen werde. — Ach! ich kann mich schon jetzt nach meiner jetzigen Gegenwart innigst sehnen!" —

Weimar, den 21. Juni.

„Gerade eine Stunde, ehe ich an Göthe's Aug' und Tisch gelange, schreib ich Dir wieder. Ich möchte Dir immerfort schreiben! Ich hatte hier keine Freude, in der mir nicht Dein Bild vorstand — weiter aber auch keines. — Ich schreibe dieses Blatt, um ein zweites zu widerrufen und Dich bis nach Schleiz zu zaubern, wenn Du magst und kannst. Erst am Ende dieses Briefs, das ich nach einigen Tagen, vielleicht in Jena, mache, werd' ich Dir das Wann schreiben. — Ach! ich sehne mich, Dir Alles zu sagen, und dann zu schweigen! Renata und Amöne bekommen die Hälfte. Ich will meinen künftigen Athem durch folgendes Gastwirthprotocoll ersparen: Sonnabend Mittags aß ich im Gasthof — Abends bei der Kalb, zwischen Herder, Einsiedel, Knebel — Sonntag Mittags solo bei der K., Abends auch — Dienstags hat mich Knebel; ich war aber schon bei Oertel; Abends bei der ewig theuren K. — Mittwochs aß ich bei der Geheimeräthin von Koppenfels in Rohrbach;

Abends bei Oertel — Donnerstags in Tiefurth bei der Herzogin — Freitags bei Göthe; Abends bei Oertel — Sonnabends bei dessen Mutter und Schwester — Sonntags bei Böttiger; Abends bei Herder — Montags bei Oertel, Knebel — Dienstags bei Oertel; Abends bei der Frau und Fräulein v. Seebach — Abends aß ich bei Herder. Ach! ein schöner Abend, der nicht wieder kömmt, und wo ich in die Augen des hier erkaltenden Herder's Thränen trieb! — Mittwochs bei dem G. R. v. Koppenfels — Donnerstags bei Göthe. — Die Lust wirret die Tage in einen Flock, in dem alle Fäden sind, ausgenommen den der Ariadne. — Alles, was schönere und mehre Saiten und Nachklänge in Deiner und meiner Seele findet, sag' ich Dir mündlich: weil gerade das Schlechteste sich am kürzesten sagen lässet — also mündlich das Andere. — Dieses ist doch, von Jena (inclusive) an gerechnet, der vierte Brief an Dich. Bloß bei meinem Dutzbruder Oertel konnte ich so froh, frei und unbefangen leben, als ich lebe." —

Jena, den 26. Jun.

„Den ersten Brief und den letzten schreib' ich Dir aus demselben Hôtel. Seit vorgestern bin ich hier und gehe morgen nach Weimar zurück. Künftigen Montag komm' ich in Schleiz an, etwa um 1, 2, 3 Uhr, und da hoff' ich Dich, wenn Du willst und kannst, endlich wieder zu umfassen. — Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. — Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte — aber

ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig, und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um, und wollte mir eine Naturalisationsacte in Jena einbereden. — Die Kalb, Oertel, eine Frau v. Thüngen und Mehre fuhren gestern mit nach Trausnitz. Um diesen Lustort und um ganz Jena lagert sich die Natur mit einer doppelten Welt aus Reizen, mit einem weiten Garten und mit hineingezogenen weiß=kahlen langen Bergen, die wie Gräber von Riesen dastehen. — Lebe wohl, mein Lieber! — Wenn ich nur die Hälfte meiner hiesigen Geschichte so lange behielte, bis ich sie in Dein Gedächtniß übergeschüttet hätte! — Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt. — Voigt hier ließ mir drei Ld'or für den Bogen bieten." —

Auf diese Weise hatte sich nun die Trennung zwischen Göthe und Schiller auf der einen, und Jean Paul auf der andern Seite für immer festgestellt; und es war für den letzteren, so unendlich viel ihm Herder wurde, und so problematisch es ist, ob je irgend eine Annäherung zwischen ihnen möglich gewesen wäre, doch immer ein Mißgeschick zu nennen: daß er zu Göthe'n nicht mit der Wärme treten konnte, mit welcher es sicher geschehen wäre, wenn er nicht vorher zu sehr seiner Illusion von großen Menschen in Bezug auf Göthe durch Herder wäre beraubt worden, und wenn er nicht auch in der Folge ver=

möge seiner ganzen Art zu sein nothwendig für Herder auf die allerentschiedenste Weise hätte Partei ergreifen müssen. So kalt ihn Göthe aufnahm, so ersieht man doch aus dessen Briefwechsel mit Schiller, daß es ihm im Ganzen nicht unangenehm gewesen wäre, wenn Jean Paul sich hätte zu dem Kreise heranziehen lassen, den er um sich und Schiller zu bilden sich so angelegen sein ließ. „Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Richter hier ist;" schrieb er nach der ersten oben beschriebenen Zusammenkunft. „Er wird Sie mit Knebel besuchen, und Ihnen gewiß recht wohl gefallen." Als Schiller darauf, durch die liebende Kalb noch mehr gespannt, begierig auf ein weiteres Urtheil Göthe's über ihn war, wich dieser nach seiner gewohnten Weise vorläufig einem solchen aus, und erwiederte nur: „Richter sei ein so complicirtes Wesen, daß er sich die Zeit nicht nehmen könne, ihm seine Meinung über denselben zu sagen. Schiller müsse und werde ihn sehen, und Beide würden sich dann gern über ihn unterhalten. In Weimar schiene es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen, man schätze ihn bald zu hoch bald zu tief, und Niemand wisse das wunderliche Wesen recht anzufassen." — Die Zusammenkunft mit Schiller fand statt, und dieser äußerte sich im Ganzen sehr treffend, ohne deshalb freilich die höhere Bedeutung seines eigenen Wortes zu ahnen. „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich erwartete: fremd, wie einer der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willen, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal, und kann also wenig von ihm

agen." — Jean Paul kam aber nicht wieder zu Schiller, und war unterdessen in Weimar so entschieden auf- und namentlich zu Herder getreten, daß Göthe alle Hoffnung aufgegeben hatte, denselben zu ihnen heranzuziehen, und er endigte einen Tag nach der Abreise Richter's am 29. Juni die Verhandlung mit Schiller über ihn mit der Aeußerung: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben. Seine Wahrheitliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen; und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint." — Doch es blieb nicht bei dieser Indifferenz. Richter konnte nicht lange seine Bitterkeit und feindliche Gesinnung gegen Göthe's poetisches Wirken unterdrücken und war unvorsichtig genug, in dem ersten nach seiner Rückkehr von Hof an Knebel geschriebenen Briefe in Bezug auf Göthe die Aeußerung fallen zu lassen: „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe." — Bei der ungemeinen Theilnahme, die er durch seine Persönlichkeit, durch den so ganz neuen, rücksichtslos an den Tag gelegten, Enthusiasmus und die, jede gewöhnliche Convenienz bei Seite setzende, freimüthige Würde, selbst durchlauchtigsten Personen gegenüber, für sich bei allen Freunden seiner Poesie, deren Erwartungen von seiner Persönlichkeit im hohen Grade übertreffend, erregte — bei dieser, sagen wir, durch seine Anwesenheit in Weimar gesteigerten Theilnahme ging die Nachricht von der Ankunft

eines Briefes von Jean Paul an irgend einen Freund wie ein Lauffeuer durch die Stadt; — und somit konnte Knebel wohl nicht gut die Mittheilung des erhaltenen verhehlen. Es ist uns aus dem Göthe'schen Briefwechsel nur zu gut bekannt, mit welcher Begier man sich damals in Weimar auf dergleichen Funde warf; und so kam denn jene Aeußerung auch Göthe'n zu Ohren. Es wäre unbegreiflich, wie dieser so feine und sonst so vornehm schärfere und öffentliche Angriffe ignorirende Mann so empfindlich davon berührt worden wäre, und namentlich seine Empfindlichkeit laut werden zu lassen sich entschließen können: wenn er nicht die Gefahr, welche von der durch Jean Paul dem Volke gegebenen poetischen Richtung seinem Einflusse drohte, schon damals geahnet, alle Hoffnung, directen Einfluß auf dieselbe zu gewinnen, aufgegeben hätte, und nicht darum zu einer Bekämpfung derselben durch seine gewichtige Autorität den ersten Anstoß hätte geben mögen. Und er war damit so schnell, daß er schon am 10. August Schiller'n eine Xenie über die (am 3. August erst gethaene) „arrogante Aeußerung des Herrn Richter" für seinen Almanach überschickte, und, während er doch sonst die Nennung seines Namens so viel wie möglich bei diesem literarischen Unternehmen zu vermeiden bat, ausdrücklich bemerkte: „wie er nichts dagegen habe, daß sein Name darunter stehe."*) — Dieser

*) Nachdem nämlich von Manso die Rede gewesen, fahren die Xenien also fort:

Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth: du wärst unsrer Bewunderung werth!

Umstand war sowohl für Jean Paul von bedeutenden Folgen, als er gleichermaßen ein sehr helles Licht auf dasjenige, was Göthe durch seine Verbindung mit Schiller eigentlich gewollt, fallen läßt. Von diesem Augenblick an war Schiller, der bis zu seinem Tode durchaus in Göthe's Händen blieb, für Jean Paul vollkommen unzugänglich; wie Göthe denn überhaupt ihn sorgsam von aller Aufmerksamkeit auf das politische und Volksleben abzog, ja, ihm immer mehr Geringschätzung und Verachtung der Nation und der Gegenwart einzuflößen und mit denselben ihn zu entzweien suchte, ihm vorstellend: daß man nur für einen auserwählten Kreis zu dichten habe; — aber diesen auserwählten Kreis suchte er allein zu bestimmen, und es wurden nur solche als in ihn gehörig betrachtet, die Göthe vergötterten. — So sehr sich Schiller in Bezug auf die Xenien, welche die ihm dessen ungeachtet stets wohlwollende öffentliche Meinung beilegte, gegen die miserable Rolle eines Verführten sträubte: so beweist doch der Briefwechsel zu klar, daß der Tact jene Meinung richtig leitet; — so wie denn Schiller auch in Bezug auf Jean Paul der Verführte war. — Was aber den Angriff auf diesen Letzten betrifft, so gelang derselbe, so weit ein solcher in Bezug auf Dauer gelingen kann, vollständig. Von dem Augenblick an ergossen sich die Angriffe der Göthe'schen Schule, der Schlegel und Anderer, deren Treiben, selbst als es alle Schranken über-

---

An einen Lobredner.

(Recensent des Hesperus in der Allg. Lit. Zeit.)

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

stieg, Göthe nie öffentlich verläugnete, — Angriffe, die alle ganz besonders gegen das Hochernste, gegen das Erhabene, gegen das Moralische und Gefühlsreine, gegen das philosophisch- und gegen das politisch-Bedeutsame, kurz! gegen die Saiten von Jean Paul's Harfe, gerichtet waren, — Jean Paul immer den Göthe'schen Productionen gegenüber stellend; und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese von begabten, kräftigen und kecken Talenten geführten Befehdungen dem Einfluß Jean Paul's und der Begeisterung des Publicums für denselben nur zu bald ein Ziel steckten, und eine klare und richtige Anerkennung und Verständniß desselben auf lange Zeit hinausschoben. Denn sie waren gerichtet gegen einen stets isolirt dastehenden, in seinem fremdartigen. Sein, unter offenbarer Hemmung seiner Kunstmittel, vom Publicum nur mit dem Gefühl und einem unklaren Instinct aufgefaßten, in seiner Totalität äußerst schwer zu construirenden, daher selbst von den glühendsten Freunden nie umfassend beurtheilten, und stets, selbst von Görres, entweder durch entzückte Stoßseufzer, oder wiederum durch einen Bilder- und Metaphernschwall ungeschickt vertheidigten Dichter. — Ueber das eigentliche Verhältniß Göthe's zu den Schlegel's, „den Götterbuben," wie Wieland das Wort: Dioscuren, in Bezug auf sie übersetzt, liegt noch viel Dunkel. Es muß uns sehr auffallen, daß jene Beiden von Göthe, der ebenfalls von ihnen, wenn nicht offen angegriffen, doch geflissentlich in ihren mannichfachen Uebersichten über die deutsche Literatur im Museum, im Athenäum, in der Europa ignorirt wurde, verläugnet werden, — wie wir dagegen in dem von Fichte's Sohne

herausgegebenen Briefwechsel dieses Philosophen, mit welchem die Schlegel bekanntlich eine Zeit lang innig befreundet waren, die Verwunderung ausgedrückt finden: daß Göthe mit Friedrich Schlegel so vertraut sei, um mit demselben gemeinschaftlich seine Gedichte Behufs einer neuen Herausgabe derselben durchzugehen. —

Auf diese Weise verfolgte das Mißgeschick unsern Dichter, auf eine ihm freilich erst später fühlbare Weise, bis in diese, sonst für ihn und seine poetischen Pläne so ergiebigen, Glanzwochen in Weimar. Wir müssen sein Mißverhältniß zu den beiden, damals noch so kräftigen, Heroen der Literatur nicht eben darum für ein Mißgeschick halten, weil wir etwa glaubten, daß Jean Paul und Göthe lange neben einander hätten gehen können: sondern weil ihre Trennung so bald eintrat, und weil Göthe'n so schnell eine Veranlassung zur Eröffnung jenes Bekämpfungssystems gegeben wurde; und zwar war dies von nachtheiligen Folgen hauptsächlich wegen der gestörten und gehemmten Wirksamkeit von Jean Paul's Poesie auf die Nation, ehe sie eigentlich noch feste Wurzeln in derselben geschlagen hatte. Wir bedauern, daß Jean Paul nicht in Verkehr mit beiden Männern, wenigstens auf eine Zeit lang, treten können, um von ihnen, sei es durch Schiller oder durch Göthe selbst, zu lernen: „das Organ mehr auszubilden, womit der Dichter die Dinge außer sich in sich aufzunehmen vermag." Warum hätte er nicht sollen durch ein freundschaftliches, aufmunterndes, anerkennendes Benehmen sich bewegen lassen, seine literarischen Plane mit ihnen zu besprechen, vielleicht sogar die Manuscripte ihnen mitzutheilen? Wie viel hätte ihm

der in seine Weise gewiß eben so gut, als in Göthe's, sich hineinarbeitende, und dann mit seinem Scharfblick die feinsten Fäden einer ihm fremdesten Production anschauende Schiller nutzen können, während ihm Göthe so unendlich viel Kunst- und Naturanschauungen vorgeführt haben würde! Beide hatten in ihrer Liebe zu den Naturwissenschaften so viele Berührungspuncte! — Zu bemerken ist übrigens noch: daß die äußere Schuld, abgesehen von dem Einflusse Herder's, auf beiden Seiten lag. Göthe und Schiller glaubten Jean Paul Anfangs kalt und vornehm behandeln zu müssen; während es nicht zu läugnen ist und auch aus jenen gemachten Schilderungen an Otto hervorgehet, daß Jean Paul, der mit seinem Päckchen zu Fuß aus Hof fortging und in Weimar am Thore den Befehl der Herzogin fand, ihr seine Ankunft sofort zu melden, in Weimar von einer Art Schwindel ergriffen worden, der ihn vielleicht mit zu großen Ansprüchen auf eine gleich enthusiastische Aufnahme, und vielleicht mit einem zu großen Selbstgefühl zu Jene führte. —

Aber freilich trug wohl zu dem trunkenen Selbstgefühl, in welches ihn jene drei Wochen versetzt, das Meiste bei: daß ihm, dem bisher Darbenden, die dennoch verhältnißmäßig geringe Ausbeute an Menschen und Erlebnissen, welche eine so kurze Zeit, wenn auch unter den glücklichsten Umständen, einem Dichter zuführen konnte, weil sie ihn überraschte, so unerhört und so unermeßlich schien, um, im Vergleich zu dem früheren kärglichen Stoff, eine Ewigkeit ihm für seine poetischen Bedürfnisse auszureichen. Er glaubte gar nichts mehr in der Welt nöthig zu haben, als wieder in seine Einsamkeit zu flüch-

ten und das Gewonnene dort zu verbauen. Es litt ihn darum nicht länger in Weimar, und trieb ihn mit Gewalt nach Hof in sein Stübchen wieder zurück. Jene unerhörten, jene unbegreiflichen Dinge, die er Otto zu erzählen verspricht, waren für ihn und für seine poetischen Pläne allerdings ein höchst bedeutender Gewinn, wenn sie auch nichts anderes waren, als die persönliche Bekanntschaft mit der Charlotte von Kalb und das Verhältniß, welches diese stürmische glühende Frau von dem ersten Augenblick, als sie Jean Paul von Angesicht zu Angesicht gesehen, sich zu ihm gebildet hatte. Er glaubte in ihr die Titanide, das heißt: das hohe und kräftige weibliche Wesen, daß er für seinen Titan gesucht, gefunden zu haben. — Freilich war ihr eine gewaltige Rolle in diesem Romane vorbehalten, jedoch eine andere, als ihr in diesem Augenblick von dem durch sie ergriffenen Dichter zugedacht wurde. — Dieses außerordentliche Wesen griff so schön und einflußvoll in des Dichters Leben, daß wir ihr eine ausführlichere Schilderung schon deshalb widmen müssen; auch wenn nicht bei dieser Gelegenheit sich zugleich Jean Paul's persönliche Stellung zu gebildeten Frauen herausheben ließe. Es mögen darum vorerst die Briefe folgen, die in dieser Zeit zwischen Beiden gewechselt wurden.

Die Titanide begann den Billetwechsel in Weimar nach den ersten Zusammenkünften.

Charlotte v. Kalb an Jean Paul.

Weimar, den 16. Junius 1796.

„Sie haben doch wohl geschlafen? Die Freundschaft hat Ihnen ja diese Wohnstätte bereitet! Mir ist's wirk-

lich lieb, daß ich Sie nicht mehr im Gasthof weiß. — Ach! sind wir nicht immer in Gast- und Feilschhäusern, wo Alles nur aus Interesse gethan wird? Das mordet das Herz! — Sie haben mir auch gesagt, daß Sie gar nicht leben könnten, wo man nicht als Wesen an Ihnen Antheil nähme. Ich verstehe es. Unter Guten wird man gut, unter Liebenden — glücklich. — Kommen Sie heute ja bald zu mir! Sagen, schreiben Sie mir aber den Augenblick, damit ich nicht warte. Alles Warten zerstört mich. Ich habe lieber Schmerz des Körpers und der Seele, als Warten. Ich habe Ihnen sehr viel zu erzählen, und von der Herzogin; zweitens, daß ich den Brief an Otto, den neuesten den Sie schreiben, lesen muß; drittens, daß ich eine Schrift von Haman haben will; viertens, daß ich eifersüchtig bin rc. — Ich glaube, man wird Sie hier nicht fortlassen. Ich lasse Sie fort — bei mir muß Alles so nothwendig sein, wie die Gesetze der Natur — Leben und Tod — Leben und Ihre

Charlotte."

Jean Paul an Charlotte v. Kalb.

(Nach seinem Besuch bei ihr.)

Weimar, den 16. Junius 1796.

„Die Nacht zog durch Alleen höher und riesenhafter empor, und lag wie eine zusammengerollte Ewigkeitschlange in der Kluft. Die Sehnsucht regte sich, wie ein lebendes Kind in meiner Brust. Ich höre Ihre Gedanken und Ihr lautes Herz. — Wenn es schön ist, im drückenden Zimmer jede Empfindung aus dem fremden Auge zu trinken, und dann gefüllt an das Angesicht zu sinken, das in der Liebe glänzt: so ist es viel schöner, mitten im

donnernden Zauberkräfte der Natur zwischen Bergen und Strömen an's geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: Du bist das Universum um mich, und ich gebe Deinem nahen Herzen Alles, was der große Geist um uns in meinem erschafft! — Die Sehnsucht ist die feine, das Herz auseinanderlegende aqua toffana. — Der Mensch bezahlt jede Freude mit einem doppelten Schmerz, dem der Sehnsucht und der Sättigung; nur mitten inne zwischen der Stunde, wo man das Sehnen fühlt, und der zweiten, wo man es befriedigt hat, liegt das Paradies, nämlich die dritte: wo man es befriedigt." — R.

Charlotte an Jean Paul.

Weimar, den 17. Juni.

„Diesen Morgen erwachte ich — es dämmerte noch; aber ich konnte die Farben um mich unterscheiden. Ich bin auf Ihr Billet sehr verlangend, und ich schreibe, ehe ich es bekomme, damit ich, so viel ich kann, nüchtern schreibe. — Ach mein Gott, da ist das Billet! — aber um Gottes Willen, zeige dich keinem andern, als mir! Alle die dich fassen, werden für dich sterben wollen! — Nein um Gottes Willen nicht. Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da, und wirfst über Alle Deine Gestalt, blickst aus ihr mit Deinem Geist — Gemüth. Aber wir, wir sind keine Spiegel, so glatt und kalt! Nein, nein, nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele; einen idealischen Menschen liebt das Herz, und will ihn. — Lieber! rede mit der S.; sie hatte sich gestern Mühe gegeben und schön gesungen — sie zieht mich herab — ich gehe nie allein mit ihr; aber sie ist mir gut. — Knebel

hat Sie sehr lieb — er war gestern ordentlich schöner, das heißt: es war so ein Wiederschein auf seinem Gesicht von seinem Gefühl für Sie. — Morgen gehen Sie mit Böttiger in's Schauspiel, zu Herder, Einsiedel. Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Aber nein! Alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe! — Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben! — Wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft! — Ach Nichts, als die allerfeinste Diät der Seele, die reinsten, wärmsten Genüsse, können mich wieder bessern und erquicken!" —

Charlotte an Jean Paul.

Jena, den 19. Junius.

„Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet seine Frau ihre Entbindung; sie leidet durch Krämpfe, er auch. Wohl sind sie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar — ich sagte: Richter sei da. — Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht — das wußt' ich schon, im Ton merkt' ich's wieder. — Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen. Ueberdies mündlich. — Sobald müssen Sie ihn nicht besuchen — er muß Sie erwarten, und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückten Sein Ihres Wesens überzeugen. — Sie erwarteten Voß, den Dichter. — Nun war ich allein im Gartenhause! Hier fühlte mein Herz dieselbe Sehnsucht, dasselbe stille Andenken. Ich habe zum Glauben an diese Seligkeit noch nicht Kraft genug — die Erfah-

rung, und mein Unwerth! — Ernstlich so ist's. Guter, Du bist zu gut! — — Was soll ich über Ihren Brief sagen? Die Sehnsucht fühlte ich auch, als ich ihn las — o hätte ich sie noch gewaltiger empfunden! — Ich weiß gewiß, daß Sie gestern einmal sehr lebhaft an mich dachten; vielleicht war es im Schauspiel. Es war mir oft so, und ich war nicht hier. — Wie unendlich schön! — nur durch ein ganzes Leben! Nur eine ganze Ewigkeit hindurch kann man solche Gesinnungen verstehen und für sie dankbar sein! Ich bin so gar nichts, daß auch nur in diesem ganz mich durchdringenden Bewußtsein ich mein Dasein bemerken kann, und in diesem stören mich die Worte: Beste, Gewaltige, und können mich demüthig machen." —

Auf Otto, der mit kälterem Blick die Schreiben dieser Frau durchlas, machten dieselben einen mehr schreckhaften Eindruck, und er ward fast um den Freund besorgt. — „Deine K.," schrieb er Richter'n, als dieser sich schon auf der Rückreise nach Hof befand, „Deine K. steht durch die Zeddel, die Du mir von ihr geschickt hast, ganz vor mir da, und doch könnte ich sie mir, ihrer Person nach, nicht vorstellen. Sie kommt mir jetzt ganz anders als nach ihrem ersten oder zweiten Briefe vor: eigener, stärker, kräftiger, fester, als ein sinnliches und geistiges harmonisches Ganzes, als etwas großes Weibliches, — und ich möchte zittern und mich fürchten, wenn diese überschwengliche Kraft sich ausschließend auf die eine oder die andere, auf die irdische oder himmlische Seite, auf die sinnliche oder geistige, auch nur auf Augenblicke, hinlenkt. Es ist eine entschiedene Neigung in ihr, ihre Stärke, wo

sie sie auch hinwendet, durch Grundsätze geltend und rechtmäßig zu machen. Sie ist, wie Du sagst, Woldemarisch; aber Gnade Gott ihrem Manne, wenn er kein Woldemar ist! nicht um seines Glücks, sondern um der Fortdauer ihrer Achtung willen." —

Jean Paul ließ sich jedoch für jetzt noch nicht irre machen; und nachdem er nach seiner Rückkehr in Hof acht Tage lang während der absichtlich verlängerten Dämmerungsstunden über das in Weimar Erlebte nachgesonnen, meldete er der Freundin am 9. Juli 1796: daß der Titan „seine Raupenhülse zerrissen habe," — und begleitete diese Meldung noch mit folgendem glühenden Schreiben:

Jean Paul an Charlotte.

Hof, den 9. Juli 1796.

„Ueber die acht Tage kroch die Zeit mit kalten nassen Flügeldecken ohne Schwungfedern. Ich kann meine Freundin nicht vergessen, das heißt: entbehren. Ich kann es nicht ertragen, ein Herz, das ich gern an meines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Masse des Publicums zerflossen zu wissen. Ich kann keine anonyme Liebe ertragen. — Die Ferne heiliget die Seele und wärmet das Herz. Wenn mein Auge wieder in Deines sinken, wenn ich wieder aus dem meinigen die Thräne über Dein Gesicht ergießen darf, die aus dem Deinigen nicht rinnt — ruhen Herz und Seele in Klarheit. — Ich werde an Deinem Geburtstag vor Sonnenuntergang auf einen Berg treten und nach der Sonne, die gerade in Deinen Gefilden niedersinkt, mit vollen Augen blicken und an Dein Leben denken. Schaue der

fallenden glühenden Welt dann auch nach, und wisse fest, daß ich an Dich denke, daß ich die Wolken der beschatteten Tage werde zählen und vorüberfliegen lassen, und daß ich alle Deine heißen Schmerzen von Neuem beweine! O ich werde denken, wenn ich Dein wundgeschältes Herz in der Vergangenheit von einen Felsen auf den andern geworfen erblicke: O gutes Geschick! gieb dieser lieben Seele nur jetzt einmal eine lichte grüne Seite! Greife nur jetzt nicht mehr hart zwischen dieses nur lose wieder zusammengeknüpfte Zellgewebe! Bescheere ihr Ruhe in ihrer Brust, einen sanften Lebensweg, den die schimmernden Gletscher der zweiten Welt magisch bekränzen, und lauter Menschen, die sie lieben, und — Ruhe! und Ruhe! Ich würde beredt sein (am Geburtstag), und meine Zunge würde strömen wie mein Auge und von Wünschen überfließen, — und wenn ich verstummend und beklommen auf die geliebte Hand hinsänke: so würde doch durch alles dies Ergießen meine Brust nur voller geworden sein, nicht leichter." — —

Zur vollständigen Verständniß dieses Briefes ist zu bemerken, daß die K. in einer trüben Ehe lebte, da sie an einen zwar sehr vornehmen, aber flachen Mann, einen Präsidenten, verheirathet war.

Wie weit Jean Paul in dem Monat Juli mit dem Titan gekommen, läßt sich nicht wohl angeben. Daß der Quintus Fixlein sich vergriffen hatte, zwang ihn, sich mit der Ausarbeitung der zweiten Ausgabe desselben zu beschäftigen; und im August 1796 war es, wo er die schon so vielfach besprochene Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage dieses Werkes schrieb. Wir verweisen in

Bezug auf dieselbe auf alles das, was wir über die Bedeutsamkeit dieser Arbeit im 8. Kapitel des 3. Bandes dieses Werkes bereits bemerkt; zumal den Lesern aus allem so eben erst Vorgeführten die Veranlassung hinreichend klar sein muß: warum er gerade diese Vorrede zur Darlegung der Tendenz und des Zweckes seiner poetischen Bestrebung benutzte; die damals geltend gemachten Anforderungen griechischer Formenrundung, als des Wesentlichsten in der Poesie, persifflirte; und die Urheber jener kalten Theorie als seinen erbitterten Gegner darstellte; — so wie auf der andern Seite: warum er jene, vor dem Beginn der unsichtbaren Loge in dem ebenfalls besprochenen Briefe an Caroline entworfene, Mythe: die Mondfinsterniß, hier aufnahm, und mit derselben die merkwürdige Arbeit krönte. — Wer erinnert sich nicht bei den Theorieen des Kunstrathes Fraißdörffer an die kalten Marmorstatuen in Göthe's Hause, die unsers Dichters heiße Brust mit einer Eisluft angeweht und sie beängstigt und beklemmt? und wiewohl Richter keinen directen Angriff auf Göthe dadurch bezweckte, im Gegentheil sich nur gegen die Vorwürfe vertheidigen mochte, welche die Uebertreibung der von Jenem ausgehenden, in der Erscheinung seines „Meister" bereits dargelegten, Kunstprincipien gegen ihn vorbrachte: so bereitete er doch dadurch auch von seiner Seite den völligen Bruch vor. Als nämlich im Herbst, gewiß für beide Theile gleich überraschend, die im Sommer vorbereiteten offenen Angriffe der Xenien, und die verdeckteren in der neuen Auflage des Firlein zugleich erschienen, und die mit den Vorgängen in der Literatur Vertrauteren von dem durch die Anwesenheit Jean Paul's

in Weimar hervorgerufenen Zwiespalt in Kenntniß setzten: war das feindselige Gegenüberstehen beider Schulen, von denen die ideelle Jean Paul bei weitem eher, als der in Göthe's Banden liegende und darin gegen seine eigene bessere Natur anstrebende Schiller, repräsentirte, vollkommen entschieden. Während die erstere derselben in die Zukunft, in das Unermeßliche hinausstrebte und jede Fessel von sich warf, um allen Gedanken, Wünschen, Empfindungen und jeder Sehnsucht in allen Kreisen des menschlichen und geselligen Lebens einen Ausbruch und Geltendmachung zu verschaffen: suchte die andere durchaus den Horizont der Menschheit noch enger zusammenzuziehen, und drang, weil diese am besten dazu förderliche Fesseln anlegten, auf die strenge Beibehaltung jener alten Formen, in denen die an Gedanken, geistigen Bedürfnissen und Strebnissen so viel ärmere heidnische Griechenwelt schön und bequem sich ausstrecken gekonnt; — jener Formen, die, schon einmal in die warme Romantik des Mittelalters geworfen, dieselbe in den großen Bauten zu versteinern gezwungen; so wie denn jene wunderlichen Zacken und in die Höhe strebenden Pfeiler an den mittelalterlichen Gebäuden uns wie eine gleichsam durch ein Oberonshorn mitten in der strebenden Bewegung angehaltene und festgezauberte Masse, und uns darum so wehmüthig und rührend, erscheinen. Und die aus kleinen Plätzen und engen Gassen himmelanstrebenden Gebäude, die den vor ihnen Stehenden, mit zurückgebogenem Haupt an ihnen Hinaufblickenden, erdrücken, mahlen genugsam eine Welt, die gewaltsam angehalten wurde, als sie eben nach der Weite des öffentlichen Volkslebens sich ausbreiten wollte

und sich Märkte und Plätze suchen, um die erhabenen, in den himmelanstrebenden Domen zuerst verkörperten, Ideen in's Leben zurückzuführen. — Es galt, diese alte versteinerte Bewegung erst wieder lebendig zu machen, ihre Erstarrungen aufzulösen, statt sie nachzuahmen! Während darum Göthe und seine Anhänger sich an den Bildern dieser Versteinerungen und Riesenwerke ergötzten, war es für Herder und Jean Paul der von ihren Spitzen herabtönende Glockenton, der, mit Klagen und Schmerz von dem, was in jener Zeit untergegangen, erzählend, ihre Herzen auf das mächtigste ergriff; — und einer der hierbei merkwürdigsten Briefe in Jean Paul's Nachlasse ist derjenige, in welchem Caroline von Herder von der Art seiner Arbeiten spricht. „Es geht uns eben wunderbar damit. Das ganze Gebäude ist mit lauter kleinen einzelnen Heiligenbildern erfüllt. Das Gemüth und der Geist verweilen dabei gerührt, gestärkt, belustigt, erhoben, wir möchten das Ganze erfassen, und sind unwillig, daß wir unter den tausend Empfindungen nicht weiter kommen. Wenn Sie das Münster in Straßburg gesehen hätten, so würden Sie mich verstehen, und mir dieses Gleichniß nicht mißdeuten. — Vielleicht ist der Geist jenes Baumeisters in Ihnen wiedergekommen, und weil wir der steinernen Bilder nicht so nöthig haben als der geistigen, so baut er nun aus Materialien der jetzigen Zeit, was sie bedarf im Geschmack der vorigen." — Wie schön! — Ist nicht so oft der Geist in jenen Bauten als Humor bezeichnet worden? und hatte nicht der Humor des Mittelalters, — sich ebenfalls kund gebend in jenen Zerstückelungen, die sich als ein Ganzes nicht auffassen lassen,

wohl weil sie auch in der Idee des Meisters als ein Ganzes nicht haben vorhanden sein können, — hatte dieser Humor nicht dieselbe Quelle, wie in der Brust unseres Dichters: den Schmerz über den Widerspruch der Bestimmung mit den vorhandenen Mitteln, und das Streben, die Sehnsucht durch Spiel mit dem Großen zu übertäuben? —

Dieselbe Festhaltung also sollte sich noch einmal wiederholen. Gegen diese Entbindung des aufstrebenden Volksgeistes kämpfte die Göthe'sche Schule an, weil er dem Meister derselben zu gewaltig war, als daß er ihm hätte folgen, geschweige seiner sich hätte bemächtigen können, — und zwar ganz mit denselben Mitteln, wie heute noch, und auf dieselbe schlaue Weise, wie heute noch das aristocratische Princip das democratische bekämpft; — nämlich theils mit feindlichen Mitteln, theils durch Bemächtigung und Leitung des Gegners selbst. — Doch für jetzt nur so viel: seit der Zeit des Erscheinens dieser beiden besprochenen Gattungen von Producten theilte sich, ohne in den meisten Fällen es sich selbst klar bewußt zu sein, der gebildete Theil der Nation. Wer Jean Paul liebte und verehrte, war Göthe'n abgeneigt, und umgekehrt; wiewohl auch Mancher nach den verschiedenen Epochen und Stimmungen im Leben bald zu diesem, bald zu jenem sich neigen, aber gerade alsdann über Jean Paul in's Klare kommen mochte. Manches bedeutende Talent ist wider seine Natur und seinen Willen zu einem Werkzeug jener Partei des Alten gemacht, und dabei selbst aus den eigenen Standpunct für immer gerückt worden. Wir rechnen hieher vorzüglich Ludwig Tieck, von welchem Gö-

the recht gut wußte, daß er eigentlich auf seine Gegenseite gehörte; wie er denn auch deshalb Tieck's Kämpfen auf seiner Seite nie anders als mit Mißtrauen, wenn nicht mit Undank aufgenommen hat; — Tieck, sagen wir, der in große Verlegenheit kommen würde, wenn er die Widersprüche auflösen sollte zwischen seinen trefflichsten, seinen Jugend-Werken, und seinen Theorieen.

Was aber die Titanide betrifft, für deren Tröstung hauptsächlich die „Mondfinsterniß" der Vorrede einverleibt war, welche derselben auch im Manuscript schon überschickt ward: so rückte dieselbe jene Arbeit ihm gerade eine lange Zeit aus den Augen. Es erwies sich hier wiederum, wie er nur liebte für seine Poesie, in Feuer und Flammen aufging vor jeder ungewöhnlichen weiblichen Erscheinung, die aber sogleich verblich, sobald er das in ihm aufgeregte Feuer auf irgend eine Weise in eine seiner Arbeiten abgeleitet. Den Titan hatte er natürlich, das Unzureichende des neuen Stoffes dazu augenblicklich erkennend, sogleich aufgegeben; und Charlotte hatte der neuen Geschichte der Vorrede hinlänglich gedient. Dazu kam vorzüglich, daß er sich in Hinsicht der gehofften Wirkung auf sie getäuscht sah; wiewohl diese Täuschung erst einige Monate später durch ihre ausdrückliche Erklärung bestätigt ward, vorläufig aber durch ihr Schweigen schon sich kund gab. Alles nämlich empörte sich in ihr dagegen, daß gesetzwidrige Liebe für ein Verbrechen, für eine Befleckung weiblicher Tugend erklärt ward. „Das Ködern mit dem Verführen!" rief sie ihm im October endlich zu; „Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger, und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die

Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Göthe, und mehr als Göthe: unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." — Richter erschrak; — uns aber ist dieses darum besonders merkwürdig, weil der Dichter mit der Titanide, d. h. der Heldin zum Titan, damals durchaus noch eine andere Idee und noch nicht den Plan gehabt haben muß, das kräftigste, reinste und erhabenste weibliche Wesen an der Ueberkraft seiner Genialität und Phantasie der männlichen, berechnenden Kraft unterliegen und von dieser es in den Staub treten zu lassen; und weil für jetzt eine solche Erscheinung ihn noch zu sehr befremdete, als daß er, wie die berühmte Krüde-

ner zu derselben Zeit so schön zu ihm sagte: „die Gedanken eines solchen Ich's aus ihrer Wiege hätte nehmen mögen." —

Denn diese Letztere — und auch dies mochte zum Verdrängen Charlotten's beigetragen haben — zog Ende August's, damals noch in voller Jugendblüthe in seinem einsamen Orte ihn aufsuchend, wie ein leuchtender Komet an ihm vorüber. Auch hier übertraf der Eindruck seiner Persönlichkeit bei weitem den seiner Werke, welche doch diese Frauen eigentlich zu ihm geführt. Wiewohl — aber vielleicht gerade weil sie nur eine Stunde beisammen waren, war der gegenseitige Eindruck um so mächtiger. Während die Krüdener, in dem Selbstgefühl: „daß sie den Berg erklommen habe, den kleinere Geister nicht die Kraft hätten zu ersteigen, und wo sogar der Schall ihrer Stimme ihrem Ohre nicht mehr Disharmonie sei," Jean Paul „eine trunkene Freude und Rührung gab, wie er noch bei keiner Frau gehabt, weil sie sei wie keine;" schien er ihr „unvergeßlich, mehr noch aus dem, was sie sah, aus dem, was sie fühlte, da sie ihn sah, als aus dem, was sie las, wenn sie in seinen Werken so oft mit tiefer Rührung ihn bewundert; — unvergeßlich ihr die Stunde, wo sein Auge, der Ton seiner Stimme, das unbeschreibliche Ganze seiner Empfindungen, in Ausdruck und Accent übertragen, ihr die schönste der Harmonieen darstellte: Gefühl mit Erkenntniß verbunden." — *) Und wäh-

*) Den wahrhaft hinreißenden Reiz seiner Persönlichkeit für Frauen schildert auch Charlotte ihm selbst in einem ihrer Briefen „Sei wie Minerva klug, und glücklich wie Apoll! — Lächle nicht — Du lächelst zu schön! — Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, sind süßer, wie Harmonikatöne. — Ich will still sein, — still." — —

und die Krüdener wenige Tage nach dieser Zusammenkunft den Dichter von Leipzig aus dahin bat: „um ihm ihr Herz aufzuschließen, ohne Stolz und ohne Furcht die Tugenden wie die Fehler ihm desselben zu zeigen, hoffend, durch seine Freundschaft glücklicher und besser zu werden, und daß auch ihm, dessen Beobachtungen einer edlen Seele der Menschheit Segen brächten, sie nicht gleichgültig sein könne" — bat er sie wiederum, zu ihm nach Hof zurückzukehren: „um die glückliche Insel, welche sie in den Strom seines kleinen Lebens geworfen, nicht fortschwimmen zu lassen und sie wenigstens einen Abend anzuhalten, um, wie Milton der Welt, ihm außer dem verlornen Paradiese noch das wiedererworbene zu geben." — Sie fanden sich jedoch nach Jahren erst in Berlin wieder zusammen.

Auf diese Weise hatten sich zwei Kometen auf ihrer Bahn begegnet und sich einander aufgehoben. — Richter sah sich auch, nachdem er das Weimar'sche Eden gekostet, ohne die nöthige Seelenruhe, die zur Schöpfung eines großen Werkes gehörte, indem es ihn bald dorthin zog, bald an die jetzt nun so tief schon mit ihm verwachsene heimische Gegend, an seine kränkelnde Mutter und seine Jugendbekannten fesselte. Wiewohl er daher, nach dem, was er erlebt, und im Gefühl, wie die Kräfte seiner männlichsten Jahre für das Größte, was er leisten wollte, durchaus concentrirt werden müßten, keine andere große Schöpfung, als den Titan, anzugehen sich vornahm: so gab er denselben doch für jetzt wiederum gänzlich auf und griff, wie nach der Vollendung des Hesperus und aus denselben Gründen, wiederum zu einer Idylle. Mit der

Tag- und Nachtgleiche des Herbstes 1796 begann er den Jubelsenior, und da im October zugleich der Schiller'sche Musenalmanach, der die bisher nur im Stillen fortgeschlichene Parteianfeindung in Weimar zur hellen Flamme anfachte und das gesellige Leben daselbst vergiftete, so daß auch Herder und Wieland, besonders aber der erstere, sich ganz in sich zurückzogen, — da dieser Schiller'sche Musenalmanach zugleich mit dem oben besprochenen Briefe Charlotten's zu ihm kam: so gab er jeden Gedanken an Wiederholung seines Besuchs, welche er für den Winter seinen Weimarer Freunden verheißen hatte, auf, und vollendete während desselben Winters, ungestört von weiteren Besuchen, den Jubelsenior. —

Doch sind noch zwei merkwürdige Umstände nachzutragen, welche die weit ausgreifende Einwirkung des Dichters zu jener Zeit beurkunden. Als er nämlich von Weimar zurückkam, fand er ein Paquet von funfzig preußischen Thalern vor, jenes Geldgeschenk, für das er dem ihm unbekannten „Septimus Fixlein" am Schluß des dritten Bandes vom Siebenkäs so rührend dankt, welchen er erst in dessen zweiten Ausgabe 1817 als den alten Gleim offenbart*). — Ein anderes Zeichen von außerordentlicher Theilnahme kam aus einem fast ganz entgegengesetzten Kreise. Die Fürstin von Hohenlohe ließ ihm

*) Der Brief aber, womit der Geber seine Spende begleitete, lautete so: „Sie sollen arm sein, lieber Herr Richter. Sie? der Millionär an Verstande! — Weil diese Millionärs gemeiniglich arm sind, und dieses auch recht gut ist: denn die andern schreiben keine Bücher — so glaub' ich's; und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, sehr viel Vergnügen, nichts als Vergnügen: so halt' ich für meine

den Antrag machen, der Erzieher ihrer beiden Kinder zu werden, von denen der Knabe später jener Wunderthäter wurde. Natürlich wieß der Dichter den Antrag zurück, so lockend derselbe auch in Betreff eines in den Rheingegenden unabhängig zu verbringenden Lebens zu sein schien, erwiedernd: „daß er nach der Manumission des Schicksals nunmehr in seiner inneren Reichsunmittelbarkeit leben und sterben wolle. Er habe so viel zu schreiben, daß er, wenn auch der Tod am Schreibtisch im achtzigsten Jahre erst ihn ereilte, er über eine solche Verkürzung seiner Schreibstunden noch erbittert sein werde.“ Endlich schrieb um diese Zeit die erste Fürstin an ihn, die von Anhalt Zerbst, welche ihm mit einem enthusiastischen Schreiben einen selbstverfertigten Geldbeutel zum Andenken überschickte.

Der Jubelsenior war die erste jener ganz besondern Gattung von Arbeiten unseres Dichters, welche vom Herbst 1796 an bis zum Frühjahre 1799 geschrieben wurden, während der eigentlichen und unmittelbaren Zurüstungen zum Titan, — Vorbereitungen, durch sein Leben sowohl als in seinen Entwurfsbüchern. Jene Arbeiten, wohin, außer dem Jubelsenior, das Kampanerthal, die Erklärung der Holzschnitte, die Palingenesieen und Jean Paul's

Schuldigkeit, Ihnen, lieber Herr Richter, auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie sehen, daß Ihre Leser dankbar sind, alle dankbar sind. Die meisten können's aber nicht beweisen, und das ist auch recht gut — Sie, lieber Herr Richter, würden sonst reich, und schrieben keine Bücher mehr! — Grüßen Sie, lieber Herr Richter, Ihren Christian und Ihre Clotilden vom Dankbaren, und sein Sie so großmüthig, als er dankbar ist. Ihr ergebenster Diener

Scheerau. Septimus Fixlein.“

Briefwechsel gehören, unterscheiden sich sehr wesentlich von allen früheren, wie von den nach Vollendung des Titan erschienenen Arbeiten. Man kann sie am besten damit bezeichnen, wenn man sie: „Lückenbüßer" nennt, durch welche der Dichter sowohl sich, und seinem Bedürfniß, beständig zu produciren, Genüge thun, so wie das Publicum in steter Aufmerksamkeit auf sich bis zur Ausarbeitung und Erscheinung des Titan gespannt halten mochte. Von den früheren Arbeiten unterscheidet sie: daß sie durchaus weder vollständige Charaktergemählde sein, noch eine höhere poetische, psychologische oder philosophische Idee durch ihr Ganzes anschaulich machen, überhaupt weder ein Leben noch einen Charakter, erschöpfen sollen: — sondern daß sie nur einzelne Lebenssegmente darstellen, an welche verschiedene, bald hierhin bald dorthin eingreifende, Gedanken und Ideen des Dichters angereiht und von ihnen zusammengehalten werden konnten, und zwar mit so wenig Aufwand von Erfindung, optischer und plastischer Darstellung und von Leidenschaft, als möglich. Sie sollten den Dichter nirgends zwingen, Kräfte zu verschwenden, die er für den Titan aufzusparen für nöthig hielt; dagegen so mehr Gelegenheit geben, einer Menge bereits vorhandenen und beschwerenden Gutes zu nützen, philosophischen und ästhetisch-kritischen Fragmenten sich zu entledigen. — Ferner und hauptsächlich sollten sie auch durch ihre Anlage beständig in die literarischen und politischen Vorgänge der Gegenwart eingreifen. — Von den späteren Arbeiten ähnlichen Zweckes, nach Erscheinung des Titan, unterscheiden sie sich durch ihre Romanform, das heißt dadurch, daß eine minder geringe Anzahl von Cha-

raktieren in einer spannenden, wenn auch weder sie noch den Leser leidenschaftlich aufregenden, Verwickelung handelnd und leidend begriffen ist. Wahrscheinlich konnte der Dichter in der damaligen Durchbruchperiode aller seiner Kräfte nicht anders, als aus jeder philosophischen oder didaktischen Aufgabe eine Geschichte machen; oder er mochte wenigstens dem Publicum in keiner andern Form eher erscheinen, als bis er nicht durch den Titan den Namen eines großen Dichters ohne allen möglichen Widerspruch erworben. Zu diesem Zwecke brauchte er nun nicht nur die allereinfachsten Pläne, etwa eine verwickelte Anekdote, oder eine Reise: sondern es kam ihm im höchsten Grade dabei zu statten, daß eben alle seine früheren Romane in der Ausmahlung und Darstellung der meisten ihrer Charaktere unvollendet geblieben waren, so daß er diese, sogar zur großen Freude des Lesers, in einem solchen neuen Lebenssegment wieder auftreten, und so gewissermaßen die neuen Productionen als eine Art Fortsetzung der früheren, mit welchen die Lesewelt bereits vertraut war, vorübergehen lassen konnte. Es kam ihm dabei noch mehr zu statten, daß er durch öftere Hinweisungen in seinen Werken, wie in den Briefen an seine jetzt so zahlreichen Freunde, durch ganz Deutschland die Nachricht vom Titan und die Spannung auf denselben verbreitet wußte. Jedermann nahm so, was er vor demselben gab, für ein Spiel und für ein Nebengeschenk an seine Freunde.

Es ist hierbei nichts bezeichnender für den Dichter, als die eigne Aeußerung, mit welcher er den letzten Band des Siebenkäs an Charlotte von Kalb überschickte: „daß seine Truppe im Titan erst wieder auf dem

Montblanc des vornehmen Lebens spiele.' Man kann sich wirklich beinahe alle seine Romane als Vorstellungen einer und derselben Schauspielertruppe denken, wo von den vorhandenen Mitgliedern bald nur einige auftreten, bald neue dazu kommen, und wo der Director die Stücke nicht nur selbst macht, sondern in den meisten auch mitspielt. Er theilte mit allen andern großen Humoristen die Beschränkung der Anzahl seiner Charaktere*), aber war ihnen darin so unendlich überlegen, daß bei aller Individualität derselben sie doch zugleich so allgemein menschliche Ideale waren, um, unter stets unerschöpflichen Modificationen, auf allen Höhen, in allen Tiefen und in allen Verhältnissen des Lebens sich als immer neue und immer besondere Masken bewegen zu können, und daß er mit seinem ungeheuren Reichthume sie mit dem nöthigen Stoff für alle verschiedene Rollen auszurüsten wußte, ohne daß er, zumal wie der dramatische Dichter, von der Geschichte die besonderen Masken bereits vorgeschrieben und geliefert bekam.

Da der Jubelsenior wegen der Ausmahlung der idyllischen Elemente noch am meisten einem Romane ähnlich sah, so glaubte der Dichter, allen Vorwürfen der Kritiker auf die scherzhafte Weise begegnen zu müssen, daß er die Arbeit nicht einmal: „Biographie," wie die früheren Romane

---

*) Darum hat der Humor fast immer und so gern stehende Figuren. Man denke an die italiänischen Masken, den deutschen Hanswurst, den wiener Staberl, selbst den Raupach'schen Will; — bei Jean Paul sind diese stehenden Figuren nur so viel höher gestellt, und sogar auf den Ernst übertragen; er brauchte eben eine ganze Truppe.

(auch schon dadurch hatte er die Kunstforderungen an einen Roman für seine poetischen Arbeiten gewissermaßen abzuweisen versucht): sondern daß er sie einen „Appendix" nannte, und in der Vorrede dies für eine von ihm neu erfundene poetische Gattung erklärte; — die Leser mögen dort die weitläuftig gegebene Definition derselben nachlesen. — Auf diesen Titel führte ihn die Aehnlichkeit, oder vielmehr die vollkommene Gleichheit der die Handlung ver- und entwickelnden Erfindung im Jubelsenior mit einer im Betreff der Salatkirchweih von Obersäß, die er als Anhang zu den biographischen Belustigungen hinzugefügt hatte. Dort hatte er schon, ohne weiteren Zweck, als um zu Scherzen Gelegenheit zu geben, die falsche Rolle eines schwedischen Kammerherrn, der als Avantürier mit Steckbriefen verfolgt wurde, angenommen; und hier benutzte er diesen Einfall wiederum, um in der angenommenen Rolle des ehemaligen Liebhabers eines nunmehr verblühten, unverheirathet gebliebenen Fräuleins sich unter die im Werke auftretenden Charaktere zu mischen, und die Handlung verwirren und wieder auflösen zu helfen; — so wie er ebenfalls eine, bereits im Hesperus vorkommende, Idee eines sein Amt zu Täuschungen mißbrauchenden Consistorialbothen, der hier der Sporteln wegen einen auf ein Amt harrenden Pfarrerssohn durch ein falsches Vocationsschreiben in eine kurze Zeit dauernde Illusion versetzt, benutzt, um in ein stilles Pfarrhaus abwechselnd Freude und Liebe, Trauer und Schmerz, kurz die nöthigen Bewegungen, zu bringen. Er selbst erscheint darin in seiner im Hesperus sich zugelegten Eigenschaft als Fürstensohn, und auch der Fürst Januar ist

der auf seine Verwendung den Knoten lösende Dona. Das Ganze, gewissermaßen nur eine poetische Umhüllung der philosophischen und satyrischen Aufsätze, welche theils in die angereihten Zirkelbriefe, theils in das Werk selbst verwebt sind, ist ein einfaches Gemählde der Liebe in vorher noch nicht gezeichneten verschiedenen Lebenskreisen. Es ist die Ausführung jener so oft wiederholten, von Ludwig Börne so schön als ein vom Dichter sich selbst geleisteter Schwur bezeichneten, und hier sich findenden Stelle: „Großer Genius der Liebe! ich achte Dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche; und ich will Dich nie verkennen, Du magst wohnen im engen Alpenthal oder in der Schattenhütte oder mitten im Glanze der Welt, und Du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!" — Die drei neuen Seiten, die er diesem so oft besungenen und ausgeschöpften Thema abgewann, waren in Ingenuin und Alithea die Liebe „mit der schweren Zunge" zweier rührend blöder und unbeholfener junger Leute; in dem strengen Censor Schwarz und seiner Gattin Theodosia die Erinnerungen und Freuden und Schmerzen eines stummen Paares, das, gebückt unter der niedrigen Todespforte zur andern Welt, an der kalten langen Katakombe die Hände nicht auseinander lässet, — das ferner bei'm goldnen Jubelfest, mit dem aufgewärmten Brautkuchen in der Hand und vor dem Abhub des gehaltenen Liebesmales, das weite nie brachliegende Zuckerfeld seiner alten Liebe um sich blühen und

wollen sieht; — und zwar, damit der Dichter erfreue einen Greis oder eine Matrone, die ihn läsen, mit der innigen Theilnahme an ihrem verkannten Gefühle und mit der Hochachtung für verstummende Menschen, die das junge laute Jahrhundert vergißt. Endlich hielt er in der Amanda von Sackenbach der Rührung und dem Mitleid der Menschen eine um die Freuden ihres Lebens betrogene alte Jungfrau vor, die am meisten der Verkennung, der Mißachtung und dem Spotte ausgesetzt ist. Er erwählte dazu auf so meisterhafte Weise gerade eine jener untergeordneten, in Folge der verfehlten Bestimmung mit allen gewöhnlichen lächerlichen und mangelhaften Eigenschaften begabten Naturen; er stellte sogar eine Zeit lang sie und sich selbst ihr gegenüber in ein komisches, spottendes Licht, um dann, wenn er plötzlich in den ernsten Mollton der Rührung und des Bedauerns ausweiche, nur so tiefer zu ergreifen. Alle Ereignisse und Verwicklungen gehen nur dahin, diese Gestalten und Ideen sich an ihnen aussprechen zu lassen. — Uebrigens findet sich zu dieser Idee, nämlich der der Darstellung des Contrastes zwischen einem betagten Ehepaare und einer alten Jungfrau, die Veranlassung ebenfalls in seinen früheren Hofer Verhältnissen. Eben so wie die Geschichte der Vorrede zum Fixlein die Ausführung des vielbesprochenen Briefes an Caroline, eben so ist der eben besprochene wichtige Theil des Jubelsenior die eines solchen an deren Schwester Helene, im Beginn der Ausarbeitung des Hesperus geschrieben, in welchem er fast mit denselben Mitteln den weiblichen jungfräulichen Stolz gegen das Heirathen bekämpft *).

*) Siehe „Wahrheit aus J. P.'s Leben," 2. Heft.

Bei dieser allgemein menschlichen Tendenz war mithin individuelle Charakteristik nicht vonnöthen; der Erzähler, der sich als handelnde Person mit in die Vorgänge verwickelte, brauchte meist nur seine eigenen Empfindungen bei dem Anblick der Lagen, in welchen sich die übrigen Personen befanden, mitzutheilen und die Hauptaufgabe des Dichters nur auf das breitere und bis in das Einzelnste gehende Ausmahlen seines Genrebildes sich zu erstrecken. Vielleicht hat er das auch nirgends mit größrer Meisterschaft gethan; und wir verweisen nur auf die Scene, wo der falsche Eselbek während des langen Kirchenliedes bei Alitheen im Pfarrhause ist, und die Zeit nach den in's geöffnete Fenster herübertönenden einzelnen Versen berechnet. Die individuellen Züge aber, welche er dennoch einzelnen Personen gab, leiteten sich her von den Bewegungen der Zeit, während welcher der Jubelsenior geschrieben wurde, und sind fast nicht weniger polemisch, als es die Vorrede zum Fixlein gewesen. — Es hatte namentlich damals der revolutionäre Einfluß der Kant'schen Philosophie auf die Theologie begonnen. So ist der Senior Schwers, der bei aller Einfalt seines Wesens gar oft an Herder in seiner amtlichen theologischen Stellung erinnert, zwar eine freie, starke Seele, die sich jedoch in die anerzogene Kirchentactik eingefügt, wie ein kräftiger Krieger in das militärische Ceremonialgesetz, und die in der Philosophie Flügel und in der Theologie Fesseln hat. Dagegen hat sein Sohn eine Kritik der kirchlichen Liturgie nach Kant'schen Principien herausgegeben, in der er sich kühn gegen — die Perücke, das Chorhemd und das Communicantentüchlein erklärt, diese Keckheit aber

dem Vater verbergen muß. (Ja, der Dichter konnte sogar nicht anders, als die Recension, die über den Hesperus in der Jena'schen Literaturzeitung erschienen, und auf welche die oben angeführte Xenie gemacht worden war, mit dem Werke des Ingenuin in Verbindung bringen und in der Person dieses seine eigenen Empfindungen bei dem steten Erwarten des unterbrochenen Aufsatzes schildern.) — Noch bei weitem mehr aber greifen die Zirkel- oder Hirtenbriefe in den philosophisch-kritischen Streit der damaligen Zeit ein. Besonders beweis't aber der erste, daß der Dichter schon damals es für nothwendig erachtete, in einer Art von ästhetischen Lehrbuch die, seinen Arbeiten zu Grunde liegenden, Principien und Gesetze darzulegen; — auf diese Weise diejenige richtige Verständniß seiner selbst dem Publicum zu verschaffen, die durch seine Schöpfungen zu erreichen ihm etwa nicht gelungen sein dürfte. Er verheißt geradezu dort bereits kritische Briefe über den Humor, den Witz, den Roman und die Satyre. Wir machen aus jener Abhandlung nur auf die für uns so besonders wichtige Aeußerung aufmerksam: „daß man, um den Autor zu fassen, den Menschen begreifen müsse; und daß, um einen Menschen vollkommen zu verstehen, man seine Doublette, ihn selbst und noch dazu sein Leben, gelebt haben müsse; daß man sogar sich selber, nämlich sein eigenes Buch, wenn uns eine Reihe unähnlicher Zustände umgearbeitet habe, bloß durch das Erinnern an das Gefühl fasse, worin man es gemacht." — Noch entschiedener ästhetisch-kritisch ist der zweite Zirkelbrief: „Gravamina der deutschen Schauspielergesellschaften, die mörderischen Nachstellungen der deutschen Tragiker betreffend." Es ist

das erste Mal, daß Jean Paul sich über dramatische Poesie ausspricht, und trägt auch dieser Aufsatz die Frucht seines Aufenthalts in Weimar, wo er zum erstenmale vor einer Bühne gestanden. — Uebrigens ist auch in so weit in diesen Arbeiten die Nachwirkung jener Reise bemerkbar, als sie alle nur eine äußere satyrische Einkleidung und Umfassung haben, in der Mitte aber plötzlich in ganz ernste Untersuchungen ausweichen. —

Beschließen müssen wir aber unsere Betrachtungen über den Jubelsenior mit der Anführung des Schlusses der Vorrede dazu: „Das Schicksal schenke dem Leser, wie der russische Kaiser dem Kosciuszko und den 14000 verwiesenen Polen, Freiheit, ferner Freiheit, endlich Freiheit!!" —

Da diese so leichte Arbeit in den ersten Tagen des Februars 1797 bereits vollendet, und bis zu dem, ihn aus seinem Arbeitstübchen immer heraustreibenden, Frühlingsanfang noch einige Monate übrig waren, so machte sich Jean Paul noch an die Ueberarbeitung eines andern Aufsatzes, der seit mehreren Jahren schon in seinen Papieren lag, und dessen Herausgabe ihm ebenfalls die nähere Bekanntschaft mit der vornehmen Welt an's Herz gelegt hatte. Es war der „Beweis für die Unsterblichkeit der Seele," welchen er im Sommer 1792 in Schwarzenbach für seine Freundin Helena gearbeitet. Bei seinem engern Verkehr mit gebildeten Frauen hatte er so oft die Erscheinung sich wiederholen sehen, daß dieselben um so mehr, je denkendere und gebildetere Wesen sie waren, von Zweifeln über diesen großen Trost der Menschheit gepeiniget wurden. Die bis jetzt vorhandenen philosophischen

Beweise dafür schienen ihnen theils zu abstract, theils in so unverständlicher Terminologie abgefaßt, theils, wo sie verstanden werden konnten, gegen so feine und aus der sinnlichen Umgebung geschöpfte Einwürfe, wie sie gerade Frauen zu machen geeignet sind, nicht geschützt. Er hatte diese Art von Zweifeln bei jener Freundin kennen lernen und sie bereits und mit den früher gearbeiteten Mitteln siegreich bestritten; mußte es daher für die schönste Aufgabe der Poesie erkennen, im Gegensatz zu den Philosophen, welche die Seele, losgerissen von der Körperwelt, zu diesem Zwecke zergliederten, die Beweise für die Fortdauer derselben gerade *in ihrem Zusammenhang mit der sinnlichen Welt* aufzusuchen, und diese Fortdauer nicht als einen Trost bloß für Unglückliche, sondern als eine auch im höchsten Erdenglück unabweisbar sich darstellende Nothwendigkeit vorzuführen. Wenn daher in der ersten Beziehung die Abhängigkeit der Seele von den äußeren Eindrücken des Körpers in Stimmung, Gedanken und Entschluß als ein Beweis angeführt ward, daß die Seele an den Körper gebunden sei; so zeigte unser Dichter im Gegentheil, wie der innere Mensch nicht nur durch sein Wollen die Einwirkungen des Körpers zu besiegen, sondern auch durch eine sich zugeführte frappante Idee die vom Körper gestörte Thätigkeit des Geistes, ganz unabhängig vom Körper, wieder herzustellen vermöge. In der zweiten Beziehung führte er aus, daß gerade das Dasein geistig freier und ausgebildeter Wesen die Idee einer Vernichtung bei Weitem unsinniger und widerlicher machte, als der Anblick leidender und beschränkter, wegen welcher man am meisten sonst die Ge-

rechtigkeit des leitenden Wesens für die Fortdauer in Anspruch nähme; denn ohne eine solche wäre für geistige Anlagen sonst gar kein Zweck gegeben, da diese zur Erhaltung und zum Genuß durchaus überflüssig wären: im Gegentheil dann erst die Sehnsucht nach einem höheren Leben rege würde, wenn die thierischen Bedürfnisse befriedigt seien; weshalb denn eben auch in den höchsten Ständen die Sättigung der Sinne und die Verhungerung der Psyche sich mit einem widrigen Ekel am Leben und mit einer niedrigen Vermischung höherer Wünsche und fleischlicher Lüste beschließe. — Zu der Ausführung des erstern Theiles kamen unserem Dichter seine bedeutenden physiologischen Kenntnisse, für die des zweiten aber die bei ihm so groß gewordene Spaltung der höheren und der irdischeren Natur außerordentlich zu statten. Diese waren ja zu gleicher Zeit beide so groß und so ausgebildet, um sich gegenseitig begreifen und erkennen zu können; und gerade er konnte es darum wagen, die darstellende Poesie und die Reflexion in Bezug auf die abstracteste Untersuchung so glücklich zu verbinden — gerade das Irdische um so schöner und feuriger auszumahlen, als er an sich erfahren, daß dasselbe, statt dem Uebersinnlichen Eintrag zu thun, so oft als der Träger desselben erscheinet. Die schöne poetische Veranschaulichung dieser Idee geschieht dadurch: daß der Dichter, indem er die falsche Nachricht von dem Tode einer körperlich schönen und geistig edlen Jungfrau voranschickt, nachher aber dieselbe auf die Bühne führt, es dem Leser gerade um so gräßlicher und abscheulicher erscheinen läßt, sich eine solche Gestalt vernichtet zu denken; dann aber, nach-

dem er sich selbst und die auftretenden Personen durch den schönsten Tag und das reizendste und erhabenste Thal der Erde, das er mit aller Gluth beschreibender Naturpoesie ausschmückt, hindurchgeführt: er am Abend dadurch eben die Nichtbefriedigung der Seele zu einem solchen Grade steigen läßt, daß die Heldin, wie der Dichter selbst, bei hereingesunkener Sternennacht, dürstend nach einem schöneren Droben, eine Mongolfiere besteigen, um den Sternen näher zu kommen, welche die Gipfel der Pyrenäengebirge umkränzen. —

Aber bei diesem höchsten und erhabensten Gegenstande nahm die seit der Rückkehr von Weimar begonnene Polemik einen noch weiteren Raum ein, als es in den beiden bisherigen Arbeiten geschehen war. Nirgends war ihm die Kant'sche kritische Philosophie, welche Probleme der Art durch Vertauschung der früheren Terminologie und Begriffsdefinitionen gegen neue zu lösen, und, mehr wie eine andere gethan, Wahrheiten nur in Wortbegriffen, statt in Gefühlen, dem Menschen zu übertragen suchte, und die ihm wegen Keckheit der Postulate, wie wegen noch vermehrter Dunkelheit gleich widerlich war, so verderblich erschienen, als bei diesem hochwichtigen Vorwurf. Er nahm daher einen Kantianer als feindlichen Gegensatz in die Handlung mit auf, und stellte, um das Verwirrende, das Anmaßliche und das Verderbliche dieser Philosophie an's Licht zu ziehen, diesen Kant'schen Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele, fast nicht ohne Bitterkeit, unter die mit Gefühl und Wahrheit der Gesinnung Zweifelnden selbst, ließ Jenes Definition von diesen spielend widerlegen, und führte den Kantianer durch

die Handlung so durch, als ob derselbe mit Neid und Erbitterung die bessere und siegendere Darlegung mit anhöre und dem Dichter mit einer Widerlegung drohe. — Dies war ein so bitterer als gerechter Hieb auf das damals bereits schon in dieser Weise hervortretende Treiben der Kantianer und auf die stillschweigende Billigung desselben von Seiten ihres Meisters, welcher, wie ihm so oft vorgeworfen worden, lieber die Ausschweifungen seiner Jünger dulden, als die Bildung einer Schule entbehren mochte. —

Dies rein ernste Kampanerthal, eine der vollendetsten und poetisch schönsten Arbeiten des Dichters, erschien indeß in der Begleitung einer der allersonderbarsten Productionen desselben, in welcher ihn jener angeerbte Bocksfuß im Ganzen dennoch etwas irrgeführt hatte, und die wir als eine mißlungene zu bezeichnen keinen Anstand nehmen. Wir meinen die satyrische Erklärung der Holzschnitte aus dem Anspacher und Baireuther Katechismus. Der Dichter mag sich dagegen gesträubt haben, so ohne allen Scherz und ohne alle Befriedigung für die Verehrer seiner komischen Muse in einer Epoche zu erscheinen, wo ihm alles daran lag, das möglichst größte Publicum für sich zu interessiren, und schien damals der irrigen Meinung zu sein, daß, je größer die Lyrik des Ernstes, desto ausschweifender die des, ihm zur Seite stehenden, Scherzes sein müsse. Man sieht schon daraus, wie unmöglich es ihm damals war, einen Titan zu schreiben. Es ist hier das einzige Mal, wo er uns scheint, sich des Strebens nach einer forcirten Originalität schuldig gemacht zu haben. Wahrscheinlich ist, daß die kurz

vorher erschienene, und in dem Werkchen auch erwähnte, Erklärung der Hogarth'schen Kupfer durch Lichtenberg ihn auf diesen Gedanken gebracht, und daß er es für eine seiner Ueberlegenheit würdige und deshalb anlockende Gelegenheit betrachtete, vollkommen werthlosen und nichtsbedeutenden Zeichnungen durch eine willkürliche und gerade das Gegentheil hineintragende auslegende Erklärung nicht bloß Stoff zu satyrischen Betrachtungen, sondern sogar auch eine zusammenhängende Erzählung abzugewinnen. Die Katechismusbilder hierzu sich auszuwählen, darauf konnte ihn sehr leicht der religiöse Stoff bringen, welchen er so eben im Kampanerthal bearbeitet, indem ihm dadurch sehr ergiebige Gelegenheit wurde, das Unsinnige des Volksreligionsunterrichts auf das schärfste zu geißeln, der, hier in seiner größten Verirrung, vor den zehn Geboten die Verbrechen abmahlen ließ, gegen welche jene eben gerichtet waren, die Kinderseele aber gerade durch die bildliche Vorführung dieser Verbrechen mit ihnen vertraut machte und sie durch dieselbe vergiftete. Zugleich und vorzüglich war durch die Wahl so elender Bilder ihm eine neue und tief einschneidende Waffe gegeben, um sich durch die Verspottung seiner gegnerischen Kunst- und Bilderdiener auf dieselbe Weise an ihnen polemisch auszulassen, wie es in der Vorrede zum Firlein, theilweis auch im Jubelsenior, geschehen war. So erscheint auch hier wieder der Kunstrath Fraißdörffer; und wiewohl des Dichters tiefe Gerechtigkeitsliebe ihm in jedem Werke eine lobende Erwähnung des ihn ignorirenden Göthe abforderte, so streifte er doch diesmal noch weit näher in seiner Satyre an ihm vorüber: indem er die Erklärung seiner

Katechismusbilder in Weimar erhalten zu haben vorgab. — Dennoch aber war die Armuth der Bilder zu groß, und auch die Idee an sich zu arm, um für sich immer wiederholende Erklärungen von zwölf, jedesmal auf dieselbe Weise umgekehrt auszulegenden, Bildern einen ungezwungenen, natürlich fließenden Stoff herzugeben; und der Dichter, der „dies Moquirspiel" in den vierzehn Tagen des Monat März, während welcher er daran arbeitete, herzlich satt bekam, schickte „den flüchtigen Spaß und das Vehikel von Einfällen, diese Bettelhistorie," so schnell als möglich in die Druckerei. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Erscheinung der Holzschnitte besonders es zuschreiben, daß man später wagte, den allerabgeschmacktesten Productionen, mit denen Speculationssucht das Publicum zu täuschen suchte, seinen Namen vorzusetzen. — Bei allen Mängeln im Ganzen jedoch, welche man dieser flüchtigen Arbeit zuerkennen muß, finden sich unter den eingestreuten und gelegentlichen Satyren die köstlichsten Juwelen, welche das an vielen Stellen etwas peinliche Durchlesen gar sehr belohnen. Vorzüglich ist er hier am kühnsten in der auf Politik hinzielenden Satyre, wozu der Gegenstand auch leicht Veranlassung gab.

Mit dem ersten April war Jean Paul aller dieser Arbeiten ledig, und verlebte hierauf einen glücklichen Frühling in Baireuth, beschäftigt mit der Revision des Hesperus, welcher nunmehr auch eine zweite Auflage erlebte. Er hatte die Freude, während dieser Arbeit mehrere Beweise von der außerordentlichen Wirkung des Romans, den er eben überarbeitete, zu erhalten. Während er in Emanuel's Stübchen saß und an seinem Abendstern feilte,

kam eine Botschaft von Hof mit der Meldung der Ankunft eines Conrector Fischer mit seiner Familie, der bloß dorthin gewallfahret, um unsern Dichter zu sehen, und der ihn dringend um seine Dahinkunft bitten ließ, da ihm, zu dem Dichter zu kommen, die Kränklichkeit seiner Gattin verwehre. Da Richter es ihm abschlagen ließ, meldete Jener zurück: wie er ihm ein zerlesenes Exemplar des Hesperus überbringen wolle, welches dreien preußischen Staatsgefangenen auf den Festungen Glaz, Spandau und Magdeburg, Namens Leipziger, Contessa und Serboni, zur Tröstung gedient habe. — Von einer andern Seite verlangten bis von Königsberg in Preußen her zwei Gatten, welche ihr Kind durch den Tod verloren, von dem Dichter ein Wort des Trostes, erklärend, daß sie während des Schreibens eines Briefes an ihn und in der Aussicht auf den Empfang eines Blättchens von seiner Hand sich unendlich schon beruhiget fühlten.

Ueber zwei Monate brachte der Dichter mit der Verbesserung des Hesperus zu; und es ist ein Beweis, wie oberflächlich fast alle seine Werke gelesen worden und wie sehr selbst seine Verehrer dieselben für ein Resultat regelloser Willkür, so wie seine Gegner ihn aller Besserung für unfähig gehalten: daß man niemals auf den Unterschied der späteren Auflagen von den früheren aufmerksam geworden ist. Denn er besserte nicht nur allein am Ausdruck, sondern gab auch den Charakteren und Vorgängen neue Motive, brachte überall sogenannte Drucker an, und fügte ganze Scenen hinzu, welche die Intention des Dichters noch in ein helleres Licht stellen sollten. Großentheils war es aber auch wohl der unendliche Reichthum Jean Paul's,

welcher die neuen Einzelnheiten unbemerkt vorübergehen ließ. Leider aber machte keiner seiner Freunde sich das Verdienst erwerben, hierauf aufmerksam gemacht zu haben, um das Planvolle an den Werken dadurch hervorzuheben und durch Entfernung vorgefaßter nachtheiliger Meinungen ihm vor den Kunstrichtern die Achtung zu verschaffen, welche ihm gebührte. Er würde jedoch endlich von selbst damit durchgedrungen sein, wenn nicht die Habsucht der Buchhändler und seine auch damals noch, was unglaublich scheint! stattfindende Arglosigkeit und Unkunde des Geschäftsverhältnisses das Erscheinen öfterer Auflagen verhindert hätten. Bei der ungeheuren Theilnahme, welche das laufende Publicum damals für ihn hegte, hätte jedes seiner Werke jährlich eine neue Auflage erleben müssen; aber es fiel ihm nie ein, dem Buchhändler die Anzahl der zu druckenden Exemplare zu bestimmen; und es wurde damals gewiß keine Auflage unter drei bis vier Tausend gemacht. So vergriff sich der Siebenkäs, nächst dem Hesperus sein populärstes Buch, doch erst im Jahre 1817, und der Hesperus zum dritten Male erst 1819.

Am längsten Tage nun des Jahrs 1797 glaubte der Dichter sich vorbereitet genug, oder konnte vielmehr der Sehnsucht nach der höchsten Arbeit seines Lebens nicht mehr widerstehen: — er begann wirklich die Ausarbeitung des ersten Bandes vom Titan, jedoch in einer andern Gestalt und von einem andern Anfangspuncte ausgehend. Er begann eben nach einer kurzen Einleitung, welche den Helden bereits erwachsen vorführt, wiederum die Jugendgeschichte desselben auszuarbeiten — als we-

nige Tage darauf eine dritte glänzende weibliche Erscheinung in sein Leben trat, die ihn von neuem und noch heftiger als die beiden früheren aus seinem stillen Arbeitssein herausriß. Es war Emilie von Berlepsch, eine junge, schöne und geniale Witwe, die aus der Schweiz nach Hof kam, und einige Tage dort blieb. Jean Paul ward durch diese glühende Seele auf das heftigste entzündet, indem seine Phantasie an einer jeden solchen neuen Erscheinung alle Tugenden der früheren zusammen fand. — Diese neue Freundin traf in den ersten Tagen des Juli und gerade zu einer Zeit ein, als des Dichters geliebte Mutter dem Tode entgegenkränkelte, so daß bereits Jean Paul nicht mehr für eine Krankendiät, sondern nur noch für den Gaumen der Kranken sorgen zu müssen glaubte. Trotz dem aber und trotz der innigen Sohnesliebe, die ihn hauptsächlich der Mutter wegen noch so lange in Hof zurück gehalten hatte, vermochte Emilie von Berlepsch so viel über ihn, und der für seinen Titan aus dieser neuen Bekanntschaft ihm sich versprechende Gewinn erschien ihm so bedeutend: daß er die kranke Mutter auf mehrere Tage zu verlassen, und der neuen Freundin nach Eger in's Franzensbad zu folgen wagte. Doch eben im höchsten Rausche des Genusses poetischer Gefühlsschwelgerei an der Seite dieser schönen und geistreichen Frau, die ihn übrigens mehr mit der Phantasie als dem Herzen liebte, und darum seinen Geist um so mehr gefesselt hielt, weil sie ihm von Sinnlichkeit durchaus rein erschien; — sie für ihn in diesem poetischen Rausche so reizender, als er sich mit ihr an einem Badeort unter der glänzendsten und vornehmsten Welt befand: — schreckte ihn plötz-

lich der noch nicht so nahe geahnete Donnerschlag von dem unterdeß erfolgten Tode seiner Mutter auf. Mit blutendem Herzen, in welchem die Wehmuth über die Entbehrung des letzten Scheideblickes weinte, stürzte er nach Hof zurück, begrub die Dahingeschiedene; und mitten in der tiefen Trauer darüber, daß die Arme wie Lenette gestorben sei, ehe sie noch so recht des Glückes der Gegenwart theilhaftig geworden, ja nach Jahrzehenden des drückendsten und tiefsten Elendes an dessen Entfernung, bei'm fortdauernden Gefühl des Druckes, das die vor kurzem erst abgenommenen Fesseln doch immer noch zurückgelassen, kaum zu glauben gewagt, — mitten in dieser Trauer faßte es mit eisigen Händen an sein Herz, als er in dem Nachlaß der Mutter ein Büchlein fand, in welchem sie aufgezeichnet, was sie sich in ihren Nächten durch Spinnen verdienet. Mehrere Wochen war er nicht im Stande, über seinen Zustand sich mitzutheilen, und flüchtete dann später zu Emilien zurück, um in die Brust eines hohen weiblichen Wesens „seine Klage ohne Trost" auszuschütten. Ueber jenes Büchlein der Mutter aber, das er wie das kostbarste Heiligthum aufbewahrte, schrieb er in dem ersten Briefe an Otto um die Mitte des August: „Wenn ich alle Briefe der Erde wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden siechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe!" Ueberall, und wem er nach Jahren noch näher bekannt ward, erzählte er von dieser Mutter und von diesem Buch; und wir finden selbst einen Brief des Herzogs Georg von Meklenburg an den

Dichter, in welchem dieser Fürst von jenem Umstande als von dem rührendsten Zuge in dem Charakter Jean Paul's redet *).

Durch diesen Tod der Mutter war nun der letzte Faden zerrissen, welcher ihn an Hof gehalten. Schon in dem letzten Jahre war die Unruhe seiner Seele immer größer geworden. Bald hatte es ihn hinaus in die Welt gezogen, wohin ihn so viele glänzende Gestalten lockten; bald hatte ihn die Scholle seines heimathlichen Jugendlandes, das nun bereits zu tief mit allen Fibern seines Wesens verwachsen war, durch das zu lange Verweilen auf derselben gefesselt. Von der einen Seite sich sehnend, seinem Titan eine reichere und glänzendere Wiege zu suchen, hatte er doch wieder zu Zeiten es für möglich geglaubt, denselben in seinem Geburtlande schreiben zu können, — und deßhalb die so oft wiederholten Versuche. So war er überall nur mit halber Seele; im Leben, wie in jenen dreien zuletzt besprochenen Werken. Vielleicht hätte er aber doch, trotz des Todes der Mutter, eine noch längere Zeit über dem Hin- und Herschwanken in seinen Entschlüssen verloren, hätten nicht die Höfer und seine eigenen Freunde dafür gesorgt, den längeren dortigen

---

*) Das Büchlein hatte den Titel: „Was ich erspönnen;" und führte das Verzeichniß vom März 1793 bis zum September 1794. Darin ist die Einnahme vom März des ersten Jahres mit 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf., die vom April mit 4 Fl. 3 Kr., die vom Mai mit 4 Fl. 3 Kr. 9 Pf. ꝛc., zuletzt die vom August 1794 mit 1 Fl. 24 Kr., die vom September desselben Jahres mit 2 Fl. 1 Kr. aufgeführt, und noch auf der letzten Seite des Büchleins bemerkt: daß Samuel (der jüngste Sohn) am 9. des nämlichen Monats neue Stiefeln bekommen, die 3 Thlr. gekostet. —

Aufenthalt ihm ganz unmöglich zu machen. Es konnte auch nur ein Mann, wie Jean Paul, sich in der täuschenden Hoffnung wiegen, daß die Leute in seiner zweiten Vater- und Jugendstadt, die ihn emporwachsen gesehen, als Jüngling verspottet, und in seinen reiferen Jahren als einen klüger sein wollenden Petz mit Neid gehaßt, sich je würden entschließen können, irgend einem Impuls von außen nachzugeben und sich zu bestreben, ihr Benehmen gegen ihn irgendwie der Verehrung und Achtung Fremder anzupassen. Der Abstand zwischen diesen Verhältnissen war mit jedem Tage drückender geworden; ja man wollte ihn selbst zu anspruchsvoll und vom Ruhm und von den Auszeichnungen der Großen angegriffen finden, wenn er über eine Beleidigung empfindlich wurde. Sogar das Verhältniß mit Otto erforderte eine Entfernung, da dessen Eifersucht überall sich zurückgesetzt fühlte, und weil er, da es dem Dichter unmöglich wurde, bei dem immer größeren Reichthum von Erlebnissen und Bekanntschaften ihm Alles noch so ausführlich mitzutheilen als früher, aus Stolz dieselben sich vorenthalten glaubte. Es war somit die allerhöchste Zeit, daß Richter ging, wenn der Titan, die Flegeljahre und das ganze spätere, mächtig in die Gegenwart eingreifende Wirken noch gerettet werden sollte. — Die noch vorhandenen Anfänge des Titan aus dieser Zeit zeigen ganz den alten und bei diesem Gegenstand so unpassenden Fixlein'schen und Siebenkäs'schen Ton und, bei dem überall sichtbaren Bestreben, sich aus demselben herauszuarbeiten, eine gezwungene und zähe Manierirtheit, die, wenn der Dichter am Ende den Vorwurf überhaupt nicht aufgegeben haben würde,

das Werk vollkommen würde ungenießbar gemacht haben. — Den letzten Ausschlag gab die Berlepsch und das Interesse für sie. Da dieselbe nun bei Altenburg ein Gut besaß, Richter in dem jetzigen neuen Verhältniß Weimar wegen der unangenehmen Collision der Berlepsch mit der Kalb um so eher vermeiden mußte: erwachten um so stärker die alten Jünglingsträume von Leipzig, wohin ihm Emilie zu folgen versprach; und nach einem schweren Abschiede von allen ihm lieben Plätzen seiner Heimath, am 29. October 1797, führte ihn der Wagen mit seinen Titanentwürfen für immer aus den Thoren von Hof und, wie er damals glaubte, auch für immer aus dem Lande seiner Jugend. Ihn begleitete sein jüngster Bruder, welcher in Leipzig unter seiner Aufsicht studiren sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in Leipzig; — die Dresdner Reise; — Emilie. Werke: Die Palingenesien.

Bei der Wahl Leipzigs zum nächsten Titanorte hatte Jean Paul das so wahre wie trostlose Sprüchwort vergessen: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle," das doch wohl hauptsächlich sagen will: wie die meisten Freuden uns erst dann kommen, wenn sie das Meiste von ihrem Werth für uns bereits verloren haben. Dies fing denn für unsern Dichter bereits bei seiner diesmaligen Wiederkunft nach Leipzig an in Erfüllung zu gehen. — Anfangs bot sich ihm freilich ein Contrast dar, welcher ihm äußerst wohl that. Wenn er früher mit Schmerz unbemerkt aus den Ferien durch das Petersthor hereinkam und sehnsüchtig in die Häuser und in das Menschengetümmel hineinschaute: so drängte sich ihm diesmal Alles entgegen, und alle Leipziger empfingen ihn, „als sei er wieder in Weimar." Man führte ihn wieder in die Petersstraße, aber in ein Logis mit hohen Zimmern, weiten Fenstern und prunkenden Oefen und mit einem neuen Amöblement, „unter welchem die Commode besser war

als alles, was er hineinlegte." Statt daß er früher mit scheuem Tritt zur borgenden und scheltenden Traiteursfrau ging, liefen Buchhändler umher, um den besten Speisewirth ausfindig zu machen, der ihm die Gerichte in's Haus schicke. Während er früher sehnsüchtig an den Gartenconcerten hatte vorbeigehen müssen, ward er feierlich in den Gewandhaussaal des großen Abonnementsconcertes eingeführt, wo „über hundert Zuhörer — Pauken, ein pergamentner Donner — Orgel — Sängerin" — kurz! wo er „das erste Mal in seinem Leben Musik hörte!" „Wie dem Adam die Thiere, wurden dort ihm Leute präsentirt — aber bloß weil er einen Namen hatte." — „Noch um acht Uhr Abends" — fährt er in der deßfallsigen Beschreibung an Otto fort — „kam zu mir ein Mensch ohne Hut, mit struppigem Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar: Thieriot, ein Violinist und Philolog, und schien ein Sonderling, weil er mich für einen hielt. Sein zweites Wort war: er bitte mich, das Logis zu verlassen, weil er mit mir unter einem Dache wohnen und öfter wiederkommen wolle, und fragte: wie ich an einen Ort ziehen könne, der mich nächstens langweilen würde. — Gestern war ich mit Oertel in der Oper, die ich mit zehn Weimarer Bühnen erkaufte. Die Truppe tanzt Ballete, wie geflügelte Engel. Heut morgen reichte die Bouteille im italiänischen Keller der Deinigen das Wasser."

Auch hier sind seine Briefe an Otto sehr malerisch: z. B.

Vom 19. December 1797.

„Weiße, der zweimal bei mir war, liebt mich und meine Bücher über mein Erwarten. Es ist ein himmli-

scher Anblick, mit einer zweiundsiebzigjährigen Gestalt nur eine Dankadresse für das vorige Leben und ein Billet-doux an die ganze Menschheit zu sehen. Ich habe einmal bei ihm soupiren müssen. Ein Leipziger Souper ist stets ein Gastmal. Weißen seine Tochter ist sehr schön und sehr gebildet; sein Tisch, seine Bibliothek, im Sommer sein Landgut, Alles steht mir offen. — Ich war bei Platner, bin in einer Familie, wo eine vollendet gebildete Frau und zwei ungewöhnlich schöne Töchter sind, wo ich den Professor Hermann, Mag. Klodius, Platner's Tochter und viele ausgezeichnete junge Leute finde." —

Vom 12. Januar 1798.

„Kotzebue hat mich besucht und zu seiner Frau und Essen eingeladen. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein, als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhaken. — Eben unterbrach mich Kotzebue, um mich auf morgen zu Frege zu laden. — Um vier Uhr gehe ich mit einigen Mädchen (Dlls. Feind) zu einer Mad. Hähnel, und Abends zum Souper bei Weiße, den ich und der mich immer herzlicher liebt." —

Vom 17. Januar 1798.

„Es übersteigt meine Federkraft, Dir ein raisonnirendes Verzeichniß meiner übrigen Bekanntschaften zu geben. Eher die feinen, nicht überfüllten, etwas kostbaren und leckerhaften Soupées möcht' ich Dir mahlen. Erspart wird dabei nichts, denn man muß den Bedienten Tranksteuer geben. Bei Kummer leuchtete uns die Magd bei

hellem Tage hinab, damit man in den Opferstock (der Leuchter ist's gewöhnlich) einlegte. Größere Spitzbuben, als das hiesige gemeine Volk, giebt es, den Galgen ausgenommen, nirgend." —

Vom 21. Februar.

„Es ist seit der Neujahrmesse, daß ich eine geräucherte Wurst kochen lassen, (die nur in der Messe zu haben ist), um Abends, wenn ich einmal zu Hause soupirte, etwas zu haben. Noch liegt von der Wurst das volle Endchen und der Bindfaden auf dem Lager — nun schließe! — Neulich bei einem Geburtstage, der für fünfzig Mann ein Trink- und Tanztag war, lernt' ich Küttner, einen feinen, gelehrten Mann, und — England kennen. Wahrlich! ich hatte in Hof Recht: Nichts ist darin schlecht, als der Minister! — Einen edlen Schotten, Macdonald, berühmt in der Geschichte und im Ossian, sah ich an fremden Tischen und an seinem, und fand an ihm den Zwillingsgeist von Blair;" u. s. w. u. s. w. —

Aber nur zu bald bemerkte er, daß alles dies, was ihn als Jüngling so unendlich glücklich gemacht und begeistert haben würde, jetzt zu spät kam, als daß er diesen geselligen Verhältnissen trotz aller Mühe eine poetische Bedeutung hätte abgewinnen können. Zu glänzend waren die Träume und Erwartungen vom Leben durch die, so lange in der Einsamkeit ideell an denselben schaffende, Einbildungskraft geworden; zu sehr hatte sich die Phantasie, welche die Verhältnisse und Vorgänge außer uns verklärt und die wir nur in der Jugend besitzen, bereits in der poetischen Wiedergeburt der dürftigen heimischen Umgebungen erschöpft und ausgehöhlt; zu viele ideale Gestalten,

Verhältnisse und Gegenden für den Titan, zu große Plane lebten in seiner Seele: als daß ihm nicht alles das, was ihm Leipzig bieten konnte, jetzt zu leer und zu nichtig erschienen wäre. Zumal traten, sobald die ersten Zeichen der Liebe und des Enthusiasmus der kühleren Theilnahme der Gewohnheit Platz gemacht hatten, die so hoch gestiegenen Ansprüche an Menschen vor seine Seele, die bei keinem seiner dasigen Bekannten durch angenehme und schöne Erinnerungen gemildert wurden. Er entdeckte an Platner eine ihm äußerst unangenehme Eitelkeit; bei aller Freundschaft und Liebe für unsern Dichter vermochte Weiße, dieser Veteran aus der ältesten Zeit, so wenig wie er denselben früher erkannt, jetzt in alle seine Ideen einzugehen. Einem Geiste, wie dem Jean Paul's, war jetzt die Art des kaufmännischen Kunstsinnes und Kunstluxus, wie sie in einer solchen Stadt gefunden werden, leer und unangenehm, und das Mäcenartige Verhältniß, welches der Kaufmannsstolz gegen Gelehrte und Künstler ohne Titel und Rang aufrecht zu erhalten sich befleißiget, einem Dichter sehr bald empfindlich, der bereits von den allerhöchsten Ständen, und namentlich von den sonst so rangstolzen Frauen in denselben, sich nicht nur ihnen gleich gestellt gesehen hatte, sondern sogar mühsam aufgesucht und als ein Höherer verehrt worden war. Schon er mußte damals die Erfahrung machen, welche die neueste Zeit auf das Empfindlichste gelehrt hat: daß dem democratisch und republicanisch Gesinntesten die Anmaßung bürgerlichen Geldstolzes im öffentlichen, wie besonders im gesellschaftlichen Leben unendlich viel unerträglicher ist, als die Ansprüche der Adelsaristocratie, welche, vermöge

einer höheren Bildung sowohl, als ihrer feineren Ehr- und Ruhmsucht, bei weitem mehr vor einem Talent und Genius sich beugt, im Gegentheil gern ausschließlich die Anerkennung, Verständniß desselben und den Verkehr mit ihm als ein Privilegium in Anspruch nehmen mag.

Es ist hier der Ort, einiges über das, in unserem Vorwort schon erwähnte, Verhältniß der Stände zu Jean Paul den spätern Schilderungen vorauszuschicken. — Eine allgemeine Erfahrung ist es, daß sich der Adel stets vorzugweise zu den Dichtern gedrängt hat. Aber, wenn derselbe einige ganz verdorben, auf andere einen üblen Einfluß geübt: so ist daran von jeher der Bürger Schuld gewesen, der dem Talent ohne Rang selten freiwillig den obersten Platz unter sich einräumen und es gebührend ehren und pflegen mochte, und es so gleichgültig, ja so grob behandelte, wie seines Gleichen. Der Dichter aber ist von Natur ein geborener Aristocrat. Ueberall nach den Glanzgipfeln des Lebens hinaufsehend, sucht er um so leichter auf den geselligen Höhen zugleich die geistigen, wenn er dort nur die zarte Berücksichtigung und Pflege findet, deren er wie ein Weib bedarf. Er ist wie ein Kanarienvogel, — um das von Jean Paul so oft gebrauchte Gleichniß auch hier anzuwenden, — der nur mit weichen und warmen Händen anzufassen ist. Keinem deutschen Dichter aber ist so von dem höchsten Adel gehuldiget, keiner aber von den Bürgerlichen so kalt behandelt worden, als Jean Paul. Während ihm die letzteren für sein beständiges Kämpfen für sie, in poetischer wie in politischer Beziehung, nicht nur nicht den mindesten Dank wußten, sondern sogar, in ächt philisterhafter Weise, entweder sich

durch sein ungebundenes Benehmen und Aeußeres verletzt fühlten, und ihn als einen Sonderling belachten, wohl gar verläumdeten, oder vor seinem Freimuth scheu zurückwichen: erwies ihm der Adel, erwiesen ihm Fürsten, trotz dem, daß er sie schärfer und unausgesetzter angriff und verspottete, die allerzartesten Aufmerksamkeiten. Sie ließen sich nicht nur sein beständig ungebeugtes Dastehen vor ihnen gefallen (er behielt selbst seinen Adel bei den allergewöhnlichsten conventionellen Gesten bei, und hatte, um nie den Rücken zu beugen, eine ganz eigenthümliche Art von Verbeugung. Er verneigte nämlich, und dies vor den Höchsten wie vor den Niedrigsten, nur den Kopf, und zwar auf eine eben so edle als liebliche Weise, die, da er sie mit einer grüßenden Bewegung der rechten Hand verband, eben so viel hohes Selbstgefühl als gutmüthige Freundlichkeit ausdrückte): sondern erlaubten auch, daß er sich Freiheiten im Anzug, in seinem äußern Benehmen, in der Offenheit und Rücksichtslosigkeit seiner Rede herausnahm, die für das Privilegium der „allerhöchsten“ Personen gelten. Ja er forderte und erhielt bei ihnen sogar für seinen Hund, — er besaß stets einen solchen Begleiter, — eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. So kam es, daß Jean Paul, — der in seiner kindlichen Arglosigkeit alle jene Auszeichnungen von Individuen nur für Ergebniß ihrer herzlichen und liberalen Gesinnung und Antheilnahme, nicht für eine dem ganzen Stande meist eigenthümliche gesellige Politik hielt, — wohl auch, weil nur die Frauen aus den höchsten Ständen die gesellige Dreistigkeit hatten, ihm entgegenzukommen, — so kam es, daß Jean Paul sich vorzüglich wohl in diesen Kreisen

befand. Und weil ihm diese Liebe zu einem so democratischen Dichter unendlich überraschend war, und weil er sich einbildete, daß er Jene durch die Gewalt seiner Darstellungen zu liberalen Gesinnungen bekehrt habe, — nur deshalb, nicht aus einer gewöhnlichen geselligen Eitelkeit, sprach er gern, selbst öffentlich, von seinen Verhältnissen zu in der Gesellschaft hochstehenden Männern und Frauen. Es geschah nicht, um sich, sondern um diese dadurch zu ehren. — Allerdings brachte ihn alles dies oft in eine sehr falsche Stellung zum Volk, und war seinem Einfluß und seiner allgemeineren Anerkennung so manchmal hinderlich. — Die Leipziger im Allgemeinen nun waren weit davon entfernt, nach Verlauf der ersten Monate und nach Stillung der ersten Neugier ihm die erwartete Theilnahme und Auszeichnung zu bewahren. —

Aus allen diesen Gründen sehnte sich Richter sogar sehr bald nach seinem Hof und seinem Jugendlande zurück, und die von Otto in dessen Briefen ihm gethane Erwähnung des geringsten Höfers bewegte erschütternd sein Herz. Es störte ihn zumal das gesellige leere Treiben, es störten ihn die vielen immer unbedeutender ihm erscheinenden Besuche.

Aber um diesen Winter nicht nur unruhig, sondern stürmisch zu machen, mußte nach der Ankunft Emiliens von Berlepsch noch das sonderbare Verhältniß hinzutreten, in welches er mit dieser heftigen und leidenschaftlichen, und doch mehr von Ehrgeiz auf seinen Besitz als von wahrer Liebe getriebenen, Frau gerieth. Es fehlte nur sehr wenig, daß ihn dieselbe, in einer Stimmung, in welcher er schon alle Hoffnung auf eine beglückende jugendliche

Liebe aufgegeben, in die Banden der Ehe geschlagen hätte. — Am besten unterrichten darüber wieder die zwischen ihm und Otto gewechselten Briefe.

Jean Paul an Otto.

Leipzig, den 24. Februar 1798.

„Ich komme jetzt auf meine wichtigste Epoche und Aera in Leipzig, die außer Oertel Niemand erfährt und weiß, wie Du. Harpokrates lege seinen, d. i. Deinen, Finger darüber auf Deinen Mund! Ich gebe Dir hier nur den Extract aus einem künftig mündlichen dicken Protocoll. — — Von der Berlepsch ist die Rede, deren Seele die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche ist, die ich je kannte, die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat und nichts fordert und liebt, als — Vollendung. Sie erfüllt alle Pflichten der Menschenliebe ohne diese. Ich behandelte sie in Eger mit einer mir ungewöhnlichen Zurückhaltung und nahm — selten ihre Hand — nur den weichsten Antheil an ihrem harten Geschick. Sie schlug mir ein schönes, reiches, höchst moralisches Mädchen in Zürich, ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug gewesen. — An einem einsamen Abend las ich ihr das erste Kapitel des Titan vor, und sie umarmte mich im Enthusiasmus; der meinige hatt' es nie gethan. In Hof darauf sagt' ich ihr, daß ich sie wohl in Leipzig oft in acht Tagen wegen meiner Dir zu bekannten Unart nicht sehen würde. Sie nahm das Schnupftuch vor die Augen voll Schmerz, und mir war es, als säh' ich ihre stechende, schneidende Vergangenheit gewaffnet wieder an ihrem

Herzen vorüberziehen. Ich sah aber auch das Uebermaß ihrer Forderungen." —

Vom 27. Februar.

„Ach! diese Geschichte braucht Actenfascikel; auch lässet sie das Schicksal so unvollendet, als ich hier. — Einige Hauptzüge sind darin noch: da sie von Weimar wiederkam, wollte sie ihr, der Züricherin und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus und ich sollte die Mittlere heirathen und sie wollte bei uns ewig bleiben. Dann fühlte sie die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses, die ich ihr zeigte. Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemahlt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner), unter dem Machen einer Satyre von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander: ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will; will mir das Landgut kaufen wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr, wie diese; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir. Ich habe Oertel Alles erzählt; er mußte mein ganzes Betragen billigen. Wenn ich aber von Richtentscheidung rede, so glaube, daß ich aus Gründen und nach factis handle. Insofern Größe und Reinheit der Seele und metallischer Reichthum beglücken können, so wär' ich's dann; aber rc. rc." —

Otto war aber in allen Fällen nur so ausschließlich das Echo und der Reflex des Freundes, daß er dessen Ideengang auch in dieser Angelegenheit sogleich zu dem seinigen

machte; an einen Rath von einem freien Standpuncte aus war bei ihm nicht zu denken. „Wiewohl er ihn bedauere, daß er das Glück einer reinen Jünglingsliebe nicht selbst erleben solle, so sei dennoch die Ehe für ihn eigentlich nichts, und diese für ihn die beste; und er dürfe ein geachtetes ihm lebendes Wesen um seinetwillen nicht vergehen lassen. Er sähe überall auf Richter's Seite mehr Aufopferung als Liebe, und er werde manches leiden müssen durch ausschließende Ansprüche, und jede Frau, die sich selbst vergessend ganz hingäbe, verlange Erwiederung, wenn es ihr auch selbst in den Augenblicken der größten Erhebung vorkomme, als werde ihr an der erlangten und besitzenden Gewißheit genügen. Dennoch schicke sich eine solche Verbindung zu seinem literarischen und dichterischen Leben am besten, weil sie ohne großen Wechsel sein werde, weil er sogleich eine selbstständige wohlwollende Frau bekäme, die er aber nur nach und nach erhalten würde, wenn er ein Mädchen heirathe. Freilich nenne er dies oben einen Verlust, und es schmerze ihn, daß seinem Leben dieses Glück seiner Werke entgehen solle, das er nun zum Ersatz schöner und öfter dichten müsse und könne. Denn wie das Reale dem Idealischen (obwohl am wenigsten bei dem Freunde) etwas nähme, zumal bei der Ehe, die mit diesem anfinge und mit jenem endige, und oft beide widersprechend finde: so ersetze der bloß idealische den idealisch-realen Maskopeibruder, wo man dessen nicht habhaft werden könne." — „Obwohl dieses, — fährt er fort, — bei Dir am wenigsten ist und Dein idealisches Leben auf seinem Himmelsweg allein fort geht: so stiehlt sich doch aus dem wirklichen manches in's

dichterische Leben über, wie umgekehrt die unbefriedigte Liebe prosaische Menschen dichterisch macht; — und darum wird Dir Deine Verbindung ein dichterisches Jünglingsthum, Deine Tutti-Liebe, Deine Sehnsucht nach einem unerlangten, unbefriedigten Ehestande, ganz rein bleiben." —

Wie in allen Fällen, so hatte sich der Dichter bald auch hier allein geholfen. Bei dem herannahenden Frühling hatte er bereits die mit der neuerwachten Lebenshoffnung ihm unheimlich gewordenen Fesseln abgeworfen, und einen neuen Beweis seiner außerordentlichen Gewalt und des so erhebenden Einflusses seines liebevollen moralischen Wesens, wie der unendlichen Herrschaft über sein Benehmen, dadurch gegeben: daß er die leidenschaftlich Fordernde nicht nur zur Resignation vermocht, sondern auch sie durch Vernunftgründe dahin gebracht, mit ihm und an seiner Seite ein freundschaftliches und vertrauliches Verhältniß einzugehen, ohne irgend weitere Ansprüche auf seinen Besitz und seine Liebe zu machen. Wir müssen anführen, daß er hiermit das dritte oder vierte Kunststück der Art den Frauen gegenüber vollbracht. Denn schon seit mehreren Jahren war er in einem ununterbrochnen, freundschaftlichen Verhältnisse mit Carolinen, Aminen, mit Renaten, Helenen, Sophien von Brüningk und allen Jugendfreundinnen geblieben, und hatte mit ihnen Briefe gewechselt, die jeder Fremde für die glühendsten Liebesbriefe gehalten haben würde. — Seinen Sieg in Bezug auf die Berlepsch meldet er an Otto also:

Leipzig, den 13. März 1798.

„Zu Ende Mai's gehe ich mit der Berlepsch nach Dresden, Seifersdorf, Tharand und auf der Elbe nach

Wörlitz. Sie wohnt im Sommer in Gohlis*), und hält für mein dichterisches Seildrehen und Seiltanzen eine untere Stube offen und parat. — Das, was Du über die Berlepsch sagst, ist aus den tiefsten Mysterien dieser Lage geholt. Aber schon als mein letzter Brief geschrieben war, hatt' ich entschieden, und ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte, und wir nicht zusammengehörten. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobne Tage, und nun schließet sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. Ich bin frei, frei, frei und selig! geb' ihr aber was ich kann. Meine Rechtfertigung setze voraus; in Hof hörst Du sie recht weitläufig. Doch käm' es, sogar nach meinen confessions vor ihr, nur auf meinen Willen an, mit ihr ein bürgerliches ewiges Band zu knüpfen." —

Unter diesen Umständen hatte er in diesem Winter sich in Leipzig nicht viel anders befunden, als während der letzten Zeit in Hof, und war daher auch nicht im Stande, mit Arbeiten anderer Art sich zu beschäftigen, als wie sie in den dortigen letzten funfzehn Monaten, seit dem Besuche in Weimar, zu Stande gekommen waren. Es waren dies die bereits bei Gelegenheit der Teufelspapiere erwähnten „Palingenesieen" dieses älteren Werks.

Vielleicht hat kein Werk des Dichters einen treffenderen und bezeichnenderen Titel. — Aufgefordert von dem Verleger in Gera, — der, wie erwähnt, die Teufelspapiere zu Maculatur machen müssen, — eine zweite Auflage derselben zu liefern, so wie er das Buch jetzt

*) Ein angenehmes Dorf dicht bei Leipzig.

geschrieben haben würde: kam der Dichter im vollsten Wortbegriff, wenn schon in einer vom Verleger nicht vermutheten Weise, dieser Anforderung nach. Denn indem er alle die von uns gerügten Mängel der Teufelspapiere abstellen wollte, schrieb er ein ganz neues Buch, in das er aus dem älteren nur etwa zehn Satyren aufnahm. Denn nur so viel ließen sich mit einer dramatischen Handlung verknüpfen, und nur so vielen directer Bezug auf die Gegenwart und auf das Leben überhaupt geben. Wie schon früher zum Theil ausgeführt, ist diese Arbeit eine von denen, welche den tiefsten unwiderlegbarsten Aufschluß über die Wesenheit und Natur Jean Paul's geben, so wie die Palingenesieen den Werth und die Bedeutung der Teufelspapiere, so wie den Seelenzustand, in welchem sie der Dichter schrieb, in's helleste Licht setzen. Denn was er an den Auszügen hinzufügte, bestand nicht bloß in der ernst-poetischen Umhüllung und dramatischen Einkleidung, die er in seiner reifsten Epoche allen Scherzen zu geben gezwungen war: sondern in einer bedeutenden Anzahl von neuen Satyren, welche er jener dramatischen Einkleidung einwebte, und wozu er die übrigen älteren Satyren aus den Teufelspapieren eben nicht würdig erachtete. Die Palingenesieen haben, — abgesehen von dem empfindungsvollen und warmen Anfang und Schluß, so wie dem in den beiden Frauen Hermine und Natalie über das Ganze aus der Entfernung herüberschwebenden Gefühlshauche, den der Dichter durch wiederholtes Erinnern an diese Figuren zu erhalten weiß, — einen rein satyrischen Zweck, wie auch die Teufelspapiere einen solchen gehabt hatten. Aber der Verfasser gab ihnen Ein=

heit des Zieles und der Tendenz, er gab ihnen Hauptfiguren, dramatische Lebendigkeit, und individuelle Beziehung. Er geißelte darin die speciellen Erscheinungen, welche damals die literarische und politische Welt bewegten: die Kant'sche Philosophie; die daraus hervorgegangene Schlegel=Göthesche Aesthetik; und, wie immer, das heilige deutsche Reich mit seinen baufälligen Institutionen, den Privilegien, Monopolen und dem Geistesdrucke. Eine Reise über Erlangen nach Nürnberg war der einfache Hebel, welcher zu diesen Ausfällen Gelegenheit gab; Erlangen für die philosophischen, Nürnberg für die reichsstädtisch politischen, und ganz besonders der Pegnitzer Schäferorden und das handwerksmäßige Meistersängergeklingel, für diejenigen auf die neue poetische Formenschule. Die Scenen mit Hermina, wiewohl sie zu den poetisch und psychologisch schönsten gehören und davon zeugen, welchen außerordentlichen Gewinn in Vermehrung seiner tiefen Kenntnisse des weiblichen Herzens der Dichter wiederum von dem Umgang mit den neuen Frauengestalten gezogen, sind jedoch nur Opfer, die der Dichter auf dem Altar seines Herzens niederlegt, durch die er sich zur Ausdauer an dieser satyrischen Arbeit ermuntert und begeistert, und die darum das Ganze mit einer so schönen höheren Inspiration durchziehen. Man kann sie übrigens Bruchstücke aus der Eheschilderung des Siebenkäs und der Natalie nennen, wiewohl Beide als besondere Personen auftreten. Aber mit wie wenigen Mitteln weiß Jean Paul hier wiederum seiner Truppe ein neues Drama aufführen zu lassen! Ein Mißverständniß mit seiner Frau, das ihn zu einer Ausflucht treibt; der Auftrag eines

Vaters an seine Tochter, die er in Nürnberg aufsuchen muß; ein verwechselter Paß am Thore, der Erstern zur Annahme des Namens jenes Vaters zwingt; der Einfall, die Unbekannte, die bunte Westen stickt, durch Befragung der Verfertigerinnen ihm vorkommender ähnlicher Westen zu erforschen; jenem Mädchen einen buntwestigen Gecken zum Liebhaber, und zum Hauswirth einen von Meistersängern abstammenden Drechsler zu geben; endlich von den herbeikommenden Freunden aus Scherz den Dichter selbst wegen des Passes in Verlegenheit bringen zu lassen, und durch Herbeiführung der liebevoll nachgereis'ten Frauen des Siebenkäs und des Schulraths Stiefel die scharfen satyrischen Dissonanzen in Heiterkeit, Wehmuth und Rührung aufzulösen: — dieß ist das einfache Getriebe, das einen neuen Reichthum von empfindungvollen, psychologischen, satyrischen, philosophischen und politischen Gedanken und Schilderungen in natürlich fließender und sich auseinander erzeugender Folge in Bewegung setzt. Da er die Teufelspapiere selbst mit dem Siebenkäs früher in Beziehung gebracht, so konnte der Dichter um so eher nur mit denselben Personen, die keine neue Charakteristik brauchten, mahlen, und selbst der Nürnberger Geck brauchte nur eine neue Auflage des Siebenkäs'schen Rosa von Meiern zu sein; so wie ersterer denn auch fast alle Scenen, die dieser mit der Lenette gehabt, mit dem verarmten Fräulein Baraillon aufführt. Ja der Dichter, der darum sich dieselbe physische Aehnlichkeit mit Siebenkäs zulegt, die er dort dem Leibgeber gegeben, spielt absichtlich mehrere der schönsten Stellen jenes unvergleichlichen Gemähldes wieder durch. So trifft auch er in der Eremitage die

Baireuther vornehme Welt, geht am Abend durch das Dorf Johannis nach Baireuth in die Sonne, — immer ausdrücklich dabei an den früheren Roman erinnernd, — und doch ist Alles wieder neu! Es ist, als habe er wollen dem Leser spielend zeigen, daß er auf diesem, von ihm so beherrschten, Terrain mit denselben geringen Mitteln unerschöpflich reich sei.

Offen, gerade und keck ging er diesmal in den oben bezeichneten drei Beziehungen den Gegnern zu Leibe; und nicht bloß durch allgemeiner gehaltene Aufsätze, — wie z. B. dem Staate: wenn er sich auf der Reise im Baireuth'schen zerlumpte Bettelleute an seinen Weg führt, und nun aus den Teufelspapieren die äußerst bittere Satyre über das damals noch überall vom Staat beibehaltene Lotto herbeizieht, welche die unmoralische und nichtswürdige Habsucht der Fürsten, welche die Unterthanen absichtlich durch die Betrügerei des Spieles an den Bettelstab bringen und sich bereichern, auf das schärfste geißelt; — oder wenn er den Schlendrian des deutschen Reichs in dem mit boshafter Lust jeden Augenblick aufgeführten und im Druck lang ausgezogenen Titel seines Führers, als eines Reichs-Kammer-Gerichts-Supernumerar-Accessist-Bothens, verspottet; — oder wenn er in Erlangen auf die Philosophie kommt, nun den alten Aufsatz aus den Teufelspapieren einreihet, und, statt früher bloß von Philosophen im Allgemeinen, jetzt von Kantianern spricht, die Andere leichter verstehen und bekehren, als sich selbst; — oder wenn er endlich den Drechsler das abgeschmackteste und inhaltloseste Meistersänger-Lied recitiren läßt, und die ästhetische Schule darauf verweis't: daß hier erst die wahre

griechische Stofflosigkeit zu finden sei. — Es sind in dem Werke selbst viele so kecke, individualisirte und bittere einzelne Angriffe, daß Mancher jetzt noch davor erschrocken zurückfahren mag. Wer möchte z. B. jetzt nach den Bundestagsbeschlüssen wagen, Könige und ihre Höfe und Minister auf eine solche Weise zu verspotten, wie Jean Paul durch das bunte Bret voll hölzerner Könige im 2. Theile pagg. 43 und 44, die er den Nürnberger Drechsler durch hineingelassene, die Seelen derselben bildlich darstellende, Vögel in Bewegung setzen läßt? — Die Kantianer aber vergleicht er Seite 98 des 1. Bandes mit Kellnern, welche den Menschen aus den gegen die Gasse und Menschenliebe gerichteten Zimmern in eine dunkle Kammer und Dubliette hatten sperren wollen. Er nennt sie „Jenenser und Hallenser" zugleich, weil man sonst die Rennomisten so nannte. — Doch die merkwürdigste Stelle finden wir Theil 1. Seite 99., wo er von kritischen Aesthetikern spricht, die, wie Kuchenbäckerinnen, das Eiweis, von denen sich die Küchlein des Genies ernähren, zu abstractem Schaume klatschen, um daraus Opferkuchen für die Priester irgend eines Jupiter Xenius zu machen. — Diese Stelle giebt übrigens sehr deutlich zu erkennen, daß Jean Paul Göthe'n selbst nicht für den Verfasser der ihn beleidigenden Xenien hielt, und sich gern überreden mochte, daß derselbe an diesem ganzen Getreibe keinen Antheil habe; wie er denn überhaupt sich eben so schwer von der früheren Verehrung desselben, wie von allen übrigen Jugenderinnerungen, losmachen konnte. Vielleicht auch gerade darum war er bei weitem eher geneigt, Schiller'n den Hauptantheil, wenigstens an den Feindseligkeiten

gegen ihn, zuzuschreiben; wie sich das bei seinem späteren Besuche in Weimar noch deutlicher herausstellt. —

Die Vergegenwärtigung aber seiner geliebten und von seinen idealen Gestalten bewohnten Heimathorte hatte Jean Paul gegen den Schluß der Arbeit eine so heftige Sehnsucht danach eingeflößt; daß, als er mit seinem fünfunddreißigsten Geburtstage die Palingenesieen vollendet, er in den ersten Tagen des April nach Hof zurückstürzte, vierzehn Tage in Otto's Hause zubrachte, und hierauf sich wiederum, diesmal aber zum letzten Male selbst für kurze Besuche, von Hof losriß, jedoch immer noch mit dem Troste, von Zeit zu Zeit dahin wieder zurückkehren zu wollen. — Auch diesmal war es wiederum die Berlepsch, die ihn herausriß, um ihn nach Dresden zu führen, endlich einmal größere, erhabnere und üppigere Gegenden, und erhebendere Gegenstände in den dortigen Kunstschätzen vor sein Auge zu bringen. Er folgte ihr von Leipzig um so lieber, da er während der Messe so besucht wurde, „als stånd' er außer dem Thore und måße entweder zwei Schuhe oder acht."

Wenn man nach den bisherigen Schilderungen vermuthen sollte, daß ihn der außerordentliche Reichthum an Eindrücken einer in diesem Glanze noch nie gesehenen Gegend, wie die um Dresden, und der ungemeinen Kunstschätze in die äußerste Entzückung versetzt haben, und eine ganz neue Epoche seines Seins von da an sich datiren würde: so täuscht man sich in seinen Erwartungen, wie sich Jean Paul selbst getäuscht. — Ganz ohne Folgen blieb diese Reise zwar nicht. Aber für durchgreifende Wirkung war es wiederum zu spät! — Aus Mangel an

schönen Gegenden hatte er sich solche in seiner Phantasie zu erschaffen gesucht, und die für den Titan bestimmten lagen seit Jahren schon in seiner Seele. Zu typisch fest hatten sich die von seiner Einbildungskraft verklärten Höhen und Thäler seiner Heimath in ihm festgesetzt, als daß er jetzt nicht alles das, was denselben unähnlich war, hätte von sich fortschieben sollen. Ferner gab ihm die Gewohnheit, jeden Tag an seinem Schreibtisch zu sitzen in der Mitte seiner Excerpte, die Sorge für seine Pläne und Arbeiten, eine beständige Unruhe, die ihn über neue äußere Gegenstände, die in jener um ihn her bereits vorhandenen Welt nicht augenblicklich einen Anknüpfungspunct fanden, mit den Augen hinweggleiten und sie nur im Allgemeinen an sich vorübergehen ließ, — gleichsam als fürchte er sich, von neuen Gegenständen zu sehr in Anspruch genommen und auf einen Boden gelockt zu werden, den zu beherrschen er neue mühsame Studien und Jahre, die er nicht mehr zu verlieren hatte, nöthig haben würde. Endlich war er gezwungen gewesen, sich so in sein Inneres zu versenken, daß ihm ein Mensch, vor dem er sich mit seinen psychologischen Anmerkungen ausschütten konnte, mehr als jedes äußere Object galt, — so daß er, von einem solchen in ein Gespräch gezogen, alles um sich her vergaß; und wie oft sah ihn, den glühendsten Naturanbeter, der Verfasser an dem glänzendsten Sonnentage auf dem Berge einer dithyrambisch-lyrischen Gegend im engsten Stübchen unter interessanten Menschen von Mittag bis an den späten Abend im beständig fließenden Gespräch verweilen, und zum Erstaunen der Anwesenden jede Aufforderung, in die Natur hinauszutreten, von sich

zurückweisen! Und stand er auf den, am meisten ihn noch ergreifenden, Bergeshöhen, so begeisterten ihn die Blicke, die er von Zeit zu Zeit in die Umgebung warf, zu einem desto geistreicher poetischen Gespräch; aber in der Erinnerung blieb ihm nicht dieses die äußere Anregung, sondern der Mensch, mit welchem er gesprochen. Nur die Gegenden trank er mit Entzücken, die er allein durchstrich; und dies waren nur Fluren und Gebirge seiner Jugend. Es war kein Wunder, daß er auch deshalb so räthselhaft schien, und so oft verkannt wurde. So ward ihm die Dresdner Umgegend, der Plauische Grund, Tharand, im Einzelnen nichts, selbst von der Aussicht auf dem Königstein blieb ihm nur eine allgemeine Erhebung — weil er alles das in großen Gesellschaften genießen mußte; dagegen fand er das im Verhältniß zu diesem so ganz ärmliche Seifertsdorfer Thal entzückend, weil er dort mehrere Tage allein mit zwei schönen liebenswürdigen Frauen, der Gräfin Münster und der Frau von Lebebuhr, verweilte, und vielleicht auch, weil es ihn an die bescheidenen Thäler seiner Heimath, an das von Steben und an die Baireuther Fantasie erinnerte.

Ganz auf dieselbe Weise besah er auch die Dresdner Kunstschätze. Am wenigsten ward ihm die Bildergallerie, die er nur einmal im Fluge mit seinen Freundinnen im Gespräche durchstreifte: da er durchaus keinen Sinn dafür mitbringen konnte; die auf ihn mit einem Male hereinstürzende Masse mit den ineinander verschwimmenden Farben und Gestalten ihn eher verscheuchte, als anzog; und selbst darum dem Freunde, wenn er ihm auch im Allgemeinen von neuen Weltkugeln und Sonnen in der-

selben spricht, einen Bericht zu geben nicht vermag. — Erkennbarer war ihm dagegen die Statüenwelt der Abguß- und Antikensäle, zumal sie ihm theilweis Abends bei Fackelschein gezeigt wurden; und hievon giebt er an Otto am andern Tage eine begeisterte Beschreibung. „Du trittst in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal, durch den zwei Alleen von Säulen laufen. Zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unserer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der Schönheit eines Gottes; jene bewegt, obwohl sanft noch, der Wunsch und die Scheu; aber diese ruhet fest und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große oder schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenne ich die Griechen, und vergesse sie nie mehr!"

Er vergaß sie nicht. Aber im Allgemeinen war es doch mehr ehrfurchtsvolle Scheu, welche ihm diese Welt erweckte, — aus demselben Grunde, warum ihm ein Grauen bei'm Anblick großer Bibliotheken befiel: weil er nämlich die Unmöglichkeit fühlte, diese Schätze noch alle in sich aufzunehmen! Er betrat diese Säle nie wieder, und man darf die Worte nicht übersehen, mit denen er jene Beschreibung einleitete: „daß der Abgußsaal wie eine neue Welt in ihn gedrängt und die alte halb erdrückt

habe;" so wie den eben so bezeichnenden Schluß: „daß er leider in dieser Welt auch den Faun habe bemerken, selbst in dem Gemilderten die Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit, gegen welche die affectlosen schönen Formen einnähmen, habe erkennen müssen." — Es war also die Scheu, sich bei längerem Verweilen vor diesen Anschauungen seine alte, so mühsam sich aufgebauete, Welt erdrükken zu lassen, eine neue dennoch aber nicht mehr rein in sich aufnehmen zu können, was ihn von hier fortrieb; und es war nun in Folge seines fünfunddreißigjährigen Darbens dahin gekommen, daß das Größte und das Schönste in der Kunst von ihm gemieden werden mußte; weil es ihn nunmehr zu überwältigen drohte. Es sollte ihn der Schmerz, die Wehmuth und die Sehnsucht bis an das Grab begleiten. Daß aber diese Kunsterscheinungen so viel zerstörende Gewalt auf ihn übten, beweis't die unendliche Empfänglichkeit, die ursprünglich dafür in ihm gelegen, und was sie, in dem zweiten Jahrzehend seines Lebens erblickt, aus ihm gemacht haben müßten. —

„Ich habe," schreibt er zuletzt noch an Otto, „die fürstliche heilige Familie nebst dem plattgedrückten Hoftroß in der katholischen Kirche an der Himmelfahrttagsfeier gesehen, wo zugleich das Kind einer Prinzessin hineingetragen wurde, das die Trompeten taub bließen gegen künftige Bitten; ich habe dabei meine democratischen Zähne zerknirscht, am meisten über das gekrümmte Schwarzen-Volk in Dresden, das nicht schön, nicht edel, nicht lesbegierig, nicht kunstbegierig ist, sondern nur höflich." — Mit dieser Expectoration reis'te er von einem Orte ab, um welchen einige Jahre später, wegen

seiner damaligen Philisterei und nachdem auf eine Requisition von dort aus der edle Fichte in Jena seines Amtes entsetzt worden, der wackere Seume auf seinem Spaziergange nach Syrakus absichtlich herumging, und eilte in den ersten Tagen des Juni nach Leipzig zurück, statt nach Dessau, „weil er so viele Freuden satt hatte.“ —

Das Schicksal ersparte ihm auch diesmal die Strafe für die ihm zu Theil gewordene Erhebung nicht. Denn als er zurückkam, fand er seinen jüngsten Bruder nicht mehr. Derselbe war, nachdem er ihm hundertundfunfzig Thaler entwendet, entwichen. Schwer ward es ihm, diesen bittern Schmerz „in der nun bruderlosen Klause“ zu überwinden. Doch als er wenigstens über dessen Leben und Sicherheit beruhiget war, traten die Nachwirkungen der Dresdener Reise, von der Phantasie verschönert, aus seinem Inneren hervor, so daß wenigstens das, was von diesen Eindrücken noch an ihm wirksam haften konnte, auf seine nächsten Arbeiten überging. Er fühlte sich in eine so angenehme Stimmung versetzt, daß ihm eben solche Sabbathwochen, wie nach der Beendigung des Hesperus, wurden, und er ernstlich nach den ersten Band seines Titan griff. Still und in sich friedlich lebend und durch den Sommer einsam, besuchte er nur Leute auf dem Lande, arbeitete namentlich in dem von der Berlepsch in Gohlis ihm „parat gehaltenen“ Stübchen, flog wie „ein halbfreier Vogel aus in die Gärten und Milchinseln, und ein in die helle stille Stube, behielt einen sanften Herbstsonnenschein mit ruhigen Wünschen ohne Wolken in seiner Seele,“ und glaubte, da ihm viel Poetisches und Zartes am Titan gelang, in der Ostermesse 1799 mit

mehrern Bänden desselben erscheinen zu können. — Wir werden später bei diesem großen Roman hervorheben, was davon in die Leipziger Epoche gehört. — Dennoch aber waren es wirklich nur Sabbath-Wochen; denn seit dem Vorfall mit dem Bruder drückt' es ihn zu sehr, in Leipzig länger zu bleiben, und er machte sich schon in der Mitte des Juli auf, sich einen Ort zu suchen, wo er Menschen, die ihn befriedigten, fände. Zunächst reiste er über Halle und Giebichenstein, wo er von Reichard, Lafontaine, Riemeier's, mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurde, nach Halberstadt zum alten Gleim. Wiewohl ihn dieser so herzlich empfing, wie noch kein Gelehrter, wiewohl ihn dessen „Feuer und Offenheit, Redlichkeit und Muth und preußischer Vaterlandseifer, dessen Sinn für jede erhöhte Regung, und namentlich seine eben so große politische, wie literarische Antheilnahme innig erquickte;" wiewohl er sich von ihm, „dem er das Feuer und die Blindheit eines Jünglings zugelegt, mit unsäglicher Liebe und mit Thränen losriß:" so fühlte er doch, daß sie auf die Länge nicht zusammenpaßten. *Unter andern* Winken finden wir in den Briefen den: daß er, um den Greis zu schonen, nur einige leichte Bemerkungen gegen denselben wagen können, als, Gleim Ludwig XVI. Leiden gegen die des Christus gehalten." Mit der Trauer, daß er keinen Menschen für sein Herz fände, — zwar Menschen, „deren Schüler, aber nicht deren Freund er sein könne," — und daß er „den Bestrebungen, ihn zu loben, zu lieben und zu errathen nur mit zusehen müsse:" kam er Ende Juli wieder nach Leipzig zurück. Als er nun gar dort, mit einigen seiner Leipziger Bekanntinnen,

mit Dorothee Weiß, später mit einer Dem. Feind, von denen sein Verstand ihn zurückzog, mit Furcht sich in zu warme Verhältnisse gerathen sah: so machte er sich nach einigen Wochen wiederum auf, diesmal um sich Gotha zu besehen, von wo ihn nicht nur Schlichtegroll schon seit einem Jahre lockte, sondern besonders der geniale Erbprinz und nachmalige Herzog August von Gotha. — Eigentlich zog ihn aber eine unsichtbare Hand trotz alles Sträubens immer wieder nach Weimar. — Eine innere Stimme sagte ihm, daß nur dort, an Herder's Seite, ihm die befruchtende Sonne für den Titan aufgehen werde. Sein Weg nach Gotha führte ihn über Jena und Weimar; und, als man ihn nun hier mit gleichem Enthusiasmus aufnahm, wie das erste Mal, und als Herder, „dieser durchgötterte Mensch, der den Fuß auf dieser Welt, und Brust und Kopf in der andern hatte," in seiner trüben damaligen Einsamkeit mit thränendem Auge ihm sich an die Brust legte und ihn zu bleiben bat; als der alte Wieland ihm klagte: „daß ihm zum Unglück gerade seine schönsten Töchter gestorben seien, und daß die eine, die zu zart für's Leben gewesen wäre, er hätte nehmen müssen;" und als er „ihm Palmen gab, um mehrere Zoll länger als seine, besonders über seine Träume und Naturblätter;" als die Herzogin Amalie ihn noch liebreicher als früher behandelte, und auch Göthe, sich mehr schickend, ihn mit größerer Freundlichkeit als früher aufnahm: — da kam er bereits am zweiten September „aus einem schöngemietheten Logis für funfzig Thaler mit Meubels und Bett, auf dem Markte gelegen, und ging sogleich nach Leipzig nur wieder zurück, um sich zu

seinem Umzug nach Weimar für den October vorzubereiten." —

Uebrigens hatten sich während des Sommers 1798 seine Verhältnisse zur literarischen und übrigen Welt, in Folge der von ihm selbst in der letzten Reihe von Werken genommenen directern Antheilnahme an den Vorgängen der Gegenwart, fester herausgestellt, und zwar in gutem wie in schlimmem Sinn. Die erfreulichsten Zeichen kamen ihm noch fortwährend von der mächtigen Wirkung des Hesperus zu. So hatte er die rührende Freude erlebt, bei seiner Anwesenheit in Dresden von dem Buchhändler Hartknoch, dem Freunde Herder's und Klinger's, zu hören: daß der Hesperus ihn vor einer Transportation nach Sibirien gerettet. Er hatte ihm die Muth und die Erhebung gegeben, kräftig, kühn und erfolgreich für seine Sache zu sprechen. — Auf der andern Seite meldete ihm der Graf Moltke: daß das in diesem Roman scherzhaft von ihm mitgetheilte Blähungspulver im Holstein'schen sogar vom Volke gebraucht, und Hesperuspulver genannt werde. Nicht minder bezeichnend, jedoch weniger angenehm waren theils die Buchhändlerspeculationen auf seinen Namen, theils die Nachahmungen von Seiten verschiedener Schriftsteller. Voranstand unter den letzteren Lafontaine selbst; zuerst in seiner „Julia," dem sogar Schlegel die Nachahmung öffentlich vorwarf. Dann erschien eine „Reise durch Sonne, Mond und Sterne," wahrscheinlich von Spangenberg, welche mehr die witzigen Excentritäten des Dichters nachzubilden strebte; ferner eine „himmlische Seelenapotheke" von einem Doctor Sebastinus, ꝛc. Auf den Titel eines Taschenbuchs „Hermine"

wagte ein Doctor Fischer geradezu Jean Paul's Namen, als des Herausgebers, zu setzen; und die Buchhändler Hennings in Gotha und Grau in Hof ließen in ihren Ankündigungen der obigen Bücher ganz offen unsern Dichter als deren Verfasser bezeichnen, ja Ersterer war keck genug, sich mit Thieriot und Otto, die beide dagegen auftraten, deshalb herumzuzanken. Doch fehlte es auf der andern Seite an boshaften und versteckten Angriffen nicht; so hatte unter andern Bouterweck in einem Romane einem dummen Narren den Namen unseres Dichters gegeben. — Aber einen ganz offenen Angriff von Friedr. Schlegel hatte sich Jean Paul durch seinen rücksichtslosen Freimuth zugezogen, als er bei einem Diner in Dresden mit der Frau Schlegel's sehr heftig gegen die Theorieen ihres Mannes gestritten. Schlegel machte seinem Groll im Athenäum Luft, und fällte hier zuerst den seitdem so oft von dieser Schule wiederholten Ausspruch: Jean Paul sei zwar ein Dichter, aber nur ein komischer *).—

*) Athenäum I. 2. S. 131. Wir heben einige Stellen heraus: „Der große Haufe liebt Fr. Richter's Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abentheuerlichkeit. Während der gebildete Oeconom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt; kurz er ist fertig. — Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologischmoralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung

Da Richter nun obendrein bei seiner letzten Anwesenheit in Jena den Redactoren der dortigen Literaturzeitung, ebenfalls bei einem Male, erklärt: daß jene Zeitung keinem Künstler etwas nützen könne; da Friedr. Schlegel, mit großer Zufriedenheit Göthe's, die Redaction des poetischen und philologischen Faches dieses Instituts übertragen war: so war auch diese frühere Stütze für ihn verloren. Diejenigen Kritiken, welche für ihn sprachen, wie die Allgem. deutsche Bibliothek, die Göttinger und die Gotha'schen Zeitungen, ihm selbst „sanft und dumm" erscheinend, trugen nichts zur tieferen Verständniß seines Wesens bei. Er war in die schlimme Lage gerathen, diejenige kräftige zweite Generation in der Literatur, welche Göthe so geschickt in Beschlag genommen, gegen sich zu haben; und er spürte die nächsten Folgen davon unter andern auch darin, daß Wieland seinem Gehülfen an der Redaction des Merkur, dem furchtsamen, sich nach allen Seiten hin schmiegenden Böttiger, mit Strenge die Aufnahme einer kurzen Vertheidigung des Dichters gegen Schlegel von Friedr. v. Oertel anbefehlen mußte, und daß

über sie sagt. — Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth gränzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa" u. s. w. — Schlegel ließ dies Urtheil gegen ein früheres gutes umdrucken, nachdem er Richter's Tischreden in Dresden erfahren.

derselbe Redacteur den Jubelsenior, die Holzschnitte und das Kampanerthal in eben dieser Zeitschrift nur in wenigen Zeilen und mit einem sehr allgemeinen, sauersüßen, ja fast zweideutigen Lobe anzuzeigen wagte.

Jean Paul erkannte aber diese seinem Wirken für die nächste Zukunft drohende Gefahr durchaus nicht. Er vertraute zu sehr auf die Dauer der bei'm Publicum erworbenen Gunst und auf die unfehlbar schlagende Wirkung seines größten Werkes, welches er noch in petto hatte. „Wer will mir," rief er Otto zu, „jetzt mit seinem Saulsspieße nachkommen, da ich jetzt nach Wieland's Glauben selber das größte Publicum habe." Er vergaß hierbei, daß die damalige warme Theilnahme des Publicums für ihn nur noch eine sehr unklare und nur aus dem dunkeln Vorgefühle einer späteren Zeit hervorgehende war, und daß darum dieselbe ohne geistreiche und ihm wohlwollende Commentatoren bald von selbst ermatten, ja dann außerordentlich gemindert werden mußte, wenn die geistreichen Kritiker der Zeit sie absichtlich nach einer andern Seite hin zu leiten sich bestrebte.

Was ihn jedoch kurz vor seiner Abreise nach Weimar am meisten erhob war das schöne Verhältniß zu dem edeln Friedrich Heinrich Jacobi, das in diesen Tagen begann. Mehrmals war er durch Freunde davon unterrichtet worden, daß der, neben Herder von ihm am tiefsten verehrte, Verfasser des Allwil und des Woldemar, dem er wegen dessen Verbindung der Philosophie mit der Poesie sich so nahe verwandt fühlte, mit begeisterter Theilnahme von seinen Schriften gesprochen habe. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Geistern in den Tendenzen ihrer

Funfzehntes Kapitel.

Die Glanzepoche Jean Paul's in Weimar und Berlin; — Arbeitzeit an den beiden ersten Werken des Titan; — Verheirathung. — October 1798 bis Frühjahr 1801.

Werke: Briefe und bevorstehender Lebenslauf; — Huldigungpredigt; — Charlotte Corday; — Clavis Fichtiana; — Das heimliche Klaglied der Männer; — Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht.

Die ersten Monate nach der völligen Niederlassung in Weimar waren vielleicht die glücklichsten im Leben Jean Paul's. Ehrung, der erhabenste und geistreichste, abwechselndste Umgang, wenn er ihn wollte, dann Ruhe, Stubenglück und Einsamkeit für sein Arbeiten umblüheten ihn. Des einen Mittags sahe er sich von der Herzogin Amalie an ihre Tafel gezogen, hing begierig an ihrem Munde, wenn sie ihm die für seinen Titan so wichtigen Schilderungen von Isola-Bella, Neapel, Ischia und dem Epomeo gab und ihm die Eindrücke Italiens malte; ein andermal saß er bis spät in die Nacht und schwelgte und strömte vor und mit Herder in den erhabensten Gedanken und Betrachtungen; und ein andermal wiederum kamen Schauspieler zu ihm, den Neugierigen in die Geheimnisse ihres Treibens blicken zu lassen und „ihm Alles zu zeigen." Die immer fester gestaltete Selbstständigkeit und Stärke seiner Seele, das edle Selbstgefühl seines Manneswerthes, und

die unendliche Ehrfurcht vor dem, was er als den heiligen Zweck seines Lebens betrachtete, so wie das seit so vielen Jahren zur Gewohnheit und zum Bedürfniß gewordene Arbeiten in festgesetzten Stunden und in festbestimmter Folgereihe, hielten ihn in einem selbstständigen Mittelpuncte zwischen diesen verschiedenen Elementen. So sehr ihm daran gelegen sein mußte, mit dem herzoglichen Hofe in Berührung zu bleiben, einmal seines Titans, dann der geachteteren Stellung wegen, die ihm ein solches Verhältniß in einer Stadt gab, wo Alles sich dahin drängte: so erklärte er doch sehr bald dem Oberceremonienmeister, der ihm nur unter der Bedingung den Zutritt zu einer Hofredoute erlauben wollte, daß er einen Degen anlege: „Andere würden durch Degenabnehmen degradirt, er würde es durch's Gegentheil werden.“ — Man war in Weimar nichts weniger als darüber hinaus, solche Erklärungen eines großen Menschen in seinem Geschmacke zu finden. — Der Dichter verschloß sich dadurch manche Hofthür. — Höchst auffallend ist es aber, Jean Paul in Betreff seiner Verhältnisse zum dortigen Hofe in den gedruckten Briefen auch nicht mit einer Sylbe des Herzogs Carl August erwähnen zu sehen, und im Gegentheil aus einigen Andeutungen zu bemerken, wie er denselben wegen zu großer Neigung zu Hofdamen und Sängerinnen*), überhaupt wegen dessen zu engen An-

*) „Und haben wir uns wieder ausgesprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es lustig
In unsren Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich sie suche, gern begegnen mag.“
Alphons in Göthe's Tasso Act 1. Scene 2.

schließens an seines Freundes Göthe Formenliebe, nur in sofern beachtete, als ihm dieser Theil des Hofes Modelle für seinen Hohenfließer gab. — —

Aeußerst rührend aber bildete sich sein Verhältniß zu Herder aus. „In der letzten Hälfte der Neunziger Jahre," sagt davon Caroline von Herder, „kam Jean Paul Richter nach Weimar, und mit warmem, vollem Herzen zu Herder. Herder gewann ihn sogleich lieb, und seine Achtung für Richter's großen und reichen Genius wuchs von Tage zu Tage. Das hohe sittliche Gemüth in seinen Geisteswerken, ein Arzt seiner Zeit zu sein, verband durch Sympathie beide Männer zur engsten Freundschaft. Er kam, wie von der gütigen Vorsehung gesandt, gerade zu der Zeit zu Herder, wo dieser von den Einen politischer und philosophischer Grundsätze wegen gänzlich verkannt, von Andern übermüthig verlassen und beinah vergessen ward. Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war, („gewöhnlich komme ich Abends," schrieb Richter darüber an Otto, „vor 7 Uhr nach dem Arbeiten zur Frau; dann gehen wir oder ich hinauf zu ihm, und bis zum Essen glüht Auge und Mund u. s. f. bis halb 11 Uhr.") seine immer heitere jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er sich über alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gab ihrem Zusammensein immer neues Leben. So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren, so waren sie doch in den Grundsätzen und in den Empfindungen immer eines (z. B. in Richter's Urtheil über die Weiber, wo Herder glaubte, er mache sie zu wehmüthig, zu grübelnd über sich selbst, und vielleicht dadurch zu wenig

thätig u. s. w.). Reichhaltige Unterredungen entstanden hierüber, so über Richter's damalige Manier, unbeschadet Herder's Hochachtung für ihn. Vielmehr hielt er seinen Genius, seinen reichen, überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemüthlosen, bloß in und für die Formen dargestellten poetischen Producte der damaligen Zeit, welche er: Brunnen ohne Wasser, nannte. Richter steht gegen diese, — sagte Herder oft, — auf einer hohen Stufe; ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius; er bringt wieder neues frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst. — Ueber die in Richter's Jugendschriften oft abspringende humoristische Manier sagte er einmal im Scherz zu ihm: Wenn ich auf einer menschenleeren Insel wäre und hätte bloß Ihre Schriften, so wollte ich alle allzuschnell abspringenden, oft sich selbst zerstörenden Stellen in denselben aussondern, und zwiefach schönere Werke herausbringen. — Innig verbunden lebten Herder und Richter froh und glücklich zusammen, wenn letzterer hier war. Unser kleiner Abendtisch mit ihm, unsern Kindern, zuweilen Günther und Friedrich Mayer, war ein wahres Heiligthum; reine Seelen waren hier froh zusammen. O wie oft half der gute Richter, da und auf Spaziergängen oder Fahrten nach dem Ettersberg, durch seinen genialischen Humor Herder manche bittere Empfindungen vergessen machen! — Herder theilte ihm die Metakritik in der Handschrift mit; er ehrte seine Bemerkungen und Urtheile, und verbesserte manches danach. Er sagte mir in seinem letzten Jahr:

Ehe ich die Adrastea schließe, setze ich unserm Richter ein Denkmal, worüber er sich freuen wird. Ich will Deutschland zeigen, was wir an ihm haben*)." —

In dieser glücklichen Stimmung der ersten sechs Wochen in Weimar schrieb Jean Paul das schon in Leipzig entworfene Büchlein: Briefe, und bevorstehender Lebenslauf, hiervon aber besonders die zweite Hälfte, welche er: Conjecturalbiographie, nannte. Es ist dieses die letzte von der oben einmal bezeichneten Art von Arbeiten, die wir Ausfüllungs- und Zerstreuungs- und Ballastabladungswerke vor der Schöpfung des Titan benannten, und diejenige, welche noch eine Art von organischer Form hatte. Jedoch näherte sich dieselbe schon merklich der andern Reihe von Werkchen, die ganz denselben Zweck hatten, aber wieder mehr in einzelne Scenen, ohne eine bestimmte Handlung, nur als Dialog oder Brief oder Rede, oder als Unterhaltung einer Gesellschaft u. s. w., dramatisirt wurden, oder gar zu der früheren Art der Aufsätze ohne alle Personalität zurückkehrten, — Arbeiten, wie sie während des Titan und nach demselben in so großer Menge geschrieben, in Journale und Taschenbücher zerstreut wurden. Weil der Dichter nunmehr alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte der gestaltenden und bildenden Phantasie für den großen Roman und den gleich darauf folgenden absorbirte, so bedurfte er dagegen immer dergleichen kleiner Entwürfe, um in unruhigen Lebensepochen und in den Pausen, wo die organischen Puncte in den größern

*) Adrastea St. IX. (Werke zur Literatur und Kunst, Theil XI. S. 136) befindet sich Herder's vielsagendes Lob Richter's.

Schöpfungen noch nicht gefunden waren und Hindernisse ihm entgegenstanden, in seiner rastlosen Thätigkeit unaufhaltsam fortfahren zu können. Sonst aber bestehen die Briefe und der Lebenslauf aus denselben Elementen, wie die vier kurz vorhergehenden Werke; aus unter einander verknüpften, in die Gegenwart eingreifenden Satyren und Betrachtungen, und aus einer Idylle. Die Briefe behandeln bei dem unerschöpflichen Reichthum seiner Wendungen in einer neuen Weise psychologische Aufschlüsse über die Weiber, die deutsche Philisterhaftigkeit im geselligen Leben, die Kant'sche Philosophie und die Schlegel'sche Aesthetik. Sie sind zwar nicht mehr, wie in den Palingenesieen und den Holzschnitten, durch eine fortlaufende Geschichte verbunden; aber der Dichter richtet sie von Kuhschnappel aus an mehrere seiner früheren Romancharactere, und hat darum Gelegenheit, den ganzen Boden, viele Scenen und viele andere seiner Personen wiederum in einer neuen Vorstellung dem Leser vorübergehen zu lassen. So sind in diesen Briefen mehrere der schönsten Juwelen aus des Dichters Schatze verborgen. Nirgends ist der deutsche Philister als Gesellschafter in seiner Steifheit und Langweiligkeit, und als Reformator und Revolutionär, (der Alles erreicht zu haben glaubt, wenn er ein Kleidungsstück anders anlegt oder braucht, als es die Sitte mit sich bringt,) auf eine beißendere und geistreichere Weise persiflirt worden, als in der Beschreibung der Kuhschnappeler Gesellschaft und der Schicksale des Dichters in einer Verbrüderung, die sich verbunden, nicht mehr den Hut vor einander abzunehmen. Nirgends ist ferner auf eine so ergreifende und klare Weise die Kant'sche Philosophie ge-

würdiget, als in dem schönen Briefe an seinen Sohn Hans Paul über die Philosophie, der mit einer erhebenden Apotheose Herder's schließt. Und wenn „das Testament an seine Töchter" die überraschendste Einsicht in das weibliche Herz verräth, blickt er in dem Briefe über das Träumen in die tiefsten Geheimnisse der Seele und ihres Zusammenhanges mit, wie ihrer Unabhängigkeit vom Körper. Fügen wir noch hinzu, daß die Leser hier die fast von jedem deutschen Knaben und Jünglinge mit der tiefsten Erschütterung und dem heiligsten Schauer gelesene „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" finden: — so hoffen wir einem Werkchen des Dichters die Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden, welches so wenig besprochen wurde. — Die Conjecturalbiographie ist mehr bedeutsam in Bezug auf Jean Paul's Persönlichkeit. Er weißagte darin die Richtung, welche sein bürgerliches Leben, trotz aller damaligen Aussichten auf eine glänzendere Wendung desselben, nehmen würde, nämlich: daß es in einer Idylle enden werde, so wie es in einer solchen angefangen hatte. Er protestirte durch dieselbe gewissermaßen gegen die Bahn, auf welche ihn excentrische weibliche Naturen, wie die Berlepsch zu reißen gedroht, und wählte sich daher an der Seite einer bescheidneren weiblichen Luna, einer solchen, deren Kinder die Jodizer Weihnachtsbirke in die Stube pflanzen, und welcher der schlichte Otto, an welchen auch diese Biographie gerichtet war, ein passender und gern gesehener Hausfreund sein konnte. Hier also, wo er sich für immer in dem glänzenden Weimar niederzulassen vorgenommen, zeigte sich bereits thätig und arbeitend der Magnet, der ihn in sein einsames Jugendland wieder zurück-

zog, — wiewohl er es sich selbst nicht gestehen mochte und darum zu seinem Aufenthaltsorte ein Landgut wählte, dessen Ankauf er sich damals als möglich dachte. Und unwillkürlich schilderte er, als die ersehnte Gegend desselben, die Thalebene von Baireuth. —

Aber auf sonderbare Weise zog ihm das Schicksal während des Schreibens dieser Idylle von Neuem einen Strich durch dieselbe, und warf ihn noch einmal gerade auf die entgegengesetzte Bahn, deren Klippen er bereits überstanden zu haben glaubte. — Wir lassen ihn diese neue Episode selbst in seiner so zarten Weise schildern.

An Otto.

Weimar, den 28. December 1798.

„Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften! Jene Frau, — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue, — die von Weimar nach Hof zuerst an mich schrieb, die ich Dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide mahlte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen. — Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war, — er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau; und als der Wiederschein dieser Altagsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. — Im Lenz! im Lenz! — — Mit drei Worten — o, ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtsamkeit hörte wie

nie: so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, und ihre Verwandte würden Alles thun. Ach, im März wäre. Alles vorbei, nämlich die Hochzeit! — Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser mahlen kann — aber es passet nicht zu meinen Träumen! — Wild bin ich ordentlich. — Sieh! gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen mahlte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an Dich im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder mahlen will: da kehret dieser Sturm zurück! Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein! Ich machte in Leipzig einige Briefe an Dich voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspitz oder Spitz vorkam — sieh! und meine Heirath! — Noch sonderbarer werd' ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen, als mein Glück und mein Grab — — ich meine, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber, führt. — Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen, als gesehen hätte. Ach! ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden allväterlichen, mein Joditz palingenesirenden, Ruhe auch nichts weiter, als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. — Jene Berlepsch'schen Ver-

hältnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen, und ausschlagen, und verfehlen? — Solche Weiber, wie Beide, verblenden gegen jede stillere weibliche Luna."

Weimar, den 6. Januar 1799.

„Zweitens hab' ich jetzt mit der Titanide ein Eliseum! Alles ist leicht und recht und gelöset. Nur etwas! denn das Ganze bleibt dem Lenz. — Ich schickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. — Nein! es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe! Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern. Tausendmal leichter, als mit der Berlepsch, geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie soll immer froher durch mich werden: denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste, und habe Alles!" —

Weimar, den 2. Februar 1799.

— „Die Titanide hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin B., ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin, Gore, die sie dem Geschiedenen zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich mahlen kann. Ich beharre fest

auf meinem Stand. Auch ist ihr die Trennung ohne alles Weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerrissen. — Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück. Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt' ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen! = so thäte sich ein Fegfeuer auf." —

Natürlich hatte diese Episode sehr bald ein Ende, da der idyllische Siebenkäs weder in so glänzende Verhältnisse, noch an die Seite eines excentrischen weiblichen Wesens paßte, seine ganze Lebens- und Denkweise, welche nur auf die Titanmomente berechnet war, beständig in Conflict mit der ihrigen hätte kommen, und nach einer wirklichen Verbindung bei seiner Felsenfestigkeit eine solche Psyche sich wenige Wochen daraus an den unerschütterlich festen Klippen seines Charakters hätte zerstoßen, und sich sein in dieser Felsenbrust wohnendes weiches Herz über den Untergang Jener hätte verbluten müssen. — So lös'te sich aber die Episode noch, vermöge des Dichters Gewalt über sich selbst und Andere, in ein ähnliches freundschaftliches Verhältniß auf, wie bei der Berlepsch. Den ungemeinen Einfluß aber, den diese hier zur Explosion gekommene Liebe Charlottens zu ihm auf den Titan hatte, deutete der Dichter selbst an, und wir werden ihn später entwickeln. — Das Hauptsächlichste des ersten Titan-Bandes wurde nun bis Anfang April vollendet. — In diese Monate der Titanarbeit fällt nun auch der wirkliche

Beginn des innigen Freundschaftbündnisses zwischen ihm und Friedr. Heinr. Jacobi, und Jean Paul, der sich den nie gesehenen neuen Freund mit allen Gluthfarben seiner Phantasie ausmahlte, schwelgte von neuem in jener enthusiastischen Freundesliebe, die ein so wesentliches Element seines Seins und seiner Poesie war.

Im Verlauf des Frühjahrs aber war schon der Glanz, in welchem ihm Weimar zum zweiten Male erschienen, wiederum etwas verblichen, und die Schattenseiten traten immer stärker hervor. Er hatte zu sehr für Herder Partei nehmen müssen, und es war zu schön für ihn, sich für diesen geliebten Mann zu opfern; man weiß aber, wie verlassen und einzeln Herder, und welcher überstarken Partei er gegenüberstand. Das Verhältniß zwischen Göthe, Jean Paul und Schiller, welcher letztere um diese Zeit von Jena nach Weimar gezogen war, war eher kälter geworden; mit so manchen Hoffnungen auch Richter sich etwa nach einem eifrigen Gespräch mit Schiller, „daß dieser ihn suche und liebe," von Zeit zu Zeit täuschte. Was Göthe betrifft, so war dieser zu wenig einen selbstständigen und freimüthigen Widerspruch und ein so vollkommen unabhängiges Benehmen gewohnt, wie das Jean Paul's, der in allen größeren Menschen ein rücksichtloses Forschen nach Wahrheit und williges Eingehen in die Meinung eines Andern voraussetzte, und darum überall die wärmsten Dispüte aufsuchte, sie gleich jedem andern Gespräch annahm. Und wir finden in Richter's Briefen erwähnt, daß Göthe bei einem Diner auf einige freimüthige Bemerkungen Richter's „eine Viertelstunde lang empfindlich den Teller gedreht." — Wenn auch der nach

allen Seiten hin sich verbeugende Böttiger unseren Dichter ein Compliment darüber machte: „daß er wage, was Niemand in Weimar, und daß er sich dadurch bei Göthe gerade insinuire“: so zeigt uns dagegen eine Stelle in dem Göthe-Schiller'schen Briefwechsel, die einzige, in welcher Jean Paul's wieder gedacht ist, in welchem Lichte beiden Männern Jean Paul's Benehmen erschien. Schiller, von der Zudringlichkeit der Frau v. Stahl belästiget, äußert: „man sollte sich gegen sie benehmen, wie Jean Paul gegen die Leute, um ihrer los zu werden.“ — Was Richter's Meinung über Schiller jedoch betrifft, so waren die ersten Vorstellungen des Lagers und der Piccolomini in diese Zeit gefallen, und hatten „ihrer sittlichen und ästhetischen Fehler halber Herder'n krank und Jean Paul verdrüßlich und unzufrieden gemacht; Letzterer aber war nicht der Mann, seine Aeußerungen zu verschweigen, und Weimar nicht die Stadt, in der so etwas nicht dem Betheiligten zu Ohren gelangen sollte. Noch schlimmer wurde aber dies Alles, als die Herder'sche Metakritik gegen die Kant'sche Schule erschien. Jedermann wußte, daß Jean Paul das Manuscript unter den Händen gehabt und mit Noten versehen; Göthe und Schiller und deren Anhang waren darüber aufgebracht und schrieben den größten Antheil daran Richter'n zu. Dann empörte diesen immer mehr die Sittenfreiheit in Weimar in Ehestandsangelegenheiten. Er fand, daß Schiller sich nicht ihm, sondern der Frau v. Kalb hatte nähern wollen, welcher er eine gemeinschaftliche Reise nach Paris vorschlug. „Hier ist Alles revolutionär kühn,“ schrieb er an Otto, „und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im

Frühling seine frühere Geliebte, die La Roche, in's Haus um aufzuleben, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor." — Endlich kränkte ihn die Geflissenheit, mit der ihm jene Partei den Hof vertrat. Aeußerst bezeichnende Stellen über diese Verhältnisse sind folgende aus den Briefen Richter's an Otto.

Die Veranlassung zu denselben war die Bemerkung Otto's über den ihm in Manuscript mitgetheilten ersten Band des Titan: „daß der Dichter manchmal mit seinen Kenntnissen höfischer Vorgänge zu prahlen scheine." — „Kannst Du denken," rief ihm Richter zu, „daß ich, der ich Gesundheit der Kunst aufopferte, diese einer kahlen Eitelkeit preisgebe. Ja! ich bin oft eitel, aber frank und frei und spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifall schiert. In meinem zehnten Jahre erhob ich mich ohne Muster und Nachahmer schon über Stand und Kleider, und war ein Republicaner im achtzehnten, und finde noch jetzt einen Muth und eine Denkart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Männern hier eben nicht so finde. Ueberhaupt steige ich ja in die Nester der höheren Stände nur eben der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen." — „Die Königin von Preußen," erzählt er ihm später, „welche hier war, sah ich aus Mangel an Zudringlichkeit nicht; denn ich hoffte, daß ihr Kammerherr einladend zu mir käme, da ihr doch jede Minute kurz zugeschnitten war. Sie fragte nach mir; in der Comödie sollt' ich und Wieland ihr vorgestellt werden, und man suchte mich umsonst, weil ich im Parke saß mit einer liebenswürdigen

Braunschweigerin, die mich besucht hatte mit der Schwester. Am Morgen vor der Abfahrt — so erzählte mir die Fürstin von Turn und Taxis, die ich nebst dem liebevollen Prinzen Georg von Mecklenburg besuchte — sagte die Königin zum Herzog (Carl August, dem Freunde Göthe's): er solle mich holen lassen. Der Wahrheit liebende Herr sagte mir vorgestern, er hätte es gethan, und ich wäre nicht gekommen. Indessen haben mich doch so viele Gotha'sche und Hildburghausen'sche hier anwesende Fürstenhände so weit auf meiner Glück- und Gnadenleiter hinaufgeschoben, daß mich, als ich am Sonntag im Park vorbeischoß, die regierende Herzogin nicht nur laut und mehrmals zurückrief, sondern auch höchst freundlich anredete, über den Titan ausholte u. s. w. Herder glaubt aber, ich schlösse zu viel aus dem Vorfall; und das ist's eben, was sich der Neid gern bereden möchte. Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird. Ich sehe im Regen der Gruppe zu, und bleibe Philosoph." —

Welcher erhellende Blick in die von den vielen Lobrednern jener Weimar'schen Epoche so sorgfältig stets verschwiegenen Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten derselben! — —

Darum flüchtete der Dichter so gern zu den ihn mit offenen Armen empfangenden fürstlichen Höfen von Gotha und Hildburghausen, und verlebte besonders an dem letztern, hin und wieder von Weimar dahin eilend, einen herrlichen Sommer. Aus den Maibriefen von Hildburghausen heben wir, seine dortigen Verhältnisse zu charakterisiren, Folgendes heraus:

An Otto.

Hildburghausen, den 24. oder 25. Mai 1799.

„Hier sitze ich nun seit einer Woche, und recht weich. — Erstlich denke Dir, mahle Dir die himmlische Herzogin, mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallenstimmritze und einem Mutterherz — dann denke Dir diese noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, und eben so gut — und die dritte Schwester, die Fürstin von Turn und Taxis, welche beide mit mir an *einem* Tage mit den gesunden frohen Kindern ankamen. — *Erlasse mir die Männer!* — Mit der von Solms wollte ich in einem Kohlenbergwerk hausen, dürfte ich ihren Galan da vorstellen. — Diese Wesen lieben und lesen mich recht herzlich, und wollen nur, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene, schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen, zu sehen; Gott wird es aber verhüten! — Ich bin auf Mittag und Abends immer gebeten. — Der Herzog, äußerst gutmüthig, machte Anfangs nicht viel kalt von mir; aber jetzt ist er mir recht gut, und er merkte an, daß ich mir zu wenig Spargel genommen, und gab mir außer diesem noch die ersten Hirschkalben zu essen, die nicht sonderlich sind. Gestern habe ich vor dem Hofe auf dem Flügel phantasirt. Du erschrickst; aber ich habe es seit anderthalb Jahren vor Gleim, Weiße, Herder, vor der Herzogin Mutter passimque gethan. — Auch hier habe ich eine anständige Brüder- und Schwesterngemeinde, und kann der Zinsendorf sein. Nein, es wäre Undank, wenn ich nicht die Liebe meiner Deutschen für den reichsten Lohn meiner Federfechterei hielte! —

Ich studire an diesem Höfchen doch die Curialien mehr ein, für meine Biographieen. — Uebrigens, was ich mir durch den Hof an Gasthofessen und Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kinnigel öfter scheeren lassen muß!" —

Diese Verhältnisse zum Hildburghausen'schen Hofe wurden aber folgenreicher, als Jean Paul geachtet hatte. Erstens ward ihm plötzlich von Seiten des Herzogs das Diplom eines Hildburghausen'schen Legationsrathes zugestellt;*) zweitens erhielt er eine neue Geliebte in einer dortigen Hofdame, einer Caroline von F. — diesmal, und zwar zum ersten Male seit den Verhältnissen zu den Höfer Freundinnen, ein Mädchen. Diese neue Liebe war für ihn beglückender, da der Gegenstand nicht zu den excentrischen Naturen gehörte, und die Stürme nur von außen durch die adeligen Verwandten kamen, die sich einige Zeit dem Bündniß widersetzten. Von Herder indeß in Schutz genommen, gedieh das Verhältniß so weit, daß mit Einwilligung der Verwandten die Heirath förmlich beschlossen ward, und dieses beseligende Verhältniß dauerte auch ein ganzes — Jahr.

Außer in Hildburghausen fand er schöne Tage in Gotha bei dem bereits erwähnten Erbprinzen, und in Erfurt bei'm Erzkanzler Dalberg. — Hin- und hergeworfen zwischen diesen Städten lebte er zwar eine schöne, doch unruhige Zeit, und war daher nicht im Stande, an

---

*) Auch hierbei stellt sich die Hoferbärmlichkeit in Weimar heraus. „Herdern," erzählt der Dichter, „freute dies besonders, weil nur der hiesige Hof sich ärgern werde, daß man ihm die Ehre nicht angethan, eine von ihm anzunehmen!" — —

dem Titan fortzuarbeiten; unterbrach sich daher mit komischen, sowie einigen ernsten Aufsätzen, beschloß aber leider, wahrscheinlich aus pecuniären Rücksichten, die vier Bände des Titan einzeln erscheinen, und den ersten zur Ostermesse 1800 drucken zu lassen. Er fügte daher auch einen satyrisch-komischen Anhang diesem Bande bei. Nicht zu übergehen ist die Dedication des Titans, eben so charakteristisch für ihn, als alle seine Verhältnisse zu fürstlichen Personen. Er richtete sie an die vier Töchter des Herzogs von Meklenburg, deren er in dem oben gegebenen Briefe aus Hildburghausen gedenkt, nannte sie aber nur die vier Schwestern auf dem Thron und nur ihre Vornamen, d. h. er richtete sie nur an die höhern menschlichen, nicht an die fürstlichen Wesen, wiewohl er von Jeder die Erlaubniß dazu erhalten hatte. — Die Besorgnisse wegen der in diesem Werke so gut wie in jedem andern enthaltenen einzelnen Satyren beseitigte er sich und dem Freunde mit dem Troste: „daß dieselben ja nur auf die Fürsten, und nicht auf ihre Frauen gingen.“ —

In welcher Gesinnung aber der Dichter jene hohen gesellschaftlichen Verhältnisse suchte, und wie so ganz ohne allen Einfluß dieselben auf Stoff und Behandlung seiner Arbeiten blieben, zeigt am besten: daß er in diesem glänzenden Sommer außer dem satyrischen Anhange zum Titan, und zwar im Juni 1799, jene Dichtung schrieb, in welcher er den weiblichen Brutus der französischen Revolution, die Charlotte Corday, verklärte. Aufgefordert, einen Beitrag zu dem von Genz herausgegebenen „historischen Taschenbuch“ zu liefern, wählte er sich diese „Königin“ aus, von welcher der kriechende Girtanner gerade

damals gesagt hatte: sie sei noch verabscheuungswürdiger als Marat, weil dieser nur Meuchelmorde veranstaltet, sie aber einen begangen habe, und weil der Zweck kein Mittel heilige. — Der Aufsatz Jean Paul's, den er ein Halbgespräch nannte, athmet nicht nur in jeder Zeile die heiligste Liebe der Freiheit und jeder Aufopferung, sondern hatte auch das Kühne, daß er einen regierenden deutschen Grafen als Mitbewunderer einer Heldin, die nicht für die Legitimität einen Republicaner, sondern für die Republik einen Tyrannen ermordete, aufführt, dessen eigenem Regierungspräsidenten gegenüber, der die Corday nach Kant's metaphysischer Sittenlehre verdammt, und der in der Mitte des Gesprächs durch die Kühnheit desselben, wie durch ein großartiges aufsteigendes Gewitter, vertrieben wird. — Wenn Jean Paul hier in das damals allgemeine Verdammungsurtheil der Bergpartei mit einstimmte, und nicht erkannte, daß der Terrorismus dem französischen Volke durch die Angriffe der Alliirten, nichts weniger aber durch seine sogenannte eigene Verdorbenheit, aufgedrungen worden war: so kann von ihm Niemand eine politische Einsicht verlangen, die selbst in Frankreich ein Vierteljahrhundert später durch Thiers erst in ihrem ganzen Umfange geltend gemacht wurde. Aber dadurch unterschied er sich wesentlich fast von allen seinen Zeitgenossen: daß er im Jahr 1800 noch mit feurigen Zungen eine Republik und eine Freiheit pries, wie sie die Girondisten, die doch für Ludwig XVI. Tod mitgestimmt, zur Zeit von Marat's Tode herstellen wollten, während fast Alles von der ganzen Revolution sich mit Abscheu wegwandte. Er nannte Frankreich nach dem Moment, wo

die Alliirten bereits gegen „die Königsmörder“ aufgebrochen waren: „eine geistige oder doppelte Schweiz, die hohe Alpen von Aether, Idyllenleben, und Heimweh von Freiheit in den Himmel stellt, ergriffen und erhitzt vom Frühlingsmonat der großen zurückkehrenden Freiheit und Weltwärme; wo die alten Ideale des Herzens lebendig und rüstig aufstehen, und dem Leben die Fahnen hoch vortragen“ &c. Und dies in einer Zeit, wo der edle und muthige Fichte in seiner Vertheidigungsschrift, welche seine Vertreibung von Jena zur Folge hatte, sich hauptsächlich wegen seiner Schrift: Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über die französische Revolution, herausgek. 1793, vertheidigen und deren Inhalt mit den damaligen Zeitumständen und seinem Aufenthaltsort und seiner Jugend hatte entschuldigen müssen. — Aber dies war noch nicht das Kühnste. Er vertheidigte die That der Corday als eine nachahmungswürdige Heldenthat, nicht nach Gefühlen, sondern nach Principien. Sie habe den Marat ermordet, nicht als Bürgerin einen Staatsbürger, sondern als Kriegerin in einem Bürgerkriege einen Staatsfeind, folglich nicht als Einzelne einen Einzelnen, sondern als gesundes Parteimitglied ein abtrünniges krebshaftes Glied. — Und dies war jene von denen politischen Aeußerungen des Dichters, die fast zwanzig Jahre nachher eine so merkwürdige Bedeutung erhielt; denn der bekannte de Wette in seiner liberalen Epoche berief sich auf dieselbe in einer Vertheidigungschrift für Karl Sand i. J. 1819, und, wiewohl Jean Paul drei Jahre nachher in einer neuen Auflage des ältern Aufsatzes sich gegen diese Anwendung verwahrte, so nahm derselbe doch dessenungeachtet das

aufgestellte Princip nicht zurück, sondern wies nur den Unterschied zwischen der Corday und Sand mit Recht darin nach: daß Letzterer einen Mann wegen Meinungen und unerwiesener Thatsachen getödtet habe, und solche Grundsätze gerade alle Denkfreiheit, alles Recht und alle sittliche Ordnung untergraben müßten. —

Im November hatte der Dichter den ersten Band des Titan mit dem Anhange vollendet, und begann den zweiten: als ihn eine neue noch heterogenere Arbeit wieder unterbrach. Er betrat in derselben zum erstenmale das Feld directer Polemik und zugleich das der rein speculativen Philosophie. Es war die berühmte Schrift gegen Fichte, welche er **Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana** nannte. — Um es sich erklärlich zu machen, wie Jean Paul dazu kam, sich so auffallend in den damaligen Streit der philosophischen Schulen zu mischen, muß man sich in jene Zeit zurückversetzen, wo der speculativen Philosophie und der Metaphysik eine Wichtigkeit beigelegt wurde, von der man weder früher noch später irgendwo einen Begriff gehabt. Von einem Systeme erwarteten die bedeutendsten Männer entweder ausschließlich alles Heil der Welt, oder befürchteten von ihm die Verderbniß des ganzen Menschengeschlechts. Wie allgemein damals die Antheilnahme des Publicums an den abstractesten Untersuchungen war, darüber giebt unter andern einen sehr bezeichnenden Wink die Meldung in einem der Briefe Fichte's an seine Gattin: daß ein Buchhändler ihn für e i n e n Bogen seiner Vorlesungen sechs Louisd'ors Honorar bezahlt, — während die ersten Dichter der Nation sich damals noch mit fünf begnügen mußten. Die Ursach

davon war natürlich die kritische Philosophie, welche eine Wissenschaft freilich populär machen konnte, in der sie gewissermaßen alles Abstrakte und Metaphysische umwarf, die sie plan und eben machte, an deren Zerstörung Jeder alsdann Theil nehmen mochte, nachdem Reinhold sie noch glatter und mundgerechter gemacht: damit durch die Schemata der kritischen Schule alles dem großen Haufen bisher Unverständliche verworfen werden, und der blödeste Tropf, mit einigen technischen Termen ausgerüstet, sich auf die Schultern der größten Männer stellen konnte. Darum war die kritische Philosophie, ohnehin vom Geiste der Zeit, der auf andere Weise sich kaum aussprechen durfte, genährt und gehoben, in alle Stände und in alle Verhältnisse gedrungen, und dort zu allen möglichen Zwecken von den verschiedensten Leuten gemißbraucht worden. Daß der Dichter wie der Theolog und Erzieher, der Politiker wie der Philosoph gegen diese Sündfluth zu arbeiten sich bewogen fühlten, versteht sich von selbst. Jean Paul's Angriffe auf sie waren daher durch ihr Hinübergreifen in die Aesthetik und die poetische Moral eben so geboten, wie Herdern dessen Metakritik, wenn man mit Erstaunen in dessen Biographie durch seine Frau liest: daß Jenaer Theologen in der Prüfung vor dem Consistorium in Weimar sich gegen die Ehe und andere solche Institutionen erhoben; und erklärten wie solches ihnen vom Katheder herab gelehrt worden sei. Ohne diese allgemeine Richtung der Zeit, wie hätte sich Friedrich Schlegel, dessen gänzliche Unbeholfenheit und Unwissenheit im Philosophiren, Jean Paul in einem Briefe an Jacobi in Folge eines Besuchs treffend schildert, für einen eifrigen Schü-

ler und Mitarbeiter Fichte's ausgeben und als solcher erscheinen mögen! — Dieser Kampf gegen die kritische Philosophie begreift sich noch bei weitem leichter, als der neuere gegen die Hegel'sche, die nach derselben *Herrschaft* strebt, vom Absolutismus gepflegt, das Extrem der *kritischen* Schule bezweckt und sich für ihren Servilismus in der Poesie Göthen so zuzwingt, wie die Kant'sche Schillern erobern mochte; Jener begreift sich, sagen wir, weit leichter, da die Hegel'sche Schule in dem Grade gegen den Geist der Zeit geht, in welchem die Kant'sche ursprünglich mit ihm ging. Ein Mißgriff war es aber gerade darum, Fichten entgegen zu wirken, indem dieser das Gebiet der reinsten Abstraction wieder betrat, und seine Speculation dem großen Haufen darum wieder entzog; dafür er, wenn sein System schädlich wirken sollte, bei weitem weniger gefährlich erschien; endlich aus seinem bisherigen Wirken hervorging, daß er nur dem Edelsten und dem Erhabensten diente; — wie er denn darum auch durchaus keine eigentliche Schule hinterließ, und, wie kein Deutscher je vergessen wird, außerordentlich viel zur *Erweckung* des Christes 1813 im Vaterlande beitrug. Aber galt Fichte für einen Schüler und Nachfolger Kant's, die ganze Kant'sche Schule, selbst mit Einschluß der Aesthetiker, wie Schlegel, hing sich an ihn, und es war damals nichts anderes noch, als seine Wissenschaftslehre, erschienen, die, nach der Angabe des eigenen Sohnes, den Formalismus noch an die Spitze stellte. Nun ist bekannt, wie unglücklich F. H. Jacobi durch diese Fichte'sche Philosophie sich fühlte, und wie diese nebst der Schelling's ihm die ganze übrige Zeit seines Lebens verbitterte. Durch sein Ver-

hältniß nun zu Jacobi ward Jean Paul zunächst zu dieser Antheilnahme veranlaßt, und die Dedication der Clavis Fichtiana an denselben zeigte ihn als den begeisterten Anhänger Jacobi's, wie er in den Briefen sich als den Herder's auch in philosophischer Hinsicht offenbaret hatte. — Wir können uns hier auf diesen philosophischen Streit nicht weiter einlassen. Nur war es gewiß, daß Richter, Idealismus des Ich, das sich selbst setzt, nicht nur mit außerordentlichen Scharfsinn in seinem Resultate, zu welchem es nach consequenter Durchführung des Principes führen müßte, darlegend, sondern auch denselben mit einem schneidenden Spott angreifend, ihm den allerempfindlichsten Stoß beibrachte. Später, als das Buch „über die Bestimmung des Menschen" erschien, Fichte in seinem reichen Geiste ein Mittel gefunden hatte, auf diesen Idealismus ein erhabenes praktisches, und selbst religiöses, Gebäude aufzuführen; als in Berlin seine Thätigkeit sich so seegensreich entwickelte; und als die Schlegel, Tieck, Bernhardi und Andere sich wieder von ihm ab und zu seinem Antagonisten Solger wandten, der bis zu Hegel's Auftreten die Interimsrolle eines philosophischen Priesters in Göthe verwalten mußte: da that Jean Paul sein früherer Angriff herzlich leid; er reichte ihm nicht nur in Berlin persönlich freiwillig die Hand, sondern ergriff besonders in der Levana Gelegenheit, seine Verehrung für ihn auszusprechen, und setzte ihm später bei der Nachricht von dessen Tode ein eben so schönes als kräftiges Denkmal. —

Jedoch konnte Jean Paul den Folgen nicht entgehen, welche der damalige Angriff für ihn hatte. Er vermehrte nothwendig die Zahl seiner Gegner erbitterte die älteren

noch mehr; und wir müssen noch einmal nachdrücklich darauf aufmerksam machen: wie seine innigen Verhältnisse mit Herder und Jacobi, statt ihn der literarischen Welt während seiner sechsjährigen Ausflucht aus seinem isolirten Heimathslande näher zu bringen, ihn nur noch mehr derselben entfremdeten, wenn nicht mit ihr entzweiten. Bei ihrer Stellung konnten beide Männer ihm seine aufopfernden und enthusiastischen Kämpfe für sie kaum mit etwas Anderem erwiedern, als Herder einige Jahre später mit einem kurzen Lobe am Schluß der Adrastea, die bekanntlich seinen früheren Einfluß nicht wieder gab, und Jacobi durch ein kurzes Citat in seiner Schrift: Ueber die Offenbarung der göttlichen Dinge. Bald darauf riß Herdern der Tod hinweg, und Jacobi ward durch eine fortwährende Kränklichkeit von aller literarischen Thätigkeit abgehalten. Jean Paul's Gegner wagten zwar weniger mehr offene Angriffe, weil er als ein zu furchtbarer Polemiker in den letzten Schriften erschienen, namentlich beständig für sich alle Lacher durch wenige Worte zu gewinnen wußte, und der ehrfurchtgebietende Charakter seiner Persönlichkeit jeder Abwehr an jedem Orte ein doppeltes Gewicht gab; zumal jeder Ausfall zu einem leicht zu behaltenden bilderreichen Epigramm sich ausschliff. — Aber man muß sich erinnern, welch ein ununterbrochener Briefwechsel unter allen bedeutenden Personen, Deutschland von allen Puncten her durchkreuzend, in jener merkwürdigen Epoche der deutschen Literatur unterhalten wurde. Schon Wilhelm von Humbold hat in seiner neuesten Schrift über Schiller darauf aufmerksam gemacht, welch ein großer Theil von Wirksamkeit damals den bedeutenden

Männern auf dieses verborgene und unbekannte Terrain gegeben war. Es wurde damals wenigstens eben so viel brieflich, als in Druckschriften gewirkt, und darum sind so reiche Schätze in dem Druck jenes Briefwechsels zum Vorschein gekommen. Diese Eigenthümlichkeit jener Epoche ist in ihrer Charakterisirung derselben noch nicht hervorgehoben worden. Leute, die, wie Göthe und Schiller, wenige Häuser nur von einander abwohnten und sich täglich sahen, correspondirten nichtsdestoweniger unaufhörlich mit einander, ein Faden knüpfte sich an den andern, und man kann sich wirklich die damalige literarische Welt als eine unsichtbare Gelehrtenrepublik denken, deren Fäden immer einer und der andere in den Händen hielt. Die Kritiken, die einem Schriftsteller Eingang verschafften, oder denselben hemmten, lagen fast mehr in diesem Briefwechsel, als in den öffentlichen Blättern; und es durfte einer z. B. in Weimar einen Ton angeben, um denselben von Königsberg bis Zürich erklingen zu machen. — So manche Erscheinungen jener Zeit sind hiedurch erklärt. Darum geben die öffentlichen Zeitschriften so wenig Aufschluß über dieselbe, und darum sind die, wenn auch durch die Herausgeber verstümmelten, nach und nach erschienenen und erscheinenden Briefwechsel von so großem literarisch-historischen Werth. Bedenkt man, daß später die belletristischen Journale an die Stelle dieser aufhörenden Briefwechsel traten, so wird man sich über die große Anzahl derselben nicht mehr wundern, am allerwenigsten denselben den Vorwurf der Vielschreiberei und Verflachung machen können. In dieser Beziehung bleibt die von Carl Spazier im J. 1800 gestiftete elegante

Zeitung, die dieser ganzen Reihe von Zeitschriften die Bahn brach, immer ein literarisch-historisches Ereigniß von Bedeutung. Diese Zeitschriften, an denen in ihrem ersten Jahrzehend offen und anonym die ersten Männer der Nation Theil nahmen, trugen sehr viel dazu bei, diesen geheimen Miniren ein Ende zu machen, so wie, ein mehr öffentliches Fotum zu gründen. Was nun auf jenem brieflichen Wege gegen Jean Paul geschehen ist, lassen die bereits bekannten Briefsammlungen zur Genüge erkennen. — Uebrigens führte zwar Jean Paul selbst einen Briefwechsel, dessen Fülle bei seiner Menge gedruckter Arbeiten fast unbegreiflich erscheint; doch waren es meist Frauen, mit denen er correspondirte. — Eben so viel Schaden thaten ihm die bereits erwähnten geflissentlichen Ignorirungen in den verschiedenen literaturhistorischen Abrissen, während die ihm Befreundeten, bei der Schwierigkeit etwas Erschöpfendes von ihm zu geben, meist in allgemeine Stoßseufzer ausbrachen.

Bis zum Frühjahr 1800 nun lebte Richter in den beschriebenen Verhältnissen in Weimar; bis Anfangs des Monats Mai der neue Bruch mit seiner Geliebten ihm eine Entfernung von Weimar wünschenswerth machte. Eigensinn, Unnachgiebigkeit und Mangel an umfassender Menschenliebe, welche der von jedem Egoismus des ausschließlichen Besitzes eines weiblichen Herzens freie Mann zur Hauptbedingung an seine Lebensgefährtin machte, werden als die Gründe der Auflösung des Verhältnisses mit einer Dame angegeben, von deren Briefen einst einer mitgetheilt worden, vielleicht gerade, weil sie mit Richter in so innigem Verhältniß gestanden. Gewiß paßten auch

die Familienverhältnisse derselben nicht zu ihm. Aber wir dürfen von dem Werth dieses Wesens keine zu geringe Meinung hegen, weil es Herder, und besonders dessen Frau war, die sie hoch verehrte, und über den Bruch so unwillig wurden, daß sie von Jean Paul um eine Weise sogar, gegen die sich sein Mannesstolz sträubte, die Knüpfung des Heirathsbündnisses verlangten. —

Der Dichter, mehrern seit lange an ihn ergangenen Einladungen folgend, suchte sich hierauf durch eine Reise nach Berlin zu zerstreuen und diese Stadt ward, wie die Zeit des Aufenthalts dort der höchste Glanzpunct seines Dichterruhmes, so auch endlich der Wendepunct seines bürgerlichen Lebens. Hören wir ihn wiederum selbst.

An Otto.

Berlin, den 13. Juni 1800.

„Endlich komme ich zu Dir, voll wie der Wolkenhimmel, aber wie er unfähig, meine Wassermasse von mir zu geben. Diese alte Klage ist diesmal die wahrste. Berlin warf mir ein oder ein Paar Universa an den Kopf. Seit zwei eindrittel Woche sitz ich hier und muß noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolostrie aufgenommen und von einem solchen Heer, und ich kann nun nach dieser Erhebung künftig nur auf der Stufe des Throns, nicht auf der Spitze desselben sitzen. Bei Matzdorf logirte ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Bloße Gelehrte meide ich;

darum finde ich hier keinen Neid, sondern nur einen zu warmen Enthusiasmus für mich, der mich nicht stolz macht auf mich, sondern auf die Menschheit, die ihn zu haben vermag. Wie erquickt es das Herz, zu sehen, daß derselbe Seufzer nach dem Ueberirdischen, der meines hebt, in tausend Herzen aufsteigt, und daß wir Alle einen gemeinschaftlichen Himmel in uns tragen! Ich wurde angebetet von einem Mädchen, die ich früher angebetet hätte — Himmel! welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! — Der gelehrte Zöllner und achtzig Menschen in der Yorksloge zusammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich, — ein Uhrband von dreier Schwestern Haar, — und viele gab mein eigner Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Fleck, ein höherer Tragiker als Iffland und die Unzelmann spielten vor mir göttlich. Schrieb nicht mehr dort als zwei Briefe, Billets und Stammbuchblätter, mehr nicht, weil ich des Tags nur eine und eine halbe Stunde frei hatte. In der Hamburger und Berliner Zeitung steht, daß ich in Berlin bin. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouçi ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister von Alvensleben — endlich überall. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!" —

Und in dieser Stimmung sah und fand Jean Paul seine nachherige Gattin. Die Art und Weise des Zusam-

mentreffens hatte jenes Romantische und jener Schein einer Vorherbestimmung, die bis jetzt allen seinen Herzensabenteuern gefehlt, die aber alle phantasiereiche Menschen unwiderstehlich dahinreißen. — Jene große Gesellschaft, die in den Splittgerber'schen Garten durch den Kriegsrath Zöllner für unsern Dichter eingeladen war, hatte, da Jean Paul bei dem Minister Alvensleben an demselben Mittag dinirte, mehrere Stunden vergebens auf sein Erscheinen gewartet und sich bereits Abends an einer Tafel unter von Lampen erhellten Bäumen, jede Hoffnung auf seine Ankunft aufgebend, niedergelassen: als er dennoch eintrat. Nur ein Platz war noch leer, an dem untersten Ende des Tisches, an der Seite Karolinens, der zweiten Tochter des geheimen Tribunalrathes Meyer.

Die Kinder dieses Mannes, zu den gebildetsten und geachtetsten Beamten des preußischen Staats gehörend, hatten eine eigenthümliche Erziehung und, seit frühester Kindheit, eigenthümliche Schicksale gehabt. Ihr Vater war, als ein zu feuriger junger Mann den obersten Staatsbehörden anstößig, durch den geheimen Rath von Germershausen, einem der einflußreichsten Staatsbeamten unter Friedrich II. und ersten Begründer des preußischen Gesetzbuchs, in den Staatsdienst empfohlen und angestellt worden, und hatte, selbst der Sohn nur eines Advokaten, theils aus Dankbarkeit, theils den Glanz jener Familie in die seinige zu ziehen, die jüngste Tochter Germershausens geheirathet. Die fast in ländlicher Einsamkeit, einfach, in strengster und orthodoxer Frömmigkeit erzogene, mit leidenschaftlicher Liebe an dem älterlichen Hause hängende Frau ward bald für einen Mann, wie Meyer,

drückend, der mit einer glänzenden Bildung die damaligen Aufklärungsansichten vereinigte, und mit Wohlgefallen in den ästhetischen Zirkeln Berlins als einer der schönsten und interessantesten Männer verweilte. Bestärkt darin durch seine Mutter, die als äußerst kräftige Frau, jedoch mit Haß gegen die einfache Familie Germershausen erfüllt, geschildert wird, und die namentlich darüber empört ward, daß die Gattin des Sohnes sich sträubte, die väterliche ländliche Besitzung zu verkaufen, um ihrem Manne die hinreichenden Mittel zur Bestreitung seiner liberalen Lebensweise zu verschaffen*). Nach siebenjährigem Beisammensein trennte die Gatten die gerichtliche Scheidung, nachdem drei Töchter dieser Ehe entsprossen waren. Das Jammergeschrei der Kinder, die an der liebevollen Mutter um so zärtlicher gehangen hatten, je mehr diese von den Verwandten ihres Mannes gequält worden war; die Krankheit, in welche die älteste der Töchter verfiel, da der Vater sie gänzlich von der mütterlichen Familie losreißen wollte, bewirkte in dem Scheidungsvertrage die

*) Auch diese Familienverhältnisse sind, wir wissen nicht ob aus Verwechselung, in dem 6. Heft der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" abwechselnd und unrichtig angegeben worden; und sogar läßt man in diesen, unter den Augen einer Tochter geschriebenen, Erzählungen die Mutter später nach Dessau gehen und dort sterben, während sie an diesem Orte nie war und auf dem Kirchhof zu Leipzig begraben liegt. Der Verfasser stützt sich auf die Schilderung der Kindheitjahre seiner Mutter, der ältesten der drei Geschwister, die sich als Anfang einer Selbstbiographie im Nachlaß der Verstorbenen fand, und in welcher die Schmerzen dieser Kindheit und die Charakterisirung aller darin handelnden Personen dargelegt werden, so ergreifend und wahr, daß sie bei einer andern Gelegenheit ausführlich mitgetheilt zu werden verdienen.

merkwürdige Bestimmung: daß jedes von den Andern acht Tage abwechselnd bei der Mutter zubringen durfte. Dagegen bemühte sich der Vater, welchem ein Sohn versagt war, den Töchtern die allerausgesuchteste, selbst eine gelehrte Bildung zu geben, und wie er selbst mit allen Bewegungen in allen Theilen der Literatur so fortschritt, daß er noch im hohen Alter Fichte's philosophische Collegia besuchte, und der Verfasser, sein Enkel, die erste Nahrung für seine Phantasie in den poetischen und historischen Werken der außerordentlich reichen Bibliothek seines Großvaters fand; so konnte es nicht fehlen, daß die drei Meier'schen Töchter, Minna, Katolina und Ernestine, zu den gebildetsten, geistreichsten und interessantesten Wesen Berlins gehörten. Aber wenn der Vater, der ihnen selbst philosophischen Unterricht durch den Professor Kiesewetter geben ließ, ihre Verstandesbildung zu keiner Höhe trieb, wie diese selten bei Frauen gefunden wird, und wenn er, der gebildete und charakterfeste Mann, dessen Liberalität ihnen Alles öffnete, was die Stadt an Kunst und Geselligkeit Schönes und Ausgezeichnetes bot, mit der tiefsten Ehrfurcht betrachtet wurde: so übte das abwechselnde Wohnen bei der verstoßenen, in Liebe und Aufopferung für ihre, jeden Augenblick ihr wieder entrissenen, Kinder zerfließenden und duldenden Mutter, von der sie im väterlichen Hause nicht einmal viel sprechen durften, durch das Geheimnißvolle und Mystische dieses Verhältnisses, durch die beständige Abwechselung zwischen idyllischem und glänzendem Weltleben, zwischen Herrnhuth'scher Religiosität und imponirender Freigeisterei, zwischen klösterlicher Stille und dem Geräusch vornehmer und ästhetischer Zirkel, durch

das Sehnen aus einem Gegensatz in den andern einen wunderbaren Einfluß auf Gemüth und Phantasie. Das Herz war stets voll Rührung und Wehmuth über die ewige Trennung zweier gleich geehrter Wesen, von deren Mißverhältniß die erwachsenden Jungfrauen nicht mehr Zeugen waren, und darum ging gerade aus diesem Mißverhältniß der Aeltern, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Wirkungen, eine unendliche Fülle älterlicher und Geschwisterliebe hervor; — der Liebe zu den Aeltern, weil bald Vater, bald Mutter entbehrt war; — zu einander, weil die Kinder ein so eigenthümliches Nomadenleben zwischen Vater und Mutter ebenfalls alle Augenblicke trennte und wieder zusammenführte. — Die Aufgabe, den Vater gegen die Mutter, und die Mutter vor dem Vater zu vertheidigen, mußte ihnen frühzeitig eine ungewöhnliche Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters verleihen und einen weiblichen Muth, wie er selten gefunden wird. Auf diese Weise vereinigten sich in diesen Wesen Eigenschaften, die an einen charakterfesten und geachteten Mann angelehnt, nur das höchste Glück zu bereiten und eines solchen selbst theilhaftig zu werden im Stande waren.

Und doch schenkte der Himmel nur der mittelsten der Schwestern dieses Glück, derselben, welcher an jenem Abend ein Platz neben den leeren Stuhl angewiesen war, auf welchen Jean Paul geführt wurde. Die älteste, damals schon seit drei Jahren an Carl Spazier verheirathet, welcher zu der Zeit eben von Dessau nach Leipzig zur Begründung der „eleganten Zeitung" zog, stand wenige Jahre darauf, als nach einer Ehe voll äußeren

Druckes der unruhige und immer in die Weite greifende Geist ihres Mannes eben erst in dem glücklichen Gedeihen seiner einflußreichen Unternehmung seine Befriedigung zu finden angefangen, in der Blüthe ihrer Jahre mit vier unmündigen Kindern am Grabe desselben, und sah sich auf die gefahrvolle mühsame und dornenreiche Bahn der weiblichen Schriftstellerei hinausgewiesen; die Jüngste aber, Ernestine, die Charaktergediegenste von allen, welche August Mahlmann fast um dieselbe Zeit heirathete, als Jean Paul Karolinen, starb wenige Wochen nach Spazier an gebrochenem Herzen über Kinderlosigkeit, und nach ihrer Meinung dadurch verursachter Untreue ihres Mannes. —

Nach der gegebenen Beschreibung der drei Schwestern haben wir kaum nöthig, zu bemerken, daß Karoline Meier an jenem Abend Kraft und Muth genug in sich fand, was Mädchen andrer Art sehr schwer geworden wäre, dem gefeierten Manne im Gespräch ihr innerstes Sein zu offenbaren, zumal sie vor allen ihren Schwestern stets so viel Herrschaft über die Empfindung behielt, um sie in sehr gewählten Ausdrücken in Sprache und Schrift an den Tag zu legen, die Vorzüge des Geistes und Herzens hervorheben, daher Besonnenheit genug, die Menschen nach deren Anforderungen zu behandeln. — Von der andern Seite mußte Richter hier auf den ersten Blick erkennen, was er bis jetzt so sehnlich gesucht: Bildung, Reinheit der Gesinnung, grenzenlose Liebe zu Aeltern und Geschwistern, Wohlwollen für alle Menschen und unbedingte Verehrung und Hingebung in seinen Willen und in sein Wesen, Verehrung alles Schönen und bescheidene Ansprüche an das äußere Leben, Schwärmerei des Ge-

fühl, und ein durch Prüfungen vorzüglich geschärfter Lebensverstand, die Vorzüge vornehmer Erziehung und dennoch Bürgerlichkeit, äußerst geachtete Familienverhältnisse ohne Reichthum — Gesundheit, Jugendfrische und Anmuth. Bei seiner Allgewalt über die Menschen, bei der Verklärung, in welcher er damals vor den Augen aller Frauen dastand war er sich bewußt, daß er bei jedem weiblichen Wesen nur zu wollen brauche, um es, mit Auflösung aller bereits etwa bestehender Banden, unauflößlich an sich zu fesseln. Der Zauber seines Lächelns und die Gewalt und magnetische Kraft seines Auges, die Begeisterung und die Erhabenheit, welche auf seiner Stirn throneten, der Ton seiner Stimme verbunden mit dem Geheimnißvollen, was sein im Hesperus angenommener Aufenthalt auf der einsamen Insel um ihn verbreitet, gaben alle Frauen ohne Ausnahme in seine Hand. Wie es bei Einigen bereits der Fall gewesen. Jede hätte auf seinen Wink Mann oder Geliebten verlassen, um ihm zu folgen; Keine hätte wohl dem Triumpf, unter so Vielen die Auserwählte zu sein, widerstanden. Auch bei Karolinen, deren Haus Richter einen Tag nach jenem Abend schon, und von da an öfter, besuchte, stand einigermaßen ein ähnliches Interesse entgegen. Sie war einem Vetter, Namens Felisch, halb und halb verlobt. Jean Paul, um die Trennung nicht zu erzwingen, in der sichern Ueberzeugung, seine Erscheinung und die bemerkte aufmerksame Behandlung des Mädchens werde das Hinderniß schon selbst zu lösen wissen, reißte Ende Juni, ohne sich erklärt zu haben, nach Weimar zurück, doch mit dem festen Entschluß im Herbst wiederzukom-

men, den Winter hindurch in Berlin zu verweilen, und das Verhältniß zur Entscheidung zu bringen.

Herder empfing ihn bei seiner Rückkehr nach Weimar etwas lauer, weil ihn ein Lob Jacobi's ärgerte, das er ihn vorwarf, und weil der edle Mensch glaubte, man versäume ihn, indem man so viel vom Titan spräche; weil Herder's phisisch kränklicher Ehrgeiz immer empfindlicher hervortrat, — weil er, „wenn in einem französischen oder andern Journale etwas gegen Göthe oder gar Schiller stand, es pries und umherschickte," und alles dies ihm seinen wärmsten Freund verdeckte, den er und sie für zu stolz und, wie er glaubte, sogar bald kleiner Makulaturangriffe würdig gehalten würden: „darum ekelte ihn nun auch Weimar an, wiewohl er dennoch oft über Herder's üble Laune obsiegte und später nichts Trennendes zwischen ihren Herzen zu haben glaubte, „als ihre Westen." Aber er riß sich leichter los als er gedacht, erschien im October wieder in Berlin und im Meier'schen Hause, veranlaßte Karolinen zum Geständniß ihrer Liebe, und hielt bereits am 9. November 1800 bei dem Vater in einen Schreiben um sie an, das wohl mittheilenswerth ist.

„Alles, was dieser Brief von Ihnen bittet," schrieb er, „haben meine Handlungen schon schweigend ausgesprochen. Die doppelte Achtung, die ich für Sie und Ihre Karoline habe, und die, welche Jeder für sich tragen muß, erlaubte, jenen keinen Doppelsinn, und das kindliche Herz enthüllte sich dem väterlichen, dem es so viel verdankt, vielleicht früher oder eben so früh, als dem fremden, das seinen Himmel von Beiden nimmt. Meine Neigung ist keine schnell auf- und eben so schnell vorüber-

flatternde; sie war vor einem halben Jahr lebendig in meiner Seele; aber ich mußte meine Freiheit so lange bewahren, als ich einer fremden nicht gewiß war. Mein Auge ist jetzt kein romantisches. Jahre und Verhältnisse mit Weibern, von genialischen an bis zu prosaischen, haben mich über den höhern weiblichen Gehalt belehrt, und mein Urtheil über dies zugleich so feste und so weiche so reine, so zarte und so liebende Wesen kann sich vom väterlichen nur durch die kürzere Erfahrung unterscheiden. Jetzt, im Augenblick meiner größten Bitte, sind alle andere Dinge zu klein, um von Ihnen oder mir berührt zu werden. Ich trete jetzt zu dem Manne, für welchen die Achtung und Liebe, die ich schon ohne dieses Verhältniß fühlen würde, durch dieses so kindliche steigt, weil seine zugleich so weiblich zarte und männlich philosophische Einwirkung die Wurzeln dieser holden Sonnenblume fester machte. Zu diesem guten Vater dieser guten Tochter trete ich und sage meine kurze und wichtigste Bitte: sei der meinige; sie wird glücklich wie ich!"

So hatte endlich in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahre unser Dichter ein Wesen zur Braut, das seine Phantasie ganz ausfüllte und das zugleich mit gränzenloser Hingebung an ihn hing, und er verlebte bis zum Frühjahr 1801, wo die Verbindung stattfinden sollte, seelige Monate in dem mit gleichbleibender Verehrung ihn erfreuenden Berlin, wo diesmal Tieck, Bernhardi (der Verfasser der Bambocciaden,) die Schlegel Fichte, sich um ihn so freundlich bewegten, daß er damals wirklich diese Schule nun auch für sich gewonnen zu haben glaubte. Aeußerst erfreulich für ihn war auch sein Ver-

hältniß zu dem Bruder der Königin Louise, dem jetzigen Herzog von Meklenburg Strelitz, Georg, dessen innige Verehrung und liebenswürdiges Benehmen mehrere noch aufbehaltene Billets an den Dichter bezeugen. Die Königin Louise jedoch, wiewohl sie ihm durch ihren Bruder Georg ein Silberservice überreichen ließ, schien bei weitem zurückhaltender gegen ihn als ihre andern Schwestern, so wie er denn auch von Seiten der Regierung und des Königs, zu Aller Erstaunen, die Berücksichtigung nicht fand, welche Gleim und andere Freunde erwartet hatten. Aber es wurde später erst offenbar, daß damals, nach den ersten hoffnungsvollen Jahren nach dem Tode Friedrich Wilhelm II., dort jene Engherzigkeit wieder an's Ruder kam, welche so hart durch die Niederlage bei Jena bestraft wurde, die dennoch nur eine vorübergehende Lehrmeisterin geworden. — In Unkenntniß dieser Verhältnisse, und getäuscht durch die freien Gespräche an den Tischen der Minister, von augenblicklicher Aengstlichkeit für die Zukunft wegen seiner nunmehrigen Familienpflichten ergriffen, hatte Jean Paul dem vielseitigen Drängen nachgegeben: beim Könige das Gesuch um die Verleihung einer Präbende einzureichen. Wir begegnen nicht ohne peinlichem Gefühl in dieser Bittschrift einem Ausdruck, welcher, einem Fürsten gegenüber, leicht einer Mißdeutung unterliegen konnte. „Der Verlust meines Vaters" hieß es darin „wurde nicht mir, sondern durch mich ersetzt meiner Familie. Ich war schon Schriftsteller in den Jahren, wo man sonst erst Leser ist. Durch ein langes Verarmen und Arbeiten gewann ich das höhere Publikum, und erst später ein größeres. Da mir mein Ziel,

den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen revolutionairen Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen, da mir dieses Ziel lieber sein muß, als jeder andere Lohn und Zweck: so opferte ich dem höheren Ziel jedes andere, Zeit und Gesundheit auf, und zog gern die längere Anstrengung dem reicheren Gewinnste vor. Jetzt indeß, da ich in die Ehe trete, wo die eigne Aufopferung nicht bis zur fremden gehen darf, glaub' ich bei meinem Gewissen entschuldigt zu sein, wenn ich vor den Thron, der so Viel zu beglücken und zu erhören hat, meine unterthänige Bitte niederlege" u. s. w. Er konnte freilich unter dem Wort: revolutionair, nichts anderes gemeint haben, als jene auf sophistische Grundsätze gestützte Unsittlichkeit und Auflockerung häuslich-bürgerlicher Bande, über welche er sich in Bezug auf Weimar schon früher beklagte; indeß ist die Wahl des Wortes immer eine kleine Schwäche, die ihm aus der Berliner Umgebung angeflogen sein mochte. Glücklicherweise täuschte man sich am Hofe über den Ausdruck nicht, und der König begnügte sich mit der allgemeinen Versicherung: „Es freue ihn, daß er unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen durch seltene Talente und angestrengten Fleiß bis zur Höhe eines allgemein geschätzten Schriftstellers sich emporgeschwungen; er selbst sei nicht gleichgültig gegen litterarische Verdienste, sähe es daher nicht ungern, wenn er sich in seinen Staaten niederlassen wolle, sichere ihm besondererweise seine Huld zu, und werde, wenn eine Präbende offen werde, an ihn denken." — So entging unser Dichter einer Fessel, deren Druck er bald darauf auf das

peinlichste gefühlt haben würde; und wir sehen mit Vergnügen nach der Trauung, die am 27. Mai stattfand, den Dichter mit seiner jungen Frau die staubige Hauptstadt verlassen, wo, wie er bereits inne geworden, die poetischen Blüthen und Blumen vertrocknet zur Welt kamen. —

In dem letzten Jahre der in diesem Kapitel besprochenen Epoche hatte der Dichter außer dem zweiten Bande des Titan und dem während seines Verlobtenstandes in Berlin gearbeiteten „Tagebuch des Luftschiffers Gianozzo" noch drei kleinere humoristische Arbeiten gemacht. Die wichtigste unter ihnen ist „das heimliche Klagelied der jetzigen Männer." Er schrieb es gleich nach seiner Zurückkunft von Berlin nach Weimar, und die Tendenz desselben geht eben direct gegen die oben besprochene („revolutionäre") eheliche Sittenlosigkeit, von der besonders auch einige der berühmtesten Anfänger der Göthe-Schlegel'schen ästhetischen Schule sehr bekannte Beispiele gegeben. — Der Gang ist sehr einfach der: daß zwei Wesen sich lieben, die sich als Geschwister erkennen müssen, und zugleich mit dem Vater, dessen ganzes Leben durch Qual, Scham u. s. w. vergiftet wird, auf das entsetzlichste unglücklich werden. Der Dichter stellt dies als eine Pein in allen Ständen dar, und nennt es eben darum ein „allgemeines" Klagelied. Auf das sinnreichste fängt er diese Sache scherzhaft und leichtfertig zu behandeln an, um gerade das am meisten betheiligte Publikum in die Lectüre hineinzulocken, wo er mit poetischen Dornenschlägen auf ihr Gewissen plötzlich hineinbricht, und sie auf die gemeinste Weise von dem, sonst die Einheit

und Objectivität seiner Schöpfungen störenden, Doppelwesen den schönsten Gewinn zieht. Zu übergehen ist übrigens dabei nicht, daß hier die durch Kotzebue so berühmt gewordene Stadt Krähwinkel, deren Entdecker nicht dieser, sondern Jean Paul war, zum erstenmale auftritt. — Die beiden andern Aufsätze: „Huldigungspredigt vor und unter dem Regierungantritt der Sonne am Neujahr 1800" und: die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht 1801," eröffneten das Feld für eine neue Reihe kleiner Arbeiten, die man Gelegenheitsdichtungen nennen kann, in denen Jean Paul willkommene Aufforderungen fand, von Zeit zu Zeit Blicke in die nächste Vergangenheit, in die Gegenwart und in die Zukunft, in Bezug auf Leben, Literatur und Politik, zu thun.

Sechzehntes Kapitel.

Die erste Ehezeit in Meiningen; — vom Juni 1801 bis Decbr. 1802.
Werke: der Titan.

Sobald Jean Paul die Unruhe seiner Seele, die ihn von Hof aus in's Weite getrieben, erst und noch in Weimar durch das Auffinden der organischen Puncte für den Titan und der fehlenden Gestalten, zweitens dann durch das Finden einer für ihn passenden Gattin befriedigt sah, war jeder Beweggrund weggefallen, der ihn in größere Städte geführt, welche allen seinen in so langer Zeit festgewurzelten Lebens- und Arbeitsgewohnheiten und Ideenkreisen so sehr heterogen waren. Seine Lebensanschauungen waren zu mühsam errungen und zu fest mit seiner poetischen Schöpfungskraft verwachsen, als daß er sie mit solchen, wie sie aus dem Innern der größeren, bewegteren Menschenkreise hervorgehen mußten, noch vertauschen und dieselben fruchtreich für sich zu bearbeiten die Möglichkeit gesehen hätte, und daß ihn nicht das Hereinbrechen und Umihnherkreuzen fremdartiger Erscheinungen hätte stören sollen. Seiner eben so mühsam gewonnenen Vorarbeiten und Pläne waren noch so viele, um den übrigen Theil seines Lebens auszufüllen. In der Einsamkeit, in vollster geselliger Unabhängigkeit, im unmittelbaren Verkehr mit der ländlichen Natur, un-

ter Umgebungen, welche ihn jeder conventionellen Beschränkung enthoben und ihn allen seinen äußeren Bedürfnissen und Lebensbequemlichkeiten nachzuhängen gestatteten, waren sie geboren worden. Darum eilte er mit diesen Plänen und den erbeuteten Materialien zu deren Ausführung nur an einen kleinen und idyllischen Ort und unter Berge wieder zurück. Es zog ihn eigentlich jetzt schon wieder in seine Heimath, und namentlich nach Baireuth, indem er wohl fühlte, daß er anderswo dauernde Ruhe nicht mehr finden werde. Aber theils, weil er gewissermaßen jungfräulich vor seinen Jugendfreunden in dem Liebesrausche der ersten Ehejahre zu verweilen sich schämte, theils und besonders, um an einem Orte zu sein, wo der Glanz der höchsten Gesellschaft neben der Idylle wohnte, so lange er noch am Titan schrieb, und an dem folgenden höhern Roman, den er bereits in sich trug, beschloß er, noch einige Jahre in der Fremde seinen „Portativparnassus" herumzutragen. Er wählte zuerst Meiningen, und reiste über Weimar, wo der alte Herder mit Entzücken das neuvermählte Paar empfing und den alten Bund mit Jean Paul von Neuem auf das innigste schloß, Gotha, Eisenach, in den Flitterwochen seiner jungen Ehe, dahin.

Mit der Niederlassung in Meiningen begann Jean Paul jenes Familienstillleben, welches er in derselben Weise bis in seine letzten Jahre fortführte, im glücklichen Bewußtsein der endlichen Erreichung aller der Wünsche, die er nach dem Gange seines Lebens noch an das Schicksal zu machen gehabt hätte; und eine lange Reihe von Jahren schwiegen die Schmerzen über das, was ihm

in der Jugend und der schönsten Manneszeit vorenthalten gewesen und was nie zu ersetzen war. Jedoch unterbrach er in den ersten Jahren sein häusliches Einerlei öfter noch durch kleine Reisen nach Liebenstein, nach Gotha zu dem genialen Erbprinzen August, zu welchem er besonders in dieser Zeit das in Deutschland bisher gewiß unerhörte innige und vertrauliche Verhältniß durchlebte, welches später von ihm, zum allergrößten Erstaunen der Zeitgenossen, eben als Fürst August zur Regierung gekommen, bei Gelegenheit seines Freiheitbüchleins veröffentlicht wurde; ferner nach Weimar zum alten Herder, so wie im Herbst mit der Gattin nach Baireuth zu Otto. Herausheben wollen wir aus diesem Meininger Leben nur einige vorhandene Documente, die sein Verhältniß zum Herzog von Meiningen, und ihn selbst als Gatten und Vater schildern.

An Otto.

Meiningen am 1. Februar 1802.

„Ich glaubte nie, daß ein Fürst mein Freund werden würde, und das ist beinahe der Herzog; ob ich gleich, so oft ich will, seine häufigen Abendeinladungen verneine, fast sechs in jeder Woche. Er kommt oft zu uns. Neulich aß er sogar bei uns. Freilich ließ er, weil's schnell ging, sein Essen auch bald herholen. Er will mir ein Haus bauen, was der Himmel verhüte! weil ich hier kein ewiges suche."

Den 27. März.

Meine Reise nach dem Oberlande mit dem Herzog und Mehrern, aber im einsitzigen Schlitten, — weshalb

ich sie ihm nicht zum zweitenmale abschlug, solltest Du von mir beschrieben lesen! Auch im herrlichen an Bergrücken gelehnten Sonnenberg war ich, wo der Herzog der Stadt einen Ball gab. In Neuhaus gab uns ein Liebhaber-Theater von vier Bauern eine kurze Comödie. Den Tag vorher wurde das Stück dreimal gegeben, weil man wegen des zu kleinen Dach- und Theaterbodens immer die alten Bauern hinaus und frische hineinlassen mußte. Von Zeit zu Zeit wurde dem Heroge, dem Prinzen von Hessen-Phillippsthal und dem fürstlichen vorn mitsitzenden Gefolge ein Krug gutes Bier gebracht, das unter uns hinauf und hinablief."

Hierher gehört mitfolgendes originelle Aktenstück:

Supplik an den Herzog von Meiningen.

P. P.

Durch einige schlechte Wilddiebe und Wildspione unter unserer Gewerkschaft ist es leider dahin gediehen, daß wir alle mit Stadtarrest belegt sind. Da wir wenig Vernunft haben — indem unsere größte darin besteht, daß wir saufen und nicht toll sind —: so kann ich nichts aufsetzen; daher nimmt sich mein trefflicher Chef und Brodherr die Mühe, für mich Endesunterschriebenen, — mehr als Endesunterschreibenden, — eine Supplik zu machen:

daß ich meinem Chef folgen dürfe, wenn er nach Welkershausen oder nach Grimmathal geht.

Ich kann Atteſtate von meinem Prinzipal beibringen, daß ich so wenig von der Jagd verstehe, als er, und daß ich stets hinter seinem Stock der nächste bin; und die einzige niedere Jagd und freie Pürsch, die ich mir

erlaube, weil mich der Reichs=Anzeiger dazu ermuntert, ist zu Zeiten eine — Feldmaus.

Da ich nun mein Brod bei meinem Brodherrn verlieren würde, wenn er mich nicht außerhalb des Thors brauchen dürfte, wohin grade seine Geschäfte mit mir stallen — und da ich sein einziger Viehstand bin und seine Poulardevie und Fasanerie und sein Wappenthier; und da Sie ihn gewiß halb so lieben als er Sie, und da Sie oft, wenn Sie bei ihm waren, die Gnade gehabt, mich armen Hund zu streicheln und sagen: Komm Spitz! so versuch' ich mich zu meinem Glücks= und Hundsstern: daß mir verstattet werde, früher, als ich zu Schuhen zugeschnitten bin, und auf andern Füßen als auf fremden, vor das Thor zu kommen.

Spitz,
p. t. Hund bei Herrn Jean Paul.

Ferner:

Jean Paul an Otto. 

Den 20. September 1802.

„Deine Worte über meine Frau rührten mich innig! Du sollst, wie von einer Fürstin, immer das Diarium ihres Doppellebens haben. Lange dauerts wohl nicht mehr. In dieser Nacht hatte sie bei ihrer fortblühenden Gesundheit fortwährende Schmerzen. Am Morgen erklärte die Hebamme (eine in Jena ächt ausgelernte,) daß nach zwei Stunden die Entbindung sein werde. Um eilf Uhr erfolgte letztere mit einem göttlichen Töchterlein. Himmel! Du wirst entzückt auffahren, wie ich, als mir die Hebamme mein zweites Liebstes wie aus der Wolke gehoben vorhielt, die blauen Augen offen, mit schöner

weiter Stirn, kußlippig, herzhaft rufend, mit dem Näschen meiner Frau. — Gott steht bei einer Entbindung; wer ihn da nicht findet, bei diesem unbegreiflichen Mechanismus des Schmerzes, bei dieser Erhabenheit seines Maschienenwesens und bei der Niederwerfung unserer Abhängigkeit, der findet ihn nie! — Ich verhehlte, um zu schonen, so weit ich konnte, meiner Frau die weinende Entzückung, wovon sie doch viel bekam und erwiederte. In der einsamen Stube hatte ich, (die kühne Wahrheit zu reden,) — ach wie sehnt' ich mich nach Dir oder Emanuel! — nur meine Entzückung und Gott und den Spitz. Wie ein Donnerschlag durchfährt die erste Erblickung Mark und Bein! Und nun jetzt, da meine Karoline so ganz gesund daliegt, ihre Entzückung! — Es ist ein großes Kind, herrlich gebildet, und mir (was sie so freut, wofür ich wieder bescheiden mich an's Näschen halte) ganz aus den Augen geschnitten. Nur meiner Karoline wegen wünscht' ich einen Jungen; ich aber sagt' ihr, daß mir ein Mädchen lieber wäre: weil die Aelternerziehung an einem Knaben (das Universum und die Vergangenheit sind seine Hofmeister) wenig vermöchte, aber an einem Mädchen Alles, das an dieser reinen, festen, hellen Mutter nichts werden kann, als der zweite Diamant. Nun ist's gut und die Welt wieder offen, und der Himmel und ich haben meine Frau wieder! Mitten in den Wehen heute brachte sie mir doch mein Frühstück von Pflaumenkuchen. Ach wie lernt' ich die armen Weiber wieder achten und bedauern! Doch, die besten Leute hab' ich um mich — die Pfarrtochter ohne Gleichen — die redliche Wartfrau — und die studirte

Hebamme. Laß mich schwatzen vor Dir und Emanuel und Amöne, Ihr seid die ersten schriftlichen Zuhörer. Die Herzogin Mutter in Weimar und der hiesige Herzog baten sich selbst zu Gevatter dabei. Heute ging ich zu ihm und bat ihn, daß er mir zum schönsten Werk, das ich je in's Publikum gesandt aus der Presse, den Titel gebe — Georgine. Es kriegt hundert Namen. Wie viele Gevattern, weiß ich kaum; viele sind's. Deswegen stell' ich mich mehr meinetwegen in der ordentlichen Kleidung her, und bitte doch — wiewohl Du Dein eigenes Absolatorium hier verdienst — Dich, Alten Bewährten, Bleibenden dem, der Dir alles das auch ist."

Fast zugleich mit des Dichters ersten Kinde kamen auch die letzten Kapitel des Titan zur Welt, jenes Kardinalromanes, dessen Schöpfung zehn Jahre lang das nie aus den Augen verlorne höchste Ziel der Kraftperiode seiner inneren Anstrengungen und aller äußeren Schritte und von ihm selbst gesuchter Erlebnisse gewesen war.

Die unsichtbare Loge war seine Wiege, und alle folgenden Werke seine Erzieher. Die Leser, welche uns durch die Entwickelung aller poetischen Schöpfungen unsers Dichters von der unsichtbaren Loge an bis hieher aufmerksam gefolgt sind, haben zur richtigen Würdigung des Titan, wenn sie ihn gelesen, nur wenige Fingerzeige noch nöthig. Denn dies Werk ist die endliche, vollkommen in allen ihren einzelnen Lichtbrechungen bis an's Ziel verfolgte Ausführung der Idee, aus welcher, als sie noch dunkel aus dem Innern des Dichters sich hervorarbeitete, die unsichtbare Loge entsprang, und die riesen-

groß im Verlauf der Arbeit an derselben in ihm aufgestanden war, und zu deren Bewältigung ein Decennium lang die Mittel und die Kräfte mühsam erkämpft werden mußten: die Geschichte von frühester Kindheit auf bis zum Eintritt in einen, den höchsten Kräften der Menschheit entsprechenden, Wirkungskreis eines durch Anlage, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens, das alle höchsten und edelsten Entzückungen und Schmerzen der Welt und des Lebens durchgeht, und zwar vorbei neben allen Aberrationen, in denen alle nicht zur Harmonie gelangte und mit einseitig hervorragenden Kräften ausgebildete Naturen beider Geschlechter physisch wie moralisch zu Grunde gehen. — Wodurch sich dieses unendlich große Thema, dessen Ausführung vielleicht vorzugsweise den Namen des Mikrokosmus verdient, welcher andern Dichtungen so verschwenderisch beigelegt worden, so wesentlich unterscheidet, ist nicht nur die außerordentliche Fülle und Breite eines alle Stände, Alter und Geschlechter zugleich aufnehmenden und mit seinen Seitenarmen alle möglichen Verhältnisse durchgreifenden Stromes: sondern, daß die Idee nicht nur auf eine negative Weise veranschaulicht wird, sondern positiv durch die Schilderung eines ganzen wirklich harmonisch vollendeten Lebens. Ersteres war eine Lieblingsidee fast aller ausgezeichneter Dichter jener beschaulichen und in Phantasieen schwelgenden Epoche, und war im Ganzen bereits von F. H. Jacobi im Woldemar und im Allwil, und früher in einzelnen Momenten schon von Hippel, Klinger, Göthe, Schiller, Mahler, Müller, behandelt worden. Die Idee ist ebenfalls ächt deutsch; und aus dem Mittelalter, und wurde im Mährchen vom

Faust am schönsten veranschaulicht; sie findet sich bei andern Völkern nur in einzelnen Segmenten, einzelnen Lebensrichtungen. Zunächst ward auch Jean Paul bloß auf die bloße Negative geführt, und zwar geradeswegs durch Jacobi. Er sagt dies Letzterem selbst: „Die Stelle im Allwil, wo Du von poetischer Auflösung in lauter unmoralische Atonie, Gesetzesfeindschaft, durch lauter Reflexion sprichst, gab mir die erste Idee des Titan. Du konntest nicht nur einen Roquairol dichten, sondern hast es schon gethan." Drum waren auch die ersten Studienbücher zum Titan mit der Ueberschrift: Das Genie, bezeichnet, entworfen im December 1792, gerade in dem Momente, wo, wie wir bereits sahen, der Dichter dasjenige an Positiver von den durch die unsichtbare Loge gewonnenen Ideen und Plänen für Hesperus beschränkend ausschied, dessen Darstellung er sich bereits gewachsen fühlte; aus welchem Proceß der durch Beimischung des Humoristischen harmonisch versöhnt werden sollende beschränkte Charakter des Victor hervorging. — Jene zurückgelegten Entwürfe sollten daher allein das verirrte feindliche Genie darstellen, das darum auch als „Ex-Ottomar bezeichnet wurde, das heißt: als der nicht mehr tugendhaft gegen das Mißverhältniß seiner Bestimmung und seiner Mittel Ankämpfende, sondern bereits Erlegene, nnd sich und andere als Schwächling durch absichtliche Phantasieschwelgerei moralisch und physisch Uebertäubende und Zerstörende — genug: als Roquairol. — Diese große schreiende Dissonanz konnte er sich und Andern auf keine andere Weise mildern, als durch Hineintragung so viel launiger, komischer und humoristischer Elemente als mög-

lich, und darum ward auch der Jenk der unsichtbaren Loge als „Komikus" in die Entwürfe mit eingetragen, und das Ganze zu einem tragikomischen Roman in durchaus humoristischer Darstellung bestimmt, wovon auch vieles Einzelne vorbereitet wurde. Es ist außerordentlich merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit in der Idee dieses Entwurfs mit der des Mephistopheles=Faust Göthe's liegt; wobei man sich immer daran erinnern muß, daß, wie die unsichtbare Loge vor dem Meister, so auch diese Idee so viele Jahre selbst von der Mittheilung der ersten Probestücke des Faust von Göthe schon von unserem Dichter entworfen war. — Der Name: Titan, den er diesem Romanentwurfe alsdann gab, beweißt diese Verwandtschaft der beiden Schöpfungen noch deutlicher; denn er bezeichnete nicht den Albano, sondern den ursprünglichen Ex=Ottomar als einen Himmelsstürmer, der unter den Bergen begraben wird, die er aufzuthürmen sucht; und der Dichter schreibt selbst an Jacobi: daß der Roman in seiner späteren Gestalt eigentlich Anti=Titan heißen sollen. Aber Jean Paul war nicht im Stande, sich mit einem solchen negativen Stoffe zu begnügen und den Riß in der Menschenbrust größer zu machen, ohne zugleich dessen Heilung zu versuchen; und schon während des Arbeitens am Hesperus war der Entschluß in ihm fest: einen wirklich vollendet hohen Menschen neben den gefallenen hinzustellen, und um Beide eine Masse ihnen entsprechenden Wesen; — worauf auch nach dem Schluß des ihn nicht befriedigenden Hesperus, wie wir bereits bemerkten, der Vorsatz: in dieser Welt alle seine Lebensanschauungen, viele von ihm noch einmal wiedergebährend

zu concentriren. — In den Entwurfsbüchern von 1793 bis 1795, bis zum Anfang des Siebenkäs, ist, was die beiden männlichen Hauptcharaktere, Roquairol und Albano, betrifft, das Skelet des Titan, wie er nachher erschien, an Scenen und Charakterzügen, meistentheils ausgeführt. Doch hatte er hauptsächlich jetzt gegen das Komische, das sich aus der ersten Idee in ihm lange festgesetzt hatte, zu kämpfen. Dies haben wir bereits mannigfach geschildert, und man wird jetzt noch klarer begreifen, warum er durch den Siebenkäs, und besonders den Leibgeber, dies Störende abzuleiten und zu erschöpfen gesucht hatte. Wie das ihm aber nicht ganz gelang, und wie er den Leibgeber namentlich für den Titan noch aufheben mußte, sagten wir ebenfalls schon. Die allergrößten Schwierigkeiten aber, die wir ebenfalls bereits erwähnten, machten ihm die weiblichen Gestalten, deren er eine große Anzahl bedurfte.

Unter diesen Umständen, und da die gehoffte Wendung seiner äußeren Verhältnisse, welche ihm die Lösung der Räthsel und die Auffindung der Gestalten, so wie einem plastischeren Ton der Darstellung finden sollte, sich immer länger hinausschob: nahm Jean Paul zuerst beim Titan nach einem ausgedehnteren Maßstabe zu seinen mechanischen Hülfsmitteln Zuflucht, durch Anlegung von Studienbüchern, die nur auf den Titan Bezug hatten. Er trug alle Einfälle von zu schildernden Scenen, von Charakterzügen, von zu befolgenden Regeln in diese Studienbücher unter verschiedenen Namen ein, stellte dieselben immer wieder nebeneinander, um durch Vergleichen das Passende stets mehr herauszuarbeiten, und durch die An=

einanderreihung bereits vorhandener einen neuen und dritten Gedanken zu finden und herauszufolgern. Es sind mehrere von diesen allgemeinen Studien zum Titan abgedruckt worden; aber da uns die Einsicht über alle darüber vorhandene Papiere nicht offen stand, so werden wir diese in den späteren Romanen am nöthigsten gewordene Vorbereitungs-Arbeitsweise der letzteren größern Schöpfung, deren Materialien alle im Original uns vorliegen, erst veranschaulichen.

Die Wirkung der ersten Reise nach Weimar in Bezug auf den Titan gaben wir bereits an. Damals hatte er sich immer noch nicht von der Idee losgemacht, den ersten Band des Titan komischer zu halten und nach und nach in den Ernst überzugehen. Er war darum so schnell nach Hof zurückgekehrt, in der Sorge, weil ihm die späteren fortgesetzten Einflüsse der vornehmen Gens den Gewinn des bisher aus den Höfeumgebungen Davongetragenen verwischen würde. Und in der Aussicht, nach Weimar behufs der Ausarbeitung der folgenden erhabenen und edleren Theile wieder zurück zu kehren, hatte er die Arbeit an dem ersteren begonnen. Er vertraute hierbei darauf, daß er schon mehrmals, wie z. B. schon bei der unsichtbaren Loge, eine Schöpfung begonnen, ohne das Ganze vollkommen übersehen, und namentlich die Lösung der organischen Puncte gefunden zu haben, in der Ueberzeugung, daß er sie im Lauf auch dieser Arbeit gewiß finden würde. Der ungestüme Drang, nur endlich einmal in dieser Arbeit vorzurücken, ließ ihn den Fehler begehen, sich immer tiefer in den in Hof empfangenen Detailentwürfen einzurütteln, wiewohl er doch wußte, daß für die

Folge dieses großen Werkes die dort zu gewärtigenden Eindrücke nicht mehr passen würden. Jeder, der sich an ähnlichen Arbeiten versucht, erfuhr wohl an sich, wie schwer es wird, sich von Ideen loszureißen, die man einmal für eine bestimmte Schöpfung eine Zeitlang festgehalten, und wie namentlich das schon Niedergeschriebene und Ausgearbeitete unfrei macht, selbst wenn man später auch die falsche Richtung, die man genommen, erkennt; daß man sich gewissermaßen in Fäden verwickelt, die man nicht von sich werfen kann, an denen man aber knüpft, die man verfitzt, je öfter man sie mit dem Spätern in Einklang durch Umarbeitung zu bringen sucht, und die darum im Gewebe des Ganzen immer als etwas Ungehöriges, Bruchstückartiges, erkennbar bleiben — Jean Paul begann vom Juli 1796 die Ausarbeitung des Capitels am ersten Cykel. Damals hatte er zwar auch die Idee, in dem Anfang den Helden schon erwachsen einzuführen und zwar auch von **Isola bella** her, jedoch sogleich nach den ersten Seiten die Jugendgeschichte desselben vorzutragen*). Er hatte zu diesem Entzweck damals die Idee,

*) Hier sind von den Herausgebern der „Wahrheit aus J. P. Leben abermals große Mißgriffe begangen worden. Sie theilen erst den ausführlichen Entwurf der ersten Jobelperiode mit, der fast ganz mit der jetzigen Abfassung derselben übereinstimmt, und später die ausgearbeiteten Anfänge, mit der Bemerkung, „daß diese schwerlich vor jenem Entwurfe geschrieben wären.“ Sie übersahen dabei, daß in dem Entwurfe Gaspard auf Isola bella eingeführt ist, während die, dem Ton nach offenbar zweite, Ausarbeitung, in einem Briefe Albano's an Gaspard von Isola bella mit besteht. — Als das schwerste, der ausführliche Entwurf vorhanden war, war auch der erste Titan fertig. — Man hat sich durch die Jahreszahlen auf den Studienbüchern irren lassen. Es ist 1797 dasjenige angelegt, wo-

Albano einen Brief von Isolabella an seinen Pflegevater zur Eröffnung des Werkes schreiben zu lassen, ihn und Schoppe darin zu charakterisiren, die Aufmerksamkeit des Lesers zu erwecken, und dann selbst mit der Jugendgeschichte Albano's zu beginnen. Dieser Brief und der Anfang des zweiten Kapitels, worin die Jugendgeschichte beginnt, liegen vor uns; — derselbe enthält zwar viele Gedanken, die später in der ersten Jobelperiode des Titan beibehalten sind, besonders das Meiste, was Schoppe dort spricht; aber der Ton ist der witzige und antithetische der gewöhnlichen Manier des Dichters, etwa der Victors und besonders das, den edlen Eindruck, den Albano machen soll, ganz aufhebend, daß dieser alle burlesken Einfälle Schoppes berichtet. Der Dichter warf daher einen Anfang, der einen Uebergang zu einem Schwunge in den Aeußerungen des Helden fast unmöglich machte, fort,

einnen der Entwurf sich befindet, derselbe aber später erst eingetragen worden, was namentlich der Entwurf zur Vorrede beweist, welche in die damaligen Einkleidungspläne des Ganzen gar nicht paßt. Ferner ist in dem Entwurfe bereits der Name Schoppe, in der ersten Ausarbeitung noch der Name Marquard für dieselbe Person. — So hat man ferner in einem mitgetheiten Personenverzeichniß aus der früheren Zeit die dort als Couchey aufgeführte Person in der Note zum nachmaligen Minister Froulay gemacht, an den damals noch nicht gedacht wurde, während ausdrücklich Jean Paul in den Briefen an Otto, Bd. 3. S. 78, erklärt: daß er den deutschen Ritter Bouverot früher so genannt habe. Diesem „Bräutigam" der Liane, sollte erst nach den abgedruckten Entwürfen eine bedeutendere Rolle eingeräumt werden, und Albano und Roquairol ihm sogar die Braut entführen. — Wir sehen uns gezwungen, aufmerksam zu machen, mit welchem Leichtsinn in den späteren Heften der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" trotz der Ueberfülle von Materialien Alles behandelt ist, was sich auf die Werke des Dichters bezieht. —

und begann dann einen zweiten Brief, welchen er Albano an seinen ihm erhaben erscheinenden vermeintlichen Vater Don Gaspard richten ließ, und in welchem bereits die reine, edle und blühende Schreibart, in welcher Albano später stets gehalten ist, sich vorfindet. Aber auch diese Erfindung konnte nicht zum Ziele führen, da er, um die Jugendgeschichte des Helden von früher Kindheit an zu geben, von welcher er sich einmal nach mehrmals bereits gegebenen Gründen nicht losreißen konnte, und wozu er in besonderen Büchern, Jugendzeitung genannt, so sehr viel gesammelt hatte, nothwendig eines mit Laune und Humor versetzten Eingangs bedurfte. Denn diese Jugendgeschichte war aus den ebenfalls schon angegebenen Gründen, die in des Dichters Subjectivität lagen, und aus besondern psychologischen Motiven zum großen Theil idyllisch, und er glaubte, den Uebergang aus einem bloß erhabenen Anfang in die Idylle zu grell, so wie die Ausweichung zu Schoppe und den übrigen humoristischen Figuren des ersten Theils zu schwierig. Er brach also auch diesen Anfang ab, und es trat die Pause ein, während welcher die Vorrede zum Fixlein, der Jubelsenior, das Kampanerthal und die Holzschnitte gearbeitet wurden.

Der Juni 1797 brachte den in der vorstehenden Note erwähnten ausführlichen Entwurf der ersten Jobelperiode, das Erscheinen Emiliens v. Berlepsch, welche die so vielen Züge zu Liane lieferte, entfesselte die Pfingstzunge des Dichters, und im Juli las derselbe bereits Emilien im Bad zu Eger. Die Einkleidung, auf welche er damals verfallen, war eine höchst eigenthümliche. Um

sich zu einer mehr plastischen Darstellung Albano's zu zwingen als sich die doch immer nöthig geglaubte Subjectivität des Darstellens zu bewahren, hatte er auf eine an sich sehr glückliche Weise den bekannten Dichter und Mahler, als ersterer unter dem Namen: Mahler Müller, bekannt, übrigens eigentlich Reinhard geheißen und äußerst originell und sonderbar, ebenfalls aus Hof und dem Fichtelgebirg stammend, benutzt. Offenbar war diesem wohl eine ähnliche Rolle im Titan bestimmt, wie sie später der Baumeister Dian erhielt, und es hat sich noch ein Fragment vorgefunden, in welchem letzterer, eben so wie früher Reinhard, als Mahler Modelle und Zeichnungen von Albano dem Dichter mitgetheilt haben soll. Es sollte nämlich derselbe den Albano in Rom gesehen, bezeichnet, beschrieben und ihm die Data zugeschickt haben. Der Anfang des auf diese Weise behandelten Titans findet sich in den Materialien mitgetheilt. Hierauf wurde die Jugendgeschichte Albano's mit den Zeichnungen von Roquairol und Liane als Kinder größtentheils in Hof noch bis zum October entworfen, höchstwahrscheinlich auch die Schilderung des ersten Eintritts Albano's nach Pestitz, mit Einschluß der burlesken Scenen im Hause des Doctors Sphex.

Mit diesen Anfängen kam Jean Paul nach Leipzig in die Pause, während welcher die Palingenesinen geschrieben wurden. Die Ursachen dieses neuen Anhaltens waren doppelter Art; erstens der noch immer zu geringe plastische und erhabene, noch zu manirirte und zu subjectiv-humoristische Ton der ersten Jobelperiode, in welcher Schoppe noch zu unverhältnißmäßig vielen Raum einnahm. Namentlich hatte der Dichter aus Mangel an

jenen Elementen, so zu sagen aus der italiänischen Schule, Behufs der Raumausfüllung sich noch nicht entschlossen, das Störend-satyrische in die Anhänge zu verweisen. Zweitens aber quälten ihn die Ungewißheiten der weiblichen Hauptfiguren, der Liane und der Linda, in Bezug auf seinen Helden. So finden wir als zu lösende Karten fragend angeführt: wie Albano mit Linda zerfallen? wo er sie finden? wenn er aufopfern? wen Liane heirathen solle? — Man sieht besonders, es fehlte ihm noch an dem tragischen Kunstmuthe, den Tod Lianens zu beschließen; wiewohl er damals sich davon schon losgemacht hatte, den Albano seiner Fehler halber von der Liane zur Linda und von da nach dem Mißgriff mit ihr zu Jener nach der Besserung wieder zurückzuführen. Die Idee zur Prinzessin Idoine war hier schon vorhanden.

Der Einfluß der Dresdner Reise im Mai 1798 mit den beschriebenen Eindrücken führte den Dichter zum drittenmale zu der großen Arbeit. Die erste Folge derselben war die Umarbeitung der ersten Jobelperiode, und jeder aufmerksame Leser wird die große Nachwirkung jenes Abends, wo er die Dresdner Statuen erblickt, schon aus den öfteren Anspielungen auf dieselben und aus den wiederholten Vergleichen Albano's mit ihnen erkennen. Gewiß gab er hier schon die Einkleidung mit dem Mahler Reinhard auf. Und das Meiste, was in der ersten Hälfte des ersten Bandes an objectiver Darstellung vorhanden ist, datirt sich bereits aus diesem Frühlingsmonate. Wir sehen ferner aus den Briefen an Otto, daß er jetzt bereits die Anordnung mit den komischen Anhängen getroffen hatte. — In den schönen Sommermonaten ferner,

während welcher er nach Beseitigung der Liebesstürme mit der Berlepsch in dem ihm von dieser in Gohlis bereit gehaltenem Zimmer arbeitete, entstanden die vorzüglichsten Scenen in Lianens Hause.

Der Februar 1799 brachte endlich nach Ueberstehung der letzten Pause, welche die Briefe und der bevorstehende Lebensbehuf ausfüllten, in Weimar die Auflösung der wichtigsten Räthsel, und die sich einander folgenden Erlebnisse machten ihm nunmehr die ununterbrochene Ausführung des großen Planes möglich. Der plötzlich hervorbrechende Entschluß der Charlotte v. Kalb, unsern Dichter zu heirathen, die ganze Art, in welcher dieser Charakter bei den desfallsigen Stürmen vor ihm sich entwickelte, und selbst ihre von Zeit zu Zeit eintretende Blindheit, welche auch im Idiom die Katastrophe motivirt, gaben ihm den Charakter und alle der Linda oder der Titanide und fast alle Scenen, welche sie zum Gegenstande hatten. Die eigene Gluth, die er wiederum eine Zeitlang für sie gefühlt, die Verhandlungen zwischen ihm und Otto über ihre ästhetische Philosophie, über die Unschuld der Sinnlichkeit. — Alles das brauchte fast nur treu von ihm copirt zu werden. —

Einen wenn auch ganz andern, jedoch nicht geringeren Antheil an der Lösung hatte die Herzogin *Amalia* von Weimar. Sie war es, welche ihn durch ihre geistreichen Schilderungen und Mittheilungen den Stoff zu den so treuen und mahlenden, als glühenden und poetischen Schilderungen aller italiänischen Scenen, besonders der ausführlichen im vierten Bande von Rom, Neapel und Ischia, die stets ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, verlieh. Sie hatten die doppelt bedeutsame Folge,

durch ihre Anschauung den Dichter in die höchste poetische Entzückung zu versetzen — (schon in den allerersten Entwürfen gab sich Jean Paul den Rath, italiänisch-spanische Gegenden, mit denen er sich immer entzückt, auszumahlen und vorzuhalten;) über das Ganze einen schönen und duftigen italiänischen Hauch zu bringen, und dann auf einem solchen Boden manche Entwickelung psychologisch zu motiviren. — Zunächst ward die erste Jobelperiode auf Isola bella noch einmal revidirt, und erhielt namentlich die aus dem Munde der Herzogin vernommenen Details über die Gärten und den Palast der Borromäer, wie dies die Nachträge zu den desfallsigen Entwürfen deutlich ausweisen. Im Februar war der Plan ganz vollständig vor des Dichters Seele, weshalb er auch des mechanischen Hülfsmittels des Aufschreibens der Entwürfe nicht mehr bedurfte. Beides beweißt die Stelle eines Briefes an Otto, in welchen er diesen auffordert, Friedrich von Oertel, der sich zum beständigen Vertheidiger des Dichters aufgeworfen, zur Beantwortung der Frage anzuhalten: ob es ihm recht wäre, wenn er ihm die ganze durch so viele Bände des Titans laufende Geschichte schriebe, damit, wenn er etwa vor der Beendigung sterbe, „seine Rechtfertigung da wäre." — Diese Befürchtung zeigt zugleich, wie Jean Paul ahnete, daß der erste Band des Titan so viel Heterogenes gegen die späteren enthalte, um eine ganz falsche Aussicht auf dieselbe zu eröffnen. Dies ging auch, und auf eine herbere Weise, als er befürchtet, in Erfüllung —

Auffallend that sich auch hier wieder der Zwiespalt in ihm kund, zwischen welchem er überhaupt hin und herge-

worfen ward und der es ihm so schwer machte, den rechten Ton zu treffen. Auf der einen Seite ging sein ganzes Streben dahin, aus der Manier, die ihm der Kampf zwischen Ernst und Satyre aufgedrungen, sich herauszuarbeiten, und wenn er von den edlen und großartigen Eindrücken seiner neuen Umgebung erhoben, der Schwierigkeit dieser Aufgabe für ihn, so wie der Grund derselben, sich bewußt wurde: brach er wohl in zürnenden Schmerz über die Leere der drückenden Vergangenheit aus.*) Ein andermal, wo er schmerzhaft fühlte, daß ihn ein belebendes und erhebendes Erlebniß nicht so fortriß, als er gehofft, rief er wiederum Otto zu: so glücklich, als ihn sonst der Teufel gemacht haben würde, könne ihn jetzt kein Gott mehr machen! — Und auf der andern Seite dennoch fürchtete er sich wieder davor, daß: (25. April 1799) der hohe Albano, ordentlich wie eine Rührung, ihm eine zu ernste Manier aufdringe, — gerade wie es bei den biographischen Belustigungen der Fall gewesen war; — und sehnte sich demzufolge in jeden Augenblick wieder in die alten Verhältnisse, als die einzigen für ihn erfreulichen, zurück! —

In den Monaten Februar und März arbeitete Jean Paul an der sechsten Jobelperiode bis zur achten, welche hauptsächlich das erste Zusammentreffen Albano's mit Lianen angehen, schickte das Manuscript an Otto, und schrieb im April bis Anfang Mai 1800 bis zum 45sten

*) Wie in folgender Stelle an Otto vom 1. März 1799: „Zuweilen ergrimm' ich über meine von allen meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verdorben, und die mir kein Gott wiedergeben kann.“

Cykel, welcher Anfangs den ersten Theil beschließen sollte*). Wenige Tage darauf begann das Verhältniß mit Hildburghausen und dem dortigen Hofe, so wie zu der ersten Verlobten, der Hofdame Caroline von F. beides von außerordentlichen Einfluß auf den Titan. Ueber die dortigen Studien der Hofscenen sprach sich der Dichter in einem der bereits mitgetheilten Briefe aus. Bei weitem mehr aber auf den innern Inhalt wußte die neue Geliebte, welche für Lianen nicht nur das Aeußere, wie z. B. die Taille, das weiße Gewand und den nebst einer Rose am Haar befestigten und herabwallenden weißen Schleier, sondern die Eigenschaften Lianens, welche sich mehr durch Handeln als durch Leiden entwickelten, hergab. Man vergleiche hier die Schilderung, welche Richter an Jacobi von dieser Caroline giebt: „Ein ernster und strenger Geist, bei der zartesten Weichheit der Empfindung die kühnste Festigkeit des Entschlusses, (Liane, erstens in der Salatscene, dann in der Scene mit dem heftigen Albano nach der durch Spener erzwungenen Entsagung u. s. w.;) gegen die Verwandten, die uns zertheilen wollten, kämpfte sie, indem sie sich zum Doppelopfer der Liebe für jene und mich machte, schonend, fest und siegend an; sie war die Lieblingin und Schülerin eines vortrefflichen Vaters, Liane, die Lieblingin des alten Fürsten und Schülerin Spener's), und doch liebt sie und schont sie, was ich bei

*) Wir bemerken, daß in der ersten Ausgabe der erste Band noch die 6ste, 7te, 8te, und 9te Jobelperiode enthielt, welche in der Ausgabe der sämtl. Werke von uns, um die Theile der Gesammtausgabe an Umfang gleichartiger zu machen, dem so viel schwächeren 2ten Bande, zu dem sie auch dem Tone nach mehr passen, zugetheilt wurden. Sie gehen dort bis S. 118.

solchen Mädchen selten fand, ihre zarte Mutter unendlich. — Herder, den sie ihre von ihr selbst bossirte kleine Wachsbüste gesandt, (Lianens Zeichen,) sehnt sich nach ihr wie nach einer Geliebten. Sie treibt jetzt eben so eifrig die Haushaltkunde, als sonst Botanik, (Lianens Scene auf den Balkon mit den Gärtner unter aufgeblähten cereus serpens,) und Astronomie (die Scene auf der Sternwarte). Wie will ich mit lustigen Worten ihre überströmende Liebe, die Kraft, Wünsche unterzuordnen und Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieses von jahrelangen Schmerzen erzogenen Herzens, und die Gleichgültigkeit gegen Tand und ihre Frömmigkeit mahlen?" — Wir könnten diese Parallele noch viel weiter ziehen. — Doch sei dies genug. Aber wie seltsam arbeitete das Schicksal ihm auch darin in die Hände, indem es dieses neue Modell der Liane in eben so hartnäckigen Kampf mit ihren Verwandten ihrer Liebe willen gerathen ließ, in welchem Liane nach dem Plane mit ihren Aeltern*) stehen sollte, und auf diese Weise gerade ihren Charakter in derjenigen Gemüthsbewegung und denjenigen äußeren Verhältnissen vor ihm zu entwickeln hatte, wie die Heldin des Romanes.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit einem Einwurf begegnen, dem ein oberflächlicher Blick in diesem schein-

*) Froulay trägt besonders in seinem Verhältniß zu den Kindern, in der barschen spaltenden Manier, mit der er ihre Liebeszeichen an den Geburtstagen u. s. w. aufnimmt, die Züge des alten Herold in Hof, des Vaters von Amoenen, Helenen, Karolinen u. s. w. Während der Arbeit am Titan beschrieb ihm Otto eine ähnliche Scene, wie die wo Liane dem Vater die blumige Weste schenkt.

wahren Nachzeichnen nach der Wirklichkeit entweder gegen unsre materielle Erklärung des Dichters, welcher sowohl die früher sehr häufige Deutungssucht, als besonders die als Arbeit eines poetischen Hämelings bezeichnete Copirpoesie mannigfach verspottet, oder eben, da diese Aehnlichkeiten zu klar vorliegen, gegen Jean Paul's höheren Dichterberuf überhaupt finden.

Wir haben es hierbei bloß mit denen zu thun, die Heinse's trefflichen Ausspruch im Ardhingello: daß ein Dichter einen Charakter eben so wenig erfinden könne, als Gold, nicht verstehen. Jeder wahre und wirklich lebendige poetische Charakter hatte bei jedem Dichter noch ein lebendes Modell. Denjenigen, die einen zu erfinden d. h. nach einen Rechnungs-Schema einen solchen zu bilden versuchten, ging es noch immer wie den Alchymisten, die oft goldgelbes Metall machten aber kein Gold. Seltsamer Weise hat man, von der Unbehülflichkeit der dramatischen Darstellung wie von der geringen Mannigfaltigkeit von Jean Paul's Charakteren getäuscht, ihm gerade dieses Schematisiren vorgeworfen und, wie in jener angeführten Stelle der Schlegel, viele seiner Personen wie das Facit eines psychologischen Rechenexempels betrachtet. Darum ist gerade nirgends nöthiger, die Modelle nachzuweisen als bei ihm. Glücklicher Weise ist dies auch nirgends leichter; eben weil es ihm so viel schwerer wurde, seine Studien zu verstecken und er so viele unverarbeitet herstellen mußte. Alle, bisher entwickelte, Charaktere unsers Dichters waren entweder, und fast alle mehr niederländische Figuren, treue Naturgemählde, oder aus seinen Lebens-Anschauungen entsprungen, die ihm das Leben selbst also

vorgehalten haben mußte, wo er sie außer sich nicht fand, bildete er sie sich selbst oder einzelnen Richtungen seines Wesens nach. Wenn sie schwer und langsam aus ihm sich entwickelten, wenn ihre Züge nach und nach zusammengetragen wurden, so lag dies darin, daß ihm die Umgebung zwar ähnliche, doch so schwach angedeutete, vom äußeren kümmerlichen Druck eben so auch halb erdrückte Modelle vorhielt, wie seine aufnehmende und Bildungsphantasie unterdrückt vom Leben gehalten wurde, — so daß diese Modelle eben schwer anzutreffen und ihnen mühsame von seiner Phantasie ein so kräftiges und hervortretendes Sein, wie es für die Poesie nöthig war, erst gegeben werden mußte; während die Vermischung der unausgebildeten und ursprünglich kräftigern Züge bei den, in einem gemeineren Leben, vorkommenen Figuren, ihn so oft irre machte. Jean Paul war demnach in beständigen Suchen zu Modellen für seine Gebilde nach solchen Wesen begriffen, welche scharf ausgeprägt im Leben, die Züge an sich trugen, die er verschieden, und nur erst aus dem Hindergrund seiner mit dem Erinnerungsvermögen combinirten schaffenden Einbildungskraft hervortretenden, und in allgemeinen Umrissen von ihm geschaueten, poetischen Charakteren geben zu müssen überzeugt war. Er fand daher nur im Leben die Charaktere, die er vorher bereits gesucht. Ihr Bild hatte schon lange Zeit dunkel in seiner Seele gestanden, ehe er sie nur sahe. Daher die Blitzesschnelle, mit welcher er nach der Bekanntschaft von einer Stunde mit so vielen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in das glühendste Liebes- und Freundschaftsver-

hältniß gerieth. Leben und Poesie durchdrangen so innig sich und so unauflöslich bei ihm, daß kann man sagen: er habe sich jedesmal nur in die Person verliebt, die dem seinigen seiner poetischen Charaktere entsprach, mit welchem er eben umging. Daher aber auch auf der andern Seite die ihm im Leben so oft vorgeworfene Unbeständigkeit in der Neigung. denn die Gluth verlor sich, wenn das Resultat der Bekanntschaft erreicht war, und nun wieder ein anderes Modell gesucht werden mußte. Daher die vielen Mißgriffe namentlich in den Geliebten, die für ihn nie, wie bei andern Dichtern, bloße Liebschaften waren: denn seine einsame, unschuldige, unverbrauchte, später jedesmal in die höchste Gährung versetzte Herzensphantasie umfaßte ausschließlich ein solches Wesen mit allen Fibern seiner Seele. Darum konnte er erst dann wirklich eine Frau mit richtigem Tact und Gefühl sich heraussuchen, als er alle weiblichen Charaktere, die für den Titan nothwendig, im Leben gefunden und durchgeliebt hatte. — Dieß Alles hatte Richter mit anderen Dichtern in größeren oder geringeren Grade gemein. Eigenthümlich waren ihm jedoch in dieser Beziehung einige Eigenschaften, die, wenn sie ihn als Menschen hoch ehren, und auf der einen Seite dem wahrhaften Gefühl seiner Darstellungen förderlich, doch auf der andern für seine Ausbildung als Künstler nachtheilig waren. Es war dies weniger die, daß er für die Personen, welche auf diese Weise geliebt, dieselbe Theilnahme und denselben Verkehr beibehalten mochte, in welchen der Dichter zu den, in bereits hinter ihm liegenden Werken dargestellten, poetischen Charaktern steht. So wie es Jean Paul's größte Seelenlust war,

von Zeit zu Zeit seine älteren Werke durchzulesen und zu studiren, während er mit der größten Verwunderung von Göthe hörte, daß dieser der ehemaligen Darstellungen und Gefühle gewissermaßen sich schämte; — *eben so* unterhielt er, wie schon einmal erwähnt, beständig *eine* Art Liebesbriefwechsel, nachdem die Verhältnisse mit *ihnen* längst *aufgelöst* waren, nicht bloß nunmehr seit fast zehn Jahren mit den Höfer Freundinnen, sondern auch mit der Berlepsch, der Kalb und mit Carolinen v. F. So wie es ihm nun aber wegen jener Selbstlectüre immer schwieriger werden mußte, aus der früheren Manier herauszukommen, die ihn durch so viele entzückende Erinnerungen aus den Zeiten der ersten Begeisterung gefangen hielt: eben so hielten ihn die früheren Charaktermodelle durch jenen unterhaltenen innigern Verkehr fest und hatten natürlich einen großen Antheil an der sonderbaren Familienähnlichkeit seiner poetischen Charaktere. Schon weil sie ihm zu viel Zeit nahmen, mit größerer Antheilnahme neue und mannigfaltigere Verhältnisse zu suchen und zu pflegen. An Beiden aber war eben das so *lang* dauernde ärmliche Leben Schuld. Denn wie er seine ärmliche Geburtsgegend sich selbst erst poetisch hatte erklären müssen, so hatte er sich gewöhnt, an diese Verklärung in seinen Schriften namentlich im Hesperus über welchen der Verfasser den Dichter in seinem spätesten Alter manchmal lesend antraf — sich weiter zu erheben. — Die Bequemlichkeit ferner, an die ihn ein so sehr langes einsames Arbeiten gewöhnt; das Leben auf den Papier, das er mit Allen, und selbst mit seinem Otto, so lange seinem Hausnachbar, geführt; die Schwierigkeit ferner und be-

sonders, sich bei der Masse von nöthigen mechanischen Hülfsmitteln an Excerpten und diätetischen Gewöhnungen, so zu sagen schnell mobil zu machen: Alles das machte ihn die alten Bekanntschaften so vorzugsweise lieb und werth, wie einen alten bequemen Rock, den Göthe nicht selbst, sondern sehr fein durch den Mund des Philisters Wagner im Meister preisen läßt. Die zweite in künstlerischer Hinsicht ihm so nachtheilige Eigenthümlichkeit war jener religiöse Liebesernst, so sehr verschieden von dem, was wir gewöhnlich verliebt sein nennen; in welchen Liebesernst er sogleich zu den Charaktermodellen gerieth, und der die Flügel seiner Seele und Phantasie auf eine so lange Zeit und so fest an sie band. Denn die Unschuld seiner Seele und die Abscheu vor jeder derberen Sinnlichkeit, welche die Jungfräulichkeit seines Körpers bis in das Brautbett führten (in seinem 38sten Lebensjahre,) verwischten nie durch Sättigung das schöne Bild der Phantasie von diesen Wesen, das daher in der Entfernung ihn immer wieder hinriß, ihm daher die gänzliche Lossagung aus rein physischen und intellectuellen Gründen um so schwieriger machten. Die vielen täuschenden Hoffnungen, die seine fromme Innigkeit in jenem Wesen erweckte und die zu enttäuschen seine Gewissenhaftigkeit sich noch sehr lange sträubte, wenn er längst schon die Entdeckung wieder einmal gemacht, daß seine Phantasie die Kosten zur Bestreitung des herrlichen Bildes in der ersten Entzückungszeit zur Hälfte selbst getragen, und daß er diejenigen Züge, welche er in seiner Seele und in seinen Entwürfen der Bekanntschaft schon mitgebracht, alle in der neuen Gestalt voraussetzte, oder auf sie übergetragen

habe: diese verursachten jedesmal einen langen Kampf zwischen den eigentlichen Begehrnissen seiner Seele und seinem Pflichtgefühl. Mit den meisten, wie namentlich mit der Kalb und auch mit Karolinen v. F., war er ohnehin vorher schon durch Briefe bekannt gewesen, und mit der letzteren hatte er, wie er sich über den nachherigen Bruch mit ihr zu Jacobi entschuldigt, das Liebesverständniß selbst hauptsächlich auf dem Papiere geführt. Auf diese Weise wurde er jedesmal so tief in solche Verhältnisse verwickelt; ja, einigemale war er so nahe daran, solchen Wesen sein ganzes Leben, und daher auch die Zukunft seiner ganzen Poesie zu opfern! Die Kosten solcher poetischen Ausbeute wurden daher für ihn so groß; die nachwehenden Stürme auf so lange Zeit für seine Ruhe vernichtend, daß er auch in dieser Beziehung zu viel Hindernisse fand, um die mannigfaltigen Studien der Art zu machen, die ihm nöthig gewesen wären. Es fehlte ihm der dichterische Leichtsinn der Jugend, um die Blüthen des Lebens ohne Sorge und spielend zu umfliegen, so wie im reiferen Alter die Kälte, mit welcher z. B. Göthe nach Ausschöpfung des poetischen Genusses an einem seine Phantasie reizenden Wesen sogleich jede unangenehme Nachwirkung von sich zu weisen im Stande gewesen sein mag. —

Doch kommen wir nach dieser nothwendigen Digression auf den Titan zurück.

Fabel und Tendenz sind die ausgeführten Ideen der unsichtbaren Loge und des Hesperus. — Wir haben diesmal die beiden Fürstenthümer, welche um die Nachfolge kämpfen: Hohenflies und Haarhaar. Jedes von

diesen, hat einen Beauftragten, der sein Interesse verficht. Haarhaar, den deutschen Herrn von Bouverot, einen Spieler, Wollüstling und — Kunstkenner, der den angeblichen einzigen Sohn des Hohenflieser Fürsten, Luigi, nach Italien begleitet, und in Wollust entnervt. Zum Retter des Hohenflies'schen Hauses hat sich aus Rache, weil ihm die Hand einer Haarhaar'schen Prinzessin verweigert worden, der Ritter Don Gaspard de Càsara aufgedrungen, die causa movens des Romans. Er arbeitet Jenem nicht nur dadurch entgegen, daß er den heimlich gebornen zweiten Prinzen verbergen hilft, sondern auch gewissermaßen dennoch in die Hände dadurch, indem er, ehrgeizig seine Tochter Linda mit dem verborgenen Prinzen zu vermählen strebend, den älteren Bruder Luigi durch die Haarhaar'schen Giftintriguen langsam morden läßt, damit seine Tochter mit seinem Schützlinge den Thron von Hohenflies besteige. Zu dem Zweck macht er sich mit Einwilligung der Aeltern vor der Welt und vor dem Schützlinge selbst zum Vater Albano's, des verborgenen Fürstensohnes; dagegen aber zum angeblichen Vormund seiner eigenen Tochter Linda, die darum, wie Albano den Namen de Càsara, so den einer Gräfin von Romeiro annehmen muß. Das doppelte Ziel des Ritters im Romane ist auf der einen Seite, den Albano tüchtig und kräftig erziehen zu lassen, und auf der andern, ihm und seiner Tochter gegenseitige Liebe einzuflößen, damit die Heirath der Beiden schon vollzogen sei, ehe Albano mit dem Geheimniß seiner Geburt bekannt und Nachfolger auf dem Thron geworden ist. Darum werden Beide, nachdem Albano mit einer Zwillingsschwester auf Isola

bella geboren, seine Mutter jedoch sehr bald gestorben ist, getrennt erzogen. Linda de Romeiro in Valenzia und auf eine Weise, um ihr eine so romantische, durch ihr Aeußeres wie ihr Inneres blendende, glänzende, gluthenfarbene Erscheinung zu geben, die wie eine besiegende Göttin sogleich die Herzen phantasiereicher Jünglinge in Brand setzt. Zu einer Eroberin erzogen, erhält sie nur genialische Tugendeigenschaften: Kühnheit, Stolz, Freiheitsgefühl, Verachtung gewöhnlicher Männer unter der Schranken, welche die Sitte dem weiblichen Geiste gezogen; statt Religion Philosophie, statt Demuth Herrschaft; ihre angebornen Eigenschaften sind ein spanisches Gluthherz und spanische Phantasie, und ein unendlicher Seelenadel, der nach dem Höchsten strebt. Albano dagegen muß nach des Ritters Plane einem doppelten Ziele entgegen erzogen werden: zu einen Fürsten, der körperlich wie geistig im Stande ist, der neue Stammhalter einer untergrabenen Dynastie zu werden, und zu einen edlen für Thaten und alle Zweige des menschlichen Strebens und Seins übersehenden Mann, und auf der andern zu einen romantisch sich sehnenden Jüngling, der von einem so poetischen und heroischen Wesen, wie Linda, ergriffen werden muß. Darum bekommt er einen zweiten angeblichen Pflegevater, den Landschaftsdirector von Wehrfritz, der ihn bis zu seinem achtzehnten Jahre auf dem Lande erziehen zu lassen hat. Während er hier zu einen kräftigen, reinen, unschuldigen, kenntnißreichen, liebevollen Jüngling aufwächst, wird ihm eine tiefe Romantik und Sehnsucht dadurch eingeflößt, theils, daß ihm sein angeblicher Vater, der Ritter, beständig fern gehalten und die

Erscheinung desselben ihm erst im Jünglingsalter in fernen Gegenden versprochen wird; theils und besonders auch durch das fast tägliche Verbot, die nahe Stadt Pestitz, die Hauptstadt von Hohenflies, zu betreten, in welcher der Ritter und andere ihm oft geschilderte Personen leben, und in welcher selbst Linda de Romeiro als geniales Mädchen einigemal über die Bühne geführt wird; motivirt ist dieses Verbot dadurch, daß Albano eine zu große Aehnlichkeit mit dem damals noch jugendlichen fürstlichen Vater hat. Genug! er erhält die idyllische Tugend Jean Paul's selbst und aller seiner Helden und des Dichters Stadtsehnsucht, welche sich aber bei Albano noch unendlich viel höher steigert, indem ihm durch die Schilderungen der beiden Kinder des Ministers Froulay, mit denen er einen gemeinschaftlichen Sprach- und Fechtmeister hat, die bestimmte Sehnsucht nach einem Freunde und einer Freundin erweckt wird. — Der Ritter, ein Mann, der mit außrordentlicher Menschenkenntniß und der tiefsten psychologischen Berechnung die extremsten Gegensätze in der Menschennatur als passende Werkzeuge für denselben Zweck zu benutzen weiß, vollbringt jene gewünschte Erziehung bis zum Jünglingsalter mit den einfachsten menschlichen Mitteln. Ein roher, aber edler Schulmeistermann lieset mit ihm den Plutarch; ein luftiger und windiger Tanzmeister bildet den Körper, und der Baumeister Dian den plastischen Schönheitssinn. Jüngling geworden, werden ihm zwei eben so entgegengesetzte, jedoch edlere und universellere Hofmeister an die Seite gegeben in dem als Schoppe aufgefundenem Leibgeber mit seiner das Kleine vernichtenden und verächtlich machen-

den Weltanschauung, neben dem das strenge Gesetz, das Maaß, das Schickliche gerade bis in's Kleinste veranschaulichenden und dessen Bedeutung ihm hervorhebenden Lector von Augusti welcher den durch Schoppe frei erhaltenen Jüngling mit Schicklichkeit in den Fürsten und Ministersälen gehen lehren soll. In dieser Hinsicht erreicht der Ritter seinen Zweck vollkommen; jedoch die außerordentlichere Aufgabe der freien Vereinigung mit Linda, und namentlich die Ueberwindung der Letzteren durch Albano, forderte außerordentlichere Mittel, die sich auf Beide zugleich erstrecken mußten. Hierzu findet er das verworfnere Werkzeug in seinem Bruder, einer niedrigen und häßlichen Parodie seiner selbst, der eben so viele Freude findet, wie er, an heimlichen Intriguen und an Täuschungen, jedoch ohne Zwecke, nur aus schwachköpfiger Freude an der nackten Lüge. Ein gemeiner Bauchredner, wie es auch der Ritter, nur in höherem Sinne und mit Anwendung anderer Mittel, wird er gebraucht, die Phantasieen Albano's und Linda's durch Nachäffung geisterhafter Einwirkungen beständig mit einander zu beschäftigen, so daß, während sie aus Stolz gerade darum einander fliehen, dennoch das sie Beide berührende ihnen unerklärliche Mystische sie dennoch im ersten Augenblicke des Findens mit stürmischer Heftigkeit zu einander reißt; zumal sie Beide für den Ritter, dem sie in verschiedenen Beziehungen angehören, gleiche Ehrfurcht empfinden. — Albano's hohe, kräftige und reine Natur überwältiget wirklich Linda's Stolz und Unabhängigkeitsliebe. Der Ritter steht auf dem Punct, die Früchte aller seiner langen, edlen wie unedlen, Machinationen durch eine Heirath zwischen Beiden zu ärndten. — Doch da zer-

bricht das von ihm über die Gränzen weiblicher Bestimmung hinaus gespannte Werkzeug, kurz nachdem es mitten in das Getriebe der Leidenschaften aus seiner bisherigen kalten Einsamkeit gebracht worden ist. —

Denn unbeachtet vom Ritter ist neben Linda und Albano ein Wesen aufgewachsen, welches, der Antipode Don Gaspard's, wie dieser aus kalter Verstandesrechnung und in fürchterlicher Eiseskälte die Menschen, alles Höhere wie alles Niedrige ihrer Bestrebungen und Empfindungen, als Zahlen und Faktoren zu den von ihm angelegten großen Rechnenexempel betrachtet, Alles dies eben so nur für Werkzeug und Reizmittel einer schon im frühesten Knabenalter übersättigten Phantasie zu brauchen sucht, mit vollstem Bewußtsein, daß er Opium darin genieße, sowohl nach den edelsten Genüssen sucht, um sich in Freude, als nach den schlechtesten, um sich in dem Schmerz der Reue und der Zerknirschung, die für ihn als Reizmittel gleichen Werth haben mit jenen, zu berauschen, und den Lebensekel dadurch zu ertödten; — ein Mensch, der mit den höchsten Anlagen geboren, sie in Folge fehlerhafter Erziehung, nur zur Erlangung der höchsten irdischen physischen und geistigen Genüsse anwendet; — der noch nicht an dem realen Genuß dieser aufgesuchten Momente genug hat, sondern sie auch nachher noch durch poetische Darstellung derselben wieder durchzugenießen versucht, daher in den Momenten höchster Entzückung wie höchsten Schmerzes dieselben mit vollem Bewußtsein anschaut, und so stets der eigne Maschinenmeister seiner Seele und seines Herzens ist. Dieser Mensch, gerade durch seine Schwäche fürchterlicher als der kräftige Ritter, weil er an

den Genuß einer Minute jeden Augenblick sein Leben zu setzen bereit ist, während bei jenem die Pläne in die Zukunft Garantiren gegen den Verrath und die Vernichtung der Person sind, die er zum Gegenstand seiner Theilnahme gemacht hat, — dieser Mensch erblickt von frühster Jugend auf den Genuß der romantischen, ihn stolz von sich abweisenden Linda als das höchste Ziel, um welches er dieses Leben hingeben könne. Wie Faust alles menschliche Wissen, so hat er alle irdische Genüsse erschöpft. Das Unendliche, Unerreichbare, das er sich erstürmen will, ist in seinen trunkenen Augen wie eine Göttin erscheinende Linda, um derentwillen er sich schon im zwölften Jahre erschießen wollen, um sie zu erringen wird er selbst ein Teufel. So lange durch die äußerst geschickt für eine so geraume Zeit der Handlung vom Dichter bewerkstelligte Anwesenheit der Linda und ihres Alleinstehens die Möglichkeit ihres einstmaligen Besitzes noch nicht durchaus genommen ist, begnügt sich Roquairol, sich zu übertäuben in der Schwelgerei in der ihm neuen heißen Freundschaft Albano's, in den durch diese ihm zugeführten Erschütterungen in die Verführung von dessen Pflegeschwester Rabette, einer in ihrer naiven, beschränkten, robusten Ländlichkeit ebenfalls neuen Erscheinung. Aber als Linda endlich erscheint, als Geliebte Albano's, ihr Verlust auf immer droht, kocht der ganze Krater seines Innern auf. Er kann jetzt den Genuß nur mit seinem Tode erkaufen, zumal es der kräftige Albano ist, der durch seine Rache ihm ohnehin das ganze übrige Leben genußlos machen würde. Meisterhaft hat der kluge Ritter durch seine Erziehung Linda's der Katastrophe vorgear-

beitet. Wäre ihr durch dieselbe nicht ein Stolz eingeflößt worden, der sich eine Zeit lang gegen jedes Eheband sträubte, so würde Linda schon Albano's Gattin vor Eintreten der Krisis sein. So trennt sich Albano, erbittert durch ihr Widerstreben, auf mehrere Tage von ihr; während dieser Zeit erliegt Linda's Stolz nach einem richtigen psychologischen Gesetz der Liebesleidenschaft um so tiefer. In Extremen zu fühlen und zu denken gewohnt, giebt sie sich dem in der Dämmerung ihrem kurzsichtigen Auge mit Albano's Stimme vor sie hintretenden, von der Ursache des Streites unterrichtet scheinenden, mit aller Gluth des Wahnsinnes sie umfassenden Roquairol schrankenlos hin. — Dieser, nachdem er mit der Frechheit der Verzweiflung in einem Trauerspiel diese ganze Scene noch einmal durchgespielt hat, erschießt sich, und der Ritter stürzt mit Linda und seinen Plänen in den von jenem als Schwächling verachteten Roquairol gegrabenen Abgrund. Doch haben des Ritters Machinationen auch den Boden unter Schoppe's Füßen ausgehölt. Er hat die Gattin des Ritters gekannt, erblickt in Linda ihr Ebenbild; glaubt darum, daß Albano ihr Bruder sei; versucht sich darüber Gewißheit zu verschaffen; wird darüber von Don Gaspard in ein Irrenhaus geschickt, und stirbt im ausgebrochenen Wahnsinn, so das ewige Gesetz erfüllend: daß jede einseitig ohne Maaß sich ausdehnende Kraft, wie hier die des zersetzenden Humors, sich selbst vernichtet.

Ehe es jedoch zur Entwickelung kommt, und ehe noch Linda auf den Schauplatz tritt, hat Albano die Freuden und Schmerzen der ersten Liebe mit Liane, der

Schwester Roquairol's durchgefühlt, jener ätherischen weiblichen Figur, deren Anklänge in Beaten, Adelinen, bereits getönet hatten, die hier aber in höchster Blüthe und vollendeter Ausbildung erscheint. Um sie bildet sich im Romane gewissermaßen eine ganz besondere Welt, die nur in jene eingreift, in welcher aber Roquairol zu dem gebildet wird, als was er in das größere Getriebe eingreift. Wenn in Gaspard, Linda und Schoppe die einseitig überschäumende Kraft sich vernichtet, so sind Roquairol und Liane die Opfer der durch die in den höhern bürgerlichen Ständen eingerissene Unnatur der Erziehung hervorgebrachten Schwäche, die der, im schlimmen Falle und wo große natürliche Anlagen sind, alles um sich her und sich selbst vernichtende Teufel, oder im besten und zwar bei weiblichen Wesen vorkommenden Falle, sich in Phantasie und Nervenschwäche verflüchtigende Engel. Wie den Roquairol der von Kindheit auf genossene Ueberreiz, der ihm zu dem hohlsten qualvollsten Egoismus ausgehöhlt hat, die Seele verdorben, so der Liane, seiner Schwester, den Körper. Sie ist die höchste Blüthe der Weiblichkeit, hat alle zarten, feinen und schönen Eigenschaften ihres Geschlechts, aber in einer gleichsam fast völlig durchsichtigen Körperhülle. Sie ist eine Libelle, die, nachdem sie aufgewachsen, nur die Freude eines einzigen Frühlings erlebt, und im Sommer von den ersten hereinbrechenden Stürmen zerknickt wird. — Um diese Hauptfiguren reiht sich nun jene vornehme bürgerliche Welt, die der Dichter stets mit so scharfen Zahne verfolgt. Der Vater Lianens, der Minister Froulay, jener Extract vom Commerzienrath Röper, vom Minister

Schleunes, Heimlicher von Blaise; Bouverot und andere vornehme Hallunken, denen der tolerante und feine Lector Augusti und die Mutter Lianens als eine fromme, feine, aber dennoch kalte vornehme Frau, die ihren wohlgemeinten Grillen eben so gut das Glück der Tochter opfern, als der Minister Froulay seinen gemeinen Intriguen zur Seite stehen.

Nachdem nun Albano, in der Wahl seiner Geliebten nach zwei Seiten hin mißgreifend, mit eben so vernichtendem Schmerz erst an dem physischen Todbette Lianens, dann an dem moralischen ihrer Gegenfüßlerin Linda, stehen müssen, findet er zuletzt die Prinzessin Idoine, Lianen ähnlich an Geist und Gestalt, doch in ländlichen Umgebungen körperfest und von früh auf mit der Anlage und Leitung einer ländlichen Colonie beschäftigt, gesunden, festen und klaren Geistes, ein Innbegriff nicht nur weiblicher körperlicher und geistiger Schönheiten, sondern auch innerer und äußerer Fähigkeiten zur thätigen Erfüllung ihres weiblichen Berufs, — und an ihrer Seite besteigt er als ein harmonisch erzogener, durch eigene Leiden und Erfahrungen zu mannigfaltiger Menschenkenntniß geläuterter, Menschenwürde, Männerstolz und Freiheitsgefühl achtender, die Leiden, Empfindungen, Freuden aller Stände kennender, alle äußeren, den Blick verdunkelnde Erbärmlichkeiten verachtender, jugendlicher Fürst, dessen Zerstörungskraftepoche vorüber, und dessen Brust glühend aufbauender Thätigkeit entgegen, schlägt, den zugleich mit dem Verlust Linda's ledig gewordenen Thron seiner Väter.

Wir haben also in diesem großen Weltgemählde vier

Hauptströme, die sich in einander ergießen. Zuerst die Jugendwelt Albano's, worin derselbe harmonisch kräftig erzogen wird. Auf der einen Seite ihm gegenüber die vornehme bürgerliche Welt, in welcher Roquairol und Liane zur Seelen- und Körperschwäche zerrüttet werden; auf der andern die sich über das Leben mit einseitiger Kraft emporhebenden und jeder auf andere Weise mit demselben spielenden Titanen: Gaspard, Linda und Schoppe, die gerade durch jene vornehmen Schwächlinge vernichtet werden, die sie doch verachten; und endlich schwebt über allen diesen die große politische Idee von der nothwendigen körperlichen und geistigen Regeneration der bis in das innerste Mark faul gewordenen Fürstendynastie, die einen Menschen auf den Thron führt, der für die gallische Freiheit zu bluten von der Höhe des Römischen Capitols herab beschließt, während seine legitimen Vettern dort nur Bilder beschauen, und der in dem Augenblick der höchsten Liebesentzückungen über die erworbene romantisch-gewaltige Linda, nnd als er schon seine Abstammung erfahren, in diesem Entschlusse beharrt. — Und diese Weltbilder umfassen zu gleicher Zeit jedes große, schöne und erhabene Gut, wie jeden Irrthum, jeden Schmerz des Menschengeschlechts von der Wiege bis zum Grabe; — die Liebe in allen Gestalten, Abstufungen, Verirrungen; die abermalige Vergötterung deutscher Freundessehnsucht und Liebe; die Erhabenheit und die Wohllust, so wie den Schmerz und die Gefahren des Humors; die Kunst in ihrer edlen Schöne wie in ihren Verzerrungen; die Natur in der idyllischen Einfachheit des Ländlichen, in der künstlichen Zusammen-

stellung von Parks und Anlagen, in der lyrischen und in der dithyrambischen Trunkenheit und Erhabenheit des italiänischen Klimas. Jeder von den vier Hauptströmen der Handlung und Ideen trägt nicht nur seine eigenthümlichen Lebenskreise und Charaktere, jeder hat nicht nur seinen Gegensatz, sondern auch seine Parodie, und Alles bricht sich in den mannigfaltigsten Strahlen. So parodirt des Ritters Eisenkälte mit seinen großartigen Plänen der Minister Froulay mit seinen kleinlichen, und dennoch mörderischen, Hofintriguen; der bauchredende Oheim den lügenden Roquairol; die Fürstin mit ihrer frechen und niedrigsinnlichen Mannweiblichkeit, die erst milder in Italien erscheint, wo man die grellen Farben ihres Aeußeren überschreit, die romantisch schöne Keckheit der Linda; so der niedrigkomische Spher Schoppe's Humor; Bouverot den Dian.

Eine solche großartige Conception mit der unendlichen Mannigfaltigkeit, mit der Masse von Verhältnissen und Charakteren, die durch die Fabel, wie durch psychologische Gründe naturgerecht in einander greifen, ist nicht nur des größten Dichters würdig, sondern auch die Ausführung des Opfers eines ganzen Lebens; und es steht auch dieselbe, in Hinsicht dessen, was man die Zeichnung, Kartonirung, Gruppirung, die Anlage, die Umrisse der Scenen, und besonders der Charactere, nennt, der Größe der Idee sehr wenig nach.

Vergleicht man nämlich zuerst das Resultat, mit welchem man am Schluß der im Titan dargestellten Cyropädie ankommt in Bezug auf den Helden derselben mit dem des Wilhelm Meister, so ist, abgesehen von der

bei weitem höheren Intensivität der Naturen und der größeren Erhabenheit des Zieles der Vorzug unbedingt auf der Seite des Titan. Wilhelm, in dessen empfängliche weiche Wachsseele eine ganze Gesellschaft ihre Finger bildnerisch abgedrückt hat, soll am Schluß nach des Dichters Willen selbstständig dastehen. Aber wir fühlen in seiner Seele das demüthigende Gefühl, das er in der Mitte aller dieser Zuchtmeister, von denen jeder alle Augenblicke wieder den Finger an die Nase halten und in die frühere Docentenrolle wieder zurückfallen kann, zumal sie durch den ganzen Roman hindurch ihn als einen unbedingt folgsamen und gehorchenden Schüler gefunden haben. Albano dagegen bringt an den Schluß der Laufbahn alle die Vortheile von des Ritters Bemühungen aus der Schule der Lebenserziehung, in welche ihn derselbe geschickt, während alle Werkzeuge, die, nachdem er in's Leben eingetreten, an ihm ihren Zwecken nach haben herummeißeln wollen, zerbrochen zu seinen Füßen liegen, und er neben der, nicht von den Erziehern ihm bestimmten, sondern von ihm in Folge der Aehnlichkeit mit seiner auch früher von ihm selbst erwählten Geliebten auserkornen Braut, allein als einziger Herr und Selbstberather hoch droben auf den Gipfel des Lebens und der Gesellschaft steht. In Vergleich mit sich selbst und seinen früheren Schilderungen steht Jean Paul im Titan sehr viel höher. Albano hat keine der Mängel, die wir z. B. bei Victor vorfinden; er ist nicht mehr ein Mensch der Beschauung, sondern der That, und erhält mit der höchsten Liebe zugleich auch den höchsten Wirkungskreis. Es werden ferner in ihm nicht mehr die Gesetze des Lebens mit denen

poetischer Spielarten vermischt; er ist ein wirklicher Charakter, und nicht mehr eine Art ästhetischen Exempels, in welchem Leben und Handlung mit dichterischer Darstellung identificirt werden. Dieses ist auch der Fall bei allen Uebrigen. Es wird nicht mehr versucht, in einer und derselben Person eine harmonische Mischung von verschiedenen, Anfangs von Zeit zu Zeit einseitig hervortretenden, Charakterelementen hervorzubringen: sondern diese Elemente sind vollständig geschieden; jeder Charakter repräsentirt eine und dieselbe Gattung, und beharrt in der ihm angewiesnen Sphäre von Anfang bis zu Ende, — es erfährt daher jeder ein besonderes Schicksal; — mit einem Wort: es sind Träger da für alle schon früher vorhandengewesene Ideen des Dichters, von denen vorher mehrere und sich einander aufhebende in einer und derselben Person hatten vereinigt werden müssen. In den Charakteren ist mithin vollständig die Objectivität gewonnen und die Persönlichkeit Jean Paul's untergegangen. Der Humorist Schoppe hat keinen von den übrigen Charakteren angesteckt. — Nirgends ist auch wohl die poetische Gerechtigkeit so schön geübt, als in diesem außerordentlichen Werke, und einer der schönsten Züge in dieser Beziehung, der natürlich bei einem so vielfach mißverstandenen Romane am meisten übersehen wurde, ist: daß die an ihrer Erziehung, mithin großentheils auch an ihrem Unglück unschuldige Linda im Augenblick des höchsten Schmerzes mit dem tröstenden Vorgeben in die Welt hinausgestoßen wird, daß Albano ihr Bruder sei.

Daß Schoppe als der frühere Leibgeber, daß alle die Nebencharaktere, welche mit einzelnen großen Strichen

zu geben sind, meisterhaft gezeichnet wurden, versteht sich bei Jean Paul von selbst. Es ist derselbe Fall bei Don Gaspard und Roquairol, bei Liane und Linda. — Am wenigsten befriedigt jedoch, trotz der Vorzüge, die wir ihm vor den früheren Helden des Dichters eingeräumt haben, und nicht etwa, weil er zu ideal gehalten wäre, sondern weil dieses Ideal denn doch nicht Alles umfaßt, was ein sehr großer Theil der Menschen unter einem hohen Jüngling sich denkt. Albano ist gewissermaßen Alles, wonach ein so reiches Gemüth, wie das Jean Paul's, sich zu sein und zu leben gesehnt, und nicht mehr wie die früheren, was er gewesen und erreicht. Es fehlte ihm darum das eigentlich Ritterliche, jene Lust an Waffenglanz und Waffenthat, die jeder kräftige Jüngling denn doch während einer Periode seines Lebens hat, was aber, und hier wirkte negativ allerdings Jean Paul's Persönlichkeit, hier ganz aus des Dichters Bereiche lag. Albano unterscheidet sich darum auch wohl von den früheren Helden darin, daß die Kraft zum Handeln in ihm erscheint, aber im Roman selbst ist sie nur negativ als Widerstand thätig, nirgends auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, welches doch alle andere Männer um ihn, selbst der Schwächling Roquairol, verfolgen. Albano beschließt in den Krieg zu gehen, thut es aber nicht, und wenn Junienne zu ihm sagt: „er möge sogar lieber ein müßiger Graf bleiben," — so fällt uns das seinetwillen schwer auf's Herz. Wenn der Dichter die frühere glückliche Idee, Liane durch Albano mit Hülfe Roquairol's entführen zu lassen, aufgenommen und in die Handlung verwebt hätte, so wäre durch einen einzigen

solchen Zug die Passivität des Helden um vieles verringert worden.

Am schwächsten steht es aber mit der Beherrschung, harmonischen Gruppirung, der Dramatisirung und dem Verhältnisse der einzelnen Theile unter einander, so wie mit der Einheit der Darstellung in der Sprache — kurz: mit der eigentlich künstlerischen Ausführung im Einzelnen aus. Hier hat der Titan bei den Ansprüchen, welche er an ein abgerundetes und plastisches Kunstwerk macht, unläugbar große Mängel, welche ihn den größten Kunstwerken, die sich in Idee, Stoff und Form harmonisch durchdringen, an die Seite zu setzen nicht gestatten. An diesem Theil der Aufgabe mußte Jean Paul in Folge seines Lebensganges scheitern.

Wenn Jean Paul in einem Briefe an Jacobi, während des Arbeitens am zweiten Bande des Titan, ihm seine Geliebte, Karoline v. F., beschreibt, und dann hinzufügt: „solche französische Abstractionen geben nie das vinculum supstantiale eines Charakters, die Individualität, welche drei Reden oder eine Handlung darstellen. Das dramatische Geheimniß der Charakteristik beruht auf jenem vinculum.“ Um so mehr müßte man sich wundern, daß der Dichter gegen diese ihm so wohlbekannte Regel so häufig auch in dem Titan verstößt, wenn wir nicht mit den Gründen, welche die Anwendung dieser einfachen Regeln der Kunst für ihn so schwierig machten, bereits bekannt wären. Er zeichnet zwar im Titan alle Charaktere auch redend und handelnd; aber dennoch müht er sich namentlich in den ersten Theilen ab, dem Leser oft ganze Seiten lang besonders die am

meisten individuellen Charaktere, wie Gaspard, Roquairol, zu beschreiben. Und fast alle erinnern manchmal an jene älteren Bilder, denen beschreibende Zeddel aus dem Munde gehen. Dieser Subjectivität der Darstellung ist er auch im Titan erlegen. — Zwar liegt es größtentheils mit an dem Unvermögen, den großen Gang der Handlung durch Einwebung und Verknüpfung von Nebenereignissen lebendiger zu machen; so daß er die Zwischenzeit von einem eingreifenderen Ereigniß zu dem andern durch Schilderungen ausfüllen muß; — aber sehr oft muß man sich wundern, wie leicht durch einzelne Striche, wie durch die Einführung eines einfachen Dialogs oder durch die einer einzelnen Person in den Mund gelegte Darstellung, diesem Mangel hätte abgeholfen werden können. Aber es ist, wie bei allen Romanen Jean Paul's, so auch bei diesem, eine ängstliche Besorgniß zu bemerken, daß der Leser etwa seine Intention mißverstehen und seine Charaktere nicht recht auffassen werde. Es ist dies um so auffallender, als er jedesmal mit einer äußerst mahlerischen und lebendigen Introduction anfängt, welche uns die sonderbarsten Charaktere gewissermaßen als alte Bekannte vorführt, dann aber plötzlich, sei es im Gefühl, daß er auf diese Weise nicht fortfahren könne, wieder zurückfällt, und die Person, welche wir eben in Handlung gesehen, beschreibt, so zu sagen seine Studien mittheilt, den Leser gewissermaßen selbst besorgt und zweifelhaft macht, ob er auch richtig verstanden, und so den ersten Eindruck wieder verwischt und verwirrt; weshalb denn gerade kein Dichter in seinen Intentionen so sehr mißverstanden worden, als er, der

sich gerade die größte Mühe gab, sich verständlich zu machen. Denn indem er die Charakteristik der Personen theils in die Handlung, theils in die Beschreibung vertheilt, wurde bald der eine Theil, bald der andere übersehen, und gerade besonders die kleinen und am meisten zeichnenden Züge, die in das Gespräch oder in die Handlung eingekleidet waren: weil er den Leser zu sehr ge wöhnt hatte, die Aufklärung in Beschreibungen zu suchen, die ihn ohnehin mit psychologischen Motiven überschütteten. Dieser Uebelstand rächte sich an ihm ganz besonders im Titan, wo diese beiden Darstellungsarten am meisten mit einander kämpfen. So wurden die beiden Charaktere der Liane und der Linda nur nach dem subjectiven Interesse, was er bei den Beschreibungen derselben an ihnen nahm, nicht nach ihren Schicksalen, aufgefaßt. In dieser Beziehung ist der Vorwurf der Göthe'schen Xenie: daß er groß sein würde, wenn er mit seinem Reichthum hauszuhalten verstände, äußerst treffend. Auf einer andern Seite ist auf ihn als Grund dieser Mißgriffe das zum Theil anwendbar, was Friedr. Schlegel in der bekannten Recension aller Jacobi'schen Romane bemerkt: daß die allmählig entstandene Gedankenmasse eines so beschaffenen, mit dem Herzen gleichsam zusammengewachsenen, Kopfes durchaus nur darstellend mitgetheilt werden konnte.

Aber nicht bloß in der Charakteristik der Handelnden, sondern auch in der Drammatisirung der Handlung macht sich diese aus der Unbehülflichkeit und Subjectivität des Dichters hervorgehende Disharmonie: Aufhebung der Einheit, Anhaltung des Stromes der Geschichte und eine

überflüssige, störende Weitschweifigkeit, geltend. Am auffälligsten zeigt sich dies in der Art, wie Albano's Jugendgeschichte eingewebt ist. An sich ist sie namentlich, da die der Liane, des Roquairol und der Linda als Gegensätze äußerst geschickt mit eingeflochten sind, meisterhaft angelegt, sie ist auch durch und durch nothwendig, eben so wie es nothwendig ist, daß Albano erst am Ausgange des Werkes seinen Fürstenstand erfährt, weil beim Dichter dieselben Umstände noch obwalteten, die ihn verhinderten, sich in den Ideenkreis eines, im Bewußtsein seiner fürstlichen Geburt sich psychologisch entwickelnden edlen Menschen zu versetzen. Die Jugendgeschichte ist nothwendig, weil der Dichter, aus ebenfalls früher schon angeführten Gründen, in dieser nur ausführlich einen hohen und edlen Jüngling zu schildern vermochte. Aber statt aus derselben die Schilderung jenes Geburtstages, an welchem er auf die Vogelstange stieg, herauszunehmen, an diesen Tag das Nothwendige anzureihen, und denselben durch Albano etwa an Schoppe, während sie vor der Stadt Pestitz hielten und durch den Anblick des Jugenddorfes an ehemalige Zeiten errinnert wurden, bei welcher Erzählung Albano nothwendig in dem, durch die Eindrücke auf Isola bella in ihm hervorgerufenen, Tone hätte fortfahren können: nimmt der Dichter selbst das Wort, trägt die ganze Jugendgeschichte in seiner Manier vor, wie sie bereits in Hof ausgeführt gewesen sein mag, zertheilt sie sogar in mehrere Jobelperioden, und fällt auf eine so ungewöhnlich lange Zeit ganz und gar aus der Haltung des Titan heraus.

Diese Disharmonieen der Charakterisirung und der

Behandlung des Stoffes im Verhältniß zu dem sichtbaren Streben des Dichters und den ihm vorschwebenden Ideen häuften sich nun ganz besonders in dem ersten Dritttheil des Werks, und erscheinen um so mißlicher, als der Dichter sich später großentheils aus denselben herausarbeitete. Wie er nämlich am harmonisch'sten, ungezwungensten und klarsten da mahlt, wo er es mit Charakteren zu thun hat, welche er in früheren Romanen bereits beschrieben, und dem Leser als schon bekannt vorausgesetzt: so ergeht er sich, in dem Bewußtsein, daß das frühere Dritttheil die Aufgabe des Bekanntmachens der Personen hinlänglich gelößt, durchaus ungezwungen und unmanierirt, und in harmonischer Plastik. Dort ist er des Stoffes und der Kunstgesetze vollkommen Herr. Aber dieselbe Aengstlichkeit und Unbehülflichkeit, die ihn im Anfang zu jenen intensiven Fehlern verleitet, hat sich natürlicherweise auch auf den Styl und auf die Behandlung der Darstellung erstreckt. So giebt der ganze erste Band, und selbst noch ein Theil des zweiten, einen großen Theil jener Manier, die man fast, als die Naivetät, den Scherz und das Lächeln der Verlegenheit, als Hülfsmittel bezeichnen kann, unter denen er die Unbehülflichkeit, in der er sich gewissermaßen als Erzähler selbst erscheint, zu verstecken sucht. Das Hineinziehen seiner Persönlichkeit, mit der er immer noch gewissermaßen den Anschein, als wolle er ein regelrechtes Kunstwerk liefern, durch theilweise Vernichtung der Regeln von sich abweisen mag; das Burleske, das er neben das Erhabene und den Ernst stellt, damit derselbe nicht mit zu großem Maßstabe gemessen werde. Darum häuft

Schoppe am meisten in diesem ersten Bande, und sogar seinem niedrigen Abbilde, dem Doctor Sphex, ist ein widernatürlich großer Raum angewiesen. Ja, er steigert die Derbheit des Ausdrucks an einigen Stellen bis nahe an das Ekelhafte, und es sind noch manche Ueberbleibsel von der allerersten Idee in diesem Romane, wie den Ernst, so das Komische auf den höchsten Punct zu treiben; — eine Anordnung, womit er sich gewissermaßen früher von der einen seiner Doppelnaturen die Erlaubniß zu dem höchsten Ernst hat erkaufen mögen. Aber, was uns nirgends in seinen Romanen verletzte, verletzt uns hier, nachdem uns die erste Jobelperiode auf einen so reinen Standpunct erhoben hat. Auch diese Mängel schwinden vom zweiten Drittheil an ganz, machen aber den Riß mit dem ersten nur noch größer.

In dem reinen und wohlthätigen Eindruck, welchen auf den Dichter die Arbeit, noch mehr die Lectüre der späteren Bände, machte,*) fühlte er selbst den großen Riß zwischen diesen Theilen, und entschuldigt sich gegen Jacobi damit: daß das erste Drittheil noch in Hof und Leipzig, in einer unpassenden Firlein-Siebenkäsischen Manier entworfen und ausgearbeitet sei. So sehr wir es auch in anderer Hinsicht bedauern müssen, daß Jean Paul den ersten Band drucken ließ, als er den zweiten noch nicht gearbeitet hatte: so glauben wir doch nicht,

*) So schrieb er nach der Erscheinung des vierten Titan an Thieriot d. 4. April 1803: „Der Titan, 36 Aushängebogen stark, ist schon da, und ohne Frage das Beste meiner Poesie. Sapperment! sage ich — sollte ich ihn denn gemacht haben? Inzwischen glaub' ich's selber halb und halb.“ —

daß er später, wenn auch vielleicht die gröbsten Auswüchse beschnitten und gemildert, doch im Wesentlichen sehr viel daran geändert haben würde. Er schickte ja auch diesen ersten Band in den Druck, als er über die Kunstgesetze in Bezug auf den Titan bereits im Kleinen zu sein erklärte. Wir bemerkten auch schon, daß er die späteren Bände des Titan darum so rein gearbeitet, weil er in dem ersten sich jenes Ballastes entledigt hatte und durch Anwendung jener Hülfsmittel für sich ein reineres Feld erreicht. Wenn wir ihn bei den letzteren Arbeiten auf der durch den Titan gewonnenen Kunststufe beharren und Alles in dieser objectiven und harmonischen Weise behandeln sehen, so ist dabei zu bedenken, daß er leichtere, einfachere, in einer weniger höheren Sphäre sich bewegende, gewissermaßen einzelne Lebenssegmente behandelte, in denen Ernst und Humor gleich gemildert erscheinen und sich vertragen.

Aber wie sehr er dennoch selbst in der Epoche, wo er den zweiten Theil des Titan schon gearbeitet hatte, die Fülle seiner Ideen und des Stoffes in der angegebenen Weise nicht zu beherrschen wußte, zeigt die Anordnung, welche er mit dem Inhalt des zweiten Anhanges zum Titan traf. Mit großem Recht hatte er in dem ersten für die sogenannten Pestitzer Realblätter die einzelnen hindernden Bruchstücke ausgemacht; aber daß er dasselbe mit einem so schönen organisch-einheitlichen und dramatisch-lebendigen Ganzen that, wie das Luftschifffahrtsbuch Gianozzo's, der doch Niemand anderes ist, als der für den Anhang so getaufte Leibgeber Schoppe: hat uns immer bei der Durchlesung dieser Arbeit, die zu den

genialsten, gelungensten, abgerundetsten und reinsten des Dichters gehört, mit dem innigsten Schmerz und Bedauern erfüllt. Der Humor, der darin ist, ist ganz im Geiste des Titan gearbeitet. Welche köstliche Edelsteine für den Roman warf er bei dem Aufbau desselben weg! welche großartige, die Handlung befruchtende Idee, den Schoppe in seiner Luftkugel von Zeit zu Zeit über die große und blühende Titanwelt hinwegschweben und aus seiner Lufthöhe herab die ironische Verkleinerung aller der Bestrebungen, Leiden und Entzückungen unter ihm so natürlich erscheinen, und zu gleicher Zeit dem Luftschiffer, dem jedoch am Schluß eine Einmischung in die Handlung gegeben wird, immer an der Entwickelung und Verwickelung einen Antheil nehmen lassen! Es ist auch in Bezug auf Schoppe im zweiten, dritten, und im Anfang des vierten Theils des Titan, wo er ganz in den Hintergrund tritt, eine Lücke fühlbar, und es sind im Gianozzo mehrere Punkte, welche mit den Verhältnissen Schoppe's im Titan coincidiren und beweisen, daß der früheren Anlage nach ihm diese oder eine ähnliche Rolle bestimmt gewesen sein müsse. So erhält Gianozzo seine Gelder von einem reichen kaufmännischen Oheim, bei dem er absteigt, und von Schoppe wird berichtet, daß er die seinigen, man wisse nicht warum, aus einer holländischen Bank bezogen habe. Ferner und besonders erblickt Gianozzo in Italien eine romantische Schöne, die einen ankommenden Reiter, ihren Geliebten, erwartet, und in deren kurzen Schilderung man leicht die auch von Schoppe geliebte Linda erkennen könnte. Indeß ist Alles sorgsam verwischt, und in dem schönen Tode Gia-

nozzo's durch das am Rheinfall ihn erreichende Gewitter ein anderer Ausgang gegeben: wiewohl auch dieser Tod Gianozzo's an seine Identität mit Schoppe erinnert, und vielleicht auch das Schwanken des Dichters zwischen den beiden gleich poetisch-erhabenen Todesarten seiner dithyrambisch-poetischen Person in dem Kardinalromane nicht ohne Antheil an der Doppeldarstellung derselben gewesen ist. Wie dem auch sei: Gianozzo ist mit dem Titan zugleich geboren, in der schönsten und bewegtesten Epoche des Dichterlebens unsres Jean Paul, seinem Verlobtenstande in Berlin, gearbeitet, und nur, weil der Dichter ihn im Gewebe des Romans nicht unterzubringen vermocht, aus demselben herausgewiesen; und des Lesers Phantasie muß sich während des Genusses der Titanwelt Gianozzo's Luftkugel über derselben schwebend denken. Durch seine Aufnahme wäre die Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen nicht nur auch hergestellt gewesen, sondern der Dichter hätte sich wohl auch, wenn dieser plastische Humor hineingewoben worden wäre, zu Herausschneidung der Spher'schen und Fixlein'schen Elemente bewegen können. Und in dieser Beziehung ist es besonders, wo wir das Zerwürfniß Jean Paul's mit Göthe, und besonders mit Schiller, schmerzlich zu bedauern haben. Wie hätte nicht Letzterer, der selbst dem kunstgewaltigen Göthe für den, ihm ebenfalls fremden, Meister so äußerst bedeutende und entscheidende Winke gab, dem Titan ein gleicher Lehrmeister werden können! Jean Paul hatte Niemand sonst zum Berather, als Otto, dessen Kritik nirgends mehr in ihrer Werthlosigkeit erscheint, als bei diesem Romane. Im Ganzen nur das Echo des Freundes

zu sein gewohnt, paraphrasirt er lobend das Manuscript, und war, wenn er etwas aussetzte, sogleich wieder des Dichters Meinung, wenn dieser darauf beharrte, und ward dann wieder in der neuen schwankend, wenn ein Mann, wie etwa Jacobi, wieder tadelte; so wie er auch in den Lebensverhältnissen, wenn Richter ein Liebesverhältniß aufgelöst, das Otto kurz vorher gepriesen, ihm deducirte: daß er zur Ehe nicht passe, und wenn derselbe sich kurz darauf wieder verliebte, die Ehe mit der neuen Auserwählten ganz besonders passend fand; ferner bald dem Freunde deducirte, wie er bloß ein freies Nomadenleben bis an's Ende führen, bald, wie er sich in einer idyllischen Einsamkeit festsetzen müsse. — Diesmal berührte aber dieses Kritisiren den Dichter so unangenehm, daß er denselben bei späteren Bänden die Durchsicht des Manuscriptes entzog; wiewohl seine Einwürfe gegen Einzelnheiten in Scenen, Manier der Darstellung, treffend waren; und Richter ward dafür dadurch bestraft, daß das Wort „ersoffen" im Munde der Prinzessin Julienne verblieb, welches Otto gewiß als ein fremdes Wildpret aufgejagt haben würde.

Unter diesen Umständen würde der Titan, auch wenn er in seiner Gesammtheit mit einem Male vor das Publikum getreten wäre, den trübsten und schädlichsten Mißverständnissen ausgesetzt gewesen seyn, da ein größtentheils aus der bisherigen Sphäre Jean Paul's sowohl, als aller anderen Dichtungsweisen herausgehendes Werk überhaupt hätte überraschen, und erst langsam das Publikum zu sich heranbilden müssen. Aber die größte Fatalität war, daß die vier Bände von Ostern 1800

bis dahin 1803 immer nach einem Zwischenraum eines Jahres dem Publikum zugetröpfelt wurden. Als nun daher der erste und schlimmste Band allein erschien, in ihm so viel von der alten Manier mit dem so weit auseinandergezogenen Erziehungssystem, mit der Spher'schen niedrigen Komik, mit der umschreibenden Charakteristik, mit den geringen ersten Andeutungen über die eigentliche Bedeutung Roquairol's und der Liane: sahe sich fast überall die auf diesen Roman seit so lange erregte Spannung auf das unangenehmste getäuscht. Die Kunstgegner, die ihn schon lange für unverbesserlich erklärt, fanden über Erwarten hier ihre Meinung bestätiget; die enthusiastisch'sten höheren Freunde wurden auf das entschiedenste an ihm irre, und Jacobi und Baggesen schrieben dem Dichter geradezu: daß sie ihn für immer aufgäben und nunmehr nie etwas Säcularisches und Immerdauerndes mehr von ihm erwarteten. — Das größere Publicum jauchzte ihm allerdings zu; aber eben weil es nur den Alten wiederfand in der neuen Gestalt, weil es von ihm selbst gelehrt worden war, dieses Werk für sein größtes schon im Voraus zu betrachten; — und dieser ungemessene Beifall der Masse, und besonders der Frauen, im Gegensatz zu den höheren Geistern der Nationen, hätte den Dichter weniger freuen sollen! Denn gerade, als das Große und wirklich Gewaltige des Titan erschien, verstummten jene, und machten jenem kalten Erstaunen Platz, womit eben das wahrhaft Außergewöhnliche gleich im Anfang aufgenommen werden soll. — Als hierauf ein Jahr später der zweite Band erschien, und allein nur die mit so entzückter Liebe weit ausgesponnene Ueber-

gangsperiode oder Episode der Liebe Albano's und Lianens, ohne sie jedoch mit dem Tode der Letztern zu Ende zu führen: — so ergrimmten die Schlegelianer und Kunstritter noch mehr, weil sie nunmehr nur eine alte weinerliche Sentimentalitätsgeschichte, in welcher eine die gesunde Weiblichkeit verläugnende, durchsichtige und hysterische Dame, welche alle Leserinnen zu entnerven drohte, angeblich die Heldin sei. Die Entfernung des Humors mißfiel hier nun gerade um so mehr, als der Dichter, der, gewissermaßen als Gegensatz, den Gianozzo als Anhang hier gab, diese große Leuchtkugel fast zwecklos und vor der Zeit ganz abpuffte, und den Gedanken an den Zusammenhang in dem Werke fast ganz erdrückte. Hier war es, wo Tieck gegen Solger den merkwürdigen Ausspruch that, daß der Titan ein verdickter Cramer sei. — So war dem Werke im Voraus der Stab gebrochen! — Die übrigen Bände gingen bei'm Publikum auch kälter, vorüber, so daß selbst ein großer Unterschied zwischen dem ersten, bald vergriffenen, und den nachfolgenden Bänden sich ergab; und als der vierte Band mit der so viel besprochenen, wie durch einen Donnerschlag tief erstarren machenden, Opferungsscene der mit so überreicher Romantik und Poesie ausgestatteten Linda erschien, und von dem sonst so weichen und versöhnenden Dichter eine, mehr von der Moral, als von der Schönheit eingegebne poetische Grausamkeit gegen die Irrungen und Schwächen des Zeitalters, welche Wesen, wie Jacobi, aus religiösem Glauben; die Schlegel-Göthe'sche Schule aus eigenem Schuldbewußtsein; die Masse aus Schwäche nicht vertrugen; — und weil der moralische Schreck,

den der Dichter dadurch in die Welt warf, zu drückend erschien. Als Jacobi, und nach ihm hundert Andere, diesen vierten Band aus Entrüstung über die schreckliche moralische Vernichtung eines Wesens, an dem ihre Phantasie ein so inniges und warmes Interesse genommen, zu Boden warfen, und die erboßten damaligen Kunstkritiker erklärten, man dürfe, selbst wenn er psychologisch-wahr motivirt sei, einen solchen Fall gar nicht zu einem Gegenstand der Poesie machen: so fehlte dem Volke jeder Führer, an dessen Hand es in dem nach und nach entstandenen großen Gebäude sich hätte orientiren und der es hätte zurechtweisen mögen. Dieser, der Schlacht von Jena entgegengehenden, war ein Titanengeschlecht und sein Schicksal unerträglich. —

Siebenzehntes Kapitel.

Wanderung nach Koburg; — einjähriger Aufenthalt daselbst; — Rückkehr in's Fichtelgebirge; — erstes Jahr in Baireuth. — Frühjahr 1803 bis dahin 1805.
Werke: Die Flegeljahre; — Vorschule der Aesthetik; — Freiheitsbüchlein.

Mit der Vollendung des Titan beginnt in Jean Paul's äußerem Leben und in seinem dichterischen und schriftstellerischen Wirken eine in demselben Charakter gleichmäßig hinlaufende Epoche, die beinahe ein ganzes Vierteljahrhundert, bis zu seinem Tode umfaßt. Der Dichter stand zu Anfang derselben in der vollsten Reife seiner gestaltenden Kräfte, mit der vollständigsten Kenntniß und dem vollsten Bewußtsein ihrer Verhältnisse, und mit einem reichen Schatze von Arbeitserfahrungen in Bezug auf sich selbst; d. h. er war vollkommen Herr jener Selbstgeburtshülfskunde, mit welcher, verschieden nach eines Jeden Individualität, man am leichtesten und glücklichsten die Selbsterzeugnisse seines Innern an das Tageslicht fördert. Aber auf der andern Seite lag alles Streben hinaufwärts, in Poesie wie Leben, bereits hinter ihm. Es trieb ihn keine Sehnsucht mehr vorwärts; die höchste Aufgabe seines Lebens galt ihm für abgethan; Ideale lagen nicht mehr vor ihm; — und wie er von jetzt an als Gatte, Vater und Gesellschafter eine ruhige und

glückliche, ihn an das Haus und die Scholle fesselnde, Befriedigung fand, und in dem Leben mit seiner Gattin, in der Erziehung seiner Kinder, in dem Umgang mit Freunden mit der strengsten Consequenz die Resultate der psychologischen Beobachtungen, der Erfahrung und seines unausgesetzten Nachdenkens über die menschheitlichen Verhältnisse in seiner Familie selbst zu bethätigen und in's Leben zu rufen unausgesetzt strebte: auf dieselbe Weise suchte er das bisher gewonnene poetische und schriftstellerische Gebiet durchaus nicht mehr zu erweitern, sondern es in beseeligender Ruhe anzubauen; ihm theils praktische Früchte für die Welt abzugewinnen; theils der reinen Lust, dem Scherz und der Erheiterung in denselben Bosquets und Tempel zu bauen; theils das bisher Gegebene und sich Selbst zu erläutern und zu erklären; theils endlich und vorzüglich seine Pflichten als Bürger des großen Menschenstaates, welchem er sich angehörig glaubte, auf seine Weise zu erfüllen. Unter diese vier Gattungen läßt sich denn Alles verzeichnen, was seit dem J. 1803 von Jean Paul gearbeitet worden ist; und man kann ihn in dieser großen vierten Epoche seines Dichterlebens und Wirkens mit einem Mann vergleichen, der nach einem strebensvollen, mächtig bewegten Leben auf sein Landgut gezogen ist, dort die Erfahrungen und die Ausbeute seines Lebens nützt, dennoch aber alle Bewegungen der politischen und literarischen Welt mit größter Antheilnahme verfolgt, und in jedem wichtigen Moment und bei jeder wichtigen Erscheinung seine geachtete Stimme lobend oder tadelnd, warnend oder ermunternd, klagend oder sich freuend erschallen läßt, sonst aber nicht mehr

aufsuchend die Welt, sondern aufgesucht von ihr, einsam und dennoch in fortwährendem und freundlichem Wechselverkehr, wenn auch nicht mit den Stimmführern der Gegenwart, doch mit dem aufkeimenden Geschlecht. Dieselbe ruhige Befriedigung und Behaglichkeit, die harmonische Stille, der Hauch der Ordnung, welche über alle Schriften Jean Paul's seit dem Titan verbreitet sind, das Maaß im Ernst und in der Empfindung, wie im Scherz und der Satyre, wodurch sich diese letzteren wesentlich vor allen frühern unterscheiden, und was auch durchaus im Ausdruck und im Style sich kund giebt; alles dieses wurzelte in seinem äußeren Leben. Daß die Poesie, wie es immer gewesen, auch hier nur der Wiederschein des Lebens war, zeigte sich sogar an seinem Körper und seinem äußerlichen Auftreten. Bisher hager, bleich und fein die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unstäten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgends mit einem Entschluß und dem Gefühl des Bleibens, selbst im Gespräch nicht verharrend, wölbte sich plötzlich von der Zeit der Ausarbeitung der letzten Titanbände an seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich sein Gesicht, er bekam ein äußerst robustes Ansehen, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende fast dick nennen, auf eine Weise, daß seine früheren Freunde ihn kaum wieder zu erkennen vermochten. Wären die feine Nase, der zarte liebliche Mund, die reine, geistvoll geschwungene Stirn, das blitzende Auge nicht unverändert geblieben, man hätte bei seinem ersten Anblick eher einen Oekonomen, im besten Falle etwa einen Baumeister statt

eines Dichters in ihm vermuthet, zumal die Bequemlichkeit mehr noch als sonst seine Haus- und Reisegöttin wurde.

Man kann die poetische und schriftstellerische Thätigkeit des Dichters von diesem Wendepuncte an am besten so bezeichnen: daß er alle die verschiedenen und mannigfaltigen einzelnen Strahlen seiner Phantasie und seines Geistes, deren Zusammenführung in einen einzigen großen Brennpunct die Aufgabe, das Streben und Ringen der zwölfjährigen Epoche seit der unsichtbaren Loge gewesen war, wiederum einzeln mit Bewußtsein und Willen auseinander gehen, und jeder dieser Strömungen ihr besonderes Bette sich graben und dieselben unbekümmert fortgehen ließ. Es war gewissermaßen wie das Bild des Gipfels von seinem Fichtelgebirge, der, nachdem er in seinen Schoos die Schätze aus der Tiefe der Erde herauf und aus den Wolkensphären heruntergesogen, sie in seinen vier verschiedenen Strömen nach den vier Weltgegenden entläßt. Denn eben so entließ der Dichter seine ferneren Arbeiten in vier verschiedene einzelne Strömungen: in sentimentalernsten kleinen Dichtungen, in rein komischen Aufsätzen und Erzählungen, in philosophisch kritischen Werken, endlich in politischen; wiewohl jede derselben mehr oder weniger von den eigenthümlichen Gehalt, gemeinschaftlichen Urquell, an sich trug.

Den Vermittelungsübergang nun aus der nach harmonischer Vereinigung aller verschiedenen Kräfte in den Culminationsfocus einer großen, die Gesammtwelt des Dichters umfassenden, Schöpfung strebenden Epoche in die neue sie wieder einzeln entlassende und befreiende,

jeden Zwang, den der Dichter ihnen angethan, aufhebende: bildet das Werk Jean Paul's, dem unbedingt, so scheinbar unvollendet es geblieben, die Palme vor allen übrigen zuzusprechen ist, und dem hinsichtlich der Originalität des Ursprunges und der Intention, der Anlage und der Durchführung in der Literatur aller Völker kein nur von weitem ähnliches aufzufinden ist, und welches zugleich im Betreff der Schönheit, des Ebenmaßes und der ruhigen Beherrschung der Form jedem Meisterwerke an die Seite zu setzen ist. Es bildet — sagen wir — den Uebergang aus der einen Epoche in die andere; — der ersteren gehört es an, weil die verschiedenen Kräfte noch alle neben einander stehen und sich zu einer gemeinsamen Schöpfung zusammenzustellen streben; der zweiten aber, indem sie, je länger je mehr, sich trennen und von einander weichen, und zwar mit völligem Bewußtsein und in der Absicht des Dichters. Sie gehen gewissermaßen nur im Anfang von einem gemeinschaftlichen Puncte aus, kämpfen im Verlaufe des Werks um eine vollkommene Verschmelzung und Vereinigung, jedoch nur, um nach vollständiger Ueberzeugung von deren gänzlicher Unmöglichkeit sich am Schluß für immer von einander loszureißen. Indem dieß außerordentliche Werk hiebei die Persönlichkeit des Dichters, sein Leben, seine Erfahrungen, seine Gedanken, Träume und Bestrebungen ganz besonders vor Augen haben mußte, wirft es nicht nur das helleste erläuternde Licht auf alle frühere Dichtungen Jean Paul's zurück, sondern wird auch im eigentlichsten Sinne das, was Göthe später „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" nannte; nur mit dem Unterschiede, daß

hier die Dichtung die Wirklichkeit auf alle Weise zu verschleiern und zu verstecken sucht, ohne der Wahrheit irgendwie Eintrag zu thun. Die Flegeljahre sind so mit wie das gelungenste, so das zur Verständniß und Würdigung des Dichters wichtigste Werk.

Daß Jean Paul in den beiden Charakteren des Vult und des Walt sich selbst dargestellt habe, müßte auch ohne des Dichters ausdrücklichen Erklärung jeder aufmerksame Leser unsren Darlegungen auf den ersten Blick erkennen, d. h. er verkörperte in ihnen geradezu die beiden in ihm sich gegenüber stehenden und hier mit Bewußtsein getrennt gehaltenen Naturen. Denn die ernste, sentimentale, schöpferische, hinaufstrebende, in der Welt ein Paradies ahnende, die einfachste Natur und den gewöhnlichsten Menschen in poetischer Glorie wiedergebärende, in Jünglingsunschuld das Gemeine nicht kennende und fliehende, aus jeder Blüthe Entzückung saugende — in *seinem* Walt; — den mit dem scharfen Auge nur auf Schollen blickenden, sie in ihre Koththeile auflösenden, jede Empfindung zersetzenden, ungläubigen die Welt verachtenden, zu viel wissenden, nur in Spott und Scherz sich berauschenden und die Leere des dürstenden Herzens übertäubenden Humor — in dem Flötisten Vult. — Beide sind als Zwillingsbrüder demselben Mutterschoose entsprungen, an Alter gleich und in ihrem Verhältniß geistig gewissermaßen jenem mit dem Rücken zusammengewachsenen Zwillingspaare zu vergleichen, das mit den Köpfen nach verschiedenen Weltgegenden hinsieht und hinstrebt, dennoch von einander nicht loskommen kann, und auf der andern Seite eben so wenig vermag sich Aug' in Aug' zu schauen,

sich zu durchdringen, so sehr es auch danach strebt, in einer festen Umarmung ein Ganzes darzustellen. Es sind zwei Magnete, die beständig aus der Entfernung sich mit Gewalt zu einander hinziehen, zusammengetroffen aber, sich wieder abstoßen, wie positive und negative Electrizität. Sie sind, allein, nur halb, und, vereint, doch kein harmonisches Ganzes. Jeder hat von der Wesenheit des Andern, bei allem Gegensatz der Naturen, so viel an sich gesogen, um dessen vollkommne Selbstständigkeit unmöglich zu machen. Jeder versucht, über den Andern, der Eine durch die überwiegende Kraft seiner Liebe, der Andere durch imponirende Ueberlegenheit des Verstandes, Wissens und der Erfahrung, die Herrschaft zu gewinnen, sieht sich aber beständig mit Verwunderung getäuscht, und den Zwillingsbruder als einen, zu große Selbstständigkeit erstrebenden, Rebellen.

Bemerkenswerth ist hierbei ganz vorzüglich, daß der Dichter unzweideutig als den eigentlichen Grund und递Haupttheil seines Wesens die sentimentale, schöpferische, ernste, positiv gestaltende Dichternatur, die humoristische dagegen als ursprünglich durchaus etwas Accessorisches, ihm theils helfend, theils störend als vom Leben und dem Schicksal an die Seite Gesetztes betrachtet; wie er denn diese seine Selbstansicht von sich stets protestirend gegen die lautgewordenen Meinungen verschiedener Kunstkritiker auf die mannigfachste Weise offenbaren mochte. So sind die Flegeljahre nicht nur eigentlich bloß für den Walt die versuchte Bildungsschule, während Vult von vorn herein gewissermaßen als unverbesserlich aufgegeben erscheint: sondern der Dichter hat dies Accessorische im

Vult symbolisch sogleich bei dem Act der Geburt angedeutet, indem er den Letzteren später, und ganz wider Erwarten der Aeltern, geboren werden, und diese gewissermaßen mit Resignation das Geschenk des Himmels (quod Deus vult) empfangen, ihn aber durch dieselben sogleich von der Geburt an als künftigen Auswürfling und Soldaten dem Fürsten, und in ihm dem Schicksal, preisgeben läßt. Und diesen Charakter eines Störenfrieds, eines nur vom Bruder geliebten, sonst aber überall unwillkommenen Gastes, behält Vult beständig bei.

Durch diese vom Anfang herein festgehaltene Ansicht von der eigentlichen ursprünglichen Priorität in der Walt'schen Natur erhielt das Werk der äußeren Anlage nach auch jenen Charakter, nach welchem die Darlegung der beiden getrennten Doppelnaturen als etwas Accessorisches, die Heranbildung Walt's als eines harmonischen und selbstständig vollendeten Dichters und Menschen als der Kern, der Mittelpunct der Handlung und des Zieles erscheint, was im Dichter selbst die Möglichkeit der vollständigen Losarbeitung und selbstständigen Abrundung dieser Natur noch als vorausgesetzt und angenommen erscheinen läßt. Dies ist's besonders, was die Flegeljahre noch an die vorige strebende Periode knüpft; und hierbei ist es höchst nothwendig, daran zu erinnern, daß der Entwurf zu diesem Werk den Dichter schon vor seiner Verheirathung und vor dem Beginn des Arbeitens am dritten Titanbande äußerst lebhaft beschäftigte, ja daß der erste Band der letzteren und die erste Hälfte des zweiten Bandes schnell zwischen dem dritten und vierten Titanbande in Meiningen ausgearbeitet wurde. Erinnert man

sich genau dieser verschiedenen Zeiten, so wären denn die nebeneinander hinlaufenden Ideen der Flegeljahre, die nämlich des poetischen und psychologischen Veranschaulichens von dem Vorhandensein zweier sich so widerstrebender, sich dennoch beständig anziehender, Naturen, die sich unmöglich vereinigen lassen und sich darum gegenseitig an der selbstständigen Abrundung und Vollendung ihrer selbst hindern, und dann wiederum die Idee von dem abermaligen Versuche der doch noch zum Zweck führenden Ausbildung der eigentlich dichterischen nach Losreißung und Abtrennung von der humoristischen: — so lassen sich dadurch, sagen wir, die Verschmelzung und Nebeneinanderstellung dieser beiden, sich gewissermaßen einander aufhebenden, Ideen in den Entwürfen zu den Flegeljahren sehr leicht begreifen. Wir haben so oft schon den zu verschiednen Zeiten immer nun sich wieder geltend machenden Widerspruch in den Neigungen und Ansichten des Dichters besprochen, wo bald die vollständigste Muthlosigkeit, bald das hoffnungsreichste Selbstvertrauen in seinen Augen über seine bevorstehende oder zurückgelegte Laufbahn das hellste Licht oder den tiefsten Schatten warf, um hier nicht bloß daran erinnern zu dürfen. Die düstere Stimmung, in dem dunkeln Gefühle des von der satyrischen Natur und dem Höfer Leben herbeigeführten Mißlungenseins der ersten Titanbände, gab die ersten; die Freude über die folgenden die zweite Idee der Flegeljahre. Offenbar war bei'm Beginn und im Verlauf der Arbeit in ihm die Meinung rege, daß ihm die Durchführung der zweiten in seinem Leben und in seiner Poesie im Allgemeinen wie in seinen dieselben direct

veranschaulichenden Werken noch gelingen müssen. Aber der Genius der poetischen Wahrheit in ihm warf ihm die erste allein wahre und richtige immer wieder hinein, und machte sie, wider alle Entwürfe, Berechnungen und Anstrengungen des ihm zu folgen gezwungenen Dichters, zu dem Werke, wie wir es oben beschrieben. Der Dichter hielt an, als er sich selbst in dem zum Hauptcharakter gemachten Walt bis auf den Berg geführt, wo er in das erstrebte gelobte Land klar und deutlich hineinzuschauen vermochte, ohne nur zu versuchen hinabzusteigen. Er führte die Darlegung der beiden neben einander gehenden Naturen bis zur völligen Entlassung der humoristischen in die weite Welt, jedoch nicht einen Schritt darüber hinaus, und die Trennung selbst blieb, wie das Ziel, so das Ende der Schöpfung. Jean Paul ward hiebei einen ähnlichen Weg geführt, wie im Siebenkäs; nur haben die Flegeljahre außer der ebenmäßigen und plastisch schöneren Form der Darstellung, und besonders der Sprache, der natürlichen und weniger extravaganten Handlung und Erfindung noch den großen Vorzug vor jenem Romane, daß der Schöpfung kein Schluß aufgedrungen wurde, der ihr nicht gebühret hätte, und dem Hauptcharakter nicht ein Glück, das er zu erhalten, zu beherrschen und zu genießen die Fähigkeit nicht in sich tragen konnte. Rein tragisch, wie es ihm gebührt, ließ ihn der Dichter vor dem Paradiese, jedoch mit der ihn tröstenden und deshalb unsern Schmerz lindernden Hoffnung, das er es erreichen würde als ein Wesen, dem von der Natur nach Höheren zu dürsten und zu streben geboten ward, als ihm, dasselbe zu erreichen, Mittel verliehen wurden. Daß

der Dichter den großen hinsichtlich des Schlusses vom Siebenkäs begangenen Fehler hier vermied, war eben das Ergebniß des gereifteren Künstlersinnes. Denn das darf uns nicht irre machen, daß Jean Paul selbst von Zeit zu Zeit von einer Fortsetzung der Flegeljahre sprach. Bald geschah dies im Scherz, bald als ein seufzender Wunsch; und, wenn es im Ernst geschah, war es Ergebniß jener Unklarheit der kritischen Ansicht über sich, die keiner näheren Erläuterung mehr bedarf. Ernstlich je Hand anzulegen, verbot ihm der innere Instinct des Dichters; und es ist bemerkenswerth, daß er in dem, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebenen, Vorwort zu den sämmtlichen Werken nur die unsichtbare Loge und die biographischen Belustigungen als seine unvollendeten Schöpfungen aufführt.

Es sind also in den Flegeljahren drei verschiedene Elemente, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse in Anspruch nehmen: das psychologische Verhältniß zwischen Walt und Vult, die Darlegung der Dichternatur Walts und die Mittel zu dessen Heranbildung insbesondere, endlich die in das Sein und Leben des Letzteren verschmolzenen Schilderungen, Winke und Notizen aus des Dichters eigenem Leben. Alle diese drei Elemente sind jedoch auf eine so einfache Weise ineinander verwebt, daß, wenn wir sie auch besonders betrachten müssen, sie sich doch äußerst schwer von einander lostrennen lassen.

Was das Verhältniß der beiden Brüder betrifft, so finden wir Walt im Anfang des Romanes allein, und erfahren blos, daß der wilde Taugenichts Vult seit den Knabenjahren davongelaufen ist und verloren geglaubt

wird. Trotz der sogleich kund gegebenen schreienden Unähnlichkeit zwischen Beiden, erscheint das Leben Walts seit dem Verschwinden Jenes als eine dunkle, in Nebel gehüllte Landschaft, aus welcher er linkisch, unbeholfen, weich, ohne bestimmten Zweck hervortritt; und sein Leben ist schon dadurch verfehlt und seinen Anlagen und Neigungen zuwider gewesen, weil der Bruder verschwunden, und ihm vom Vater dessen Stelle als zukünftiger Jurist einzunehmen geboten worden ist. Nur von außen wird ihm im Anfang des Romanes durch einen Fremden ein Ziel und ein Bildungsweg dazu vermittelst einer, unter Bedingungen, die ihn mit der Welt in thätige Berührung bringen, zu erreichenden, Erbschaft aufgedrungen. Walt ist eigentlich zum Dichter geboren; aber er ist schon Notar geworden, ohne in Folge seines bisherigen kümmerlichen und halben Lebens, etwas anderes gedichtet zu haben, als einzelne Gedanken und Gleichnisse in ungebundener Rede, die er Streckverse nennt, — selbst der Gedanke an eine eigentliche Schöpfung ist ihm nie aufgestiegen. Da erscheint Vult aus der Fremde, und vernimmt zufällig einige jener Streckverse. Auch er hat, in der Welt umhergetrieben, seine satyrischen und humoristischen Einfälle nirgends zu gestalten und unterzubringen gewußt. Er giebt sich daher dem Bruder zu erkennen, in welchem er den ihm fehlenden Theil seines Selbst sogleich fühlt, und bringt ihn bei der ersten Zusammenkunft auf den Gedanken zur Schöpfung des Romanes, den sie gemeinschaftlich, Jener den ernst poetischen, Dieser den satyrischen Theil, „in der Manier Jean Paul's," ausarbeiten wollen. So erweckt also auch hier die satyrische Natur

die ernste zur poetischen Thätigkeit, und diese jene. Erst jetzt, nach der Wiedervereinigung mit dem Bruder, sieht Walt ein, seinen Anlagen und seiner Bestimmung gemäßes, Ziel vor Augen, und erhält durch die Anregung und den Beistand Vults auch die Mittel dazu, Hand an das Werk zu legen. Auf der andern Seite fängt auch Vult erst nach der Vereinigung mit ihm an, wieder Geschmack am Leben zu finden, indem er in Walt zuerst den Gegenstand herzlicher Neigung gefunden, und die Idee, dem Bruder im Leben, wie in der Poesie als Helfer zur Seite zu stehen und ihn mit seiner, durch die Zergliederung der Menschen und ihrer Handlungsweise gewonnenen, Weltkenntniß über die ihm gelegten Schlingen und Klippen hinweg, schnell und sicher an das Ziel zu führen, ihm einen bestimmten Plan und Zweck giebt, und er von ihrer bleibenden Vereinigung auch für sich Glück und Befriedigung hofft. Er beginnt von dem liebenden Bruder zu lernen, die Welt durch dessen warmes Auge zu erblicken, und verliebt sich sogar in ein weibliches Wesen. Die Möglichkeit der Bekehrung Vults, und das Mittel, das psychologisch den so unähnlichen Geist an Walt bindet, ist sehr schön in des Ersteren Liebe zur Musik gegeben. Er führt die Ereignisse in Walts Leben herbei. In seinem Concert, — und in ein anderes wäre der arme Walt nicht gekommen, — erblickt jener die Geliebte; und durch seine weltmännische Gewandtheit verschafft er die Veranstaltung jener Morgenscene, in welcher Wina ihre Liebe zu Walt verräth, entreißt er auf der Redoute ihr deren Geständniß. Aber dennoch ist die Vereinigung der Brüder zu spät geschehen,

und zu lange ist Jeder ohne den Andern seinen eigenthümlichen Weg gegangen. Wenn Walts Freundschaft für Vult, der ihm bis auf seine kleinen Reisen wie ein Schatten nachzieht und ihn verfolgt, genügen kann, so dieser nicht für Jenen. Während Vult über den *blöden* und ernsten Zwillingsbruder mit seinem Verstande zu herrschen sucht, betrachtet dieser ihn nur als einen Theil seines Selbst, und strebt mit seiner überwiegenden Phantasie nach einem höhern und glänzenderen Freunde. Die Eifersucht Vults wirft die erste Disharmonie in das Verhältniß. Daß Walt keine Lehre von Vults Mißtrauen in die Menschen annehmen, seiner vertrauensvollen Menschenliebe nirgends eine Beschränkung zu seinem Vortheile anthun, lieber Gefahren und Opfern sich *aussetzen* mag, in dieser Beziehung jede Leitung hartnäckig von sich zurückweist, daß ihn dessen harter Spott verletzt, daß er, trotz Vults Bestreben, überall in die ihm *gelegten* Schlingen geht, überrascht und kränkt dessen Eigenliebe. Vult macht hierauf noch den letzten stürmischen Versuch zu Beider Vereinigung, indem er sich in die *eigene* Stube Walts einquartiert und seinen Arbeitsraum nur durch eine spanische Wand von der Jenes trennt. Aber je näher und je länger sie bei einander stehen, je mehr wird, vermöge ihres sonderbaren Verhältnisses, sowohl der Aehnlichkeiten, als der Unähnlichkeiten ihrer Naturen halber, das Beisammenbleiben unmöglich. Denn um so mehr kreuzen und stören sich ihre Interessen; die beiden Extreme ihrer Weltanschauungen berühren sich in dem, was sie begehren; ohne daß sie es Beide ahnen, lieben sie dasselbe Wesen; die Neigung desselben gewinnt, zum tiefsten

Erstaunen des gewandten und kräftigen, der blöde, weiche, unbehülfliche Notar Walt durch die Gewalt seines Ernstes und seiner dichterischen Phantasie: — und es bleibt dem humoristischen, verstandesvollen und klugen Bruder nichts anderes übrig, als mit der Flöte wieder in die weite Welt zu ziehen, und auf immer den Dichter seinen Träumen und ihm die Aufgabe, sein Glück sich vollends zu gewinnen und zu bewahren, allein zu überlassen.

Während der Zeit nun, als Walt vor dem Erscheinen Vults noch allein gestanden, hat ein reicher kinderloser Mann sowohl Walts Dichtertalend, als seine vollkommne Hülflosigkeit, beides theils wegen des Druckes seiner Armuth, theils wegen der ihm aufgedrungenen unpassenden Bestimmung, durch eine, ihm ebenfalls ohne Wissen Walts zu Gesicht gekommene, Dichtung, in welcher das Leben eines Pfarrers in Schweden reizend ausgemahlt wird, erkannt, und ist auf den Einfall gerathen: denselben die entbehrte Gelegenheit zu geben, und ihn in die verschiedenartigsten Verhältnisse und mit den verschiedenartigsten Menschen in Verkehr und Verwickelung zu bringen; auf eine Weise jedoch, daß er dabei seines eigenen Glückes Schmied bleibe. Er setzt ihn daher in einem Testamente zum Universalerben seines großen Vermögens ein, jedoch unter solchen Bedingungen: daß er um dieses Vermögen mit den zahlreichen, meist habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß, und zwar so, daß vorauszusehen ist, es werde das ganze Vermögen bis zur Erfüllung der letzten Bedingung in den Händen dieser Verwandten, dem Dichter aber nur als ein Bildungscapital gedient haben, ohne ihm irgend eine Selbst-

anstrengung zu ersparen, und ohne ihm etwas mehr, als den nothdürftigen, und dennoch erst von ihm verdienten, Lebensunterhalt gewährt zu haben. Die Bedingungen bestehen hauptsächlich in der temporären Verwaltung der verschiedensten Functionen, welche eben dazu dienen sollen, den Dichter in die verschiedenartigsten Lebenskreise zu bringen; und damit er dabei zugleich in die bewegtesten Situationen gebracht wurde, wird den Erben für jeden Fehler, in den sie den Walt verlocken, ein gewisser Theil der Erbschaft zugesprochen: so daß der Jüngling, so arm er bleibt, beständig der Gegenstand und Mittelpunct von Intriguen und Verwickelungen sein kann. Dies bildet die Fabel des Werkes, eröffnet eine unermeßliche und unerschöpfliche Quelle von den mannigfaltigsten, alle Möglichkeiten umfassenden, nur durch das einfache Motiv verknüpften Erfindungen, Terrains-, Scenen- und Personen-Wechseln, von Gruppirungen und Charakteren, mit einem Wort: eine unendlich reiche Handlung. In dieser so einfachen, und dennoch so reichen Erfindung bewähren sich ganz vorzüglich die von Jean Paul gemachten Fortschritte; und diesen Vorzug theilen auch mehr oder weniger alle organische Werke seit dem Titan. Ueberreich war dieser Stoff und diese Erfindung für des Dichters tiefen Zweck: die Unschuld, die Unerfahrenheit, die Träume, die Seligkeit, die Weltanschauung einer jugendlichen aus der Einsamkeit des Dorfes und der Armuth plötzlich in das Treiben der Welt mit ihren Luftschlössern hineintretenden Dichterseele zu schildern, der von der einen Seite ein reichmeublirtes Zimmer, ein Mittagsessen bei einem höchstbegüterten Kaufmann und dergl. und das Gespräch mit

einer Standesperson wunderbare und unerhörte Ereignisse und Erlebnisse sind, und die von der andern doch nach dem Besitz eines an Stand, Schönheit, Bildung und Reichthum erhabensten weiblichen Wesens, wie in seinem Nankingschanzlooper, dessen Anlegen am Alltag er für das Zeichen höchster Glücksumstände hält, kühn um die Dioskurenfreundschaft eines stolzen und reichen Grafenjünglings zu werben wagt.

Da nun Walt in dieser Beziehung das vollständige psychologische Selbstportrait des Jean Paul als Jüngling werden mußte, nicht bloß wie Siebenkäs eines Theiles desselben aus einer kürzeren Epoche, so gab ihm der Dichter auch sein ganzes und vollständiges äußeres Sein in seiner Kindheit, seinen Jünglingsjahren, bis vorzüglich um die Zeit der Schöpfung der unsichtbaren Loge, jedoch natürlich mit Hinweglassung des dem Vult zugewiesenen satyrischen Seins. Er gab ihm Alles, mit Einschluß der äußeren Gestalt. Die Epoche, in der er sich in Walt vorführt, ist jedoch insofern eine fingirte, als er die Schwarzenbacher Zeit um das Moment herum, in welches wir das Erwachen der ernstpoetischen Schöpfungsausgabe setzten, an die Vollendung der Leipziger Universitätszeit anrückte. Das Terrain ist zwar ebenfalls ein fingirtes; doch aus den Copien und Bruchstücken verschiedener wirklicher Jugendgegenden und Aufenthaltsorte Jean Paul's zusammengesetzt, und sorgsam mit einigen in der Wirklichkeit bestehenden Namen, als Leipzig mit dem Rosenthal, Zobitz rc., vermischt, um zu verschleiern. Doch offenbar ist Haslau eine Mischung von Baireuth und Leipzig in der Jugendheimath des Dichters. Eben solche

Versetzungen der verschiednen wirklichen Erlebnisse als Anachronismen finden sich den poetisch wiedergebornen Theilen aus des Dichters Biographie und die diesem Werke einverleibt sind. So findet sich hier der ausführlich beschriebene, und am Schluß unsers ersten Bändchens erwähnte Ritt des Dichters nach Beendigung seiner Schuljahre in den Anfang der bezeichneten Flegeljahrepoche verlegt, mit allen den dabei gehabten Empfindungen und Genüssen, und doch konnte dieß der Dichter, ohne gegen die poetische Wahrheit, als Abbild der Wirklichkeit, zu verstoßen. Denn — und dies ist eben das Außerordentliche in ihm, was die Schilderung und die so ausführliche, tiefe und klare Auseinanderlegung eines so poetischen Charakters, wie des Walt, allein möglich machte — der Dichter stand im Beginn seiner ersten Mannesjahre mit denselben kindlichen Fühlfäden vor der Welt, wie am Schluß seiner Knabenjahre; und auf der andern Seite unterschied sich die Helle des Blicks, die Reife des Verstandes, der Reichthum des Wissens, und die Art und Weise, dieselben zu brauchen, in jener früheren Zeit nicht zu viel von den in der späteren. Wir erwähnten ja schon mehrere Male: daß für das Herz und die empfindende Phantasie diese beiden Lebenspuncte sich über die, an die reine Satyre abgegeben gewesene, Zwischenzeit unmittelbar aneinandergeknüpft hatten. So ist auch Walt, seinem Alter, seinen Verhältnissen und seinem als vielgereister Weltmann auftretenden Zwillingsbruder zur Seite nicht mehr ein Jüngling, sondern ein angehender Mann; aber mit den Gesinnungen, Empfindungen, Hoffnungen, Träumen und Illusionen eines Menschen in den

allerersten Jahren des Ueberganges des Knaben zum Jüngling. Und dies ist auch das tief Rührende und Ergreifende dieser Dichtung, wie Jean Paul's überhaupt, und eine der Hauptursachen der electrischen Wirkung seiner Poesie und von deren Originalität, die natürlich nirgends so hervortreten konnte, als in den Flegeljahren, weil sie da gerade mit Absicht Hauptgegenstand der Darstellung wurde. Weil der Dichter selbst so gewesen, weil er diese poetische Kindlichkeit in das scharfsehende, sich selbst beobachtende reife Mannesalter hinübergetragen, war er auch so sehr im Stande, die Seele in ihren Keimen und Blüthen vor Augen zu legen. Vollkommen treu und ausführlich copirt ist hier dagegen die Jobitzer Kinderzeit. Man kann geradezu das Kapitel, in welchem die beiden Brüder in den Dämmerungsstunden die verschiedenen Scenen aus ihrer Kindheit heraufbeschwören, an die eigentliche Selbstbiographie des Dichters anreihen, und dieser verweist in der letztern sogar ausdrücklich auf sie, z. B. auf die gegebene Schilderung der Weihnachtszeit. Nur die speciellen Vorfälle und Züge sind übergangen, welche bereits früher dem Wuz, dem Gustav, dem Victor, dem Quintus Fixlein u. A. zugewiesen waren. Treu copirt ferner sind die wenigen Züge aus der Leipziger Zeit, welche in den erwähnten Zwischenepochen bezeichneten, in welchen, wie einzelne Blitze, ernstpoetische Empfindungen, Wünsche, Sehnsuchten erwachten und die tiefe Nacht der geistigen, der Herzens- und der Weltentbehrungen erhellten. Und wir müssen auch hier noch einmal ganz besonders darauf aufmerksam machen: daß auch dadurch der Dichter die Natur und das Sein

Walts, des das Kleinste wie das Größte gleich liebenden, weder über dieses noch über jenes scherzenden, in einem beständigen poetischen Erzeugungsprozeß mit der Natur, der Menschheit und allen Ideen begriffen — daß er den beständig freudigen und frohen Dichter auch dadurch *als* sein eigentliches Grundwesen in Anspruch nimmt, daß er nur ihm sein Leben, seine Empfindungen und seine Pläne zutheilt.

Denn in der eben besprochenen Beziehung erscheint Vult ganz gesonders als jenes Accessorische, zwar als etwas mit ihm unauflöslich Verbundenes, aber doch als etwas in der Persönlichkeit außer ihm Befindliches. Er hat nicht das Leben, nicht die Empfindung des Dichters; er hat seine ihm vom Leben und vom Verstande aufgedrungenen Gedanken; er hat viel von seinem Gehirn, aber nichts von seinem Herzen; er hat das, was wir früher als *die Kopfstimme seiner Phantasie* bezeichneten. Er ist ein störender Geist, der ihn immer begleitet, der, wie er als Schatten dem Walt auf seiner Reise nachzieht, dem blonden blauäugigen Dichter mit muthwillig schwarzen Aug' und schwarzen Haar von hinten über die Schulter in die Arbeitsbücher hineinblickt. Er ist jener Theil seines Ich's, der, wenn Jenes kindische Unerfahrenheit zu groß ist, schon zu früh viel zu viel wußte. Symbolisch läßt er dem Vult das auf Reisen holen, was der zu sehr auf die Bücher angewiesene Dichter und durch die anatomischen Zergliederungen der Satyre ohne die Milderungen, welche das Anschauen lebenden Zustände und Persönlichkeiten giebt, erfahren und erlernt. Er weiß daher nichts von Walts Innerem zu

erzählen, er weiß ihn nicht in der Einsamkeit zu belauschen: er kennt nur seine Einfälle und aus seinem Reiseleben nur eine und die andere Anekdote. Er läßt ihn sogar dermaßen sich fremd dastehen, daß er ihm kleine Unredlichkeiten zuschreibt und dagegen in der Rolle Walts als etwas seinem innersten Wesen Widerstehendes protestirt. Er hat daher für ihn keinen Zug, kein Ereigniß aus seinen Erlebnissen. Walt hat zwar die Kinderjahre mit ihm verlebt, aber in der Gestalt und mit den Zügen und mit dem Charakter von Jean Paul's wirklichem Bruder. Alles, was Vult in jenen Erinnerungsgesprächen recapitulirt, sind äußere Reliefs zu Walts Empfindungsschilderungen, und bis auf sein Davonlaufen in die Welt buchstäblich wahre biographische Züge Christian Richters, dessen muthwillig tollem Sein Jean Paul seine muthwillig tollen Gedanken und Einfälle für anpassend hält.

In dieser Beziehung ist aber besonders in dem letzten Theile ein sonderbarer Kampf und ein gegenseitiges Widerstreben bemerkbar. Während die Unähnlichkeiten zwischen Vult und Walt absichtlich immer stärker herausgehoben werden sollen, fällt Vult dennoch immer mehr mit Walt zusammen. Dadurch ist psychologisch wiederum eben der Schluß des Werks nothwendig da bedingt, wo der Dichter aufgehört hat. Beide können bei einander als getrennte Personen nicht länger bestehen, und auf der andern Seite keiner ohne den andern. Denn so wie Walt nur durch Vult's Hülfe dem Pflücken der höchsten und schönsten Blüthen des Lebens, dem Dichten, dem Lieben und dem Geliebtwerden nahe gebracht wird: eben

so entfesselt sich Bult's Humor nur auch in den Lebenskreisen, zu denen der bescheidene Walt sich den Zutritt verschafft, d. h. in den beschränkt bürgerlichen, die der Dichter selbst durchlebt. Wina trägt unwillkührlich sich nach und nach ein geliebtes Bild aus Beiden zusammen. Indem sie nämlich unter andern eine Zeit lang die poetischen Streckverse für Bult's Erzeugisse annimmt, und sie daher sich immer in Verbindung mit der dem Bult zugelegten schönen und gewandten Gestalt gedacht hat: so erbt offenbar Walt bei der Aufklärung später in der Phantasie des Mädchens davon manches; während er es durch seine hinzutretende Weiche und Frömmigkeit erklärt. Daß dem so sei, zeigt unwiderleglich, daß auf der Maskerade sie sogleich in die Täuschung willig eingeht, und nachdem sie so eben mit dem eckigen, unbeholfnen, blöden Tänzer erst verkehrt hat, dem gewandten, kräftigen, kühnen und stürmenden, der ihr in einigen Minuten das Geständniß ihrer Liebe zu entreißen vermag, für eine und dieselbe Person hält. Dieß gehört überhaupt zu den größten Meisterzügen unsers Dichters. Seinem poetischen Gefühl folgend, hat er darin auch über das ähnliche Verhältniß im Siebenkäs auf das schönste gesiegt. Während uns dort aus den bereits auseinandergesetzten Gründen es unmöglich erscheint, daß eine Natalie einen Siebenkäs romantisch zu lieben vermag, da sie es auch einen Leibgeber nicht können würde, und dieser zu viele Aehnlichkeit mit seinem Freunde hat: so finden wir in den Flegeljahren wegen dieser Verwechslung und Vermischung zweier in einer vollkommnen Verschmelzung zu einem edlen, schönen und kräftigen Jugendwesen sich gestaltender, ent-

gegengesetzter und sich ergänzender Naturen die Liebe Wina's zu Walt, gerade weil in diesem die, das weibliche Herz erobernde, ernste Poesie ausschließlich wohnt, äußerst natürlich und erklärbar. Aus dieser Anlage wäre es dem Dichter ungemein leicht gewesen, in einem wunderschönen, sich noch lange Zeit hindurchknüpfenden Gemählde die hohe, romantische Wina bis zur endlichen Heirathband zu bringen; aber dann hätte sich das Geheimniß lösen, die Trennung der beiden Brüder erfolgen müssen, — und wir wären dann immer auf dem Puncte der Ehe Siebenkäsens mit Natalien, nur unter anderen Verhältnissen. Es wäre eben so, als wenn Jean Paul eine glänzende Gräfin geheirathet, und seine Joditzer Weihnachtsbirken und die Finkengloben des dortigen Schulmeisters in die mit Teppichen belegten Säle des gräflichen Palastes seiner Gemahlin mitgebracht hätte. Dieß war der schmerzliche Punct seines Lebens, und er hätte hier so wenig wie in der entworfnen Schilderung der mißlungenen Ehe Nataliens mit Siebenkäs diese Lebenswunde sondiren mögen, die er selbst in der Schilderung von Walt's demüthigen Gefühl ungenossner feinerer Erziehung, in der Unbekanntschaft mit den gesellschaftlichen und ritterlichen Geschicklichkeiten von der einen Seite bei der Scene am Teich im vierten Bande, wehmüthig genug andeutet. Wina ist für ihn eine Sternengestalt, von der er wohl träumen, nach der er sich sehnen, die er aber nicht besitzen darf, da er sie wohl für sich erweichen, nicht aber überwältigen, sie nicht seiner Manneskraft unterordnen kann. So wie denn auch der Dichter selbst hohe und romantische Weiber überwältigte durch die Abwechselung

in ihm von Vult'scher Strenge und Walt'scher Milde; jedoch, wie wir sahen, immer die Erfahrung machen mußte, daß sie über kurz oder lang gegen seine dauernde Herrschaft sich empörten, offenbar wegen Mangel an Ausbildung seiner äußeren Mannhaftigkeit. Man hätte sich kaum ihn z. B. mit dem Schwerte in der Hand vorstellen können. Wir sagten schon, daß dieses auch allen übrigen seiner poetischen Jünglinge abgehe, während Göthe etwa mit dem Egmont, und Schiller mit dem Don Carl zusammenfallen. Nach Vult's Erblassung aber, in die Welt das Werk noch fortzuführen hätte, gesetzt der Dichter hätte die Weltkenntniß gehabt und die Welterlebnisse erfahren, welche dazu gehörten, um einen mit dieser Ueberlegenheit über dieselben eingeführten Charakter in ihnen weiter zu verfolgen und vielfach handeln zu lassen, ein doppeltes Interesse verfolgen und die so schöne Einheit des Ganzen stören oder ganz aufheben müssen. Wenig wäre dem abgeholfen worden, wenn auch Vult etwa aus der Entfernung auf den Gang der Entwickelung von Walts Schicksalen hätte einwirken, und durch Briefe in seiner Weise zum Vorschein kommen wollen. Somit war denn der Dichter, sei es nun in absichtlicher Anlage oder nicht, (und hierbei ist der Umstand äußerst wichtig, daß zwischen der Ausarbeitung des dritten und vierten Bandes ein ganzes Jahr, und wiederum zwei andere Werke zwischen innen liegen,) zu dem oben angegebenen Resultat abermals gekommen. Daß nämlich die beiden zu früh getrennten Bestandtheile seines Ich weder zu einem vollendeten Harmonischen und gerundeten Ganzen sich verschmelzen, noch, und wenn sie

auch auf das consequenteste und haarscharf von einander getrennt würden, jede einzeln für sich als etwas Ganzes und Großes für sich selbstständig in der Poesie bestehen könnten. Nur insofern wir den Flegeljahren die Idee, dieß Verhältniß poetisch zu erklären und darzulegen, unterlegen, nur von diesem Standpuncte aus erscheinen sie als das große Kunstwerk mit einem vollkommen abgerundeten vortrefflichen Schluß. Ob der Dichter sich eigentlich mit dieser Darlegung nicht hat begnügen, und auf dieser Basis noch ein anderes Ganzes, nämlich sie über dieses Schisma obsiegende Spaltung eines harmonischen Lebens der harmonischen Poesie hat ausführen wollen, thut dabei nichts zur Sache. Eben so wenig: ob er dabei einen bis an das Ende mit Bewußtsein angelegten Plan befolgt, oder der Inspiration seines Genius gehorcht sei. Daß er mit der Idee der Fortsetzung und Vollendung der Flegeljahre sich oft und lange getragen, daß er sich auf das stärkste danach gesehnt, daß er das Werk überhaupt als unvollendet betrachtet und sich darüber betrübt: das ist sehr erklärlich. Denn die Flegeljahre als der treueste Abdruck seines innersten Seins, fallen mit seinem ganzen Leben, mit den Hoffnungen, der Sehnsucht, der Trauer desselben zusammen, und je nach den verschiedenen Stimmungen und Ansichten über den Werth seines Lebens und seiner Poesie, deren Widersprüche wir schon mehrmals gedacht, mußten auch die Ansichten, Hoffnungen und Wünsche von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, seinen Walt zu einem poetisch wahren Ziele zu führen, wechseln. Wären übrigens diese tiefen Gründe nicht gewesen, so wäre der Anlage nach, wie

jeder, der nur einigermaßen die Ergiebigkeit einer poetischen Erfindung zu beurtheilen weiß, einsehen muß, der Roman an sich auf eine äußerst interessante Weise sehr leicht zu beendigen gewesen. Aber was hätte einem Dichter, wie Jean Paul daran liegen können?

Die große Aehnlichkeit der von uns angegebnen Grundidee der Flegeljahre mit der, ebenfalls von uns entwickelten, des Siebenkäs liegt sehr klar vor Augen. Ein großer Unterschied unter derselben wird hauptsächlich bedingt durch die Verschiedenheit der Epochen, in welchen sie Beide empfangen und geschrieben worden. Der Siebenkäs in einer Zeit, wo noch des Dichters Leben und Poesie völlig bergan ging, und der glänzendste Gipfel als noch wohlerreichbar vor dem Dichterauge schwebte, damals glaubte er, sich nur momentankrank von einer hindernden Krankheitsmaterie behaftet, die nur von einer späteren Epoche seines Lebens, von der unglücklichen Zeit in Hof an, datirte, und er glaubte, sie nur durch die Darstellung dieser Epoche selbst von sich abstreifen zu können. Nach dem Titan dagegen war er sich bewußt geworden, daß diese Spaltung und Entzweiung schon in den ersten Blüthenkeimen seines Lebens sich zu entwickeln begonnen habe. Er griff daher nicht nur tiefer mit der trennenden Sonde ein, sondern holte auch in der Darstellung seiner selbst von den frühesten Zeiten an aus. Und hierin lag denn auch hauptsächlich der Grund, warum er von seiner früheren Täuschung nicht mehr irre geführt und consequent die beiden Paralelllinien seines Lebens verfolgend, zu einer Vereinigung derselben und einem harmonischen Schluß nicht kommen konnte.

Nach allem diesen war es nun natürlich, daß Walt der letzte Ernststrebende Jünglingscharakter war, den der Dichter darzustellen versuchte; so wie Vult der letzte Versuch, einen aktiven Humoristen im eigentlichen Sinne des Worts zu schildern. Denn auch an ihm hatte er erfahren, daß er als Hauptfigur eines Romanes mit einem vollständig ablaufenden Leben darzustellen nicht vermöchte. Denn auch in allen früheren Romanen spielten die humoristischen Personen immer nur einzelne Fragmente eines Lebens ab, von denen man nie erfuhr, von wannen es kam, und nur einmal wo es endete. Und setzte man sich auch in der Phantasie Vult, Leibgeber, Fenk, Gianozzo, Schoppe zu einem Wesen zusammen, wie es denn auch Fragmente einzelner derselben sind, es blieben immer noch eine Menge Fragen zu lösen übrig.

Bei alle dem müssen wir aber ganz besonders das fest halten: daß Jean Paul am Schluß der Flegeljahre durchaus selbst weder wollte noch glaubte, daß die letzten Versuche der Art gewesen wären. Bis dahin wurde die Idee zu dem letzten Romane, dem Cometen, der uns noch einmal auf die Flegeljahre zurückbringen wird und sich an dieselben anknüpft, sie festhielt und sich an deren Ausarbeitung machte, — bis dahin beinahe das ganze erste herabsteigende Decenium lang, suchte er sich selbst mit einer Illusion der Fortsetzung der Flegeljahre zu trösten und zu erheben, während er in seinen Produktionen die beiden oben angegebnen Parallellinien abwechselnd und getrennt, noch mehr spielend, verfolgte.

Ueber die Meisterhaftigkeit und über die Plastik der Darstellung, sowohl in dem Verhältniß der Gruppirung

und Abwechselung der Scenen, als des durchaus harmonisch und gleichartig gehaltenen Tones, der Vermeidung des Extravaganten und der Willkührlichkeiten; der abgerundeten, fließenden, bei allem Bilderreichthum natürlichen Sprache, sprachen wir uns schon aus. Sie hatte besonders ihren Grund darin: daß der Dichter, der Wirklichkeit seines vergangenen Lebens meist folgend, herrschend über allem Darzustellenden, an Ereignissen, Scenerie wie Figuren, stand, und nirgend erst mühevoll und sich zu über seinen Kreis Hinausliegenden anspannend, Phantasie und Erfindungsgabe in zu große Unkosten zu setzen hatte. Daher jenes rührende, und doch so überlegene Lächeln, mit dem er auf das Ganze herabsiehet, und seines Stoffes vollkommen Herr, ihn vor uns abwickelt, und Seelenruh genug behält, um selbst den Worten sogar eine Art von poetischem Rhythmus in ihrer Stellung zu geben. Nirgends wird darum auch ein Charakter mit Worten beschrieben; mit einem Worte: es ist die untadelhafteste, die kunstgemäßeste, den schönsten, sanftesten Eindruck zurücklassende, von allen eigentlichen Romanen Jean Paul's.

Die Flegeljahre übrigens griffen so tief in das wirkliche vergangene Leben des Dichters ein, daß er auch nach und nach mit seiner Gegenwart sich in dieselben hineinlebte, während er bei den frühern subjectiven Romanen, d. h. bei allen den früheren Romanen außer dem Titan das Datum der Vorgänge einige Jahre vor den Augenblick in welchem er sie beschrieb, zurückverlegte, erfährt der Leser aus den Flegeljahren, die Geschichte der Gegenwart des Dichters. Schon gerade um die Mitte

des dritten Bandes meldet er angeblich dem Stadtmagistrat von Haslau unter seinen Umzug von Meiningen nach Coburg, und die Ursache seines schnellen abermaligen Wechsel seines Wohnorts waren hauptsächlich die Flegeljahre. Da er in denselben seine Jugendzeit beschrieb, so wurde die Sehnsucht nach seinem Heimathlande auf das ungestümste wach. Schon den 21 November 1801 meldet er an Otto: er habe „eine antiquarische Reise vor durch alle Wiegenbreter seiner Vorzeit;" mit seiner Frau durch Jodiz, Hof, Schwarzenbach, Resau, Wonnsiedel, Sparneck, Neustadt und Baireuth. Auf Neustadt (wo die Bethöhle seines Großvaters) und Wonnsiedel freue sich lechzend sein Herz. — Er reiste auch wirklich nach Baireuth, und wohnte bei Emanuel; Kränklichkeit aber verhinderten die Wallfahrt. Die Sehnsucht dahin bemächtigte sich seiner jedoch in Verfolg seiner Arbeit immer mehr; die Einsamkeit in Meiningen ward ihm immer drückender, und, troz der rührenden Bitten des Herzogs, der Anerbietungen einer freien Wohnung, freien Portos des Baireuther Bieres und der Anschaffung von allen Büchern, die er zu lesen beabsichtigen sollte, Anerbietungen, die ihm durch den Präsidenten Heim gemacht wurden, vertauschte er in dem angegebenen Jahre Meiningen mit Coburg. Es findet sich nirgends ein Grund angegeben, warum er gerade dorthin ging, noch eine Person, die ihn dorthin zog. Offenbar geschahe es nur darum, weil Coburg einen kleinen Hof, und dennoch Einsamkeit hatte wie Meiningen, dabei aber auf dem halben Wege nach Baireuth zu lag.

In Meiningen übrigens hatte er aus seinen Ver-

hältnissen zum Herzoge noch die für ihn so wohlthätige und ihm für sein ganzes Folgeleben Genuß bereitende Gelegenheit gezogen, der Wohlthäter einiger vom Schicksal vernachlässigter Talente werden zu können, nachdem er in seiner Jugend und in seinem reiferen Mannesalter so lange vergebens sich umgethan. Vor allen ist hier der so Vielen lieb gewordene Ernst Wagner zu nennen, der ohne ihn gänzlich untergegangen sein würde. Nicht nur erhielt dieser durch Jean Paul Aufmunterung und Einführung in die literarische Welt, sondern wurde auch auf seine Verwendung Cabinetssecretair des Herzogs von Meiningen, in welcher Stellung er seine „Wilibald's Ansichten des Lebens," „die Reise aus der Fremde in die Heimath," in dem schönen Liebenstein arbeiten konnte. So wie denn auch Jean Paul an mehreren Orten Wagner's schöner Idee im Betreff der Bildung einer deutschen Künstlerschule, besonders in seiner „Vorschule zur Aesthetik," lebhaft das Wort sprach. — Der zweite Schützling war der bekannte Kanne, dessen barockes Sonderlingswesen ihn zwar verhinderte, ihm eine gleiche Stellung, wie Ernst Wagnern zu verschaffen, da Kanne es für genial hielt, im Reisekittel und Stock vor dem Herzog zu treten und sich so als Prinzenerzieher zu empfehlen. Aber er unterstützte ihn mit Rath und Geld, schrieb ihm eine Vorrede zu dessen „erste Urkunden der Geschichte;" leider aber ließ er sich nicht warnen durch die, selbst in jener Vorrede angedeutete Ahnung, von der Richtung, welche Kanne endlich nehmen werde. Während Wagner leider der Kunst und der Menschheit viel zu früh entrissen wurde, half Kanne später, hauptsächlich durch den finstern Schwär-

mergeist seines Ueberchristenthums und seines Misticismus, des Dichters einzigen Sohn tödten.

Nach Coburg aber brachte Jean Paul ein Werk, fast vollständig ausgearbeitet, mit, welches spielend in den Nebenstunden während des Schaffens an den drei ersten Bänden der Flegeljahre entstanden war, und das, so himmelweit es der Art nach von dem ersteren Dichtwerk verschieden ist, Entstehung, Tendenz und Zweck fast durchaus mit ihm gemeinschaftlich hat, daher fast nothwendig mit ihm zugleich empfangen und gegeben werden mußte. Man kann es fast sich die in ein besonderes Werk abgetrennten philosophischen Extrablätter, Anhänge ꝛc. der früheren Werke denken; es ist die Vorschule der Aesthetik, scheinbar ein objektives und kritisches wissenschaftliches Werk, doch aus Jean Paul's individueller Persönlichkeit eben so hervorgegangen und sie eben so treu schildernd, als, nur auf eine andere Weise, die Flegeljahre. Auch dieß ist bis jetzt selbst von denen verkannt worden, die sich der allergenauesten Bekanntschaft und Würdigung unseres Dichters vornämlich rühmten. Sonst würde unter anderen Ludwig Tieck in einem der Briefe von Solger sich nicht über die angebliche „Naivität“ Jean Paul's gewundert haben, welche als Belege zu den allgemeinen Untersuchungen über das Wesen der verschiedenen Dichtungsarten seine Werke und seine Charaktere als Muster und Belege öfters anführt. Aber wie Jean Paul die Flegeljahre geschwind um auf dichterische Weise dem psychologischen Räthsel seiner Doppelnaturen und seiner Poesie, ihr Verhältniß und deren Nothwendigkeit in ihm darzulegen und zu erklären: so die Aesthetik auf eine andere Weise das richtige

Verständniß in dieselben zu eröffnen; indem er seine Werke nicht als das Produkt reiner Willkühr und Extravaganz, sondern als das Ergebniß langer und bestimmter Reflexion und der Anwendung von ihm theils als allgemein gültig befundener und in sich wahrer Kunstprincipien hervorgegangen darstellte. Dieß begründet ihren großen Werth, wie es ihre Mängel und ihre Schwächen erklärt. Offenbar sucht er in mancher Beziehung aus dem, was für ihn Nothbehelf gewesen, eine allgemein geltende Tugend zu machen; aber von der andern Seite gab das Werk, da keines der Art so theils aus dem besondern Bedarf eines großen Genius entstanden, theils zu gleicher Zeit mit aus derselben Begeisterung, aus welcher seine größten Schöpfungen entsprungen, hervorgegangen, keines so das Resultat der Begebnisse und Anschauungen eines ganzen Dichterlebens; endlich keines so aus gemeinschaftlicher, gleichmäßiger Verbindung von Theorie und Praxis entstanden war, so viel neue, tiefe und das Gepräge unumstößlicher Wahrheit an sich tragende ästhetische Anschauungen, neue Definitionen, Classificationen; denn es brachte nicht nur alle möglichen Abstractionen, welche sich fast alle von einem bisher noch nicht da gewesenen poetischen Genius für die Kunsttheorie ableiten ließen, und der sich selbst vor seinem scharfsichtigen Auge zergliedert; sondern auch die von einer Menge bisher von der Kunsttheorie unbeachtet gelassenen Reihe von ältern Schriftstellern, oder von unbeachtet gebliebenen Seiten älterer mannichfach besprochener, welche mit Jean Paul verwandt, besonders von ihm studirt und benutzt worden waren. So vorzüglich humoristische, komische Autoren aller Zeiten und aller

Völker. Aber auch jeder andere größere Genius mußte von neuen Seiten von ihm angeschauet und betrachtet werden, weil er vorzüglich darauf ausging für seine Ansichten und seine Schöpfungen so viele Gewährsmänner wie möglich aufzufinden. Eben so neue und große Bereicherungen schuf er der Aesthetik durch seinen so tief ausgebildeten Sinn des Kleinen und der klaren Untersuchung und scharfen Bewußtseins der Wirkungen und Gründe desselben. Wir meinen nicht bloß die Sprache im Allgemeinen, sondern die Bedeutung und Stellung der Worte, der Partikeln, mit einem Worte: alle jene Beobachtungen, die mit solchen Selbstthätigkeiten Jean Paul's, wie die oftererwähnte Bildung und Zusammenstellung seines sogenannten Mitwörterbuches u. s. w. zusammenhingen. Dieß ist es, was Jean Paul's Vorschule der Aesthetik einen so ganz außerordentlichen Werth für die Theorie der Kunst überhaupt verleiht, zumal sie wirklich nur Fragmente enthält, gar keinen Anspruch darauf macht, ein vollständiges System zu seyn, und daher Niemand irre führen kann. Auf der andern Seite versteht es sich jedoch von selbst, daß ihre Hauptbedeutsamkeit in der subjektiven Beziehung zu dem Dichter besteht, so wie denn dieser Umstand wiederum nothwendig bedingt, daß sie zwar die Werke des Dichters erläutert, aber, wie alle Kunstschöpfungen Jean Paul's, durch seine übrigen Werke erst die vollständige Würdigung und Kenntniß erhält. Auch ist daraus, wie wir Jean Paul bis jetzt in Betracht seiner Selberanschauung kennen gelernt haben, sehr natürlich, daß jene innere Scheu, sich ganz klar die Verfehlung des höchsten und größten Zieles seiner Anstrengungen und

deren Gründe zu gestehen, auch sehr bedeutend auf diese Aesthetik einwirkte, und daß eine erschöpfende Erklärung seiner Natur und seiner Poesie nichts weniger als aus diesem Werke allein gewonnen werden kann, sondern immer nur auf dem Vergleich desselben mit seinen übrigen Werken, und mit der Geschichte der Entstehung derselben und seines Lebens. Denn so viel Neues und Vortreffliches er über das Wesen und die Arten des Humors sogar z. B. gesagt hat, so hat er doch immer nicht in seiner Erklärung den eigentlichsten Punct getroffen. Er nannte ihn, allerdings ganz richtig definirend, das umgekehrt Erhabene; vergaß aber zu entwickeln, wie ein großer Theil eben dazu kommen könne, das Erhabene umzukehren, nebst allem, woraus eine unendliche Folgereihe nicht von Gesetzen, sondern von charakteristischen Erscheinungen desselben erklärend hervortritt. Wenn wir nicht irren, war es zuerst Wolfgang Menzel in seiner deutschen Literatur, der am nächsten der eigentlichen Definition des Humors kam. Er nannte ihn das Bewußtsein um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische; er leitet ihn her, aus dem schmerzlichen Gefühl, daß wir an den Krankheiten der Zeit leiden. Er schreibt ihn als eigenthümlich unsrer Zeit zu, in der nirgends etwas harmonisches, dauerndes, vollkommenes sei, und die Zerrissenheit im Ganzen sich in jedem Einzelnen wiederhole. Offenbar ist Humor eine Krankheit am Leben selbst; und daher auch seine Anomalie, daher das Fragmentarische aller seiner Schöpfungen, daher das Unvermögen am Schaffen harmonisch kräftiger und schöner Gestalten, daher die Armuth an Erfindung, daher der Man-

gel an Mannichfaltigkeit und an Reichthum von Charakteren: daher bei weniger großen Genien die geringe Anzahl der Schöpfungen, oder bei reichen die immerwiederkehrende Aehnlichkeit derselben. Das charakterisirt ohne Ausnahme alle eigentliche Humoristen. Und dies ist überall so wahr, daß nie ein Humorist bekannt wurde, der nicht innerlich oder äußerlich die Schmerzen eines verfehlten oder zurückgetrückten Lebens, mit einem Wort: „am Widerspruch seiner Bestimmung mit seinen Mitteln," litt.

Wir glauben, über die Vorschule der Aesthetik unserem Zwecke nach das Hinlängliche hiemit gesagt zu haben, nur wollen wir an zwei Stellen erinnern, die unter so vielen anderen belegen, wie Jean Paul selbst sich in seiner Aesthetik vorzüglich vor Augen hatte. Die eine mag zeigen, wie er die Regeln, die er giebt, nur seiner eigenen Erfahrungsweise abstrabirt. Seite 61 des 2. Bandes, wo er von der Entstehung poetischer Charaktere spricht, heißt es also: „Freilich ist Erfahrung und Menschenkenntniß dem Dichter unschätzbar; aber nur zur Farbengebung des schon erschaffenen und bezeichneten Charakters, welcher diese Erfahrungen sich aneignet und einverleibt, durch sie aber so wenig entsteht, als ein Mensch durch Essen. Das Götterbild, die Minerva, springt nicht in den Kopf des Dichters, sondern aus dessen Kopfe schon belebt und bewaffnet. Aber für diese Lebendige suche er in der Erfahrung nach Localfarben, die ihr passen. Hat er einmal z. B. eine Liane, wie der uns bekannte Verfasser, aus sich geschöpft, so schaue er, wie dieser überall in der gemeinen Erfahrung nach Locken, Blicken, Worten umher, welche ihr anstehen." Wir erinnern hier den Leser an alles das, was

wir bei'm Titan über die Entstehung Jean Paul'scher Charaktere ausführlich bemerkten. — Eine noch merkwürdigere, ganz besonders mit den Flegeljahren in Verbindung stehende Stelle finden wir Seite 64. „Die bestimmtesten, besten Charaktere eines Dichters sind daher zwei alte langgepflegte, mit seinem Ich geborene Ideale, die beiden idealen Pole seiner wollenden Natur, die vertiefte und die erhabene Seite seiner Menschheit" rc. — So erhebt er sich im 1. Band pag. 182 und 183 ganz besonders gegen den Wahn der Unbehülflichkeit und Bewußtlosigkeit des Humors, welchen man ihm besonders zugeschrieben, und zu denen man die abentheuerlichen, später zu erwähnenden, von sehr gescheudten Leuten geglaubten, Mährchen ersonnen hatte rc. rc.

Das Schicksal bereitete übrigens der Vorschule der Aesthetik einen unendlich erhabenen und rührenden Schluß durch den plötzlich erfolgten Tod Johann Gottfried v. Herder's, der wenige Monate nach Jean Paul's Einzug in Coburg erfolgte. Daß derjenige, dessen Ziel, nach welchem auch sein poetisches Streben ging, er als das Endziel der Poesie überhaupt am Schluß des Werkes hinstellen wollte, in dem Augenblicke hinüberging, bewegte den Dichter so unendlich: daß das ganze Schlußcapitel nur ein Panegyrikus Herder's ward; ein Panegyrikus, der seines Gleichen in keiner Sprache je gehabt haben dürfte. In ihm gehe tiefstes Gefühl mit charakteristischer Malerei in poetischer Bilderfülle, und dennoch Einfachheit der Sprache, auf die bewundernswertheste Weise Hand in Hand; weshalb denn dieser, den Gestorbenen wie den ihm Nachrufenden gleich ehrender und gleich wahr bezeich-

nender Erguß den Hinterbliebenen Herder's ein gleich heiliges Vermächtniß geblieben ist, dessen zu allen Zeiten von ihnen gedacht wird, wenn von einem der beiden Männer die Rede ist.

Vielleicht hatte sich aber Jean Paul in Betreff keines Aufenthaltortes mehr in seinen Erwartungen getäuscht, als über Coburg. Der Entschluß, dorthin zu ziehen, sich bestimmend nach der Verlebniß eines Besuchtages daselbst, scheint so übereilt gefaßt worden zu sein, daß der Dichter sich gar nicht näher über die dortigen Verhältnisse unterrichtet gehabt zu haben scheint. Sein Leben dort ist vollkommen ein weißes Blatt in seiner Biographie, und bei der Masse von Briefen und Papieren, die aus jedem andern Abschnitte seines Lebens vorhanden sind, — aus der späteren Aeußerung: ferner „daß ihn nur die Zeitungsnachrichten von Zeit zu Zeit an Coburg erinnerten, während er nach allen Gegenden, die er je verlassen, einen lebendigen und freundschaftlichen Verkehr unterhielt," — läßt es sich folgern, daß Richter mit Willen die unangenehmen Erinnerungen an diesen Ort habe verwischen wollen, und diese scheinen nicht bloß in der Leere an Erlebnissen und Menschen bestanden, sondern er scheint ein positiv Feindliches dort erfahren zu haben. Wir haben darüber zwei Andeutungen, die eine im 7. Hefte der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben," wo gemeldet wird: daß der Dichter in die unangenehmen Reibungen zwischen den beiden Ministerfamilien Kretschmann und Wangenheim, (des späteren wegen seiner Freisinnigkeit berühmten Bundestagsgesandten,) insofern verwickelt worden wäre, als er, von Beiden freundschaftlich behandelt, mitten inne gestan-

den habe. Dann erwähnt Jean Paul selbst in einem Briefe an den Herzog Aemil von Gotha: wie sehr Unrecht ihm der Herzog von Meiningen gethan habe, ihn für den Verfasser eines faden Spaßes über denselben in dem Coburger Wochenblatte einen Augenblick gehalten zu haben. Auffallend ist ohnehin, daß von einem Verhältniß des Dichters zu dem Coburger Hofe nie und nirgends auch nur mit einer Sylbe Erwähnung geschieht. — So entschloß sich denn Richter, nach kaum einjährigem Aufenthalt daselbst, eine Stadt wiederum zu verlassen, in der ihm nichts Schönes wiederfahren war, als die Geburt eines Sohnes. Er entschloß sich nunmehr seinen Sitz für die ganze übrige Lebenszeit in jenem Baireuth am südlichen Rande des Fichtelgebirges aufzuschlagen, das so lange das Mekka seines Lebens gewesen, wohin er von der Begeisterung des Dichtens wie in Augenblicken ahnungsreicher Lebenshoffnungen sein vor den Altären der Natur betendes Antlitz gewandt. Er kehrte so nach nur siebenjähriger Abwesenheit zu jenem Fichtelgebirge wieder hin, das mit seinem Kabamagnet ihm die Wanderung in die Ferne nur in einem, nach Verlauf derselben an dem Ausgangspuncte sich wieder schließenden, Zirkel gestattet. —

Ehe wir jedoch den Dichter dahin begleiten, müssen wir noch des Verhältnisses gedenken, das die ganze in diesem Abschnitte behandelte Epoche aus seinem Leben hell durchglänzt! — wir meinen blos das Verhältniß des Dichters zu dem nachherigen Herzog Aemil von Gotha, damals noch Erbprinz, bekanntlich einem der genialsten Fürsten überhaupt, und dem witzigsten seiner Zeit, von

Jean Paul's Wesen tief entzündet, dichtete er selbst, wenn auch in etwas geschraubter und barocker Manier, jedoch mit einer glühenden und überströmenden, den Genius der Liebe in regenbogenfarbigen Mährchen verherrlichenden Phantasie; — ein Fürst, der sich vielleicht zu sehr gegen die gewöhnlichen Gesetze der Conveniens mit außerordentlicher Kühnheit über seinen Stand hinwegsetzte, unter Jean Paul als einem Höheren sich namentlich unterordnete, und mit ihm die Thorheiten und Pedanterien seines eigenen Hofes verlachte und verspottete. Dieses Verhältniß, und besonders der in seinen Augen bedeutend erscheinende Werth der Produktionen seines fürstlichen Freundes bewog unseren Dichter zu dem Entschluß, demselben seine Vorschule der Aesthetik zuzueignen, den ihm am trefflichsten erscheinende Theil derselben, den über Phantasie, Humor und Witz „dem witzigsten Fürsten," wie vorher das in seiner Meinung poetisch schönste Werk, den Titan, „der schönsten Fürstin."

Achtzehntes Kapitel.

Die erste Epoche in Baireuth während des Drucks der französischen Herrschaft von 1805 bis Ende 1811.

Werke: Freiheitsbüchlein; — Levana; — Attila Schmidtzle; — Friedenspredigt; — Fastenpredigt; — Dämmerungen für Deutschland; — Museum; — kleine scherzhafte Schriften; — Katzenberger's Badereise; — Fiebel's Leben; — Recensionen und Vorreden.

Es war am 14. August 1804, daß unser Dichter in Baireuth anlangte, und mit Otto, der schon fünf Jahre vorher dorthin gezogen, und mit Emanuel, der stets dort geblieben, vereinigt, sich, gleichsam wie nach einer Rückkehr in das Vaterhaus, sehr bald in jene Bequemlichkeit und Behaglichkeit einrichtete, in der wir ihn bis an sein Lebensende erblicken, und wie wir ihn später den Lesern umständlich vorführen werden.

So sehr Jean Paul durch die gegen seine früheren Aufenthaltsorte seit seiner Entfernung aus Hof große Abgelegenheit Baireuths von dem Weltverkehr, und besonders durch Herder's Tod von aller näheren Verbindung mit der literarischen Republik abgeschnitten war: so wurde er doch wenige Wochen nach seiner Ankunft daselbst auf eine ganz eigenthümliche Weise auf den öffentlichen Kampfplatz hinausgezogen, auf ein polemisches Terrain, auf welchem er früher noch niemals gestanden, auf

das publizistische. Er sollte unmittelbar sich erheben gegen Staatsinstitution, was von selbst eine directe allgemein-politische Thätigkeit nach sich zog. Der Zufall, der ihn zuerst dorthin riß, gab einem mehrjährigen Abschnitt seines Lebens einen ganz eigenthümlichen Charakter, in welchem sich zugleich der damalige politische, geistige und moralische Zustand des ganzen deutschen Vaterlandes auf das treuste zurückspiegelte.

Er hatte die am Schlusse des vorigen Kapitels besprochene Dedication seiner Aesthetik an den Herzog von Gotha nach Jena geschickt, wo Perthes in Hamburg das Werk drucken ließ. Der ungewöhnliche Ton, in welchem sie abgefaßt war, und namentlich der Umstand, daß sie aus zwei Zuschriften an den Herzog bestand, von welcher die erste so geschrieben war, als würde der Herzog in einer bereits gedruckten Zuschrift erst gebeten, seine Bewilligung zu der erst wirklich zu unternehmenden Dedication zu geben; das darin enthaltene Lob der bis hieher noch unbekannt gebliebenen poetischen Productionen des Herzogs, alles dies erschien dem Decan der philosophischen Facultät in Jena, Dr. Voigt, indiscret, daß er ohne weiteres das Imprimatur versagte. Als hierauf aber Jean Paul die Beweise von der Zustimmung des Herzogs einsandte, ward das Erstaunen der Jenenser noch größer; die ganze philosophische Fakultät bestätigte das Verbot des Druckes. Da der Herzog von Gotha einer der Landesherren der Universität Jena war, so hatten offenbar die dortigen Professoren diesen Schritt auf ihre Gefahr hin nicht wagen können; es ist nur zu wahrscheinlich, daß die Instructionen dazu von den andern

Höfen, und namentlich von Weimar aus, wo Göthe Minister, gegeben worden waren. — Keine Thatsache mahlt wohl so sehr die Erbärmlichkeit im damaligen Norddeutschland, und nichts erklärt wohl so sehr, wie verdient die Strafe durch den zwei Jahre danach erfolgenden Unfall bei Jena gewesen! Aber die Herren vergaßen bei ihrem Verbote, daß sie es mit einem unerschrockenen Dichter und mit einem genialen Fürsten zu thun hatten. Ersterer ward auf das tiefste empört über diese kecke Bevormundung seiner und seines fürstlichen Freundes. Zum ersten Mal an sich selbst die Despotie der Censur erfahrend, und vor den Verwüstungen erschreckend, welche sie im Reiche des Geistes ausüben müsse, da sie weniger hervorragende Männer, wenn sie ihn und den Herzog nicht verschonte, noch bei weitem mehr erdrücken müsse: beschloß er, einen allgemeinen Angriff auf dieses unmoralische, unvernünftige und durch Nichts zu rechtfertigende Institut, als gegen das gefährlichste Werkzeug der Tyrannei. Ja er kam deshalb bei dem Herzog mit der Bitte ein, ihm den Abdruck der obigen Dedication in seiner Schrift gegen die Censur zu erlauben. Der Herzog unterstützte diese Idee um so bereitwilliger, als er sich nicht anders als verletzt durch jenes Benehmen in Jena fühlen mußte; ja er ging in die Bitte Richter's: „einmal das fürstliche Beispiel der Freisinnigkeit zu geben," — weiter ein, als jener nur es hatte hoffen können. Denn er erlaubte ihm den Abdruck aller bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen gewechselten Briefe, um Jean Paul durch die Bekanntmachung dieses so seltenen Verhältnisses auf das empfindlichste an den Jenensern zu

rächen. Ja der Herzog weigerte sich sogar, auf Richter's eigene Vorstellung die zu derben und selbst cynischen Ausdrücke in seinen Briefen auch nur im geringsten zu mildern. In drei Wochen arbeitete Richter mit eben derselben Lust, wie einst den Clavis Fichtiana, mit derselben Manier, welche die klarsten logischen Folgerungen und den beißendsten Spott vereinigte, die Streitschrift gegen die Censur aus, und ließ das Ganze, das er mit vollkommenstem Recht „ein Freiheitsbüchlein" nannte, — weil darin ein Dichter und ein Fürst in Gemeinschaft für Gedankenfreiheit stritten, — in Erfurt, unter dem Schutze des edlen Dalberg, damaligen Coadjutor von Mainz, drucken.

Man kann sich denken, welchen Eindruck eine Schrift der Art damals in Deutschland machen mußte, und wie unter andern jene Aeußerung des Herzogs mit Erstaunen von Mund zu Mund getragen wurde: „der Dichter möge nach Gotha kommen, um da zu verpissen, was er in Liebenstein getrunken, dabei aber die Perücken seiner Minister verschonen" u. dergl. m. — Und nur die fast gleichzeitig damit in Deutschland immer mehr hervorbrechenden politischen Stürme, der mit Anfang des Jahres 1805 von Napoleon geführte Krieg gegen Oesterreich, die gedrohete Antheilnahme Preußens rc. konnten allein ein Ereigniß so bald von der Nation vergessen machen, das in ruhigeren Zeiten in der geistigen Geschichte des Volkes als ein Epoche machendes dagestanden haben würde. Auch hierin zeigte sich wiederum das widrige Schicksal Jean Paul's, das ihm die Anerkennung, den Lohn und den Dank des Volkes für jene muthigen Bestrebungen ver-

kümmerte, die außer ihm auch nicht Einer unserer größeren Dichter bis auf die allerneuesten Zeiten gewagt. Dagegen aber blieben ihm die äußeren Nachtheile, welche nach der andern Seite hin dieselben nach sich zu ziehen pflegen, nicht vorenthalten.

Mit dem Jahre 1805 nämlich wurden bekanntlich die Verhältnisse des ganzen deutschen Verkehrs, und besonders auch des Buchhandels, trübe umwölkt. Jean Paul hatte zwar durch die Flegeljahre jenen Verleger gewonnen, der den Ruhm mit sich in's Grab nahm, den bedeutendsten Geistern des Volks einen wirklichen Lohn für ihre Arbeiten, ihnen und ihren Familien ein sorgenfreieres Leben verschafft zu haben, und einer der sorglichsten Pfleger unserer Literatur gewesen zu seyn, Cotta.. Derselbe hatte ihm für den äußerst weitläuftig gedruckten Bogen der Flegeljahre sieben Louisd'or gezahlt, gewiß also das Doppelte von dem, was Jean Paul in den glänzendsten Zeiten des Titan von Matzdorf erhalten hatte. Von der einen Seite aber begann derselbe sehr bald über die Abneigung des Publicums, in den unruhigen Zeiten größere Werke zu kaufen, Klage zu führen; und von der andern fühlte der Dichter: daß die, durch so viele, in kurzer Zeit gezeugte, große Schöpfungen geschwächten Kräfte seiner Phantasie längere Zeit zur Gestaltung derselben brauchten. Zu dem war im November 1804 ihm in Baireuth ein drittes Kind geboren worden. Er sah mit Besorgniß voraus, daß er in einer Zeit, wo er ganz besonders die Concentrirung seiner Kräfte nöthig hatte, sich in den kleinen Arbeiten, die man für Zeitschriften, Taschenbücher und andere periodische Schriften gegen un-

verhältnißmäßig hohe Honorargebote von allen Seiten von ihm verlangte, werde mehr zersplittern müssen. Es mehrten sich ohnehin die theueren künstlichen Hülfsmittel, mit denen er die in seiner Zurückgezogenheit ihm abgehenden äußeren Anregungen durch Kunst, Menschen und Verkehr, zu ersetzen gezwungen war. Alles dies ließ ihm um diese Zeit lebhafter als je eine anderweite Unterstützung und einigermaßen gesicherte Stellung wünschen. Natürlich wandte sich sein Blick auf den König von Preußen, der ihm fünf Jahre vorher ein Canonicat versprochen. Somit versuchte er zum ersten Male, ohnehin bei Gelegenheit einer Fürbitte für Herder's Hinterlassene, durch den Erbprinzen Georg von Mecklenburg, den Bruder der Königin Louise, im Januar 1805 den König an sein Versprechen zu erinnern. Unterdeß war aber das Freiheitbüchlein erschienen, und Jean Paul mußte mit Erstaunen durch den Erbprinzen erfahren: „daß Se. Majestät des gegebenen Versprechens sich nicht bestimmt zu erinnern wisse." — Aufgefordert, die dieserhalb erhaltene schriftliche Zusage einzusenden, that dieses der Dichter, aber ebenfalls ohne Erfolg. Wie sehr Jean Paul, trotz dieser Bittversuche, seine Würde zu behaupten wußte, zeigt folgende Stelle aus dem Briefe an seinen Schwiegervater Maier, der als Mittelsperson dabei thätig war. „Meine Bitte," schrieb er, „wirke, wie sie wolle, ich bin doch unabhängig von ihrer Erfüllung; und am Ende ist's auch keine Unehre, von Kotzebue und Lafontaine sich unterschieden zu wissen durch Neins!" — Als darum im Juni 1805 der König, die Königin Louise nebst der Fürstin von Solm's und der Großfürstin Constantin das

Fürstenthum Baireuth besuchten, suchte Jean Paul wiederum diese Gelegenheit zu benutzen, seine Bitte persönlich anzubringen. Denn er hatte davon keinen Begriff, daß ein Fürst, von dem er Gutes hörte, nicht auch ein Freiheit und Unabhängigkeit des menschlichen Geistes hochachtender seyn müsse. Bekanntlich hatte man dem königlichen Paare auf der Luchsburg bei Wonnsiedel, welche von diesem Augenblicke den Namen der Louisenburg erhielt, einen festlichen Empfang bereitet, und Jean Paul fügte sich gern den Aufforderungen Hardenbergs, des nachherigen Staatskanzlers, und Schuckmanns, des nachmaligen Ministers, welche Beide zu der Zeit der Regierung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth vorstanden, an der Veranstaltung der Festlichkeiten Theil zu nehmen. Er fügte dem von Hardenberg verabfaßten Festspiele zwei Gesangchöre, der Dryaden und Najaden, in freien ungereimten Versen hinzu, welche er später, nebst Beschreibung der Festlichkeit, unter dem Titel: „meine ersten Verse," mittheilte. Drauf begab er sich selbst nach Wonnsiedel in das Haus des jetzt dort als Superintendenten angestellten Pfarrers Vogel. Er ward dem Könige wie der Königin vorgestellt, trug jedoch am Ende als Frucht seiner Bemühungen nichts weiter davon, als eine Wiederholung des Versprechens, und, was ihm bei weitem mehr werth war, die Erinnerung an einige poetische am Orte seiner Wiege verlebte Tage, in welchen er die Berge seiner Kindheit von Blumengewinden und Fackelglanz verklärt gesehen hatte.

Als dieser Versuch wiederum auf diese Weise mißlungen war, der vierte Band der Flegeljahre, dessen voll-

ständige Ausarbeitung sich bis in diese Zeit hinein gezogen hatte, endlich abgeschickt worden: wandte der Dichter sich natürlich zu einer zweiten Arbeit, deren Materialien, in reichlicher Fülle so nebenbei den Studien und der Ausarbeitung der größeren poetischen Schöpfungen entstanden, eben so, wie zur Vorschule der Aesthetik, zerstreut vorlagen, und nur eben so geordnet, zusammengestellt und mit einander verbunden zu werden brauchten. Fast noch früher, ehe er über die Composition, Bildung, und über die Gesetze poetischer Schöpfungen nachgedacht, war die Erziehung zu Menschen fortwährend Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Untersuchungen gewesen, wie er denn auch erst Lehrer und Erzieher war, und dann erst Dichter wurde. Später sahen wir ja, wie Unterricht und Dichtung, Erziehung und Phantasie, die Bildung von Charakteren für die Wirklichkeit wie für die Dichtung, bei ihm einzogen, sein Erziehungssystem in seine Werke, und sein Poetisches in seine Erziehschule überging. Die Lewana, welche Richter vom Juli 1805 bis zu Anfang des Octobers 1806 rasch ausarbeitete, war daher nicht nur ein durchaus nothwendiges Seitenstück zur Vorschule der Aesthetik, verhält sich nicht nur eben so zu den Werken und der Persönlichkeit des Dichters, wie diese, sondern hilft sogar auch die Aesthetik erläutern; wie denn beide Werke sich auch an manchen Stellen geradezu auf einander verweisen. Insofern ist aber, zur Erläuterung und Verständniß des Dichters und seiner größeren poetischen Werke die Lewana noch weit wichtiger wie die Aesthetik, als die letztere nur die Form derselben und die Entstehung, so wie die angewandten Mittel erläutert, die

Lewana aber die ethische Tendenz und die Charaktere selbst. Und so wie wir bei Gelegenheit der unsichtbaren Loge die ganze Ideenreihe des Dichters, welche er von da an bis zum Titan unablässig verfolgte, durch ausgezogene Stellen aus der Lewana erläuterten: so ließ Jean Paul wiederum ganze Stellen aus der unsichtbaren Loge, in welcher eben seine Ideen weniger symbolisch durch Handlung und Charaktere, als in unverarbeiteter systemartiger Gestalt dalagen, wörtlich in der Lewana wieder abdrucken. Flegeljahre, Aesthetik und Lewana bilden so gewissermaßen eine zusammengehörende Trilogie, die, wenn auch jedes als Kunstwerk für sich bestehend, auf indirecte Weise das Räthselhafte in Jean Paul und in seinen poetischen Schöpfungen dichterisch, philosophisch und psychologisch zu erläutern streben. So wie aber die Flegeljahre natürlich auch als dichterisches Kunstwerk in sich selbst Zweck genug sind, um ihre allgemeine Geltung und ihren Werth auch ohne jene besonderen Beziehungen zu behaupten: so hat, wie die Aesthetik, einen allgemeinen und ästhetischen, so die Levana einen allgemein *menschlichen* und kosmopolitischen Zweck und Werth. Wiewohl man auch im Allgemeinen den Einwand gegen sie machen kann, daß, so wie Jean Paul in seinen poetischen Charakteren zu sehr den beschaulichen Dichter, als den handelnden Helden combinirt, so auch die Lewana, unwillkührlich zu Dichtern und Schriftstellern, wenigstens zu geistreichen Menschen, auf jeden Fall wenigstens in den, die intellectuelle Bildung betreffenden, Theilen heranzuziehen strebt: so ist doch auf der andern Seite nirgends mehr in die allgemein menschliche Natur bis in

ihre ersten Keime hineingeleuchtet, so viel verborgene und zarte Saiten der Kinderseele aufgedeckt, und der Hämmer zu ihrer richtigen Stimmung so viele gegeben worden. — Nirgends ist so der ganze Mensch in seinem äußeren und inneren Sein und in seinem Verhältniß und seiner Wechselwirkung zur Außenwelt umfaßt, und kein Lehrer der Menschheit hat mit solcher heiligen Achtung vor der Würde der Kinderseele so wie vor einer jeden Individualität zu erfüllen, und das christliche: „lasset die Kindlein zu uns kommen, denn ihrer ist das Himmelreich," so zu commentiren gewußt. — Was ihm bei der Abfassung seiner Aesthetik Hindernisse in den Weg legte, die Verborgenheit und Einsamkeit seines Lebens, kam ihm für die Levana ganz besonders zu statten. Denn es möchte wohl noch nie ein so gewaltiger, scharf in die Menschenbrust blickender Genius so unausgesetzt und ungestört von der Außenwelt einzelne menschliche Wesen unter das Mikroskop seines Auges gebracht haben! Und gerade eben das, was alle seine poetischen Schöpfungen auszeichnet: die klare Kenntniß des weiblichen Herzens bis in die allerfeinsten und verborgensten Züge, — gerade diese Kenntniß, welche der Levana den, ihr einzig gehörenden, Vorzug umfassender Regeln für weibliche Erziehung giebt: Das war nur in jener Höfer Einsamkeit zu erwerben. Die Levana ward so nicht bloß für Aeltern ein schätzbares Erziehungsbuch, sondern sie ward zugleich für Jedermann eine empirische Psychologie, in der jede Seite neu überaschende, und, weil unmittelbar aus dem Leben geschöpft, äußerst verständliche und durch naheliegende Beispiele erläuterte Entdeckungen brachte.

Da Jean Paul zu gleicher Zeit sich bestrebte, so viel es ihm möglich war, sich der einfachsten Sprachweise zu befleißigen: so darf man sich über das ungemeine Glück, das dieses Buch machte, nicht verwundern. Wie tief selbst Göthe davon ergriffen worden war, bewies dem Dichter später die ihm von Knebel mitgetheilte Stelle eines Briefes, welchen Göthe an diesen Freund geschrieben, deren von Jean Paul sorgfältig verwahrte Abschrift der Verfasser unter dessen Papieren fand.*)

Die Theilnahme war so allgemein, daß die ganze erste Auflage während des unglücklichen Kriegsjahres 1807 sich vergriff, und außerdem dennoch, unter dem Vorwand: daß die Kriegszeiten es nicht erlaubten, der Druck der zweiten Auflage zwar verschoben wurde, dieselbe aber im J. 1811 einem andern Verleger gegeben werden mußte, weil auf dem ersteren der starke Verdacht haftete, ohne Wissen des Dichters einen Nachdruck veranstaltet zu haben. Da ferner Jean Paul bei seinen tiefen Untersuchungen die philosophisch technischen Ausdrücke nicht vermieden, auch manche fremdartige der von ihm so sehr gesuchten Präcision des Ausdrucks halber beibehalten waren: so erschien sogar ein besonderes „Lexicon für Frauen“ dazu.

*) „Gar sehr erfreut mich ein Aufsatz von Jean Paul Nr. 45 und 46 des Morgenblattes, ausgezogen aus einer neuen Ausgabe der Levana. Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden ohne die mindeste Ausartung; große richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das Alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen, und erwarte die Levana mit Verlangen.“

Nicht ganz zwei Wochen nach der Vollendung der Levana erfolgte die Schlacht bei Jena. Die letzten Hoffnungen der Freunde des Deutschthums, die sich auf Preussen gestützt, dessen morschen und verfaulten Grund Niemand in diesem Maaße geahnet, fingen an zusammenzusinken, und es begann jene merkwürdige Zeit in Deutschland, wo der größte Theil des Volks mit einer schwer zu beschreibenden Niedergeschlagenheit und ganz zu Boden gedrückt durch die unendliche Ueberlegenheit von Napoleons blitzendem Genius, sich selbst, ihr Eigenthum, ihre Gedanken, die Nationalehre, die Nationalselbstständigkeit für immer verloren glaubte! — Die Allgewalt, mit welcher dieser große Geist in diesem Augenblick fast über ganz Europa schwebte, hatte unser Volk so ganz und gar in sich absorbirt, daß es an eine Zukunft und an eine mögliche Veränderung derselben fast kaum dachte, daß das glänzende Wesen des Jahrhunderts Aller Blicke erstaunenswerth fesselnd auf sich hinzauberte, daß man Niemand anders erblickte in der Gegenwart, der Vergangenheit und Zukunft, als ihn, den Herrscher, und seine Herrschaft. Man hielt dieselbe für fortdauernd, man glaubte sich unrettbar ihm verfallen: die unglaublichste und thörichste Angst sich aller bemächtigte. Die Kleinmüthigkeit war so groß, das Selbstvertrauen so geschwunden, die köstlichen Lehren der Geschichte so vergessen: daß, nachdem die Franzosen kaum ein Jahr über Deutschland hin sich verbreitet, die Besorgniß Eingang fand, die deutsche Sprache und Literatur werde in kurzem vernichtet, und bald nichts mehr, als französisch gesprochen und gelesen werden. So vollkommen entnervt hatte der kleinstädtische und philister-

hafte Despotismus, das geheime und bureaukratische Regieren, den politischen Verstand des ganzen Volks, und solche Folgen trug jene knechtische Furcht vor einer Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten, die lange Zeit dadurch verbreitet worden war, daß man ein scharfes Wort über einen untergeordneten Beamten in den Augen des Volkes selbst wie eines der größten Verbrechen erscheinen zu lassen vermocht hatte! Selbst die ersten Männer des Volks theilten diese Besorgniß, und für den Augenblick waren selbst die Gedanken und die Hände der hochherzigsten Geister gelähmt.

Und doch verhielt es sich auch hierin so ganz anders mit Jean Paul! Hatte er jemals, und dies war immer der Fall gewesen, an dem politischen Entwickelungsgange der Menschheit Theil genommen, so war es seit den reißenden Fortschritten Napoleons geschehen. Aber gerade, was seinen beurtheilenden Blick über einzelne Ereignisse und über einzelne Männer auch in politischer Hinsicht manchmal irre führte, jener einsame Standpunct unter seinen Büchern von welchem aus er die Welt von fern schauete: gerade dies bewahrte ihm hier das Vermögen, die Geschichte vor Augen sich zu erhalten und den hellen, das große Ganze übersehenden Blick. So wie er darum niemals in den größten Schreckenszeiten der französischen Revolution seine Bewunderung für dieselbe an sich aufgegeben, eben so wenig konnte ihm das politische Unglück, welches Napoleon zunächst über Deutschland brachte, vermögen, in jenen Schreck und jene Besorgnisse, so wie überhaupt in das Verdammungsurtheil desselben von Seiten der bedeutendsten Männer des Volks mit einzustim-

men. Die Auflösung des deutschen Reichs, der Wechsel der Herrscher, und besonders die Stiftung des Rheinbundes konnten ihm, vom allgemeinen europäischen Gesichtspuncte aus betrachtet, durchaus nicht als ein schreckliches Uebel erscheinen. Beständig die ganze Menschheit vor Augen, kannte er jenen beschränkten Patriotismus nicht, der das eigne Volk auf Kosten Fremder glücklich machen will, oder dem es auch nur gleichgültig ist, was andere Völker neben dem eigenen für Schicksale haben. Sein richtiges Gefühl sagte ihm ohnehin damals schon, was erst heut nach so vielen bittern Erfahrungen der jugendliche Theil der europäischen Völker fast zu erkennen beginnt: daß Alle gemeinschaftliche Sache haben, und Eines ohne das Andere gegen Despotismus und Barbarei nicht fest stehen, und Alle mit gemeinsamen Institutionen auf einer und derselben Bahn der Civilisation fortschreiten müssen. Ihm konnte es daher als ein großes Unglück nicht erscheinen, wenn es einem Geiste, wie Napoleon, gelänge, sich eine Zeit lang an die Spitze aller europäischen Völker zu stellen, um überall die morschen Trümmer veralteter und die Fortschritte hemmender Institutionen niederzustürzen. Er hielt lange Zeit diese seine Idee fest! Nur darum hatte er bis dahin mit seinem Wort in die Kämpfe der Gegenwart nicht eingreifen mögen. Denn als noch Alles erschrocken in Deutschland schwieg, kämpfte er in seinen Tagebüchern mit sich wegen des hierüber zu fassenden Entschlusses folgendergestalt: „Wüßt' ich gewiß," heißt es daselbst Anfangs 1806, „wüßt' ich gewiß, daß Buonaparte Unrecht hätte — und eben so gewiß alle gerechten Mittel gegen ihn, o so wäre es

ja leicht, selbst ein Leben gegen ihn zu wogen durch Schrift. Aber diese Ungewißheit lähmt so fürchterlich den Muth, den kosmopolitischen, der durchaus seine Zwecke in der Folge suchen muß. Dieß ist eben, was die Welt verwirrt und aufhält, daß unter so tausend Verwickelungen des Menschenwohles keine aufopfernde Seele so leicht — gebe sie immer das Leben hin — das Rechte ausfindet. Das moralische Princip des besten Wollens hilft hier nichts, weil ich eben hier Materie brauche für das beste Wollen." — Und am Ende desselben Jahres heißt es ebendaselbst: „Man muß durchaus die Zeit, und Bounaparten in ihr, nicht aus dem Gesichtspuncte der Individualität und Moralität, sondern aus dem der Weltbürgerlichkeit betrachten. Alles Große war Anfangs zu groß, und stach und quälte; erst dem fernen Auge schliffen sich die Spitzen ab." —

Wie wenig es dabei dem Dichter in den Sinn kam, dadurch einen Vorwand etwa vor sich selber aufzusuchen, der ihn wie einen Egoistischen und Furchtsamen von gefahrvollen und aufopfernden Schritten dispensiren möchte, und wie treu er es damit meinte, dann sein Dasein in die Schanze zu schlagen, wenn er irgend die Gewähr hätte, daß es weltbürgerlich recht und von Folgen sei, so wie den Standpunct, von dem aus er die politischen Bewegungen der Zeit betrachtete: zeigt noch deutlicher die wörtlich aufbewahrte Correspondenz, die er um dieselbe Zeit mit dem Buchhändler und Verleger seiner Aesthetik Perthes in Hamburg führte. Wir geben auch, zur Ehre des deutschen Mannes, vollständig den Brief von Perthes:

Hamburg, den 19. November 1808.

„Ich habe von Ihnen einen Brief vom 12. August vor mir, an dessen Beantwortung ich in der langen Zeit oft, sehr oft gedacht. — — Sie glauben nicht, wie ich alles literarische und papierne Wesen, alle großen Worte, alle Geistesmäkelei hasse. Die Sucht, alles zu sagen, was in den besseren Stunden in uns geboren wurde, und die natürliche Folge, daß es nun damit aus und so gut ist — das ist es, was seit 30 bis 50 Jahren die Kraft der Besseren und der Besten gebrochen hat. Da war nur ein Streben: das Hohe, Starke, Große, Tiefe älterer Zeiten in Form und Worten zu erreichen; aber ein Seyn fand sich nicht, und fand sich's, wurde es verbuhlt. — Mißverstehen Sie mich nicht; der Dichter, der Erforscher und Darleger wissenschaftlicher Gründe, die reiche Individualität, die das Wort für sich findet, verdient die Achtung und Liebe der Nation. Aber dazu bedarf es eines Zweckes. In alten Zeiten waren die Dichter und Geschichtschreiber die Führer ihres Volks. Kann das auch jetzt nicht sein, der Stimme des Volks muß am Ende die Macht weichen, und — was kann werden? — Und gab es eine Zeit, wo dem bloßen deutschen Mann mehr Freiheit gesetzlich und rechtlich zuerkannt war, was von jeher in Deutschland gewaltet, aufgelößt und vernichtet ist? — Es schreibt mir ein glaubwürdiger Mann: „Die Zeit ist da, wo alle Gleichgesinnten sich einander brüderlich anschließen müssen zu dem Werk der Nationalrettung, und, wenn es mißglückte, wenn das ganze Machwerk, vor dessen Erhaltung die, welche es am wenigsten sollten, die Hände abziehen, zerbrechen sollte,

zu fester Einigung, damit der Keim der Erneuerung bleibe, und nicht ein allzugutes Volk, wie wir Deutsche, dem Joch der Uebermüthigen sich unterwerfe. Könnte ich machen, daß alle Rechtliche in diesen Bund vereinigt würden, er sollte der kräftigste seyn!" — Sie sind ein geistvoller, thätiger Mann. Sie haben noch ungefundene Wege, die gerade in des Menschen Herz und Geist führen, betreten, — Sie wären in der Vereinigung, die eine offene und feste sein wird, ein wirksames, mächtiges Glied! Wohlan! Wenn Sie mir antworten, wie ich es voraussehe, ein Weiteres! Es gehe wie es wolle — es komme Freiheit, oder es bleibe Knechtschaft. — Deutschland ist noch nicht verarmt! Bei Gott! wenn wir fest sind, so werden wir erdulden, was sonst unerträglich wäre. Sie wissen nun, wie es bei mir steht, und ich biete Ihnen die Hand auf Treu und Glauben." —

Die Antwort war folgende:

Baireuth, den 3. December 1805.

„— Hamburg und die andern Hansestädte sind noch die Arterien des deutschen Reichskörpers; weiter herein giebt's nur Venen und lymphatische Gefäße. Oesterreich verdient keine Erhaltung, da es seine Unterthanen mit einem ewigen, geistigen Krieg überzieht und belagert, und aus Mangel an Köpfen gehen ihm nun die Arme verloren. Aber das übrige Deutschland hat noch beides! Ich finde in der alten Geschichte, daß Cäsar zwar Gallien besiegte, aber nicht Deutschland. In deutschen Regierungsformen ist doch deutscher Geist nicht nothwendig eingescheidet. Schon unsre deutsche gelehrte Republik und Kosmopolitie wird ihm und seinen Flammen Ort und Nah-

rung und Thron verleihen. — Bei den Alten waren die Dichter Geschöpfe der Regierungsform; jetzt sollen sie Schöpfer derselben sein? — Sie werfen ihnen mit Unrecht vor, daß sie über dem Einkleiden das Verkörpern vergessen. Jede Kunst, das Handeln, wie das Sprechen, Schreiben, Bilden ꝛc. fordert ein ganzes Leben, und hier ist weiter keine Frage, als — Alles oder Nichts. — Demosthenes war auf der Rednerbühne tapferer, als auf der Schlachtbühne, und dort ein siegendes Heer, da ein fliehender Mann. Ein Dichter, als solcher, wirkt auf den Weltkreis; ein Mensch auf den Familienkreis. Wahrlich! in dieser tiefen einsinkenden Zeit, über diesem Morast voll Uebel, halten beinahe nur noch die Schriften das Große, Gute, Wahre, Schöne wie mit Flammen und im Aether aufrecht und emporgehoben, und in Bibliotheken wird einst die Auferstehung der geistig Todten sein und ein tausendjähriges Reich anfangen hinter dem Deutschen. — Uebrigens theil' ich alle Ihre patriotische Gluth, und knirsche so oft mit den Zähnen, als irgend ein Deutscher. Alle meine Werke sind, wie mein Leben, Freigeborne, keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht. Darum blieb ich auch arm. Taug' ich in Ihren Bund eben so gut mit meinen Kräften — bloße poetische thun's nicht — als mit meinen Gesinnungen, welche die Ihrigen sind: so will ich gern ein Dorn, ein Stiel, ein Blatt in diesem Kranze sein." —

Worauf es hier besonders ankommt, ist in Jean Paul's Antwort der Anfang und der Schluß. Er hatte so sehr die höheren Interessen der Menschheit im Auge, daß es ihm für den Staat, dessen Niederlage es damals

galt, kein Unglück schien, unter den Streichen eines Genius zu erliegen; und es kam ihm unter allen Verhältnissen so vor, als gebühre es Männern, die für die Civilisation kämpften, nicht, eines andern Staates sich anzunehmen, der die geistige Dunkelheit systematisch zu erhalten und zu verbreiten strebte. Wie sehr ist hierdurch nicht seine Bedenklichkeit, gegen Napoleon aufzutreten, erklärt! Dennoch aber machten die durch den von ihm hochgeachteten Perthes angedeuteten Meinungen bedeutender Männer ihm sein eignes Urtheil verdächtig, und bewogen ihn, in Perthes Verlangen mehr, als dieser selbst es gefordert, einzugehen, und sich geradezu zum Mitgliede eines Bundes anzubieten, der auf andere Weise noch, als durch Schrift, wirken sollte; so daß Perthes selbst später erläuternd hinzufügen mußte: „daß er nicht einen Bund, sondern ein Verständniß deutscher Männer gemeint habe." —

Der Ausgang der Schlacht von Jena selbst bestimmte daher den Dichter immer noch nicht, irgendwie einzugreifen. Er scheint durchaus haben abwarten zu wollen, wie Napoleon dieses entscheidende Ereigniß benutzen werde. Ruhig wandte er sich im November 1806 abermals zu einem größern Werk, indem er die ersten Vorarbeitungen zu dem Leben Fibel's machte. Dabei überraschte ihn jedoch der Krieg selbst, indem der General Bernadotte mit seinem Corps das Fürstenthum Baireuth überzog. Aeußerst interessant ist des Dichters Benehmen bei dieser Gelegenheit. Im Allgemeinen war er so viel Herr über sich selbst, um wegen Ereignissen der Art, so vielen Antheil er auch an ihnen nahm, auch nicht eine Arbeit-

stunde auszusetzen; aber vollkommen unglücklich hätte ihn die geringste Störung seiner häuslichen Ordnung gemacht, und Einquartirung scheuete er als das größte Unglück. Er suchte daher sein früheres Französisch hervor, und setzte an den General Bernadotte ein Schreiben auf, in welchem er seine Manier in der Anordnung sowohl wie in jeder Zeile beibehielt, und dessen geistreiche Abfassung die gewünschten Erfolge hatte. Das Schreiben lautete also:

Quatre Vérités, deux Espérances et une Demande.

Verités.

Première: Vous, Monseigneur, n'avez du triste Dieu Mars que la valeur; et vous aimez les hommes et les lettres autant que la gloire.

Seconde: Moi, je suis auteur — je vis pour écrire et j'écris pour vivre — je loge dans le faux-bourg chez Mr. Schramm, maitre du greffe, entouré d'ouvriers collocataires, plus pauvres que moi sans être auteurs — ma plume nourrit ma femme, mes enfans, un chien, un oiseau et moi même. C'est pourquoi ce serait appauvrir le pauvre que d'y ajouter un être vivant et mangeant de plus.

Troisième: La Muse veut la solitude, et la guerre ou la victoire veut (votre Altesse le sait) tout l'Europe.

Quatrième: La Nation Francaise a toujours honoré les lettres, qui l'ont honoré à leur tour; — sa gloire s'achevant par la valeur s'est commencée par les lettres. — l'Empereur Napoléon a laissé Göttingen et Heidelberg aux Muses.

Espérances.

1. J'espère que la pièce ci jointe, quoiqu'elle flatte plus qu'elle ne peint, prouvera à votre Altesse, que j'ai obtenu quelques suffrages de ma nation pour mes oeuvres romantiques, philosophiques et morales.

2. J'espère, qu'en cas de guerre ma maison, ou plustôt mon étude sera exemte de la charge d'avoir des troupes en quartier et qu'elle demeurera l'asyle de ma Muse.

Demande.

J'emplore l'humanité de Votre Altesse à réaliser les espérances, après les avoir pardonnées. Qu'une ligne de Votre main veuille m'assurer la paix, que méritent la poésie et la philosophie, parcequ'elles la propagent. La main vaillante verse le sang; la main bienfaisante tarit les larmes — mais Vous avez les deux mains.

Je suis, Monseigneur, etc.

So wie er hier durch geistreiche Wendungen den Feind für sich zu entwaffnen wußte, so erlangte er später die Verschonung mit Contributionen durch eine andere Kriegslist, durch eine kühne Festigkeit, die *nicht weniger* charakteristisch war. Man hatte ihn bei der für die Franzosen zu erhebenden Contribution mit unter den Capitalisten aufgezeichnet, und wollte ihn als solchen besteuern. Der Dichter wandte sich an den Minister von Schuckmann in Baireuth, und wünschte in seiner Weise zu wissen, ob er, der nur einiges Geld für seine Bedürfnisse auf eine mäßige Zeit im Voraus liegen haben müsse, zu den Capitalisten gehöre, „zumal als Fremder, der in Baireuth nur Geld verzehre, und dieser Stadt weiter nichts verdanke, als Gegend, Bier und Langeweile." Der unge-

setzlichen Forderung würde er 4 Groschen verweigern; „denn es sei ihm Alles gleichgültig, nur nicht Ungerechtigkeit.“ Schuckmann erwiederte ihm darauf nicht nur, daß seine Gedanken contributionsfrei sein sollten, — sondern er lud ihn auch zum selben Tage zu sich zur Mittagstafel. —

Da nun der Dichter, die allgemeine Niedergeschlagenheit nicht theilte, und dieselbe für das allergrößte Uebel hielt, so glaubte er Aufheiterung des Volks um so nöthiger, und es eine Pflicht derer, welche solche zu schaffen im Stande, dafür nach Kräften zu wirken. Dies paßte vollkommen sowohl zu seinem jetzigen poetischen Kraftvermögen, welchem größere Werke, (was er zumal am Fibel schmerzlich verspüren mußte,) immer saurer wurden, wie zu den finanziellen Verhältnissen des Buchhandels, bei welchem kleinere Erzeugnisse leichter anzubringen wären. Somit fand er in allen diesen Umständen eine ihm sehr willkommne Veranlassung im J. 1807 seiner komischen Muse den freiesten Lauf zu lassen, und zum ersten Male mehr oder weniger umfangreiche launige Charaktergemählde dem Volk zu schenken, die keinen anderen Zweck, als den der Erheiterung hatten. Dies war zuerst der „Zirkelbrief des Attila Schmälzle,“ und dann die, damals nur in zwei Bänden und ohne die der zweiten Auflage angehängten einzelnen Aufsätze erscheinende „Badereise des Doctor Katzenberger,“ Kunstschöpfungen, die mit dem unendlichen Reichthum an komischen Scenen, an plastischer Witzfülle der Darstellung, zugleich wegen der Harmlosigkeit des Spottes in ihrer Art Meisterwerke zu nennen sind. Denn der Dichter steht in ihnen so hoch über seinen Gegenständen, daß er

mit ihnen spielt, und zur Fortführung derselben eine Ueberfülle von Kräften in Bewegung zu setzen hat. Beide Werke hatten zugleich ihre Veranlassung in der eben durchlebten kriegerischen Zeit; beide waren gewissermaßen Parodieen jener Erscheinungen, und zwar nicht bloß die Fata des über die Maßen furchtsamen Feldpredigers, sondern auch sein Gegenstück, der kecke Doctor, der mit großen Anstalten einen kriegerischen Feldzug gegen seinen Recensenten eröffnet. Beide Werke erinnern auch dadurch an einander, daß jedes die Form einer Reisebeschreibung hat. Nur dem Katzenberger ist, weil wegen des größeren Umfangs eine Art von Roman in ihn verflochten werden mußte, als Gegensatz gegen den wegen seiner Liebe zur Wissenschaft achtungswerthen, jedoch absichtlich eine gemeine Herzenskälte zur Schau tragenden Mißgeburtendoctor, die Idee eines unaussprechlich eitelen, seine Sentimentalität zur Schau tragenden Dichters zur Seite gestellt, der übrigens mehr oder weniger in meisterhaften Zügen die Schwächen jedes gefeierten Mannes zur Schau trägt; und, irren wir uns nicht sehr, so klopfte in manchen Stellen Jean Paul den eignen eitlen Adam, der sich durch die Verwöhnungen, von Zeit zu Zeit auch in ihm regte, auf die Finger. Des Dichters Verhältniß zu den Frauen namentlich war vorzugsweise das im „Nies" geschilderte. —

Diese beiden Werke wurden in jener gedrückten Zeit mit unaussprechlicher Freude vom Publikum aufgenommen. Der Katzenberger zumal war, trotz aller seiner Cynismen, äußerst schnell vergriffen, und der Dichter erlebte die seltene Freude, daß ihm der berühmte Anatom

Mäkel in Halle, ausdrücklich wegen seines Katzenberger's, eine ausgezeichnete lateinische Abhandlung über die Mißgeburten dedizirte. Und mit Recht. Denn eben so meisterhaft als moralisch edel hatte der Dichter die Liebe zur Wissenschaft im Katzenberger so schön über dem Ganzen empor gehalten! Als Katzenberger nach vieler Mühe seines Recensenten endlich habhaft wird, vertauscht er gern den ganzen Zweck seiner Reise gegen eine ächte Mißgeburt, für deren Schenkung er dem Recensenten die zugedachte Strafe erläßt. —

Dabei waren indessen doch beide Werke nicht ohne alle Beziehung auf die politischen Verhältnisse. Bei dem Schmälzle war es freilich mehr zufällig, daß die dort angehängte Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne von dem Censor des Wochenblattes, das unser Dichter am 1. Januar 1807 auf eine scherzhafte Weise mit einem angeblichen Epilog zum Schluß dieser Zeitschrift eröffnet hatte, gestrichen worden war. In Katzenberger selbst jedoch reihete sich der Dichter von fern einer Gattung damaliger patriotischer Bemühungen gegen den Einfluß der Fremdherrschaft an. Es ist nähmlich bekannt, daß jene obenerwähnte Furcht vor Erdrückung der deutschen Sprache durch die Franzosen außerordentlich große Veranlassung zu jenem Hervorsuchen der altdeutschen und der Volksliteratur würde, welches ein Jahrzehend hindurch unsere Literatur beherrschte. Das Niebelungenlied, des Knaben Wunderhorn, des Görres Volkssagen, die Bestrebungen Brentano's, Arnim's, von der Hagen's, an welche sich Tieck und die Schlegel anschlossen, gingen von dieser Veranlassung aus, bis sie nach Hervorbringung so mancher

Extravaganzen in Fouque's späteren Werken zur vollkommnen Carricatur übergingen, und endlich in dem Schnitt des deutschen Rockes von den deutschen Regierungen nach der Befreiung von der Fremdherrschaft auf deutschem Grunde und Boden als illegitim und polizeiwidrig confiscirt wurden! — Jean Paul, der im J. 1804 schon in der Zeitung für die elegante Welt, in welcher er durch mannigfaltige kleine Aufsätze seinen Schwager Carl Spazier unterstützte, bei Gelegenheit einer Anzeige von Wiarda's Werke, den altdeutschen Namen ihrer Kraft und ihres Wohlklangs willen das Wort geredet, unterstützte jene Bemühungen, indem er im Katzenberger dem darin vorkommenden edlen Paare die Namen Theoda und Teutobach gab, und besonders auch in der letzten imponirend auftretenden kräftigen Gestalt des mit diesem Namen begabten Kriegers durch ein mit Liebe ausgemahltes und wie ein gothischer Dom in die neue Zeit hineinragendes schönes altdeutsches Bild mitten im Scherz an jene mannhafte Vergangenheit erinnert.

Unterdeß hatten sich jedoch die Folgen des Tilsiter Friedens vollständig herausgestellt: die Zerstückung Preussens, die Errichtung des Königreichs Westphalen, die Vergrößerung und Consolidirung des Rheinbundes. Die Niedergeschlagenheit, das Wehklagen und die Kraftlosigkeit der Nation wurden immer schreiender. Somit hielt es Jean Paul für Pflicht, sein bisheriges Schweigen zu brechen. Aber freilich betrachtete er auch jetzt noch in seinen Schriften alle diese Ereignisse von seinem hohen weltbürgerlichen Standpuncte aus, von dem aus sie ihm einmal durchaus nicht als ein Unglück erschienen. Sein

bis jetzt noch ungetrübter und im Allgemeinen sehr richtiger politischer Blick konnte in ihnen nur Wohlthaten erblicken, sobald sie vom Volke richtig aufgefaßt und benutzt würden; und sie konnten daher am allerwenigsten seine Achtung und sein Vertrauen zu Napoleon vermindern. Er versuchte deshalb in seiner „Friedenspredigt" die Gemüther des Volks mit dieser höheren Ansicht nicht nur aufzurichten und ihre Befürchtungen zu mildern: sondern auch im Allgemeinen Winke zur Benutzung derselben zu geben. Es ist in Rücksicht auf seine vollkommne Abgeschiedenheit vom geselligen, zumal dem politischen Leben, wirklich erstaunenswerth, wie richtig er damals das sogenannte Unglück in der preußischen Niederlage von 1806 und 1807 in seinen wohlthätigen Folgen zu würdigen wußte. Wie unendlich wahr bewährte die nächste, wie die spätere Zukunft jenen Satz: „Manche Staaten gleichen Orgelpfeifen, die man bloß deswegen sehr lang macht, damit man sie richtig stimme durch Abschneiden." — Preußens Leistungen von 1808 bis 1815, als es durch das Tilsiter Abschneiden richtig gestimmt war, in Bezug auf das geistige und materielle Wohl von Deutschland, und die Geschichte Deutschlands von da an bis auf die neuesten Zeiten, als Preußen sich wieder zu jener langen, in der Luft schwebenden, Orgelpfeife von Memel bis Achen ausgedehnt, beweisen leider nur zu sehr die Schärfe von Jean Paul's Seherauge. Eben so merkwürdig ist es, wie richtig er die Bedeutung eines Bundes, wie der Rheinbund war, erkannte. Nur dann würde derselbe schaden — nach seiner Meinung; — „wenn die Bundesstaaten Deutsch-

lands — das sonst wie die Schildkröte zwischen zwei entgegengesetzten Schilden, zwischen dem preußischen und dem österreichischen, sich bewegte und deckte — sich nicht nach innen zu um einen Schwerpunct bildeten, als sie einen außer sich haben; oder wenn sie getrennte Gesellschaftinseln, oder höchstens verknüpfte Turniergenossen würden, anstatt einer schönen Eidgenossenschaft auf der Ebene, oder eines von Napoleon und einem langen Frieden beschützten Fürstenbundes." — Wer möchte nicht jetzt bedauern, daß die öffentliche Meinung in Deutschland nicht dieser Idee sich bemächtigte, und daß aus blindem Haß und aus politischem Unverstand, so wie durch jenes altdeutschthümelnde Wesen verführt, das Volk in den Erhebungsjahren für jene *alte* Schildkröteneinzwängung kämpfte und das Heil der Nation nur in die Niederlegung in jenes versteinte Procrustesbette setzte? Wie sehr hat es sich an der Nation bestraft, daß sie nicht vermochte, die Idee des Rheinbundes aufzufassen, geschweige dieselbe mit ächt deutschem unabhängigen Nationalgefühl, das den fremden Protektor *gar bald* entfernt haben würde, zu benutzen: Wie verständig, und doch so ächt deutsch, steht darum der so verkannte Fürst Primas Dalberg da, der zur Verwickelung dieser Idee die von den andern egoistischen Fürsten verschmähete Hand darbot! Welche glückliche Wendung hätte der Rheinbund dem Schicksal Deutschlands, und selbst Europa's, von den dazu gehörigen Fürsten in ächt deutscher und großartiger Ansicht aufgefaßt, nach der Schlacht bei Leipzig einig, unabhängig und kräftig auftretend, geben können! — War es Napoleons Schuld, daß die Rheinbundsfürsten

jedes deutsche Interesse verläugneten, und daß es bloß den Staaten, welche man von ihm physisch oder materiell und geistig gemißhandelt wurden, und deren überwiegender und hindernder Einfluß auf Deutschland eben zum Heil desselben zu vernichten war, überlassen blieb, das Nationalgefühl zu wecken, zu nähern und auf ihre Seite zu ziehen. — Wir haben bei einer andern Gelegenheit schon dargelegt, daß Napoleons große und ursprünglich beglückenden politischen Ideen nur darum zu Grunde gingen, weil kein Volk sie richtig aufzufassen und sie unabhängig von ihm durchzuführen verstand.*) Jean Paul arbeitete darum auch in seiner Friedenspredigt darauf hin, die Nation zu einem innigeren Verhältniß mit der französischen zu veranlassen, damit beide ihre eigenthümlichern Nationalvorzüge mit einander austauschten, und zwar in dem, durch die neueste Zeit ebenfalls klar bewiesenen, richtigen Gefühl: wie kein europäisches Volk allein, ohne die übrigen, politische Freiheit und Civilisation sich erhalten, pflegen und fördern könne. Und wie treffend widerlegt er die oben erwähnte thörichte Furcht: daß deutsche Nationalbildung, Sprache und Literatur, und die Volksselbstständigkeit verloren gehen könne, wenn er ausspricht, daß „wenn in der ganzen Geschichte die gebildete Nation die ungebildete aufgelöst und polypenartig in sich verwandelt habe, gleichgültig, ob siegend oder besiegt: so sei zwischen zwei gleichgebildeten Nationen keine historische Möglichkeit eines nationellen Vertilgungsfriedens.“ — Wir heben aus der Friedenspredigt nur diese drei Puncte wegen ih-

*) Siehe Geschichte des polnischen Aufstandes 1. Theil 1. Buch 2. Kapitel.

rer Wichtigkeit zur Darlegung des Ganges von Jean Paul's origineller und tiefer historisch politischer Auffassung heraus, und verweisen wegen der übrigen allgemeinen Tröstungen, Rathschläge 2c. auf die kleine Schrift selbst.

Wenn in irgend Jemand oder in irgend einer Hinsicht ein Zweifel darüber hätte zurückbleiben können, wie der Dichter diese Aussöhnung mit dem, was so allgemein als ein Nationalunglück betrachtet ward, verstanden haben wollte: so mußte die kurz darauf folgende politische Schrift desselben, welche zugleich als das glorreichste Zeugniß seines politischen Muthes dasteht, einen jeden solchen heben. Die „Dämmerungen für Deutschland," welche, wie die „Friedenspredigt" im Januar, so im August 1808 ausgearbeitet wurden, waren die erklärende Fortsetzung der Friedenspredigt, oder vielmehr holte der Dichter in ihnen noch weiter aus, die speciellen Anwendungen und politischen Winke für die Gegenwart dagegen mehr aus den Augen lassend. Er hatte nämlich unterdeß eingesehen, daß es hauptsächlich darauf ankomme, dem gebeugten und geblendeten Volke den gesunkenen Glauben an sich und den Muth wiederzugeben, ohne welche dasselbe auf keine Weise die durch jene neuen Veränderungen herbeigeführten Vortheile zu erringen und benutzen im Stande sein konnte. Die „Dämmerungen" beschränkten sich also nicht nur darauf, aus dem Gang der Weltgeschichte im Allgemeinen die Gewißheit einer bessern Zukunft auch für die deutsche Nation zu beweisen, sie gingen nicht nur ganz besonders auch dahin, das Volk an seine eigenen Vorzüge zu erinnern, und wie es dem Feinde

zum allerwenigsten an Tugend, Kraft und Bildung, selbst in der unglücklichen Zeit, gleich gestanden habe und noch so dastehe, — um das drückende Gefühl von der Uebergewalt der Franzosen zu vernichten, welches sich damals verbreitet, — er richtete auch ganz besonders sein Augenmerk dahin, jene bereits früher erwähnte, Auge und Geist verblendende und das Volk fast mit einem türkischen Fatalitätsglauben niederschlagende anstaunende Bewunderung Napoleons in ihre richtigen Gränzen zurückführen. Diesem Theile seiner Aufgabe unterzog er sich mit einem Muthe, der wirklich an Verwegenheit gränzte und der jedem einleuchten mußte, der ihn aufmerksam zu lesen gewohnt war. Offen faßte er die Frage an: welche Bewunderung denn eigentlich ein großer Feldherr und Eroberer verdiene? Ueberall stellt er die Feldherrnkunst, den Feldherrnmuth und die Feldherrnbesonnenheit unter die Kunst eines Newton, unter den Muth eines Socrates und Cato und unter die Besonnenheit der ächten französischen Republikaner vor dem Tribunal. Wenn er ausrief: „die Eroberer wird kein Buch erobern und bereden, aber gegen das vergiftende Bewundern derselben soll man sprechen," — Ferner: „Schelling redet von einem fast göttlichen Rechte des Eroberers; — er hat aber die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache einem Alexander und Cäsar in's Gesicht dasselbe für sich behaupten;" — wenn er anräth: Trauerfesttage für das deutsche Volk zu errichten, und namentlich am Jahrestage der Schlacht bei Jena einen Bußtag zu begehen, „um am Schmerze den Muth anzuzünden, damit das ganze Volk in der Trauer um eine große Vergangenheit hoch aufstehe, die Gemeinschaft

der Wunden zugleich sich zu heilen und sich zu rüsten anfeuere;" — wenn er ausruft: „als der Donner in Lycurgs Grab einschlug, galt es für ein günstiges Zeichen, in Potsdam fuhr der Strahl in das Grab eines ähnlichen kriegerischen Gesetzgebers, auch hier erscheint er als kein böses Zeichen, indem er daraus zwar nicht den Gesetzgeber, aber doch verklärte Gesetze aufweckte rc. rc. rc. — und wenn er dieses schrieb und drucken ließ in dem Augenblick, als Davoust im Baireuther Lande stand: so hatte er wahrlich ein Recht, im J. 1814 die alliirten Mächte zu fragen: „ob ihm nicht die Erhaltung seiner Pension gebühre, da er für Europäische Freiheit zu einer Zeit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßgestellt habe?" — Sein damals noch von keiner einzelnen Thatsache umhüllter Blick fühlte übrigens überall das Richtige heraus, und während alles in Bewunderung der wunderbaren Tapferkeit der Franzosen und der großen Feldherrnkunde ihres Kaisers ausbrach, vergaß er nicht, daß dieselben in allen Schlachten durch die Uebermacht gesiegt; und daß auf der andern Seite der Ruhm des Feldherrn deshalb nur so groß erschien, weil man ihm die Strahlenkrone aus den Thaten jedes Einzelnen seines Volks geflochten allein auf das Haupt setzte." — Aber wie sehr bestätigte die Zeit auch manche Aeußerungen seiner prophetischen Sehergabe! Wie überraschend hat nicht jetzt schon die Geschichte der französischen Literatur bestätigt, was er hier, auf die Befürchtung der Vernichtung der Deutschen zurückkommend, vorhersagte: daß im Gegentheil unsere vielseitige Kraftliteratur sich doch am Ende in die französische hineindrängen werde, um so mehr, je mehr dieses Feuervolk sich

an Napoleon, Frieden und Deutschland weiter stärken müsse.“ —

Während Jean Paul auf diese Weise muthig und ritterlich zu dem Schwerte für die ihm nun wirklich bedroht scheinende Freiheit seines Volkes griff, müssen wir einen Blick nach jener Seite wiederum hinüberwerfen, die wir immer als seinen Gegensatz verfolgend erkannt haben, nach dem Manne, mit welchem er seit Schiller's Tode den zweigipflichen deutschen Parnaß bildete. Es fanden sich nämlich im Nachlasse des Dichters zwei für Göthe und dessen Einfluß auf seine Umgebungen in dieser Zeit höchst charakteristische Schreiben vor, die auch hier vollständig wiedergegeben werden sollen, und welche weiter keines Commentares bedürfen, da der Egoismus wohl nie in nackterer Gestalt aufgetreten ist. Sie sind zwar von dem würdigen Knebel, der aber bereits damals das Echo Göthe's geworden war. Der erste ist vom 8. Januar 1807, also nach der Schlacht bei Jena geschrieben. „Wie geht es Ihnen?“ heißt es. Was machen Sie in dieser politischen Pestzeit? Wir sind wohl und, Gott sei Dank! soweit ungeplündert geblieben, außer was wir durch die allgemeine Noth verloren haben. Den mächtigen Kaiser haben wir mitten in den Flammen gesehen. Göthe schickte mir in meiner Noth ein Paar Flaschen Capwein, die gerade recht kamen zu einem Mann, der die Franzosen ganz auf's Trockene gesetzt. Er selbst war die ganze Zeit mit seiner Optik beschäftigt. Wir studiren hier unter seiner Anleitung Osteologie, wozu es passende Zeit ist, da alle Felder mit Präparaten besäet sind. Wir leben

einsam, aber nicht unmuthig, noch unglücklich, vielmehr heiter." — Einen zweiten Brief erhielt Jean Paul im Jahr darauf kurz nach dem Erscheinen seiner politischen Schlußpolymeter im Morgenblatt. „Es thut mir wehe, wenn sich Ihr wohlthätiger prophetischer Geist durch das Stickgas der Zeit etwas anstecken läßt. Lassen Sie die Zeit der Zeit, und da wir sie nicht trübe gemacht haben, so mögen auch die daran ersticken, die die mephitischen Dünste erregt haben. Wir wollen suchen, uns immer noch ein Fläschchen Aether zu erhalten. Göthe ist seit einiger Zeit heiterer und poetischer, als ich ihn je gekannt" u. dergl. m. Den Wolkenhimmel von Europa wollen wir, so viel an uns liegt, ruhig verziehen lassen. Es ist in politischen wie in andern Dingen; man pfuscht und pfuscht, und wenn endlich die Sache einmal zur reinen Rechnung kommt, so weiß Keiner einmal, nach welchen Regeln man hätte rechnen sollen. Man hat immer das Philosophische und Moralische vom Politischen getrennt und geglaubt, daß ein Staat durch andere Mittel fest, glücklich und brav werden könne, als wodurch es der einzelne Mensch wird. Man hat Kriegshelden bilden wollen, ohne verständige Menschen zu bilden; durch Exercieren allein wird aber Keiner weise, noch weiß er, wie man sich in Gefahren betragen soll. Genug! nun müssen Völker die Verirrungen der Vernunft büßen. Das ist ihr Loos. Wenn ein Komet käme und die Welt zerschellte, so müßten wir eben auch geschehen lassen; aber dumm wäre es, an dem Dasein und der Macht dieses Kometen noch zu zweifeln, und den letzten Augenblick erwartet zu haben."

Wenn wir hingegen dicht neben diesen Aeußerungen die Worte Jean Paul's an seine alte Freundin Renata, sie über den Tod ihrer Mutter tröstend, finden: „daß man in dieser Zeit der Ruhe nur unter der Erde sich überlassen könne; daß die Lebenden hingegen eingreifen müßten in die Zukunft und für ihre Kinder rüstig handeln, so lange es ginge, indem, je schlimmer die Zeit, desto besser die Aeltern sein müßten," — so kann man Jean Paul's Mißverstehen der Weimar'schen Denkweise kaum begreifen, wenn er die „Dämmerungen für Deutschland" durch Knebel's Vermittelung dem Erbprinzen von Weimar zuzueignen versuchte. Es war vorauszusehen, daß der Herzog keine Lust hatte, „die Ahnenprobe deutscher Fürsten", wie Jean Paul in der Zuschrift die ernste Zeit nannte, „zu bestehen, und zu erlauben, daß ein Autor ihn öffentlich zum Garanten dedicirter Meinungen der Art mache." — Jean Paul erhielt zwar eine schmeichelhafte Antwort, in welcher man die schriftliche Zueignung anzunehmen, für die sie begleitenden Poesieen aber zu danken geruhte.

Noch mehr aber tritt das Verdienst, der Muth, die Rücksichtslosigkeit des Dichters bei der Publication dieser „Dämmerungen" dadurch hervor, daß er dieselben in dem Augenblicke veröffentlichte, wo ihm von einem Günstlinge Napoleons, dessen Macht und Schicksal ganz an das französische Protectorat in Deutschland gebunden war, von dem Fürsten Primas, Carl von Dalberg, das bewilligt und verschafft worden war, was ihm der König von Preußen zweimal ohne Erfolg versprochen hatte: eine Pension von tausend Gulden. Was den Dichter zunächst

auf den Gedanken gebracht hatte, im Herbst 1808 bereits sich an diesen Fürsten, mit der Zueignung der 2ten Auflage der Friedenspredigt, die damals schon nöthig geworden, zu wenden, und, wenn auch auf eine äußerst zarte Weise, einen ähnlichen Wunsch anzudeuten, *wissen* wir nicht; nur späterhin gedenkt er selbst einer Frau von Lochner, und seiner Verpflichtung gegen dieselbe wegen eifriger Verwendung zu Verschaffung dieser Gunst. Jean Paul hatte aber in dem ersten Schreiben so unbestimmt geschrieben: wie er der einzige Dichter sei, der seinen Fürsten noch nicht gefunden, und wie Dalberg ihm den Wunsch vergeben möge, sich unter die Landeskinder desjenigen rechnen zu können, der seine Blumen und Gaben, wie Blicke, so weit umher werfe, und mit dessen Hand das Schicksal so viele Kriegeswunden verschließe und sie zu Ehrennarben ausheile" — so daß Dalberg in der äußerst ehrenden Antwort ihn bitten mußte; seine Wünsche bestimmter zu erklären. „Ein Verfasser von mehr als vierzig Bänden," antwortete ihm dann Richter, „als arme Waise bisher bloß für die Wissenschaften lebend, wagt jetzt bei drei Kriegesjahren, drei Kindern und drei vernichteten Büchermessen den Wunsch einer Winterpension, um seine Gesundheit herzustellen durch mehr Lesen als Schreiben." — Dalberg antwortete für den Augenblick mit einem bedeutenden Geschenke für den nächsten Winter, und überraschte zum Frühjahr den Dichter mit jener Pension, die er, da die Verhältnisse des Großherzogthums Frankfurt noch nicht regulirt waren, aus seiner Privatschatulle bezahlte; bis Richter im Januar 1811 selbst die Aufnahme derselben in den allgemeinen Pensionsfond durchsetzte, weil

er „nur Dalbergs deutscher Hand, aber keiner ausländischen das Erleichtern der Zukunft seiner Kinder zu verdanken haben wolle." — So hatte sich zwischen diesen beiden Männern ein Verhältniß gebildet, das Beide auf gleiche Weise achtungs- und ehrenwerth herausstellt; und wie sehr dieser würdige deutsche Fürst in seiner ungemein delikaten Stellung die mächtigsten Monarchen damaliger wie späterer Zeit beschämte, bewiese schon, daß er den Verfasser der „Nachdämmerungen" öffentlich unter die Pensionäre seines Landes aufzuführen wagte; aber es ist hier auch das seltsame Zusammentreffen zu erwähnen: daß zu gleicher Zeit der Humorist Ludwig Börne unter ihm als junger Mann die Stelle eines Policeiactuarius annahm und bekleidete.

Der Leser wird fragen, warum der Dichter dieser Angelegenheit willen sich an seinen frühern Freund, den Herzog von Gotha, nicht gewandt habe, zumal dieser ihm, außer jener öffentlichen Ehrung, so manches kostbare Geschenk, wie z. B. eine englische Prachtausgabe von Young's Nachtgedanken an einer schweren goldenen Kette zu kommen lassen. Aber das Verhältniß zwischen Beiden war in Stocken gerathen und brach sich bald darauf ganz bei der ersten Berührung. Die Gründe hiervon sind uns selbst nicht ganz klar geworden und kann man bei einem so sonderbaren, grillenhaften Wesen, wie das des Herzogs war, den der Dichter selbst später einen personifizirten Nebel nannte, „bunt, leicht, schwül, kühl, in alle phantastische Gestalten sich zertheilend, zwischen Sonne und Erde schwebend, bald fallend bald steigend, und dem ein Herz fehle" — man kann, sagen wir, bei ihm nicht bestimmen,

ob er mit dem Dichter aus den von ihm angegebenen Gründen wirklich zürnte, oder ob er es unter den damaligen Umständen für politisch hielt, dem Verfasser der „Dämmerungen" bös zu sein. — Als nämlich nach einem langen Schweigen zwischen Beiden Richter im Anfang des J. 1810 sich an den Herzog wandte, um dem in Gotha lebenden Bräutigam einer Tochter des großen Schlözer eine kleine Gehaltszulage auszuwirken, schlug ihm der Herzog dieses Gesuch nicht nur auf eine empfindliche Weise ab, sondern suchte auch die Pille dadurch etwas zu vergolden, daß er den ersten betreffenden Abschlagebrief in mehrere milde einhüllte und den Dichter auf doppelte Weise kränkte, daß er ihm erklärte: er thue dies nur darum, weil er befürchte, Jean Paul werde nun seine Schriften schlecht recensiren. In den drei Briefen des Herzogs findet man als Vorwand seines Zürnens über Jean Paul die Unzufriedenheit mit seinen neuesten kleinen Arbeiten angegeben. „Ich will Ihnen sagen" heißt es unter andern, „daß Ihr feiles Buhlen um die Gunst der das Alte und Unmodige vergessenden Welt mich außerordentlich interessirt hat, und daß es mir damit geht, wie der übrigen Welt, die Ihnen wohlwollend zusieht, wie Sie mit alten Lorbeern um die grauen Locken wie eine Hetäre aus den Schmunzelfenstern de la petite maison und des petites maisons von zwanzig Journalen auf einmal herausblicken, und ihre Weihrauch- und Nachtgefäße ohne Unterschied auf uns Deutsche herabsenken und schwenken." — An einer andern Stelle nennt er ihn seinen jetzt zum deutschen Distelstrauch gewordenen Freund (dessen Werke also für deutsche Esel schmackhaft wären)! — Dann wirft

er dem Dichter vor: daß er mit Empfindungen und Gefühlen einen nicht wenig eintragenden Wucher treibe, und erklärt zuletzt, nicht im Stande zu sein, alle alten und neuen Schulden Jean Paul's um Deutschland und Frankreich zugleich in den Lethe zu schleppen. — Wie sehr der Fürst jedoch jetzt nach Vorwänden jagte, ersieht man aus folgendem Umstand: Man hatte von Göttingen aus den früheren Briefwechsel Beider und die Herausgabe eines untergeschobenen verspottet, und zugleich hatte die Andrä'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. unter Jean Paul's Namen ein abgeschmacktes Buch: Glaube, Liebe, Hoffnung oder die nothgedrungene Auswanderung des Oberförsters Joseph Wolf nebst seinem Weibe und neun Kindern, betrügerischerweise herausgegeben. Wiewohl nun Richter schon in Nr. 214 des Morgenblattes von 1809 diese Betrügerei aufgedeckt hatte, that dennoch 1810 der Herzog noch so, als sei er in Ungewißheit, als habe Jean Paul das Buch nicht selbst geschrieben. Letzterer hielt es natürlich für unter seiner Würde, auf diese Ausfälle und Anschuldigungen ihm etwas zu antworten; womit der Verkehr zwischen Beiden auf immer abgebrochen blieb.

Der einzige scheinbar begründete Vorwurf des Herzogs, der von den mit Jean Paul's äußeren Verhältnissen unbekannten Freunden des Dichters ihm hätte gemacht werden konnen, zumal er selbst sich von Zeit zu Zeit darüber beklagte, hätte die Menge kleiner scherzhafter Journalaufsätze treffen können, welche in dieser Epoche erschienen. Man konnte mit Recht befürchten, daß Jean Paul dadurch seine Kräfte zersplitterte und dieselben größeren Schö-

pfungen entzog. Man konnte es vielleicht auch seiner weniger würdig glauben, sich Journalisten und Tagesschriftstellern an die Seite zu setzen. Indessen und trotz dem waren diese Vorwürfe eben so ungerecht. Erstens waren jene Aufsätze bei ihm das, was bei Anderen lyrische Gedichte, und nur die Form der Prosa gab ihnen ein leichtfertigeres Gepräge; zweitens wurden sie ihm durch die Abnahme der zu großen und organischen Schöpfungen nöthigen gestaltenden Kräfte geboten, und die größeren Romane mit denen er sich beschäftigte, blieben nicht zurück, weil er so viele jener kleinen Aufsätze schrieb, sondern er schrieb sie, weil jene ihm so viel sauerer und langsamer von der Hand gingen. Wenn er selbst oft das Gegentheil versicherte, so war es eine jener Selbsttäuschungen, mit denen er sich so gern einwiegen mochte. Daß ihn nicht ökonomische Umstände dazu zwangen, ergiebt sich daraus, daß dieser Aufsätze je längere immer mehrere wurden trotz der Sicherstellung durch seine Pension. Sie begannen mit dem Ende der Flegeljahre, und es waren von da an bis zum J. 1812 folgende: „Meine Miszellen" (Juny 1805); „Ueber Luthers Denkmal" (August); „Ueber die Vortheile, auf einem Ohre taub zu sein" (Februar 1806; „Pasquill auf die schönste Frau" (October 1816); „Ergänzungsblatt zur Levana" (Ocktober 1806); „Epilog des Morgenblatts" (December 1806); „Junius Nachtgedanken" (Juni 1807; „Lesers Leiden durch literarische Sprachwörter" (July 1807); „Nachlese zur Levana" (October 1807); „Prophezeiung" (November 1807); „Polymeter auf den letzten Tag des Jahres" und „Vorrede für Kanne" (December 1807); „Recension über die Corinna,

Kosegartens Parabeln, Fichte's Reden und ästhetische Ansichten, Feßler's Hofnarr;" Aufsätze: „Der Traum eines Wahnsinnigen;" Ueber die erfundene Flugkunst von Degen," Meine ersten Verse," „Ehespiegelscherben" (alles dies im Sommer 1808); „Bittschrift an Merkur" (December 1808); „Bittschrift an Luna" (März 1809); „Recension von Oehlenschlägers Aladin und Fouque's Alwin und Siguard" (März 1809); „Der witzig und zornig gemachte Alltagsklubb (Mai 1809); „Belagerung der Ziedinger" (July 1809); Unterschied des Orients vom Occident" (August 1809); „Recension von Delbrück's Gastmal" (September 1809); „Die Lust an Kinderfreuden" (November und December 1809); „Die zwölf Aufsätze, die ich 1810 im Morgenblatt geben will" (ebenda); „Selbsttraurede der Miß Scanderbeg" (März 1810); „Die Aelternliebe gegen Kinder" (April 1810); „Die Doppelrevüe von Groß-Lausau" (Juny 1810); „Recension vom Helden des Nordens des Fouqué und von Köppen's Philosophischen Briefen" (July 1810); „Recension der Briefe der Lespinasse" (September 1810); „Bemerkungen über den Menschen" (Januar 1811); „Salomon über Dalberg" (Februar 1811); „Recension der Emma von Fouque" (März 1811); „Erziehungsallerlei" (April 1811); „Impromtü's, die ich künftig in Stammbücher schreiben will" (August 1811); „Bruchstücke aus meiner Kunst, stets heiter zu sein" (August 1811). Dazwischen wurde außer dem bald zu besprechenden Roman die zweite Auflage der Levana vollendet.

Diese Aufsätze erschienen größtentheils im Morgenblatt und im Cotta'schen Taschenbuch für Damen; dann

oder auch in dem Wilmann'schen Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, und in der Brockhaus'schen Urania, besonders um die Herausgeberin der beiden letzteren seine Schwägerin Minna Spazier, zu unterstützen. Das Peinliche, welches Aufforderungen der Art, welchen sich zu entziehen seine Verwandtschaftsliebe und Menschenfreundlichkeit ihm nicht erlaubten, für ihn hatten, legte er oft auf die seltsamste Weise an den Tag, und es liegen dem Verfasser noch manche Briefe seiner Mutter vor, in denen Jean Paul seinen Jammer auf eine äußerst komische Weise durch als Glosse an die Seite geschriebene Ausrufungen: „Ach Gott!" „O Himmel" die sich bis zu Flüchen „Kreuzsackerment!" steigerten, und die er, wie alle Briefe, nach gewohnter Weise bei seinen Freunden zur Durchsicht umherschickte, aussprach.

Die Recensionen erschienen alle in den Heidelberger Jahrbüchern, für die er sich im December 1807 von Marheineke zum Mitarbeiter gewinnen ließ. Dieselben waren waren indeß durchaus nur von subjektivem Werth, fast immer mehr ihn, als das besprochne Buch charakterisirend. Sein Urtheil über einzelne Werke war immer ein durchaus individuelles, und konnte nur insofern als Muster gelten, als der heiligste Wille, gerecht zu sein, und die größte Menschenfreundlichkeit, Schonung und Milde bei jedem Einwurf und Tadel vorwalteten. Im Ganzen hatte er darum immer mehr den Verfasser, als dessen Buch im Auge, und urtheilte über eine einzelne Erscheinung nach den Hoffnungen und Ansichten, die er von dem Verfasser überhaupt zu hegen glaubte. Seine ästhetischen Urtheile hatten daher dieselben Eigenschaften,

wie seine persönlichen und menschlichen. Wie er hier einen Charakter nach einzelnen Zügen sogleich und so gern in's Beste sich vervollständigte und ausmahlte: so machte er sich von jedem Talent zu leicht die feurigsten Hoffnungen. Darum so manche Verkennung seiner Absichten und seines ästhetischen Scharfsinnes. Er lobte und weissagte manchmal zu viel. Dahin gehören unter andern seine Urtheile über Fouque, und so manche privatbriefliche Empfehlung, auf die wir später zurückkommen wollen.

Herauszuheben sind aber aus diesen einzelnen Schriften ganz besonders die beiden auch etwas umfangreicheren satyrisch-komischen Erzählungen: die Belagerung von Ziebingen, und: die Doppelrevüe in Großlausau, welche beide 1810 bis 1811 in dem von Göschen herausgegebenem Kriegskalender erschienen. Durch beide Arbeiten suchte sein Satyr eben so der Pflicht zur Tröstung und Aufrichtung des Volks in jenen Tagen beizutragen, auf eben so directe Weise sich zu entledigen, wie es seine ernste Natur in den „Dämmerungen" &c gethan. Beide, den Krieg, seine Veranlassungen, Zwecke und Gefahren verspottend, waren zugleich die beißendsten Satyren auf die durch die neuesten Ereignisse veränderte frühere Lage Deutschlands auf die Duodezfürsten, die Reichsstädte, das ganze philisterhafte Reichswesen, und suchte natürlich eben dadurch den Verlust alles dieses Gerümpels weniger schmerzhaft zu machen. Die „Dämmerungen" dagegen, so wie die „Nachdämmerungen," würden alle in dem von dem patriotischen Perthes zu Hamburg herausgegebenem „deutschen Museum" abgedruckt. Wie innig aber jene komischen Erzählungen mit diesen hochernsten hinsichtlich ihrer Ent-

stehung und Tendenz zusammenhingen, offenbarte Jean Paul selbst ausdrücklich dadurch, daß er sie im J. 1818 alle zusammen unter dem gemeinschaftlichen Titel: Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche, wieder herausgab.

In diesen Fastenpredigten findet man jedoch auch noch kurze Aufsätze unter dem Namen: Sphinxe. Sie sind ebenfalls noch am Schluß dieser Epoche geschrieben, und die Veranlassung zu denselben zeigt, daß unser Dichter der Anerkennung seines muthigen patriotischen Wirkens damals nicht ganz entging, jedoch auch wegen seiner lange festgehaltenen Achtung von Napoleon und dessen Schöpfungen mannigfach mißverstanden worden sein mußte. Nach dem Unglück des Jahres 1809 ahmte auch Oesterreich das Beispiel Preußens nach, einen patriotischen, National- und Freiheitssinn in Deutschland wecken zu lassen, und sich dazu des Mittels der Schrift und Rede zu bedienen Da in einem Staate, wie Oesterreich, eine solche momentane Umwandlung vorgehen konnte: so darf man sich um so weniger darüber wundern, wenn ein *Mann*, wie Friedrich von Schlegel, ein Freiheitsapostel wurde. Er war jetzt schon in österreichische Dienste getreten, und begann jene Laufbahn, welche über die Redaction einer patriotischen österreichischen Kriegszeitung im Jahr 1813 vorbei zum jesuitischen Propagandisten, Proselytenmacher, führte, und, je nachdem es von ihm gefordert wurde, in dem Staate, der ihn bezahlte. Man muß gestehen, daß Oesterreich sich selbst im scheinbaren Freiheitsdelirio seine passenden Werkzeuge zu wählen verstehe! Aber man war damals so sehr auf diese ungewöhnlichen Waffen angewie-

sen, daß man durch Friedrich v. Schlegel sogar Jean Paul, dessen Siebenkäs hier so hart verboten worden, zu einen Mitstreiter für Oesterreich einladen ließ. Schlegel schrieb an ihn folgenden merkwürdigen Brief, in welchem es ihm wenig darauf ankam, die Maske, als sei er stets ein großer Verehrer Jean Paul's gewesen, vorzunehmen.

Am 30 November 1811:

„Die wenigen Stunden, die ich ehedem in Weimar und Jena mit Ihnen zubrachte, waren meinem Andenken immer unvergeßlich. So weit auch unsere Wege auseinander gehen mochten, ich fühlte immer eine besondere Vorliebe für Sie und Anziehung zu Ihnen. So will ich denn kühn voraussetzen, daß auch Sie mich nicht ganz vergessen haben, und nur gleich mit meiner Bitte hervorkommen. Es handelt sich um Ihre Theilnahme an der beiliegend angekündigten Zeitschrift. Sie dürfen es um so weniger abschlagen, da dieses deutsche Museum eigentlich aus jenem vaterländischen von Perthes entstanden ist, dem Ihre Mitwirkung einen großen Theil seines Werthes verlieh. — Willkommen ist uns Alles, was im Aeußern rechtlich, im Innern tief gefühlt oder gedacht, also wahrhaft und deutsch ist. Ausgeschlossen nur Eins: das, was die Gemüther weglenkt von der Wahrheit und dem muthigen Bekenntniß derselben, was dem Feinde fröhnt oder schmeichelt, das Antichristliche; dahin rechne ich jede, wenn gleich versteckte, Schutz- und Lobrede auf Carl den Großen. (So muthig und deutlich wagte Friedrich von Schlegel in einem Privatbriefe den Kaiser Napoleon zu bezeichnen! Man urtheile nun von seinem gedruckten Muthe.)

Sie dürfen in diesem Kreise deutscher Männer durchaus nicht fehlen. Ihre Stimme gilt sehr viel. Betrachten Sie dies wie ein Amt, das Ihnen übertragen ist, oder vielmehr wie ein heilig anvertrautes Pfand. Es thut Noth, daß ein Jeder jetzt an seiner Stelle doppelt und dreifach gewissenhaft und standhaft sei, und dem Feinde auch nicht den leisesten Anschein nachgiebt. Deutschland weiß, was es an Ihnen hat — doch nun genug! Ich rechne auf Ihren Sinn, auch das, was ich nicht sage, und was ein Brief nicht sagen kann, zu errathen und zu wissen." —

Uebrigens vergaß auf österreichische Weise Schlegel neben dem allgemeinen Interesse sein besonderes nicht, und bat am Schlusse des Briefes nicht undeutlich um eine lobhudelnde Recension seiner Gedichte. — Der Dichter entzog sich natürlich einer solchen Aufforderung nicht, und lieferte seine fünf „Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe;" sah indeß sehr bald ein, daß in diesen sanftmüthigen Reihen kein Streitens für ihn sei, indem der wiener Zensor den fünften Schmetterling, in welchem auf Josephs II. Zeiten angespielt ward, nicht fliegen ließ.

Wir können unsere Betrachtungen über diese einzelnen Aufsätze, wie über diese Periode, nicht schließen, ohne des Umstandes zu gedenken, daß der Dichter einen großen Theil derselben bereits gegen das Ende des J. 1810 unter dem Titel: Herbstblumine, gesammelt herausgab; denn wir müssen den schönen Zug des Dichter dabei erwähnen: daß er, durch den um dieselbe Zeit erfolgten Tod der von ihm hochverehrten Königin Luise von Preußen heftig erschüttert, hievon Gelegenheit nahm, auch seine Trauer-

suche auf den König von Preußen selbst zu erstrecken. Er schrieb über den Tod der Königin die kurzen Worte, die man am Ende des 1. Bandes der Blumine unter dem Titel: Schmerzlich tröstende Erinnerungen an den 19ten Julius, findet, und schickte sie mit folgendem Briefe dem Könige zu, nachdem er das Buch zugleich dem Bruder der Königin, Georg von Mecklenburg, gewidmet. „Ew. Majestät verzeihen allergnädigst, daß ich vor Ihrem Thron ein Werkchen niederlege, das ich nicht Ihrer, mit den großen Gegenständen eines Reiches beschäftigten Aufmerksamkeit würdig halten könnte, wenn es nicht die zwei ersten und die zwei letzten Seiten mit dem schmerzlich tröstlichen Erinnerungen an den 19ten Julius enthielte. Wenn die Erhabene nicht bloß von ihrem Reiche, sondern von Deutschland, ja darüber hinaus, betrauert wurde, seien auch mir Fernem Trauerthränen verziehen, so wie einige Trostworte an Deutschland. Das größte können allein J. M. Sich sagen: „Ich habe sie beglückt und geliebt bis in den Tod." — Worauf der König unterm 12. November 1810 erwiederte: „Ich habe Ihre Herbstblumine erhalten. Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir kein angenehmeres Geschenk machen konnten, als mit den schmerzlich tröstlichen Erinnerungen an den 19ten Julius 1810, die dieses Bändchen schließen. Ich enthalte mich deshalb aller weiteren Hinzufügungen, und bin Ihr wohlgeneigter Friedrich Wilhelm."

Neunzehntes Kapitel.

Die letzte große Schöpfungsepoche des Dichters, die der vorwaltenden Komik. — Stillleben und Reisen von 1812 bis 1821.

Werke: Leben Fibels. — Mars und Phöbus. — Selbstbiographie. — Museum. — Ueber die Doppelwörter. — Neue Auflagen. — Kleine Schriften. — Der Komet.

Mit der Erscheinung vom „Leben Fibels, des Verfassers der Bienrodischen Fibel," beginnt das letzte Studium von Jean Paul's Schöpfungsleben, mit welchem er den Kreislauf seines poetischen Entwickelungsganges, in nicht weniger eigenthümlicher Weise, als er begonnen, um sich selbst herum vollendete. Wiewohl die Idee zu diesem Werke schon im Anfange der vorhergehenden entstanden und die Ausarbeitung von Zeit zu Zeit begonnen war, und zwar schon gleich nach dem Schluß der Flegeljahre, so konnte es doch erst am Schluß von 1811 nach so manchen Uebergängen und Vorbereitungen in das klare Selbstbewußtsein des Dichters treten. Davon zeugt unter Andrem auch, daß, so wenig umfangreich die Arbeit ist, zu keiner so viele Studienbücher und Anfänge angelegt werden mußten.

Fibels Leben ist eine so sonderbare Schöpfung, daß sie noch mehr mißverstanden und noch weniger vom Publikum der Aufmerksamkeit gewürdigt werden mußte, als es mit der unsichtbaren Loge der Fall gewesen war. Beide

Werke stehen aber auch in der entschiedensten Parallele einander gegenüber; beide stehen in demselben Verhältniß zu dem Dichter und dem Entwickelungsgange seiner Kräfte; beide bilden Wendepunkte in demselben; beide sind nur durch die nachfolgenden Werke erklärlich, deren Embryo in ihnen liegt, und zu denen sie die Stufen bilden; beide tragen immer den Stempel des Unvollendeten, wenn auch der Fibel den äußern Schluß vor der unsichtbaren Loge voraus hat: denn, wie die letztere in Bezug auf Kunst und Verarbeitung des Stoffes, so ist der erstere in dynamischer Hinsicht das schwächste Werk des Dichters. Der Hauptunterschied zwischen beiden ist, daß die Loge den Punkt der Frühlings-, Fibel den der Herbst-Sonnenwende bildet, jene im Zeichen des aufspringenden Steinbockes, dieser im Zeichen des Krebses steht.

Der Jüngling war in der Periode des Gefühls seiner überall von der Eisdecke seines Jugendlebens zurückgedrückten Kraft mit schneidender Winterkälte der Satyre zernichtend und auflösend über alles hergefahren, was andere erstrebten; — zeigend daß es nichts sei, und zwar in der Hoffnung, daß das Größte, Unmangelhafte erstrebt und geliefert werden könne und solle. — In der darauf folgenden Blüthenepoche erwachter Liebe hatte er mit steigender Erzeugungskraft der Phantasie durch viele Stadien hindurch selbst nach der Schöpfung einer erhabenen Welt bis zum Titan hingerungen. In dem dritten Zeitraum des Stillstandes gereifter Manneskraft hatte er in der Entbehrung fernerer Ideale nach Entäußerung aller früheren, um das mahnend sich einstellende drückende Gefühl von dem Unzureichenden seiner höchsten

Gebilde loszuwerden, sich selbst commentirt, — in den Flegeljahren sich selbst zu ergründen und poetisch zu erklären und die untrennbare Doppelnatur auseinander zu legen und auszuscheiden — in der Aesthetik dagegen seine Compositionsweise und die aus ihr wie aus seiner poetischen Eigenthümlichkeit hervorgehenden Mittel zu allgemeinen Kunstgesetzen, in der Levana endlich seine Welt- und Charakteransichten zu allgemein nothwendigen Lebens- und Erziehungsprinzipien zu construiren suchend. — In der vierten und letzten Hauptepoche aber kehrt er gewissermaßen zu dem ersten Standpunkt zurück, jedoch mit dem Unterschiede, wie etwa ein Unwissender der den Spruch, der Mensch wisse nichts, nachbetet, im Verhältniß zu dem, der das am Abend eines der Forschung unausgesetzt gewidmeten Lebens thut.

Es ist dasselbe Thema, das mitten im Blüthenstreben der ernste und tragische Humor mahnend an die eigne Unvollkommenheit in alle frühern Schöpfungen hineintrug: der Contrast des menschlichen Strebens, vermittelst des in die Brust des Menschen gelegten göttlichen Funkens, mit den Mitteln der irdischen Welt" — Aber derselbe erscheint nicht mehr als das Erbtheil eines einzelnen besonders hochstehenden und im Bewußtsein desselben unglücklichen Wesens; sondern mehr oder weniger als das gemeinschaftliche Aller. — Er ist nicht mehr Gegenstand des Schmerzes; denn er kommt in dem Helden nicht mehr zum Bewußtsein. Im Gegentheil steht dieser in der Illusion vom Gelingen seines Strebens, so daß dies letztere ihn allein schon glücklich macht. Der Contrast steht nun rein objectiv, nur für den Leser erkenn-

bar da, und erweckt darum auch in diesem nur Heiterkeit und Freude. Und in Allem dem findet er eine neue Versöhnung und eine neue Tröstung mit der und über die Welt. Der Dichter scherzt wiederum hier nur wie in der ersten Periode, aber mit ganz anderem Gefühl, und in ganz anderer Art. An die Stelle des schneidenden Zorns tritt das Mitleid, an die Stelle der Kälte vor der aufgehenden, die milde Wärme der untergehenden Sonne; — an die Stelle der auslachenden Satyre, die lächelnde Komik. — Und dennoch treibt der Dichter in diesen Produktionen mit sich, und mit dem Leser ein gar wunderbares Spiel. Indem er auf der einen Seite das Streben Aller, und sein eignes mit verlacht, behält er in sich und trägt in die Brust des Lesers über, dennoch das heimliche Bewußtsein eigner Ueberlegenheit und Ausnahme, das mit dem Trost die Hoffnung erhält; eines Gefühls, das jeder Komik einen so unendlichen Reiz giebt. Er erreicht dies dadurch, daß er die neuen Helden unter so beschränkten Naturen auswählt, daß jeder sich über denselben erhaben glaubt und stets in Versuchung ist nur ihrer individuellen Beschränkung zuzuschreiben, was hienieden selbst die höchsten Geister und die höchsten Bestrebungen trifft.

Es ist darum eine seltsame Mischung von jenem Bewußtsein allgemeinmenschlicher Unzulänglichkeit und dem Gefühl eigener Befriedigung über das individuelle Resultat des besondern Lebens des Dichters, von welchem letzterer aus diesen Werke erschuf. Die vorwaltende Heiterkeit mit welcher das sonst so ernst geschaute Thema behandelt wird, entsteht aber besonders aus dem Optimismus

der Selbstanschauung des Verfassers, dessen wir früher, als von Zeit zu Zeit in Widerspruch mit der Traurigkeit über mangelhaftes und verfehltes Leben hervortretend gedachten, und zu dem jetzt Jean Paul vornehmlich gelangt war. Er war dazu gekommen in Folge der natürlichen Abwickelung seines äußern wie innern Zustandes, und seiner Kräfte überhaupt. Je ferner seinem Seelenblick und seiner Erinnerung die hohen Ideale der frühern Zeit zurücktraten und je weniger er neue zu erzeugen im Stande, desto glänzender thürmten natürlich die hohen Charaktergebilde seiner Blüthezeit hinter ihm sich auf, und wurden Gegenstände eigner Bewunderung. Zugleich mußten die Nachwirkungen der vorhergehenden Epoche, die wir zuletzt als die sich selbst commentirende bezeichneten, in Bezug auf die Beseitigung der Zweifel des kritischen Verstandes unter solchen Umständen immer stärker werden, und die Selbstbefriedigung unterhalten und steigern. Ferner waren die äußern Verhältnisse seines Lebens so harmonisch und erfreuend geworden, um die Seele in einem frohen Gleichgewicht zu erhalten, sowohl in der Entfernung aller Nahrungssorgen, wie in dem Anblick einer in Gesundheit des Körpers und der Seele aufblühenden mit unendlicher Liebe an ihm hängenden Familie, in einer nicht mehr getrübten Ehrung von Außen und im Genuß der seit der Kindheit ihm befreundeten heimischen Natur. — Dazu kam endlich, daß er jetzt bei abnehmender Schöpfungskraft die Früchte seines frühern Fleißes mit vollen Händen ärndtete, denn vor ihm lagen die unendliche Menge von Bausteinen an entworfnen Scenen, Charakteren und Einfällen, aus denen er auszu-

wählen und unter einem Plane auszuarbeiten, und zusammenzufügen hatte. — In dieser freudigen Stimmung erschienen ihm also seine idealen Werke an der Seite des Höchsten, was Menschen überhaupt liefern konnten, und ihre Mängel und Schwächen nicht als ihm eigenthümliche, sondern als die allgemeiner menschlicher Unvollkommenheit.

Wir finden also Jean Paul in der eben angegebenen Weltanschauung, welche im Allgemeinen die Nichtigkeit menschlicher Bestrebungen und das Widerspiel der Sehnsucht mit dem Erreichbaren überall erkennt, die aber die Mitgabe eines solchen an sich unzubefriedigenden Triebes nicht mehr als ein Unglück ansieht, sondern, indem sie die Möglichkeit gegeben sieht, auf den verschiedensten Wegen durch Illusionen denselben zu befriedigen und zu nähren, als eine Quelle der reinsten und höchsten Freuden, noch am Abend seines Lebens und seines poetischen Ringens auf dem Standpuncte jenes sich und Andre beglückenden Humors, von dem aus Cervantes von vorn herein seinen Don Quixote schrieb. — Denn nur halb möchte der diese größte Schöpfung verstanden haben, der in ihr nur die Verlachung aller menschlichen Anstrengungen sieht, das Ideal, das von einem Paradiese in der Brust jedes Menschen liegt, hienieden zu verwirklichen. Die zweite Hälfte des großen Vorwurfs besteht in der Darlegung des frohen Glücks, das selbst ein so geistig ausgebildeter Mensch, als der Ritter von la Mancha in allen andern Unterredungen erscheint, in der Verfolgung der an sich unmöglich zu realisirenden Ideen genießt: ein Glück, das ihn so weit begleitet, daß er erst in dem Au-

genblick des Todes, der seinem Streben die eigentliche Laufbahn jenseits erst erweckt, seine Täuschung erkennt in einem Augenblicke also, wo er sie nicht mehr empfindet. Die zur Narrheit werdende grobe Täuschung, in der er sich befunden, stellt diese Idee nur um so sichtbarer heraus. — Jedermann sieht den großen Unterschied, der zwischen dem Humor des Cervantes und dem Jean Paul's in dessen Leibgeber und Schoppe statt findet. Die Idee ist dort eben so erhaben tragisch, und stellt die Kluft zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen in der Menschheit eben so groß dar; aber sie führt das Versöhnende in sich mit, indem sie darlegt, daß trotz dieses Risses, den die überwiegende Phantasie aufreißt, sie selbst mit ihrem eignen verwundenden Speere sich heilen könne. — Es ist die Geschichte jedes Weltverbesseres, wie es jeder geistige Mensch mehr oder weniger sein will. Sie giebt dem Jenseits ihr volles Recht, indem sie die Nichtigkeit des Diesseits hervorhebt, während sie auf der andern Seite dennoch den Menschen zu seinen Bestrebungen anspornt, zeigend, daß eigentliches Leben doch nur in der Verfolgung jedes höhern Strebens besteht und dadurch nur das Diesseit an das Jenseit unmittelbar geknüpft wird. Den Grund von der Verschiedenheit des Cervantes überhaupt mit dem Jüngling und dem Manne Jean Paul deuteten wir schon mehrmal an. Jener hatte gelebt, ehe er, unglücklich geworden, schrieb; dieser war erst froh geworden, nachdem er die Hauptwerke vollendet. — Dies ist die Gattung des Humors, die allein den, in dem er lebt, wahrhaft beglückt, und es ist ein so wohlthuendes Gefühl, unsren Dichter den Lohn seines redlichen Strebens,

eines unermüdlich mit Opfern ringenden Lebens in dem Vorwalten dieser Anschauung am Abend seines Lebens finden zu sehen.

Wir können die Verschiedenheit der Anschauungen und poetischen Vorwürfe von Jean Paul's letzter Lebens- und Arbeitsepoche von der frühern noch auf eine andre Weise ausdrücken. Wie er nämlich dort das innere und äußere Lebensglück in dem Gleichgewicht der geistigen Kräfte, und namentlich die überwiegende Phantasie als eine zerstörende Gewalt darzustellen suchte, so sieht er die letztere von seinem jetzigen heitren Standpuncte aus zwar ebenfalls als die Quelle verkehrter Handlungen, eines verfehlten Lebens an, dennoch aber als mit innerer und äußerer Zufriedenheit und harmlosem Glücke vereinbar. Dort sind die Phantasten unglückliche hohe Wesen, hier sind es nur glückliche Narren.

Sieht man auf den Gang, den seine poetische Anschauung genommen, zurück, so ist offenbar, daß dies der einzige natürliche glückliche Ausweg war, auf welchem er zur endlichen Selbstbefriedigung, Versöhnung der beiden sich streitenden Naturen gelangen konnte. Darum war es auch eben so natürlich, daß er gleich nach dem letzten mißlungenen Versuche in den Flegeljahren, die höhere synthethische aus der störenden und zersetzenden herauszuarbeiten, nach und nach auf jene Idee gerieth und dieselbe sich schon neben den erwähnten Bestrebungen, sich durch zu nothwendigen allgemeinen Gesetzen erhobene Selbstcommentare von dem Gelungensein seines poetischen Strebens zu überreden, ausbildete und Hand in Hand mit ihnen vorschritt. Wir finden daher auch den Plan zum

„Leben Fibel's" sogar noch vor der gänzlichen Vollendung des vierten Bandes der Flegeljahre, in welchem Vult entlassen wird, neben denen zur „Aesthetik" und zur „Levana" entworfen. Da jedoch eine glückliche Verfolgung und Verwirklichung dieser Idee sowohl von der Festhaltung einer heitern Stimmung, so wie vornämlich davon abhing, daß das frühere Ringen nach Idealen ganz in der Seele des Dichters aufhörte, so war erklärlich, daß die stürmische, allen Ernst der Phantasie in Schwingungen versetzende politische Epoche, die der Dichter so eben durchlebt, das erste Product der neuen Anschauung so langsam zur Reife gedeihen ließ. Sie zog zumal den Dichter aus seinem Innern nach außen ab, und die rein komischen, bloß zur Erheiterung geschriebenen kleinern Arbeiten dieser Epoche unterscheiden sich sehr wesentlich von den sich vorbereitenden neuen humoristischen Schöpfungen. Nur „Katzenberger" schlägt gewissermaßen diese Saite schon an, als ein gescheider Mensch, der sein ganzes Leben hindurch nach Mißgeburten jagt, in der festen Ueberzeugung, dadurch das Heil der Menschheit zu begründen, indem er in dem Studium dieser Mißgeburten die eigentlichen Bedingungen der Gesundheit aufzufinden meint. Die neue Idee war übrigens auch zugleich eine so umfassende, den ganzen Menschen und die Welt beherrschende, daß sie zur vollkommenen Darstellung einen unendlich viel größeren Rahmen erforderte, als der Dichter, zumal unter den berührten äußern Umständen, schnell und mit einem Male ohne stufenweise Versuche hätte ausfüllen können. Wie er demnach in der kräftigsten und glänzendsten Epoche die in

der „unsichtbaren Loge“ zuerst sich offenbarende Idee in dem großen Gemälde des „Titan“ erschöpfend auszufüllen suchte, so strebte er in der letzten Periode der Schöpfung eines eben so großen, die neue Idee aussprechenden Gegenstückes nach, wozu er eben so der Uebergänge bedurfte. Der große Unterschied zwischen den beiden sich entgegenlaufenden Epochen ist aber, daß die letztere nicht nur fünf Jahre mehr umfaßte, sondern daß auch die Bildungszeit zum „Kometen“ hin (denn das war der Gegentitan) nur ein Uebergangswerk hervorbrachte, natürliche Folge der abnehmenden Gestaltungskräfte, wie der nothwendigen und so schwierigen Losreißung von frühern Ideen und Vorstellungen.

Wie bereits erwähnt, so war das erste eigentliche Product dieser Anschauung und das Uebergangswerk zum „Kometen“ „Fibels Leben.“ Jeder, der nur einigermaßen mit Aufmerksamkeit unsern Entwickelungen von dem Entstehen der Romane Jean Paul's gefolgt ist, wird sich nicht wundern, wenn er den Dichter den neuen Vorwurf zuerst an sich, und zwar in dem engsten und speciellsten Kreise seiner eigenen Bestrebungen veranschaulichen sieht. Fibel ist nichts andres als der Don Quixote der Schriftstellerei, und zwar nicht bloß darin, daß er durch die Anordnung eines A= B= C= Buchs, dadurch, daß er es mit schlechten Versen und schlechten Bildern versieht, sich als einen großen, die Menschheit beglückenden Genius betrachtet, sondern auch darin, daß er selbst neue und große Werke geliefert zu haben glaubt, wenn er alten Scharteken seinen eigenen Namen als Verfasser aufdruckt. Dies Beides giebt allegorisch zu erkennen,

wie das, was schöpferische Geister für wunderbar neue, durch sie zu Tage geförderte Offenbarungen halten und ausgeben, nur so oft eine in eine andere Form geschmiedete Darstellung des längst Dagewesenen sei; und wie Jean Paul stets die Verspottung des Allgemeinen mit der besondern Persiflage seiner selbst verbindet, so repräsentiren die auf die alten Bücher heterogensten Inhalts gedruckten Namen Fibel's nicht unpassend die aus so vielen Schriften von ihm gehobenen und in seine eigenen Productionen verwebten Excerpten, die er als Surrogate ihm entzogen gebliebener eigener Anschauung hatte brauchen müssen, und die leider einen nicht geringen Theil der ihm von der Welt gezollten Bewunderung verursacht. Die Hauptaufgabe ist ihm aber, das neidenswerthe Glück eines mit dieser Illusion begabten Wesens und solcher Bestrebungen überhaupt darzustellen, und darum identificirt er sich selbst als Erzähler in so fern mit seinem Helden, indem er aufrichtig an die Verdienste Fibel's als wirkliche zu glauben sich anstellt, auch dem Leser diese Illusion beizubringen versucht und dadurch ihn und sich nur noch mehr verlacht. Dadurch ferner, daß der Dichter die Darstellung jener neuen Anschauung an sich auf das specielste begann, war auch gegeben, daß dieselbe, wie die frühern ersten ernsten Schöpfungen und wie sein erstes Leben überhaupt, eine Idylle wurde. So befinden wir uns denn auch im Fibel auf demselben Boden und unter denselben Umgebungen wie in allen übrigen Idyllen des Dichters, in dem Schulhause von Jodiz und Schwarzenbach, und überall treten uns bekannte Figuren, wie der Finkenjäger rc., entgegen. Auf den ersten Anblick

kann daher leicht der Fibel als eine Wiederholung des Wuz, des Fixlein, der Kindheit Walt's und anderer seiner Helden erscheinen, zumal da besonders die beiden ersten mit ähnlichen schriftstellerischen Spielereien sich beschäftigen. Aber es unterscheidet sich eben diese Idylle von den frühern darin, daß die letztern zum Vorwurfe die Möglichkeit eines frohen und glücklichen Seins unter den beschränktesten Verhältnissen darzulegen haben, und gerade in der Entäußerung aller höher verlangenden Wünsche. Die Helden suchten den Honig aus den bescheidenen Blumen, die sie in ihren Gärtchen besaßen. Diese Idyllen standen daher in dem innigsten Zusammenhange mit dem in den großen Romanen abgehandelten Thema von dem Weh, welches die unzubefriedigenden Bestrebungen in Folge einer überwiegenden Phantasie in die Menschenbrust legen; darum sind auch die schriftstellerischen Beschäftigungen des Wuz und des Fixlein nur harmlose Spiele zur Erheiterung des Seins, ohne Zweck und namentlich ohne Ehrgeiz. Im Fibel jedoch wird gerade umgekehrt dargelegt, wie ein idyllisches Glück mit einem weit aussehenden, weit in die Welt hineingreifenden ehrgeizigen Streben gar wohl möglich sei, und dies gerade an denjenigen Bestrebungen, die früher den Dichter so schmerzvoll umhergeworfen, an den schriftstellerischen, nachgewiesen. Wie nun die Poesie Jean Paul's immer die Geschichte seines Ichs ist, und wie er in den verschiedenen Stadien derselben immer sich und sein vergangenes Leben in einem andern Lichte erblickte, so konnte er nicht anders, als dieselben Erscheinungen seines äußern Lebens immer wieder und nur unter andern poetischen

Combinationen darstellen. Daß öftere Vorstellung dieser selben idyllischen Jugendumgebung endlich die Ideen und Bilder, die sich daran knüpfen konnten, erschöpfte, und der Einbildungskraft Fesseln anlegte und ihr eine gewisse Einförmigkeit und Mattigkeit aufdrückte, verstand sich wohl von selbst. Hierin liegt denn auch die schwache Seite des eben besprochenen Werks. Wenn wir übrigens den geringen Umfang desselben und die Leichtigkeit betrachten, mit der in dem „Katzenberger" eine eben so große organische Arbeit während der Arbeitsepoche am „Fibel" geliefert wurde, so liegt auf der Hand, daß das langsame und so schwierige Hervortreten des Fibel nur in der Schwierigkeit seinen Grund hatte, die neue Anschauung von der frühern so ganz loszureißen, damit sie die nährende Gebärmutter einer großen Schöpfung werden konnte. Sie wurde dies auch zugleich mit der Vollendung des Fibel, und mit dem Schlusse desselben datirt der Entwurf des großen humoristischen Romans schon zu Ende des Jahres 1811. Doch wir müssen, ehe wir den letzten besprechen können, zuerst zu der äußern Geschichte der achtjährigen Schöpfungsepoche des letztern übergehen. In ihr werden wir die Bestätigung augenscheinlich finden von der am Anfang dieses Werks aufgestellten und vor Kurzem wiederholten Behauptung: daß humoristische Werke dieser Gattung von einer Stimmung abhängen, die durchaus nur das äußere Leben und äußere Eindrücke hervorzurufen im Stande sind.

Nachdem Jean Paul das verhängnißvolle Jahr 1812 mit der für ihn so angenehmen Besorgung der zweiten Auflage von der „Levana" und der „Aesthetik" zuge-

bracht, welche letztere um einen ganzen Band stärker wurde, riß ihn zuerst der plötzliche Aufschwung der politischen Angelegenheiten im Jahre 1813 vollkommen aus den Ueberresten von trüber Stimmung, die etwa noch auf ihm lagen, heraus. Seine Freude darüber war um so außerordentlicher, als er mit Stolz auf seine Vorhersagungen solcher Ereignisse verweisen und sich darum den allerunbegrenztesten Hoffnungen für die Zukunft der europäischen Civilisation und Freiheit überlassen konnte. So sehr wir jedoch früher die Richtigkeit von seinen politischen Ansichten hervorzuheben Ursache hatten, so sehr war der Dichter doch zuletzt von dem allgemeinen Taumel der Leidenschaften mit fortgerissen worden und theilte die persönlichen Aufregungen der Zeit, den Haß nicht nur gegen Napoleon, sondern auch gegen die Franzosen. Er hatte die richtige Würdigung Beider und die ungetrübte Gestalt des Corsen in dem allgemeinen Strudel verloren und nahm daher wacker Antheil an den damaligen politischen Irrungen und Mißgriffen der Nation. Ganz vergessend, seinen frühern so wahren Satz: daß ein so civilisirtes Volk wie das französische ein anderes eben so civilisirtes in Nacht und Knechtschaft stoßen unmöglich könne, ließ er sich zu dem Glauben verleiten, daß ein Chef der Kosaken und Baschkiren, die der damalige Berliner Witz nicht unglücklich Befreiungsbestien nannte, der Schutzherr und Hort europäischer Philosophie, Poesie und bürgerlicher Freiheit werden wolle und könne.*) Gab es jemals

*) Am einfachsten und kräftigsten sprach diesen Gedanken in der neuesten Zeit der berühmte polnische General Dembinski aus in seinem bekannten Briefe an den Verfasser als Herausgeber seiner Me-

einen aufrichtigen, glühenden Verehrer des Kaisers Alexander, dieses allerdings gewandtesten aller diplomatischen Mimen, so war es Jean Paul zwischen den Jahren 1813 und 1818.

Es war so natürlich, als unser Dichter vorzugsweise ein Recht dazu hatte, wie er früher in gefahrvollen Zeiten an dem Kampfe Theil genommen, so sich in die Jubelfeier des Sieges zu mischen. Dieses Letztere that er in der kleinen Schrift „Mars und Phöbus Thronwechsel am Neujahr 1814;" aber auch in dieser Schrift unterschied ihn die Humanität seiner Gesinnung sehr wesentlich von vielen der damaligen Schriftsteller, die unter dem Schutze der alliirten Armeen den früher so gefürchteten Feind mit Schimpfreden und Pasquillen überschütteten. Unser Dichter griff zwar auch zu den leichten Waffen des Scherzes, aber nicht in der Absicht, den geschlagenen Feind selbst damit zu verwunden, sondern um ihn aus den gefährlichern Puncten, wo er unter dem Volke sich festgesetzt, aus dem Herzen und aus dem Verstande zu verdrängen, aus jenen Puncten, von denen er nicht durch Gewalt, sondern durch Liebenswürdigkeit Besitz genommen. Es war der üble Einfluß in sittlicher und moralischer Beziehung, den er ausgeübt, welchen Jean Paul

moiren über den litthauischen Feldzug: „Ueberlegt: von wo kommt die Gefahr? Die Frage ist bald entschieden. Die französischen Heere haben Eure Länder durchstrichen, ja Eure Hauptstädte besetzt; aber die Wissenschaften gingen den gewöhnlichen Gang, und nach dem Abgange der Truppen blieb uns die Erinnerung von ihnen nur in der Geschichte. Die russische Regierung dagegen hat Euch siegen geholfen; sie schien Euer Bundesgenosse zu sein; jetzt aber befiehlt sie Euch mehr als Eure eigenen Regierungen, um die Wissenschaften zu erdrücken, um Lesen, sogar Denken zu verbieten u. s. w."

jetzt vornehmlich mit seinem Spotte verfolgte, und es ist offenbar, daß besonders Wahrnehmungen dieser Art einen großen Antheil an der Umgestaltung seiner Gesinnung gehabt.

Die Ereignisse von 1813 aber rachten den Dichter unverhofft in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten in eine merkwürdige kritische Stellung, die, so wie die Art, mit welcher er sich aus derselben zog, ein noch glänzenderes Licht auf ihn wirft. Die Aufhebung des Großherzogthum Frankfurt und die Absetzung des Fürsten Primas hatte das Aufhören der Auszahlung seiner Pension zur Folge und bedrohte ihn sogar mit dem gänzlichen Verluste derselben. Hier war es nun, wo Jean Paul die Fortgewährung eines Lohnes von Seiten der Sieger sollicitiren konnte, der ihn von den Besiegten bewilligt worden war für Verdienste, welche er sich um die Sache der jetzigen Sieger erworben, eine Erscheinung, die nicht ihn bloß, sondern auch den hochherzigen Fürsten von Dalberg ehrte. Fast zwei ganze Jahre hindurch jedoch blieb diese Sache unentschieden, und Jean Paul sah sich gezwungen, eine unendliche Menge von Bittschriften an fast alle nur einigermaßen beim Wiener Congreß einflußreiche Personen beiderlei Geschlechts abzusenden, und es fanden sich mehre solcher Briefe in Abschriften unter seinen Papieren, wie an die Minister Metternich, Stein, Benzel-Sternau, Thürheim, Montgelas, an die Staatsräthe Stegmann und Steitz, an die Herzogin von Oldenburg, an den König und die Königin von Baiern rc. rc. Von allen diesen Schreiben jedoch verdient besonders das an den Kaiser Alexander aufbewahrt zu

worden, das uns, in seiner wirklichen Abfassung wesentlich verschieden von dem im letzten Hefte der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" gegebenen Entwurfe, neuerdings von dem russischen Generale Michalewsky-Danilewsky, damaligen Flügeladjutanten Alexander's, in dessen Memoiren (Petersburg, 1832) mitgetheilt wurde. Wie aufrichtig der Dichter das darin gespendete Lob meinte, ersehen wir aus der Aeußerung in einem Briefe an seinen Schwiegervater: wie er ordentlich froh sei über den Aufschub der Auszahlung, da er dadurch Gelegenheit bekomme, an den Kaiser Alexander eine Bitte zu thun. Der Brief selbst, in jeder Art ein Muster einer Bittschrift eines freien, seines Menschenwerthes sich bewußten Charakters an einen gewaltigen Fürsten, den er zwar aufrichtig verehrte, ihm aber die Verehrung nur spendet unter Voraussetzung der Wahrheit der ihm zugeschriebenen Verdienste und Absichten, lautete also:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserl. Maj. der Schiedsrichter Europa's sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein.

Ueber 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahr 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgebornen zu unterstützen, dessen Körper bloß von seinem Geiste lebte. Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom Generalgouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung.

Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexander's, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europa's gesetzt. Ich wende mich hier an einen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, grenzenlose, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Maj. lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Die würdige Haltung, die Jean Paul in seiner Lage als Bittsteller zu behaupten wußte, erscheint dadurch noch glänzender, wenn wir bemerken, daß er den zuerst gefaßten Gedanken, der in dem Entwurfe zu dem Briefe noch erscheint, mit der Bittschrift zugleich dem Kaiser ein Exemplar seines „Mars und Phöbus" zu übersenden, wieder von sich wies. Es schien ihm seiner nicht würdig, eine erst nach der glücklichen Wendung der Verhältnisse gegen den Feind publicirte Schrift als ein Verdienst sich anrechnen zu lassen, gewissermaßen so unter den Troß der neuen Anhänger eines neu aufgegangenen Glücks gerech-

net zu werden, vielleicht gar wohl in den Verdacht zu kommen, als ob er durch eine Art von Schmeichelei der Alliirten sie für irgend einen Schritt zu seinen Gunsten hätte gewinnen wollen; ja im Gegentheil wandte während „Mars und Phöbus“ Niemandem dedicirt ward, er seine Blicke auf den gefallenen und von Allen vergessenen Dalberg, suchte ihm in demselben Augenblicke seine Dankbarkeit und seine Verehrung vor aller Welt zu bezeigen, indem er ihm unter dem Titel „Museum“ die Sammlung einer Anzahl philosophischer Aufsätze welche er als Mitglied der unter Dalberg's Leitung bestandenen Frankfurter Gelehrtengesellschaft gearbeitet und im Manuscripte zum Vorlesen dorthin geschickt hatte,*) öffentlich widmete. — Ob der Kaiser Alexander oder irgend eine an dem Wiener Congreß arbeitende Person irgendwie seine Bitte berücksichtigt und sich für ihn verwendet, darüber ist nichts in Erfahrung gebracht worden. Jean Paul erhielt zwar endlich von dem baierschen Minister Montgelas die Anzeige, daß seine Pension von dem Könige Maximilian von Baiern, der das Fürstenthum Aschaffenburg überkommen, ferner bewilligt würde, aber fast sieben Vierteljahre nach jenem Schreiben, im December 1815, nachdem er sich in besondern Bittschriften an den

*) Jean Paul hatte diese Gesellschaft gewissermaßen wie eine Akademie der Wissenschaften betrachtet, für welche er arbeiten müsse, um der erhaltenen Pension willen. Darum die Aufsätze im Museum, alle philosophischer und wissenschaftlicher Art, und den Großherzog hatten dieselben so überrascht, daß er dem Dichter Anfangs 1812 eine Professur an der Akademie zu Aschaffenburg mit zweitausend Gulden Gehalt anbot, was jedoch von Jean Paul mit Rücksicht auf seine literarischen Arbeiten zurückgewiesen wurde.

König und die Königin von Baiern gewendet, der Letzten erst kurz vorher die zweite Auflage der Levana dedicirt und von ihr selbst die Versicherung erhalten hatte, wie das endliche glückliche Resultat großentheils eine Folge ihrer Verwendung gewesen sei.

Erst nach der auf diese Weise wiedergewonnenen Sicherung seiner Existenz begann für Jean Paul die Zeit, wo er sich mit ungestörter Freude dem Genuß der durch die Siege von 1813 so sehr verschönten Abendstunden seines Lebens hingeben konnte und ungestört jene ruhig-heitere Stimmung wuchern lassen, in welcher der komische Titan aufzusprießen vermochte. Vor allen Dingen war er jetzt im Stande, seine alte Frühlingssehnsucht nach Reisen zu stillen, und er begann mit dem Frühjahre 1818 eine ununterbrochene Reihe von jährlichen Wanderungen nach den Gegenden Deutschlands, wo er die schönste Natur, den Umgang der geistreichsten Menschen und die reichste Liebe zu ihm selbst zu finden sich versprechen konnte. Bisher war sein zehnjähriger Aufenthalt in Baireuth nur durch eine kleine Fahrt nach Nürnberg im Jahr 1812 unterbrochen worden zu einer dort verabredeten Zusammenkunft mit dem alten Friedrich Heinrich Jacobi, die jedoch den Erwartungen Beider nicht ganz entsprochen zu haben scheint. Jacobi war wohl schon zu alt geworden, um nicht der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit zu viel Herrschaft über sich zu lassen, und um nicht sich von Jean Paul's excentrischer Sprechkühnheit und von seinem demokratischen Aeußern und Benehmen abgestoßen zu fühlen. Schmerzlich hatte der Letztere besonders darin einen großen Unterschied zwischen

Jacobi und Herder gefunden, daß jener so ganz und gar nicht nach den Ursachen und den Bedingungen der ihm in so vieler Beziehung unerklärlichen Natur unseres Dichters forschen mochte, noch irgend einen lebhaften Antheil an dem Gange seines frühern Lebens zu nehmen schien.

Aber wie rührend erscheint uns die edle, zarte und innig hingebende Gesinnung des Dichters, wenn wir ihn im Frühjahre 1816 dennoch, die lange Sehnsucht nach erhabenen Gegenden, nach freier, ungebundener Lebensweise, nach Genuß mannigfaltiger Ehrung immer noch unterdrückend, nach dem finstern und einsamen Regensburg ziehen sehen, um vor allen Dingen eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen in einer Wallfahrt zu dem verlassenen und vergessenen Dalberg, wiewohl er vermuthen konnte, daß Stand und Alter des fürstlichen Greises, so wie seine frühere Stellung zu demselben ihm mancherlei Zwang auflegen und er mehr der Erfreuende und Ehrende, als der Erfreute und Geehrte werde sein müssen. Aber er wurde für diese Hingebung reicher belohnt, als er es vermuthet hatte; Dalberg vergalt sie ihm mit der innigsten Freundschaft, und der Dichter kehrte mit dem Bilde eines durch die lauterste Menschenliebe, reinste Religiosität, das ernsteste wissenschaftliche Streben geheiligten, ihm selbst mit unaussprechlicher Neigung und Ehrung zugethanen, auf den höchsten Höhen des geselligen Lebens thronenden Greises und mit der Erinnerung an Stunden, wie er sie nur mit Herder verlebt, nach Baireuth wieder zurück; — der Versprechung Dalberg's, seiner Frau einen Jahrgehalt auszusetzen von den Entschädigungen, die ihm

auf dem Wiener Congreß ausgesagt worden, und ihn selbst in seinem Testamente zu berücksichtigen,*) nicht zu gedenken.

Desto glänzender, romantischer, mannigfaltiger wurde, die im folgenden Jahre 1817 unternommene Reise nach Heidelberg und den langersehnten Rheinstrom. Die Aufnahme, die der Dichter hier fand (wohin zu gehen ihn zunächst die Briefe des mit glühender Liebe sich ihm nähernden jüngern Heinrich Voß veranlaßt hatten) war wahrhaft dithyrambisch und übertraf sogar, wenigstens in ihrer Massengrundgebung, die zur Zeit der Titanepoche in Weimar und in Berlin gefundene. Den Seelenrausch, den ihm damals die Jugendkraft seiner Phantasie erzeugt, führte ihm hier die dithyrambische Natur zu. Geistreiche Frauen wetteiferten mit Männern wie Hegel, Thibaut (mit seiner reichen Akademie für Kirchenmusik), Paulus, Schwarz, Creuzer, die Gebrüder Voß, Sternberg, Jung-Stilling 2c. 2c., ihm alle möglichen Genüsse des Geistes und des Herzens zuzuführen und ihm Triumphzüge in den Städten Heidelberg, Mannheim und Mainz, auf dem Heidelberger Schlosse, dem Neckar und dem Rheine zu bereiten. Geben wir hier nach unserer früheren Reise noch einmal seine eigene Beschreibung zweier Momente.

„Ich habe hier Stunden erlebt wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden; aber ich danke auch dem Allgütigen so viel ich kann durch milde, stille Bescheidenheit Liebe und Rechtsinn

*) Leider ging Beides nicht in Erfüllung, da der Fürst Primas bald darauf plötzlich ohne Testament starb.

gegen Jedermann. Am Sonntag fuhr ein Lustschiff mit achtzig Personen auf dem Neckar fünf Stunden weit nach Hirschhorn. Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halbbedeckte Schiff — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Beischiffchen von Musikern vor den Burgen und Bergen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen, von einem Ende des Schiffs zum andern tragenden Tafel; Studenten, Professoren, schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck, Alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut wurden an's andere Ende der Tafel hinuntergefordert; zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück, und ich und der Prinz standen damit da. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab; auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, junge Leute riefen Vivats, in unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach, Abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: Namen nennen Dich *nicht*, sang; im fortziehenden Schiffe wurde gegessen, und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr, und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz dumme Sachen mußte ich mein Uebermaaß bezwingen, und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause; und eben so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen, stand ich in der dunklen Nacht im Kreise der singenden Bi-

vatstudenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der Ende. Ich mag nicht mehr schildern, es nimmt kein Ende."

Am 18. Juli 1817.

„Gerade heute, wo ich Doctor der Philosophie geworden bin, will ich an Dich schreiben. Es brachten mir nemlich der Professor Hegel und der Hofrath Creuzer, mit den Pedellen hinter sich und im Namen der Universität, das pergamentne Doctordiplom in einer langen rothen Kapsel. Max soll Dir das papierne übersetzen; Du kannst es dann überall herumgeben. Alle Professoren und Studenten freuten sich über mein Doctorwerden, was mich auch wahrlich mehr ehrt, als die Legationräthereì." *)

Am 8. August.

„Guten Morgen, Gute, am hellen Sonntage auf dem Berge unter Glockengeläute! Gestern gaben die Professoren im Hecht ein Essen, wozu mich der Prorector abholte, über sechzig Männer, worunter auch

---

*) Die Freude Jean Paul's über die Ertheilung einer so allgemeinen akademischen Würde war in ihrer Naivetät wahrhaft charakteristisch. Nicht nur verkündete er sie mit großem Jubel augenblicklich der Welt in einer kleinen Schrift: „Ergänzblätter zur Levana" nicht nur unterzeichnete er seitdem alle Vorreden, sondern auch die Briefe an die vertrautesten Freunde mit diesem Titel. Das Diplom an sich war freilich auch, und zwar von Heinrich Voß als Decan, in so ehrenvollen Ausdrücken abgefaßt, wie wohl so leicht kein Beispiel wieder gefunden werden mag. Es nannte ihn Poetam immortalem; lumen et ornamentum saeculi; decus virtutum; principem ingenii, doctrinae, sapientiae; Germanorum libertatis assertorem acerrimum; debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae; Virum qualem non candidorem terra tulit, ut dotibus eius, omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus, tribueremus amorem, pietatem, reverentiam — Doctoris etc.

der herrliche General Dörenberg war. Man treibt's wirklich so närrisch, daß mir Thibaut lachend erzählte, es seien unter der Hand einige Haare nach Mannheim geschickt worden von meinem — Hunde, der sich überhaupt keines ähnlichen Lebens erinnert."

Den 19. August.

„Welche liebliche, weibliche Gestalten kamen nicht vor mich! Ich habe seit zehn Jahren nicht so viel und so viele und so jugendlich empfindend geküßt als bisher; aber ich fühlte dabei das Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe, die sich gegen jene Blumenliebe etwa verhält wie das Umarmen eigner Kinder gegen das der fremden."

Sogar eine ziemlich ernste, wenn auch vorübergehende, romantische Jugendliebe fehlte nicht, um ihm dieses Eden zu verschönern. Es war die geistreiche, später durch Schriften, besonders auch durch ihre kurze, unglückliche Verheirathung mit August Wilhelm von Schlegel bekannt gewordene Sophie Paulus, deren Bild sich fast zu tief in sein Herz gegraben hatte, und das ihm, „wie ein Gestirn glänzend, auf dem Rheine nachschwamm, und ihn überall mit Sehnsucht nach den Heidelberger Gebirgen zurückzog." Die Rückerinnerung an diese Empfindung war selbst nach seiner Rückkehr so stark, und die kindliche Offenheit so groß, daß er seine so mühsam errungene Kenntniß des weiblichen Herzens und die daraus hervorgehenden, sonst so vorsichtig befolgten Regeln für sein häusliches Benehmen ganz vergaß und nicht ganz ohne eigene Schuld durch Erweckung schmerzlicher Eifersucht sich den so sehr ersehnten Genuß des häuslichen Wiederzusammenfindens trübte, ein Umstand, den wir darum zu übergehen nicht vermochten, weil er mehr als Alles die kind-

liche Reinheit seines Herzens charakterisirt und dennoch einigen Schatten in die heitere Abendlandschaft seines Lebens warf.

Unendlich viel beglückender dagegen für ihn wurde der Gewinn, den er in der Schließung innigster Seelenfreundschaft mit Heinrich Voß aus dieser Heidelberger Reise gewann. Wenn wir überhaupt fast alle ältern Leute am Abend ihres Lebens das ganze Liebesgefühl, dessen sie noch fähig sind, vorzüglich Jünglingen oder jungen Männern zuwenden sehen, um hierin besonders ihre Jugend noch einmal durchzuleben, so mußte dies besonders ein Bedürfniß für Jean Paul sein, der sein ganzes Leben hindurch fast mehr nach der Freundschaft, als der Liebe, und fast vergeblicher, nachgerungen, und wir müssen auch annehmen, daß er dieses Gefühl in seinem ganzen Umfange erst in dem Verhältnisse mit Heinrich Voß genoß, der sich mit eben so glühender Hingebung an ihn anschloß, wie er seinem Geiste beständig die reichhaltigste Nahrung zuführte. Der unausgesetzte Briefwechsel *) mit ihm gehörte zu den größten Seligkeiten des Dichters, und dieser faßte ein solches Vertrauen in das Herz wie in den Geist seines neuen „Heinrich," daß er ihn sehr bald feierlich nach seinem Tode zum unumschränkten Ordner und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses ernannte, und zwar mit Uebergehung der ältesten Freunde Otto und Emanuel, so wie seines eigenen Sohnes.

Auch das folgende Jahr 1819 zog unsern Dichter

*) Derselbe ist so eben in Heidelberg im Drucke erschienen, weshalb wir nur auf denselben verweisen.

wieder in jene Gegenden, jedoch diesmal vorzüglich nach Frankfurt am Main, und die Geschicht dieser Reise war in Allem fast eine buchstäbliche Wiederholung der vorhergehenden. Nur war „der köstliche Wangenheim (damals kurz vor den Karlsbader Beschlüssen Bundestagsgesandter") sein dasiger Heinrich Voß bei den dortigen Serenaten Wasserfahrten, Festdiners ꝛc. Der Frankfurter Enthusiasmus war dem frühern Heidelberger so vollkommen gleich, daß, als der Dichter sich verleiten ließ, von dort aus wiederum nach Heidelberg zu gehen, um durch eine Wiederholung der durch die Rückerinnerung von der Phantasie sogar weit über die Wirklichkeit verschönten Stunden den bisherigen Reiseeindrücken die Krone aufzusetzen, diesmal Alles unter seiner Erwartung fand, und er erst im Alter die so allgemeine schmerzliche Erfahrung machen mußte, daß dieselben Freuden mit denselben Elementen sich fast nie zum zweiten Male in derselben Weise wiederholen. Von da schreibt sich die schon früher erwähnte, zum unverbrüchlichen Gesetz von ihm gemachte Regel, die später so oft als Undankbarkeit erschien, so manchen seiner glühendsten Verehrer auf das tiefste verletzte, gerade da, wo er am seligsten und frohesten gewesen, nie zum zweiten Male wieder zu erscheinen, um die frühern Eindrücke unverletzt in seiner Seele aufheben zu können.

Die beiden Reisen nach Heidelberg und Frankfurt hatten übrigens noch die besondere Folge, daß Jean Paul sich in seinem Glauben und in seiner thätigen Theilnahme an den Fortschritten des animalischen Magnetismus befestigte, indem derselbe in Heidelberg durch Schel-

rer und Andere im Großen ausgeübt wurde. Wir erinnern an das, was wir über seine mit den Jahren immer steigende Beschäftigung mit allen medicinischen und Naturwissenschaften gesagt, und es verstand sich von einem Geiste wie dem seinen wohl von selbst, daß er mit Enthusiasmus jede neue Entdeckung ergriff, an der die Phantasie irgend Antheil haben konnte. Schon in dem Museum finden wir einen Aufsatz über die Wunder des organischen Magnetismus; auf dieser Reise entdeckte er zuerst die eigene magnetische Kraft, die in ihm wohnte, indem er schon damals in großen Gesellschaften durch fortwährend starres Anblicken weibliche Wesen einzuschläfern vermochte. Steigendes Interesse, wie seine unerschöpfliche Menschenliebe, veranlaßten ihn, äußerst freigebig seine Kräfte an hülfsbedürftige Freunde magnetisch zu verschwenden, und wenn auf der einen Seite ihm der Magnetismus eine neue reiche Quelle für seinen Humor wurde, so ist es auf der andern gewiß, daß die practische Ausübung desselben in so hohem Alter nicht wenig zu der plötzlichen Erschöpfung seiner Lebenskräfte beitrug.

Das Jahr 1819 trug den Dichter nach Stuttgart, wo die Aufnahme zwar nicht weniger herzlich, doch weniger allgemein und glänzend war. Zu dem unterdrückte das unfreundliche Wetter ganz den leise in ihm aufgestiegenen Vorsatz, bis nach der Schweiz zu wallfahrten, und die Hauptausbeute dieser Reise giebt das Bild der Herzogin Wilhelmine von Würtemberg, seiner dortigen Venus Urania. Doch belohnte ihn reichlich für die Entbehrungen des Frühjahrs die glänzend blauen Herbstwochen, die er in Löbichau in dem Gute der Herzogin von Cur-

land in Gesellschaft ihrer drei Töchter, der Herzoginnen von Sagau, der Fürstin von Hohenzollern, und von Ascerenza, so wie ihrer Schwester, der Gräfin Elise von Reck und einer Menge ebenfalls eingeladener bedeutender Männer, wie Tiedge's, Feuerbach's, Marrheineke's, Eberhardt's, Messerschmidt's und anderer verlebte und selbst in dem 59. Bande der sämmtlichen Werke aufgenommenen bekannten Aufsatze in den Cotta'schen Damentaschenbuche eben so treu als poetisch-lebendig beschrieb. Das folgende Jahr 1820 sah den Dichter in München, wohin ihn vorzüglich die Sehnsucht nach seinem Sohne zog, welchen er die Philologie sich widmend kurz vorher dem Gymnasium von Baireuth entnommen und dorthin geschickt hatte, damit er sich unter Leitung des berühmten Thiersch noch besser zur Universität vorbereiten sollte. Jeder, der München nur einigermaßen kennt, wird leicht begreifen, daß dies besonders damals, als das neue Kunsttreibhaus dort noch nicht angelegt worden war, vielleicht der unglücklichste Ort in ganz Deutschland zu einer Reise, wie sie Jean Paul beabsichtigte, sein mußte, da zumal ihn auch hier das schlechteste in jenem rauhen Klima um so empfindlichere Wetter verfolgte, so scheint der Dichter dadurch von allen fernern Reisen vorläufig abgeschreckt worden zu sein. Er verblieb daher im nächsten Jahre 1823 in Baireuth und schickte statt seiner zu den Heidelberger Freunden seinen Sohn Max, hoffend, daß diesem dort die Pflege seiner geistreichen Freunde, die glänzende Gegend und das jugendlich-frische Leben der dortigen Universitätsbürger diejenige Heiterkeit und Frische der Phantasie geben würde, unter denen allein die Hoffnung, die

er von dessen unermüdetem Fleiße und Streben und von dessen sorgsam behüteter Seelenreinheit hegte, zur Reife kommen konnten.

Bis hierher, d. h. bis zum Spätherbst 1821, ging, durch die finstere Wendung der politischen Angelegenheiten im Jahre 1819 nur wenig unterbrochen, die heiterste, innerlich wie äußerlich glücklichste Epoche vom Leben Jean Paul's, an deren Schluß der große komische Roman im Entwurfe nicht nur vollkommen geboren, die beiden ersten Bände nicht nur schon an's Licht getreten, sondern auch der wichtigste und dritte Band zum großen Theil bereits ausgearbeitet vor ihm lag. Was diese Jahre besonders auch verschönerte, war, daß in denselben eine Anzahl neue Auflagen seiner ältern großen Werke kurz auf einander gefolgt waren, wie die zweite des „Siebenkäs," die dritte des „Hesperus," die zweite der „unsichtbaren Loge," und endlich auch die der „grönländischen Processe," so daß der Dichter mit vollen Zügen die Seligkeit genoß, jene glänzendste Zeit seiner Schöpfungskräfte und das ganze, jetzt ihm so überaus glücklich erscheinende innere Leben seiner Jugend- und Mannesjahre, von dem Glanze der jetzigen Anerkennung und Ehrung seiner Zeitgenossen überstrahlt, von Neuem durch seine Seele ziehen zu lassen. Seiner ganzen Stimmung und dem jetzigen Zustande seiner Selbstanschauung angemessen war es, daß er bei den sehr bedeutenden Verbesserungen, sowohl Herausschnitten als Ergänzungen, im Wesentlichen Alles unberührt ließ, was die ernste und empfindende Phantasie geschaffen, daß er daher nur in sprachlicher Beziehung änderte, daß er aber im Gegentheil das Humoristische und besonders das Rein-

komische als die jetzt mit größerer Kraft und Umsicht beherrschte Domaine behandelte. Besonders griff er in dieser Beziehung ein in dem von ihm so besonders geliebten „Siebenkäs," in welchem er nicht nur mehrere bedeutende komische Scenen, die sich auf seinen so außerordentlich vermehrten Schatz von psychologischen Beobachtungen stützten, einwebte, wie z. B. die Scene, wo sich Lenette und Siebenkäs über das zur Unzeit geputzte Licht entzweien, sondern auch bereits Vorhandenes, wie mehrere Briefe und Reden Leibgeber's weiter ausführte und ausarbeitete. Es bezeichnet wohl nichts mehr die oberflächliche Art und Weise, in welcher er zu allen Zeiten im Allgemeinen gelesen worden war, als daß er sich in allen Vorreden darüber beschweren mußte, wie diese bedeutenden Umänderungen von der Kritik und überall sonst ignorirt wurden, während über die unbedeutenste Variante einer Stelle in andern großen Dichtern alle Blätter und alle Zungen laut wurden. Um so größere Aufmerksamkeit jedoch erregten und selbst zum Gegenstand eines vielseitig geführten Streites wurden die grammatischen Neuerungen, die er besonders in diesen neuen Auflagen anwandte und allgemein zu verbreiten suchte, und auf welche er in Folge seiner bereits erwähnten beständigen Reflexionen über die Einzelheiten der Sprache gekommen war, und die er gewissermaßen als einen Anhang zu seiner Aesthetik, zu einer systematischen Theorie ausarbeitete und veröffentlichte. Wahrscheinlich hatten ihn zunächst auch die mit dem Hervorsuchen altdeutscher Schriften entstandenen Sprachforschungen, welche auf die deutsche Ursprache zurückgingen, dazu veranlaßt, vorzüglich wohl Wolke und dessen „An-

leit," Radlof und Andere. Beiden, dem Ersten in einer öffentlichen Aufforderung zur Subscription auf das erwähnte Werk, Letzterem der in größter Dürftigkeit und Vergessenheit in Frankfurt lebte, mündlich während des großen Festmahls in Frankfurt bei der Gelegenheit eines Toastes auf die deutsche Sprache, hatte er bereits das Wort geredet. Er bewährte auch hierin, mit welcher ewig jugendlich-feuriger Theilnahme er jede neue Erscheinung der fortschreitenden Zeit nach allen Richtungen hin umfaßte und thätig an ihre Spitze trat. Schon im Jahre 1818 nehmlich erschienen im Morgenblatt seine zwölf Briefe über die deutschen Doppelwörter, die hauptsächlich zum Zweck hatten, das Verbindungs-s, das sich nach seiner Meinung ohne irgend einen Grund in die zusammengesetzten Wörter eingeschlichen, aus denselben wies und vorzüglich die Meinung bestritt, als sei dasselbe das Genitiv-s. Er suchte nach den Analogien die Gesetze auf, nach welchen die Sprache zusammengesetzt, und bewies, besonders in den spätern Postscripten, welche die Einwürfe von Docen, Thiersch und Grimm bekämpften, wohl unwiderleglich, daß nirgends die Sprache mit dem Genitiv componirt, und daß namentlich der an weiblichen Wörtern angebliche Genitiv stets der Pluralis sei rc. Wir müssen uns für die Theorie des Dichters unbedingt erklären, jedoch auch auf der andern Seite einer bereits anderswo gemachten Bemerkung Recht geben, nach welcher Jean Paul selbst den in Bezug auf die Neuerungen Wolke's gegebenen Rath hätte befolgen sollen, daß nehmlich solche nie vom Dichter, sondern von Philosophen und andern Gelehrten in ihren Werken zur Anwendung ge-

bracht werden sollten, weil jener dadurch einen seiner größten Reize, den der Zauber seiner Sprachlaute in das die gewohnten glatt und willig aufnehmende Ohr träufelt, verwischt, ja die erhabensten Stellen dadurch lächerlich machen kann. Es ist auch keine Frage, daß Jean Paul durch die hartnäckige Anwendung dieser Theorie in seinen eigenen Schriften manchen Leser mehr eingebüßt hat. Ueberhaupt möchte es fast unmöglich sein, eine lebende, in ihrer Ausbildung fortschreitende Sprache auf frühere Epochen zurückzustellen, da auch ihre Auswüchse in der Geschichte und im Leben des Volks selbst ihre Begründung haben. Dem deutschen Ohr klingt einmal der Zischlaut heimischer und verwandter, wenn das reflectirende Gefühl auch der andern Weise den Vorzug giebt und den Wohllaut der alten Sprache wie den der fremden nicht verkennt. Sollen wir eine Vermuthung darüber äußern, wie das s in die Sprache gekommen ist, so möchten wir dies von der Vermischung der rein germanischen Stämme mit slavischen, deren Sprache bekanntlich voller Zischlaute ist, herleiten, namentlich von den Wenden. Dies scheint uns um so mehr für sich zu haben, als bekanntlich der Ton für Schriftsprache zuerst lange Zeit hindurch von den Gegenden aus angegeben wurde, wo die deutsche Bevölkerung am meisten mit wendischer sich vermischte, welche ihre Sitze bis weit über die niedere Elbe hinaus erstreckte, und das Vorwalten des s möchte sich fast von derselben Zeit her datiren lassen, wo von da aus die neuere Literatur des Volks gebildet ward. — Was endlich noch die Heiterkeit dieser Epoche vermehrte, wie bethätigte, waren die verschiedenen kleineren Aufsätze, die

er für das Morgenblatt lieferte, und vermöge welcher er den lebendigen, ihm immer mehr zum Bedürfniß werdenden, unmittelbaren Verkehr mit der Zeit und seinen Lesern unterhielt. Sie unterscheiden sich von den frühern wesentlich sowohl durch ihre vorwaltende Heiterkeit, (wir rechnen dahin selbst die empfindende, wie die schönen für eine Sammlung seiner Schwägerin Spazier geschriebenen „über das Immergrün unsrer Gefühle," den der Buchhändler Enslin ohne seine Erlaubniß dreimal in neuen Auflagen besonders abdrucken ließ) als durch die unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart. Noch mehr wie früher benutzte er kleine Ereignisse aus dem geselligen Leben der Nation zu dergleichen Arbeiten, und zwei seiner gelungensten Aufsätze in dieser Beziehung aus dieser Periode haben wir durch die Wiener plötzlich aufgekommene Sitte der Verlosung großer Landgüter, so wie eine vielfach besprochene Prophezeiung von dem bevorstehenden Untergange der Erde zum Gegenstande und bieten ihm zugleich Veranlassung, abermals durch Darstellung des häuslichen Elends eines deutschen Schulmannes, des Rectors Seemaus auf eine rührendkomische Weise sich dieses bedrückten Standes anzunehmen. Gewiß hat Jean Paul viel dazu beigetragen, daß man jetzt, wo das Volk auf den Landtagen sich auszusprechen Gelegenheit gefunden, sich so oft und so warm für die Verbesserung seiner Lage verwendet.

Es war im Spätherbst 1821, daß aus des Dichters blauem Himmel herab der furchtbarste Schlag, der ihn je in seinen Leben getroffen, niederschlug, und mit Einem Male dem so mühsam errungenen, heitern äußern und

innern Leben jener Arbeitsepoche ein Ende machte und selbst an der Vollendung des großen komischen Romans auf immer hinternd entgegentrat. Sein einziger Sohn stürzte eines Septemberabends, krank von Heidelberg kommend in seine Stube und starb drei Tage darauf in seinen Armen.

Die Geschichte des kurzen Lebens und des frühen Todes dieses Jünglings ist eben so wehmüthig als psychologisch merkwürdig, und Letzteres besonders in Bezug auf den Vater selbst und den geistigen Einfluß, den er auf ihm so Nahestehende ausübte. Der Verfasser sah diesen Sohn nie, und da er seine spätere Stellung zu dem Dichter und dessen Hause, äußerlich wenigstens, dem Verlust des mit ihm ganz gleich an Alter gestandenen Cousin verdankte, so konnte er am wenigsten die unvernarbte, bei jeder Veranlassung neu blutende Wunde der Aeltern mit forschenden Fragen berühren wollen. Noch theilte kürzlich das letzte Heft der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" so bestimmte Fingerzeige mit, daß er jetzt sowohl die frühern Vermuthungen bestätigt gefunden hat, als auch ohne irgend eine Unzartheit sie hier klar aussprechen kann. Max Richter erlag den über seine angebornen Kräfte gehenden Bestrebungen, zu denen die Erscheinung des Vaters und die von diesem ausströmende Wirkung unaufhörlich fortfließen, an dessen Seite zu einer selbstständigen und dennoch ähnlichen geistigen und moralischen, und zwar selbstschöpferischen Menschengröße zu erlangen.

Von früher Kindheit an sich mit unaussprechlichem Fleiße auf das Lernen werfend, machte er in den formel-

len Unterrichtsgegenständen, in den Sprachstudien, die überraschendsten Fortschritte, und da die philologischen Studien, so lange er über deren Form nicht vollkommen Herr geworden, den dürstenden Geist ausfüllten und beschäftigten, verlebte er eine zufriedene und glückliche Jugend, wozu, so lange er im väterlichen Hause war, die Heiterkeit und Innigkeit des Familienlebens, natürlich viel beitrugen. Besonders aber zog Jean Paul selbst Alles um sich her in seinen eignen Lebenskreis hinein, so daß der Sohn fast nur mit dem Vater und von ihm in seiner Vergangenheit und Gegenwart lebte. Als ihn nun aber schon nach vollendetem sechzehnten Jahre das philologische Gymnasium in Baireuth nichts mehr bot, er nach München zu Thiersch geschickt wurde, wo er jedoch außer den Unterrichtsstunden sich selbst überlassen blieb, er selbstständig dem Vater nachdringen wollte, hielt er sich nur mühsam geistig aufrecht. Von dem entsetzlichsten Heimweh nach Baireuth befallen, das in seiner ganzen Stärke der Verfasser ermessen kann, weil er es selbst unter so ganz andern Umständen nach dem Aufenthalt weniger Wochen oder Monate mit einer unendlich viel größern Selbstständigkeit, da er erst in gereifteren Jünglingsjahren in den Zauberkreis Jean Paul's getreten, so unendlich tief empfunden, — in diesem Heimwehe also bange Nächte durchweinend, glaubte der Jüngling sei es auch eine fromme Pflicht wie eine nothwendige Bedingung geistigen Emporkommens, die harte, entbehrungsvolle Jugend des Vaters an sich zu wiederholen. Als der Vater den Sohn selbst später in München sah, machte er der Mutter in einem Briefe selbst die rührendste Be-

schreibung. „Max verdarb mir" heißt es, „eine Nacht Schlaf, als er mir erzählte von seinem Jammerleben zu Winters Anfange im ersten dürftigen Logis, wie ein kleines Eisenöfchen nicht mehr heizte, die Fenster zerbrochen waren, das Holz gestohlen, er Morgens und Abends nichts genoß, oft Mittags kein ganzes Essen, und wie alle Kleider dem Magern zu weit wurden, wie er, in der einsamen Stube und einsamen Stadt krank, jeden Abend aus Sehnsucht weinte und doch bis zwölf Uhr fortstudirte."

Wenn die an sich physisch-kräftige Natur des Jünglings während seines Aufenthalts in München die Folgen dieser Lebensweise noch nicht sichtbar werden ließ, so untergrub dieselbe doch nach und nach seine Gesundheit. Aber dazu stieß bald die noch furchtbarere geistige, ja sogar moralische Selbstquälerei; denn als er nun am Schlusse seiner Münchener Studien jener philologischen Formen auf das vollkommenste mächtig geworden, scheint er mit Schrecken wahrgenommen zu haben, daß das ihm gegebene Maß von selbstschöpferischer Phantasiekraft nicht ausreiche, den eigenlichen Geist aus denselben heraufzubeschwören. Nichts half das unausgesetzte Liegen über den Büchern, die Leere, die in der Seele entstanden, auszufüllen. Zu den peinigenden Zweifeln an der geistigen Bedeutsamkeit kamen sogar deren an seinem moralischen Werthe; er glaubte, daß nur die ungenügende Reinheit seines Herzens Schuld sein könne, daß der belebende Schöpfungsgeist sich nicht entwickeln wolle, er suchte Trost in der Religion. Auf diesem Wege mußte er dem gerade damals durch Kanne und Andere mit neuer Wärme und neuem Geiste gepredigten Mysticismus schon am Schlusse

seines Münchener Aufenthaltes begegnen. Diese Lehre, die nur durch düstere, peinigende Seelenzustände und Bilder, durch Nacht und Selbstqual, durch Unwissenheit und Selbsterniedrigung zu Glanz des Lebens und des Wissens geheimnißvoll zu führen verspricht, traf nirgends ein mehr dazu vorbereitetes Gemüth. Das Unglück wollte, daß Heidelberg gerade damals ein Hauptheerd dieser unheimlichen Lehre geworden war, genährt von noch unklarern Schülern der unklaren Lehrer. Statt daher dort, wie der Vater gewollt, die heitere und schöpferische Poesie des Lebens zu finden, stürzte er den, Lebensmuth vollkommen zerstörenden, Selbstvertrauen und klare Anschauung vernichtenden, Bildern in die Arme. Dazu kam, daß auch Hegel dort mit seinen, in mystischen Begriffs- und Wortfügungen die Lösung des Geheimnisses der ganzen Welt versprechenden philosophischen Vorträgen eben erst aufgetreten war. Auch nach ihnen griff der Jüngling wie nach einem Halt in dem Meere seiner dunkeln Zweifel und vermehrte dadurch nur den peinigenden, den quälenden Glauben an seine zu große intellectuelle Richtigkeit, da er das Unbegreifliche dieser philosophischen Phrasen nur seinem geringen Begriffsvermögen zuschrieb. Zu spät ward der so geistesklare Vater aus den Briefen des Jünglings diese verderbliche Richtung gewahr, und selbst da hielt er sie nur für eine Uebergangsperiode. Vergebens warnte er gegen dies neuere Mönchthum, gegen ultrachristlichen Trübsinn und gegen die theologische Kannegießerei, so wie gegen Hegel, „der zwar der scharfsinnigste der neuern Philosophen, aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen" sei. Es half nichts. Ein hal-

des Jahr reichte in Heidelberg hin, die Nervenkräfte des Jünglings aufzureiben. Ein solcher Sohn Jean Paul's konnte neben ihm nur unter einem Grabhügel bleiben.

Denn dieser Hergang zeigt offenbar, daß die Lebensgeschichte Max Richter's eine tragisch ausgehende Folge von Jean Paul's von uns früher vielbesprochenem Erziehungssysteme und Lebensanschauung war. Jeder, der ihm nahestand, geschweige der an ihm heraufwuchs, konnte das eigentliche und wahre Ziel seines Strebens in nichts Anderm erblicken, als ein großer Dichter, Gelehrter und Schriftsteller zu werden, und davon waren selbst weibliche Wesen nicht ausgenommen. Wie lange glaubte seine älteste Tochter, die allerdings am längsten und am meisten mit ihm verkehrte, von sich das Nämliche, und ihre Pflicht, unverheirathet zu bleiben, um nach des Vaters Tode in seiner Weise fortzufahren! Aber die weibliche Natur konnte sich glücklicher aus diesem Labyrinthe herausfinden, gerade weil sie mit Verlust aller Selbstständigkeit von der beständigen Gegenwart des Vaters absorbirt wurde. Da sie auf die täuschendste Weise sprach wie er, schrieb wie er, so konnte sie leicht in glücklicher Selbsttäuschung in der vollkommenen Aneignung dieser Form sich befriedigt glauben. Sie bedurfte daher nicht langer Zeit nach seinem Tode, dieser Täuschung gewahr und in Folge einer froh und befriedigt verlebten Jugend eine glückliche und heitere Hausfrau zu werden.

Gehen wir jetzt zur Besprechung des großen Products der eben beschriebenen Lebensepoche, zu dem „Kometen" über.

Da wir die Idee, welche dem neuen Romane zum Grunde liegt, im Allgemeinen bereits beim „Fibel" besprochen, so weisen wir zuerst darauf wieder zurück. Die Bedingungen, unter denen im „Kometen" die Möglichkeit einer Beglückung durch überwiegende Phantasie bereits hier auf Erden erwiesen wird, sind besonders zwei. Erstens muß die Darstellkraft von dieser Phantasie nicht nach außen, sondern nach innen gegen den Besitzer selber sich kehren und nur ihm, nicht Andern, vordichten und vorspiegeln, und zweitens mit mehr oder weniger Beschränktheit des intellectuellen Vermögens und des Wissens verbunden sein, um nicht der Irrungen und falschen Voraussetzungen der Phantasie bewußt zu werden und jene irgendwie in ihrem Fluge zu hemmen. In erster Beziehung ist sie der vollkommene Gegensatz von der Hyperphantasie eines Emanuel, Genius, Gustav, einer Beate, Linda, Liane, welche nach außen schaffend sich das Ideal einer jenseitigen glänzenden Welt entwerfen, mit welcher das Hienieden in beständigem Widerspruche bleibt, und in zweiter Beziehung der der entgegengesetzt wirkenden, alles Irdische zersetzenden eines Schoppe, Leibgeber ꝛc., bei denen Verstand und Wissen in so großem Maße vorhanden sind, um das Schaffen der Phantasie zu hindern. Die nothwendige Folge nun jener unter solchen Bedingungen nur nach innen wirkenden Phantasie ist erstens, daß der Besitzer alles Größte und Schönste, was sie ihm zuführt, selbst schon zu sein glaubt in dem Augenblick, wo er damit bekannt wird; daß er nicht nur was die Phantasie in ihm sich denkt, im Augenblick darauf für wirklich geschehen und vorhanden hält,

sondern alles Excentrische außer ihm, wovon er hört; wie drittens endlich, daß er, umgekehrt wie der Dichter, sich nicht in fremde Seelen, sondern diese in die seinige versetzt. Ein Solcher genießt nun das außerordentliche Glück nicht nur sich für berufen und fähig zu halten, das Größte in der Welt zu sein und zu vollbringen, sondern auch das, was er wirklich gethan und was er erlebt, als gelungenes Product seiner Größe zu betrachten und zugleich denselben Glauben und die Anerkennung alles dessen bei Andern vorauszusetzen. In einem gewissen Grade haben zu diesen Eigenschaften mehr oder weniger fast alle Menschen bedeutende Anlage, aber in einem höhern Grade äußern solche jene Naturen, die eigentlich zu Dichtern geboren sind, aber, weil eben die Phantasie sich nach innen kehrt, statt zu Darstellern, zu Ausübern werden.*) Im Don Quijote ist der Typus dieser Naturen vor Jean Paul am anschaulichsten dargestellt. Weil dieser jene abenteuerlichen Ritterromane nicht schreiben konnte, spielte er sie im Leben ab und versetzte die narrenhafte Poesie in eine narrenhafte Wirklichkeit. Wie jede Gattung der Phantasie, führt sie im höchsten Extrem zum förmlichen Wahnsinn, und zwar wenn sie, durch äußere Umstände allen Spielraum zur Ausübung entbehrend, sich am Ende auf eine Idee concentrirt, die alles natürlichen Zusammenhanges mit der wirklichen Welt entbehrt. — In diesem Grade aber wird sie zu widerlich, um anders denn als vorübergehende Incidenzerscheinung poetisch darstellbar zu sein. — Wegen des innern lächerlichen Contrastes der objecti-

*) Nach Jean Paul's eigenem Ausdruck in den Charakterentwürfen zum „Kometen."

ven Welt mit einem in der Täuschung sich darüber befindenden wirklichen Subjecte, ist diese Richtung nie ernstpoetisch zu behandeln; selbst bei dem Knaben nicht, bei welchem bekanntlich jede Phantasie, selbst die des größten Dichters, auf diese Weise zuerst thätig ist. Im zweiten Stadium, wo sie von Zeit zu Zeit bei sonst vernünftigen und geistreichen Leuten, und zwar als Eitelkeit, erscheint, ist sie nur ein Vorwurf für die Satyre; für die humoristische Form dagegen, die sie als allgemeine, zu gleicher Zeit aber auch beglückende Schwäche des ganzen Menschengeschlechts darzustellen hat, nur im dritten, wo sie zwar den ganzen Menschen beherrscht, jedoch aber im Reiche des Möglichen und Natürlichen und daher ungehemmt und ungestört sich bewegt.

So sehr der „Don Quijote" und der „Komet" auf einer Weltanschauung beruhen und eine verwandte Idee durchführen, so unendlich verschieden ist die Darstellung, Ausführung und Anwendung derselben. Sie beweisen von Neuem den richtigen Kunstblick unsers Dichters. Der Unterschied bestimmte sich natürlich nach den Charakterverschiedenheiten des Volks und der Zeit. Cervantes konnte gar wohl einen excentrischen Spanier dicht an den Grenzen der Möglichkeit mit seiner fixen Idee hinstreifen lassen und hatte dadurch für die Abenteuerlichkeit der Scenen den freiesten Spielraum, während er dabei dennoch dem Phantasten im Allgemeinen den größt-möglichsten Verstand in andern Beziehungen, und ausgebreitetes Wissen beizugeben vermochte. Denn unter den südlichen Völkern und namentlich zu jener Zeit war ein solcher Widerspruch nicht selten. In der Mitte so vieler extra-

vaganter Erscheinungen ähnlicher Art unter seiner Natur hatte er ferner eine solche psychologisch zu motiviren nicht nöthig. Dann mußte er die Verspottung auf eine Manie seiner Zeit beschränken und mußte theils die höhern Stände, theils eine Menge Einrichtungen unberührt, oder durfte seine Didaxis in Bezug auf sie nicht im ernsten Gewande auftreten lassen und durch den Humor ihnen nur in so fern einen Relief geben, als dieselben aus dem Munde eines Narren kamen. — Wie anders bei Alles bei uns und in unsern Zeiten! Hier gehören Leute mit einer fixen Idee dieses Grades für die Poesie in das Mährchen, für die Wirklichkeit in das Tollhaus, aus nationell=psychologischen, wie aus gesellschaftlich=polizeilichen Gründen. Bei uns sind ferner die Thorheiten in der Masse so einzeln zerstreut, daß, wenn wir sie in einem Repräsentanten concentriren wollen, wir die mannigfaltigsten innern und äußern Motive dafür verlangen; bei der Allgemeinheit und Mannigfaltigkeit und Trefflichkeit der Bildung ferner können wir eine bis zur Ausübung derselben gehende fixe Idee nur mit intellectueller Beschränktheit verbinden. Darum der höchst wesentliche Unterschied im Kometen, daß der Held Don Quijote und Sancho Pansa zugleich sein mußte. Wir haben ferner keine hervorstechende einzelne nationelle Thorheit, sondern deren eine Menge, müssen daher den Helden eines großen komischen Werkes auf einen Standpunct versetzen, wo dieselben sich ihm alle nähern können, und brauchen daher auch weit mehre Narren als Cervantes, der um zwei lauter vernünftige Leute stellt. Zu allen diesen Unterschieden kamen nun noch die Individualitäten beider Dichter, vermöge welcher

Jean Paul immer mehr die innere Geschichte eines Ich's und an ihr eine allgemein-menschliche Idee didaktisch in den Vordergrund stellt, an der darum alle vorkommenden Personen theils als Gegensätze, theils als Nüancen Antheil nehmen.

Alle diese Aufgaben löst nun Jean Paul auf das glücklichste. Er nimmt zum Helden einen mit der oben beschriebenen phantastischen Richtung begabten Menschen, dessen Phantasie in früher Jugend schon dadurch auf eine bestimmte fixe Idee geleitet wird, daß man ihm beibringt, er sei der Sohn eines Fürsten, müsse sich so zu bilden suchen, daß er einmal einen Fürsten vorstellen könne, und daß es nur darauf ankäme, den Vater ausfindig zu machen, um den Thron zu besteigen. Es ist die Stärke des Festhaltens an diesem Glauben und an die Möglichkeit der Erreichung dieses Zwecks mitten unter den allergrößten äußern Schwierigkeiten, mitten unter ungläubigen und spottenden Freunden, welche aber dennoch mehr oder weniger von dieser Glaubensstärke des beschränkten Helden beherrscht werden, was die psychologische Aufgabe des „Kometen" ausmacht. Die äußern Schritte, die in Folge dieses Glaubens gethan werden, geben nun zugleich die Veranlassung zur Anreihung der Darstellung jener Menge von Thorheiten, Verkehrtheiten, Jämmerlichkeiten jeder Art, mit denen die Menschheit und unsre Gegenwart heimgesucht ist, und welche die Geschichte des Helden zugleich zu einer der ganzen irdischen und gemeinen Welt machen.

Da nun das „Fürst zu sein Glauben," das Streben, ein solcher auch vor der Welt zu werden von Seiten eines Menschen ohne äußern und innern Beruf dazu,

Hauptaufgabe des Romans war, so sieht man auf den ersten Blick den Vorwurf als die vollkommenste Antithese des von der „unsichtbaren Loge" an bis zum „Titan" hin Erstrebten. Wie ihm dieser letztere Gelegenheit gab, die Construirung menschlicher Ideale bis auf die höchsten Höhen der Gesellschaft hin zu erstrecken, so jener, dieselben in den Bereich seines Spottes zu ziehen. Das Mittel, wodurch er in beiden Fällen dieselben zu sich heranbringt, geht ebenfalls sich parallel entgegen. Der eine Held ist Fürst, ohne es zu wissen, der andere glaubt sich Fürst, ohne es zu sein. Beide bewegen sich auch in niedrigerer bürgerlicher Sphäre; denn nur dadurch bekommt der Dichter Gelegenheit, dort den wirklichen Fürsten in allgemein menschlicher Weise sich bilden, sprechen und wirken zu lassen; hier im Kometen in einem vermeintlichen Fürsten mit seinem Spott die wirklichen zu erreichen, und sie in Wechselwirkung mit den niedrigsten Sphären des Lebens zu bringen. — So ist also der „Komet" sowohl in der Richtung der Weltanschauung, wie in der Subjectivität der Helden und in den Objecten das offenbare Widerspiel des „Titan."

Aus den sämmtlichen Studienbüchern zum „Kometen," die uns, sechzehn an der Zahl, vorliegen, und uns zugleich Gelegenheit geben sollen, seine eigenthümliche Compositionsweise näher darzulegen, so wie die Arbeitsbücher die Art seines Ausarbeitens, geht hervor, daß er erst mühsam und nach vielen Umwegen dahin kam, die neue poetische Idee im Großen in jener, die frühern Vorwürfe nur umkehrenden Weise darzustellen. Er suchte lange nach dem möglichst weitumfassenden Spielraum,

die Idee, die menschliche Beschränktheit, deren Täuschung und dennoch deren Milderndes, Erheiterndes und Beglückendes darzustellen, — ein Geschick, das alle Massen der Menschheit berührt, und eine Erscheinung, die sich auf die unendlichste Weise in allen Zweigen des menschlichen Strebens, Thuns und Treibens, in allen Lagen, in den mannigfaltigsten und verschiedensten Farben bricht, und darum, wie die krumme Linie zu einer unendlichen Menge unregelmäßiger Figuren, im Kaleidoskop der Komik zu einer unendlichen Menge von Charakteren, Scenen rc. unerschöpflichen Stoff giebt, — eine solche Idee, sagen wir, wollte er lange Zeit hindurch an Massen und mit Massen darstellen. Sie sollte ihm zu gleicher Zeit in der ungebundensten Form die Veranlassung und freie Hand geben, wie aus einem Füllhorn die ganzen aufgespeicherten Schätze seiner komischen Muse auszugießen. Unter den vorgeschlagenen Titeln findet sich darum sogar der: „Tausend und eine Narrheit" ferner „Das Leben auf der Erde in allen Wechseln;" „Reise durch alle neun Kreise Deutschlands;" Aber lange Zeit führten die Entwurfbücher nur den allgemeinen Titel „der große komische Roman." Die abenteuerlichsten Einfälle gingen ihm dabei durch den Kopf; alle jedoch führen gleich von Anfang dahin, daß am Ende die Nichtigkeit der dargestellten Ideen oder Träume kund oder die Phantasten nüchtern werden, und fast alle gingen von der Darstellung einer Reise aus. Unter der unendlichen Menge der aufgeschriebenen Entwürfe führen wir nur einige an. „Die reisenden fünf Sinne;" — „Ein Engel suche Narren für einen andern Planeten, z. B. Hofnarren, und wähle unsere Weisen;" — „Eine

wirkliche Regierung habe den Abschaum der Tollheit an eine Insel gesandt, und da komme die Reisegesellschaft an;" — „Einer strebe nach Menschenkenntniß, um einen großen Roman zu schreiben, will alle Stände kennen, ist reich, aber ruhmsüchtig, will den Fielding übertreffen im Deutschen, will Charaktere studiren und sie in seinen Garten zurückbringen, und da mischen und Alles beobachten, und sie alle heilen, wenn er sie abgeschrieben hat; es begegne ihm aber ein Anderer, der ähnlichen Charakterzweck hat, und Beide copiren einander;" — Ein Fürst beordert aus Langerweile seinen Gesandten, der sehr kühl und satyrisch sein muß, die Narren überall aufzutreiben und von ihnen Depeschen zu schicken; heimlich sei ihm ein grober Controleur beigesetzt. Der kühle Gesandte kommt am Ende närrischer zurück, als seine Beute." — Eine gelehrte Reisegesellschaft; jeder sei ein besondrer Narr und doch ein besondrer Wissensjäger; — hinterher ziehen alle ihre Bräute, um zu wissen, was sie lernen, da sie sie dazu ausgeschickt. — Göthe gewinnt im Alter das große Loos, will die Hoflangeweile an sich und andern vertreiben und giebt das Geld dazu her. — Andere Ideen schwanken zwischen der Reise des Don Quijote, des Gulliver, den Beschreibuugen von Ländern, wie des Rabelais 2c. Dazwischen tritt jedoch die Idee des komischen „Titan" wieder hervor und endlich verwirft der Dichter alle solche allgemeine Massenformen durch den immer wiederholten Einwurf, daß ein bestimmter Held Alles dominiren müsse, daß kein allgemeiner Zweck nütze, und daß Ein Kraftziel und Ein Kraftheld, um den sich der Centralpunct des Interesse wende, Alles mache und dann

leicht alle Aus- und Einschweifungen der Geschichte gebe. Er sah sich nun nach der fixen Idee eines Einzelnen um, und schwankte ebenfalls lang umher. So sollte einer ein Mann sein wollen, d. h. „ein Freier, ein Selbstständiger, Unbedürfender, ein Mensch ohne Menschen, ein Geist ohne Körper.“ —

Nachdem aber er schon die Idee eines Kosmopoliten, der reich sei, jede Arbeitsmühe scheue und mit Geld und durch Andere die Welt zu reformiren zu können vermeine, in's Auge gefaßt, finden wir endlich in dem Studienbuche folgenden mit hastigen Zügen geschriebenen Ausruf: „Am 19. September 1811 erlebte ich die ganze Geschichte des Buches. Gott gab mir schönes Wetter, Berge und Höhen waren um mich, und mein Herz war in mir.“ In den von da angehenden Notizen sehen wir nun, daß da der Gedanke an einen Apotheker und die Entdeckung der Diamantenbereitung ihm aufgegangen war, und daß also von da an die eigentliche Geburt des „Kometen“ sich datirt.

Von welch' großer Wichtigkeit dieser Fund war, begreift sich leicht. So lange die äußern Mittel für die Handelnden zur Eröffnung der Welt entweder von einem Dritten hergegeben werden sollten, so lange war ein selbstständiger Hauptheld nicht zu denken, und so lange dieser selbst von vorn herein im Besitz der Mittel dargestellt wurde, war demselben eine fixe Idee nicht ächtpsychologisch anzumotiviren. Von allen denkbaren menschlichen Fächern fördert aber keines die Phantasterei leichter, als das chemische, und besonders ein Zweig desselben, der mit so viel Halbwisserei verbunden sein kann, als das

pharmaceutische, während zu gleicher Zeit durch die immer größern Entdeckungen in den Naturgesetzen außerordentlichen Möglichkeiten nirgends ein so weites Feld gelassen ist. Daß also ein mit besprochener Richtung der Phantasie geborner Apotheker eine solche fixe Idee sich aneignet und festhält, ist eben so psychologisch natürlich, als im Reich der Möglichkeiten, durch Antidatirung von Fortschritten der Naturwissenschaft, die die größten Männer bereits für möglich erklärt haben, ihn die Mittel zur Ausübung seiner fixen Idee selbst finden zu lassen, die zu gleicher Zeit selbst durch unaufhörliche, auf die Einbildungskraft am stärksten einwirkende Bemühungen gesteigert worden ist, und so natürlich durch den unermeßlichen Contrast zwischen der reichen Zukunft und der dürftigen Vergangenheit, der ihm das Unmöglichste erreichbar zeigen muß, zur Explosion gebracht wird. —

Doch der Weg zu dem oben angegebenen Ziele war hiermit nur halb zurückgelegt, und die fixe Idee, durch Geldverschwendungen alle Welt zu beglücken und deshalb mit einer Menge ihm dazu helfender Leute eine Reise zu unternehmen, war immer noch eine zu allgemeine, und gab ihr kein bestimmtes Endziel. Sie war auch fast nur ein einfacher Verstandesmißgriff und ließ nur die Darstellung äußerer Begebenheiten, nicht des innern Wirkens der Phantasie zu. Bis zum Jahre 1814 gehen durch die Studienhefte die Fragen nach einer solchen fixen Idee. Die von dem Fürstenglauben taucht zwar von Zeit zu Zeit auf, wird aber nie festgehalten, und der Dichter beschäftigt sich mehr noch mit den Entwürfen zu den Eigenschaften des Helden im Allgemeinen, wie mit

den theils auf die Diamanterfindung, theils auf die Reise bezüglichen Scenen. Der Hauptgrund, warum er sich zur Annahme einer bestimmten fixen Idee nicht entschließen konnte, war der, daß er wohl fühlte, wie dann das Augenmerk auf die psychologische Darstellung eines einzelnen sich richten müsse und dieses sowohl den Spielraum verengere, als das Ungebundene und Fragmentarische der Form, das er zu Massendarstellungen dennoch beizubehalten wünschte, ausschließen müsse. Mit der Erörterung dieser Form beschäftigen sich diese Studienbücher ebenfalls auf mannigfaltige Weise; bald sollte es ein Tagebuch sein, das nach dem Befehl des bezahlenden Helden von einem der Mitreisenden gehalten, bald eine Sammlung von verschiedenen Briefen, die jeder Mitreisende nach seinem verschiedenen Charakter schrieb, und von einem Oberbriefschreiber redigirt, bald sollte Schoppe sich an den Reisezug anschließen und die Sache als sein letztes Werk im heitern Tone erzählen. Da nun nebenher die individuelle Geschichte des Diamantenapothekers sich immer weiter gestaltet hatte, so sah der Dichter endlich ein, daß ein so individuell auszuführender Charakter mit jenen allgemeinen weiten Vorwürfen sich nimmermehr werde vereinigen lassen, und daß durchaus eine von einem bestimmten Anhaltspuncte nach einem bestimmten Ziele einheitlich fortbauende Geschichte solchen zerstückelten Herumflügen, aus denen z. B. Giannozzo's Luftfahrt bestand, für die Darstellung einer so großen Idee vorzuziehen sei. — Er trennte darum beide Vorwürfe, überredete sich, daß er die großen, hin- und herfahrenden, komischen Ausschweifungen ohne bestimmten organischen Gang

später nach Vollendung des „Kometen" ordnen und her ausgeben, und dahin auch die, in dem engern Kreis des „Kometen" nicht unterzubringenden, zu ihm entworfenen Charaktere, Scenen, Bauten verweisen könne. Dies neue Werk sollte nun der sogenannte Papierdrache sein, von dem er in der Vorrede zum „Kometen" spricht, den er aber selbst bei längerem Leben wohl kaum ausgeführt, da der Drang organischen Schaffens ihn beständig daran gehindert hätte. — Mit ihm verband er den ebenfalls schon in Bezug auf den „Kometen" Anfangs gefaßten Vorsatz, in kleinen perodischen Heften in Quartform ihn erscheinen, und ihn auch: „Scherze in Quart" betiteln zu lassen. —

So sehen wir ihn denn im 6ten Studienhefte vom August 1814 mit der Fürstenwürde des Apothekers vorzüglich beschäftigt, und ganz mit einer individuellen Geschichte in der gewöhnlichen biographischen Form, und vorzüglich, wie immer mit den Motiven des Charakters in dessen Kindheit und durch dessen Erziehung. Dies einmal in's Auge gefaßt, lößen sich leicht nach und nach alle Schwierigkeiten; da er wieder auf seinem heimischen gewohnten Boden stand. So sehen wir in den Heften immer deutlicher ein Werk sich herausarbeiten, das in dem Reichthum der innern und äußern Motiven, der Klarheit des Zweckes, der Festhaltung objectiver Darstellung, der Leichtigkeit und Harmonie des Tons, und in der Reichhaltigkeit der Anlage bei aller Unterordnung unter einem durchlaufenden Faden, in künstlerischer Beziehung offenbar das gereifteste von allen Werken Jean Pauls ist.

Aber indem er die Kindheit seines Helden immer mehr combinirte, sie sich unter seinen Händen, wie immer, mehr ausdehnte, indem er dabei aber darum seine eigene Kindheit von diesem neuem Standpuncte näher betrachtete, fand er in seiner Erinnerung, daß auch seine Phantasie damals auf dieselbe Weise nach Innen sich geäußert, sie selbst jenes Abentheuerliche von sich und der Welt vorgespiegelt; daß er selbst an solche Dinge, wie Marggraf geglaubt, und sie von der Welt erwartet, und in sich einen eben solchen Contrast zwischen der dürftigen Gegenwart, und der glänzendsten Zukunft getragen, ebenfalls die Steine um sich in Gold verwandelt habe. Die nächste Folge hiervon war, daß er die Wahrheit von Marggraf's Wesen durch die Nebenhinstellung eines Charakters, dessen Phantasie zwar später in die Dichtkunst und nur nach Außen sich gewendet und doch darin Glück gefunden, der aber, fest an den Apotheker glaubend, noch die Spuren jener ehemaligen Richtung an sich trage, zu heben sich entschloß; und zuletzt sich selbst sogar als Kandidat Richter in Hof, unter seinem Namen, in der Rolle eines, dem phantastischen Helden gläubig anhängenden Dichters einzuführen. — Auf diese Weise kam Jean Paul aus seinen so weitangelegten Kreisen dennoch immer wieder auf sich selbst zurück, und zwar so speciell, daß er an der Idee, welche im Kometen dargestellt wurde, nun sich nicht nur als Glied der Menschheit, sondern ganz speciell als besonderes Wesen Antheil nehmen ließ, sich sogar mit ihr identificirte; und was so noch nie geschehen, daß er sich mit seinem Namen in offener Persönlichkeit neben einem Abbilde eines Theils seines Seins hinstellte, um durch das-

selbe auch sich und die Poesie in ihm selbst zu parodiren. Ja er ging bald noch weiter, und beschloß, nicht nur in einem Romanleben neben dem Helden des Kometen zu erscheinen, sondern sogar seine wirkliche Biographie in denselben so einzuweben, daß sie als „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" neben der „Dichtung aus des Apothekers Leben" herlief, und mit derselben zugleich publicirt würde. — Nur dieser Idee verdanken wir sogar die ersten Kapitel seiner Selbstlebensbeschreibung, welche das 1ste Heft der Otto'schen „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" bilden, und die im Jahre 1818 geschrieben sind, ehe die einzelne Ausarbeitung und Ausführung des Kometen begonnen wurde. — Daher auch der heitere und komische Ton in denselben! Er griff übrigens auch darum diese Idee auf, sein Leben einem komischen Roman anzuhängen, weil er nur in dieser naiven, unter Scherz die Rührung verbergenden, Manier von sich und seinem Innern und seinen Erlebnissen öffentlich reden zu können versicherte, und dies zwar theils aus Bescheidenheit, theils weil er auf diese Weise seine Jeremiade am erträglichsten vorzutragen zu können glaubte. Weil er aber mit seinem Leben und seiner Phantasie sobald eine ganz andere Richtung genommen, Ton und Inhalt seiner Selbst-Biographie daher der des Apothekers später so schroff gegenüber gestanden hätte, mußte er natürlich diese letztere Idee eine Zeitlang darauf wieder aufgeben. Auch wurde, wie bereits früher erwähnt, diese Arbeit an sich auch schon darum ihm lästig, weil er seine spätere Jugendzeit nur in der Illusion der rückerinnernden Phantasie und des, aus seinen Romanhelden auf sie geworfenen, Glanzes

schön und poetisch gefunden; eine Illusion, die verschwinden mußte, wenn es ernstlich galt, zumal einer Dichtung seines Lebens gegenüber, die nackte Wahrheit desselben darzustellen. Er hörte daher auf, sobald er seine eigene Kindheit parallel mit der des Apothekers bis zum Schlusse geführt. —

Jedenfalls ist aber dieser Umstand ein schlagender Beleg zu unserer Darstellung von dem Verhältniß Jean Pauls zu seinen Dichtungen, und dem „Kometen" insbesondere, wie zu dem Entwicklungsgange seiner Selbst- und Weltanschauung. — Wir führen dafür noch einen andern Zug an, den wir aus des dänischen Dichters Jens Imanuel Baggesen Munde vernahmen. Als dieser, durchaus mehr im Leben als in seinen Dichtungen excentrische, phantastische und dichtende, Mann im Frühjahr 1825 nach Baireuth kam, las er, um sich für den Besuch Jean Pauls vorzubereiten, dessen letztes größeres Werk, den Kometen. — Auf das heftigste erschüttert von der Aehnlichkeit der innern Geschichte des Helden mit der seinen, rief er dem Dichter bei dem ersten Eintritt entgegen: „Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Nicolaus Markgraf!" — Da faßte sich der Dichter, nicht minder bewegt an's Herz und erwiederte: „als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre." —

Erst nachdem die störende Idee mit der Einverleibung der selbständigen Selbst-Biographie in den Kometen beseitigt war, begann die Ausarbeitung des Werks. Die neue Beschäftigung mit den Erinnerungen seiner Kindheit hatte jedoch die natürliche Folge gehabt, daß auch die des Apothekers um sehr viel weiter ausgeführt wurde,

als Anfangs der Zweck gewesen; daher die vorausgeschickten sechs Vorcapitel. — Auf diese Weise enthält das erste Bändchen die Motive zum Charakters des Helden, das zweite die Geschichte mit der Diamanterfindung, der daraus hervorgehenden Explosion der firen Idee, und in ihnen die Vorbereitungen zu der, mit dem dritten Bande erst beginnenden eigentlichen Arena der Narrheiten.

In dem ersten Bändchen ist vorzüglich der unendliche Reichthum jener Motive zu Heranbildung eines solchen Charakters zu bewundern. Sie liegen schon vor der Geburt des Helden in der seltsamen Ehe zweier ganz entgegengesetzter Wesen, einer sanften, liebevollen, katholischen, mit heiligen Bildern schwärmenden, Sängerin, mit einem Manne, der an sich kalt und herzlos ist, dessen Geiz und Habsucht aber, getragen von den, im Apothekerstande häufig vorkommenden Bizarrerien, die Stelle der Phantasie insofern ersetzen, als sie, wenn es sich um Gewinn handelt, das Abentheuerlichste erreichbar glauben. — So giebt dem Nicolaus Marggraf die Mutter die ursprünglich schwärmerische Phantasie, und der Vater zieht ihm aus eigennützigen Gründen die fire Idee an: daß er Fürst sei, und deshalb muß er ein Viel- und Halbwissen werden, um daß er alle Welt mit Geschenken beglücken müsse, wenn er seinen Rang wieder erstrebt habe. Die Verbindung dieser beiden Ideen hat übrigens hauptsächlich in künstlerischen Rücksichten ihren Grund; — da wie Jean Paul in seinen Studienheften sich sehr oft selbst auseinandersetzt, kein Held den Dicher begeistern noch den Leser interessiren könne, der nicht ein sittliches Interesse mit seinen Fehlern und Schwächen verbände, neben sei-

nen, diesen gemäßen, Zwecken auch einen schönen verfolge, und daß er nur durch letzteres das Herz und die Liebe der Leser gewinnen könne. Dafür wählt er eben jene unbegränzte, durch das Beispiel der Mutter, wie durch die Lehren des Vaters ihm einflößte, mit Ruhmsucht und Beschränktheit, Allwisserei u. s. w. verbundene, Wohlthätigkeitssucht; übrigens sind fast alle Scenen aus Apothekers Kindheit Product reiner Erfindung, und nur durch die abermalige Einführung des Glashäuschen für Fliegen, erinnert der Dichter direct an die seinige. —

Das zweite Bändchen macht sich besonders bemerklich durch die Begründung der um den Helden herumstehenden Hauptcharaktere. Voran steht hier der Dr. Worble, dessen Construirung dem Dichter die meiste Mühe machte, weil er als activ und absichtlich komisch handelnder Charakter, den Darstellungston für das ganze Werk zu bestimmen hatte, das sich auch darin so wesentlich von den eigentlichen humoristischen unterscheiden sollte. In der Einführung des Worble fand der Dichter aber zugleich die Lösung der ihn lange beschäftigenden Frage, wie bei der Nothwendigkeit, den Helden ganz ernst zu halten, ohne eine außer dem Werke liegende Maschienerie komische Haltung in das Werk käme. Worble ist die **causa movens**, die mit Bewußtsein der Narrheit des Helden dieselbe unterstützt, theils um sie zu persifliren, theils sie zu heilen, theils endlich, weil er Vortheil davon zieht. Die Schwierigkeit war, ihn dafür sowohl in den Zügen seines Charakters, wie im Ton seiner Rede von den Humoristen, Schoppe, Leibgeber u. s. w. zu unterscheiden. Es soll

von ihm die reinste Lust über das Werk ausgehen; er muß daher selbst mit dem Leben vollkommen zufrieden sein; er hat kein anderes Bestreben, als Genußsucht, und zu gleicher Zeit die Gabe dieselbe aus den dürftigsten Stoffen zu nähren. — Moralität und Schonung anderer sind ihm dabei keine Hindernisse, er trinkt; er ist Fein-Schmecker, er neigt zu Geschlechtsausschweifungen; er neckt andere, er sucht die Lächerlichkeiten des Lebens auf, aber nicht um das vermeintlich Große damit herabzusetzen, sondern nur um sich daran zu ergötzen, nur aus geistiger Gourmandise; er hat keinen Zorn, keine Liebe, keine Wehmuth, keine Rührung, sogar keinen Muth, aber auch keinen Schmerz. — Er ist aber doch darum nicht eigentlich schlecht, denn auch dies würde seine heitere Stimmung stören. Seine gemeineren Eigenschaften erwecken darum keine Abneigung; denn er ist es nie auf Kosten anderer; er erwirbt sich sogar Neigung, weil er nie an die Zukunft denkend, nicht eigentlich eigennützig ist, ja er hat sogar die edele Eigenschaft der Treue gegen seine Jugendgenossen. Auf diese Weise erstreckt sich sein Spott und seine Satyre natürlich auf keine der höheren Fragen, und sie werden daher dem Charakter des Werks gemäß nie bitter. Sein Verhältniß zu der Hauptidee des Werkes ist, daß die auch bei ihm nach Innen sich kehrende Phantasie in jenem untersten Grade steht, wo ihr Ausdruck der Witz ist, ihre psychologische Wirkung der befriedigende Egoismus des überall aufzufindenden Genusses. Zu übersehen ist auch der Unterschied zwischen ihm und Marggraf nicht, daß bei jenem die physische Aeußerung seiner Phantasiekraft, die ihm innerlich Sinnlichkeit erregt, doch materiell

nach Außen in dem Vermögen Andere zu magnetisiren, abgeleitet wird, bei diesem aber ebenfalls innen bleibt, und sich bis zu dem elektrischen Schein nie das Haupt verstärkt. — Die größere Schwierigkeit war jedoch, beim Worbel den Unterschied des Ausdrucks in den Satiren zwischen dem, in denen des Schoppe u. A. festzuhalten. Jede Lyrik des Witzes mußte ihm darum fern bleiben; und wir finden in den Papieren so manche weggeworfene Versuche, in denen dem Dichter die Poesie der Gleichnisse für den Worble zu stark schien. — Als Worbles offenbares Gegenstück erscheint der durch Passivität komische Hofprediger Sübtitz, der, wie jener an den kleinsten Dingen heitere Freude, so überall an denselben Störung und Verdruß findet; der darum nie zu einer ungestörten Freude und zum Genuß kommen kann. Er ist darum ein gewissenhafter und gelehrter Pedant, dessen Phantasie ihm selbst so viel Wichtigkeit beilegt, um ihn an die Existenz eines zu seiner Aergerniß besonders beauftragten Teufels glauben zu lassen. In ihm wird darum zugleich auch die Systemsucht der Zeit verspottet; jedoch ist auch er, dem Zweck des Werkes nach, so mild gehalten, um nur ein frohes Lächeln über sich zu erregen. — Völlig unangehm ist dagegen der, besonders zur Contrastirung der edeln Eigenschaften des Apothekrs nothwendige Maler Renovanz. Er ist der Träger eines gröbsten Egoismus, der jeden Nebenmenschen ohne Anstand moralisch oder physisch, als Werkzeug zu irgend einem seiner Zwecke zu vernichten im Stande wäre, und zugleich jener eitlen Eifersucht und jenes Neides, die jeden geradezu hassen, der sich irgend über andere erhaben denkt;

der nicht ruhig schlafen kann, wenn man ihm erzählt, daß es in Amerika Jemand gäbe, der sich selbst für den Kopf, die übrigen aber für den Rumpf der Welt ansieht. — Der Stößer Stoß ist endlich jener unentbehrliche Begleiter jedes närrischen Helden, der noch tief unter demselben steht, sein treuer Bewunderer ist; nicht aus Narrheit, sondern aus größter Beschränktheit an die fixe Idee des Herrn glaubt, und sie darum dadurch lächerlich macht, daß er ernsthaft den Träumereien zuhört. Er ist der Sancho Pansa des Apothekers, steht jedoch auf einer weit niedrigern Stufe, als der des Cervantes weil der Held selbst viel von der Beschränktheit des Spanischen, so wie Worble dessen Sinnlichkeit und komische Reden übernommen hat. Er ist darum nur mehr ein ergötzlicher Statist. — So wesentlich verschieden jedoch vom Sancho auch Stoß gehalten ist, da er nicht einmal jene natürliche Pfiffigkeit besitzt, so hat sich doch der Dichter verleiten lassen, in einigen Zügen zu sehr an sein Vorbild zu erinnern. — Die französischen Ausrufe, und namentlich die Verwechselung derselben, sind offenbare Nachbildungen von jenes verwechselten Sprichwörtern. Die Erinnerung ist stark, wiewohl auch hierin die intellektuelle Verschiedenheit streng beobachtet ist. — Libette ist aus jenen Entwürfen zum allgemeinen großen Romane in den „Komoten" übergegangen, in denen er auch weibliche Narren aufstellen wollte. Jetzt wird sie nur zu einer Maschine gebraucht. In Bezug auf die Anlage des Werks im Allgemeinen, wollen wir nur noch auf die schöne Steigerung aufmerksam machen, die im ersten Bändchen vom Hausleben des Apothekers beginnt, im

zweiten sich auf das kleinstädtische Leben von Rom erstreckt, und in einem breiteren Strom der großen Welt zufließt, bis er vor dem Eingang des Fürstenpalastes ankommt. —

Wie schon erwähnt, gebot jene Vernichtung seines innern Frohlebens, durch den Tod seines Sohnes, dem Dichter die Fortführung und Vollendung des großen Werkes. Da manche frühere Dichtung theils wegen Unausführbarkeit des angelegten Entwurfs, theils weil die Erfahrungen und Kräfte des Dichters nicht ausreichten, unvollendet geblieben war, so ist die Frage, ob und wie der „Komet" ohne jene plötzliche Lähmung des Dichters weiter, und zu Ende geführt worden wäre, zu beantworten nicht ohne Interesse. — Wir sind dies glücklicher Weise im Stande, wiewohl die Ausarbeitung des dritten Bandes damals noch nicht vollendet, und darum eigentlich neue Studienhefte nicht angelegt waren. — Was zuerst das Ziel des Romans betrifft, so ist klar, daß der Apotheker von seinen fixen Ideen geheilt werden sollte. Das Mittel dazu ist jedem aufmerksamen Leser schon am Ende des dritten Bandes angedeutet, in der Einführung Kains nämlich; sie sollte geschehen durch einen wirklichen, mit einer finsteren Idee behafteten, ihm feindselig gegenübertretenden widerlichen Tollen. — In Betreff der Folgen dieser Heilung lagen ihm zwei Wege vor, entweder des, durch die verursachte Erschütterung und Krankheit herbeigeführtes Todes, nach dem Beispiele des Cervantes, und nach Jean Paul's eigenen im Emmanuel; oder dessen Erwachens zu einem vernünftigen Lebens. — Zu dem Letztern aber, dem schwierigeren zwar,

jedoch der milden Heiterkeit des Ganzen angemessensten, scheint er sich zuletzt entschlossen zu haben; so wie denn auch die ursprünglichen Entwürfe zu dem allgemeinern größern Romane alle darauf hinwiesen, daß die Narren von ihrer Reise geheilt „zurückkommen" sollten. Aber wir finden auch in den Papieren ein Blatt, das uns die Art und Weise eines derartigen Schlusses, und zugleich die der Fortführung der Begebenheiten überhaupt andeutet. Auf diesem Blatte nämlich ist von einer neuen Person zur fernern Verwickelung der Begebenheiten die Rede; dieselbe sollte sowohl dem Apotheker den wirklichen Zutritt zu einem Hofe vermitteln, als besonders auch an dem eingebildeten Hofe desselben die Sitten, Intriguen und die ganze Lebensweise der Fürsten richtiger nachspiegeln helfen, als es die bisherigen Freunde des Apothekers vermocht hatten. — Sie sollte böswillig und absichtlich den Helden noch tiefer in seine fixe Idee hineinstürzen, die ihn schützenden und seine Heilung vorbereitenden Freunde entfernen, und daher die endliche Krisis beschleunigen. — Es sollte dies ein ehemals wirklicher, mit Schulden überhäufter Oberhofmarschall sein, der sich an den Zug anschließt, um durch das Geld des Fürst-Apothekers sich zu erholen. — Gewinnen sollte er denselben und beherrschen durch seine vollständige Kenntniß, Vergötterung und strengste Beobachtung des Hoflebens und Ceremoniells, und sich ihm dadurch unentbehrlich machen, daß er durch seine wirkliche Bekanntschaft an Höfen ihm Vater und Geliebte ausfindig zu machen verheißt. — Er sollte eintreffen, gerade nachdem der Apotheker gedemüthigt von einem Hofe abgewiesen worden, und er

dies auf seine Unkunde des eigentlichen Ceremoniells geschoben. Er sollte Anfangs Worble als Libertin, den Sübtitz als Katholik und den Renovanz als Kunstkenner gewinnen, und sie dann bei dem Apotheker dadurch stürzen, daß er demselben die Geschichte mit dem Narrenpasse verräth; „den Jean Paul aber," heißt es sehr bezeichnend in diesem Entwurfe, „stach er dadurch aus, weil dieser zu revolutionär, nie demüthig genug war." — Es ist wunderbar, wie viel der Dichter durch die Einführung dieser neuen Person an Stoff sich zuführte, und wie viel er mit ihr selbst darzustellen sich vornahm, abgesehen von den factischen Verwickelungen, da er unter Andern nach mehreren, theils durch den Hellseher, theils durch die Schwester Libette vereitelten Versuchen, eine falsche Amanda unterzuschieben, das Urbild der Wachsbüste wirklich herbeischaffen sollte. Denn in ihm nahm sich der Dichter nicht nur vor, ein Seitenstück zum Apotheker, einen, bei höchster Armuth hoffärtigen, eitlen, so wie jener in's Fürstenwesen, so in's Hofwesen verliebten Minister und Hofmann darzustellen, und in seinem Verhältniß zum Apotheker zu zeigen, wie die Fürsten betrogen werden, und sogar eingebildete; — sondern es sollte in ihm auch noch eine andere thörigte Leidenschaft der Zeit gegeißelt werden. Während nämlich dieser Hofmarschall seinem eigenen Eigennutz fröhnte, sollte er zu gleicher Zeit den Zwecken Anderer, und zwar denen proselytenmachender Pfaffen dienen. Diese, heißt es, wollten einen solchen Goldfisch für sich gewinnen, und schicken eben den Marschall, als Ceremonienkenner, mit klügster Berechnung von des Apothekers größter Schwäche,

ab, damit er denselben zum Katholicismus bekehre; und zwar sollte ihn jener Franciskaner, welcher im ersten Bande der Mutter des Helden die wichtige Beichte abgenommen; und jener Pater, der als Prinzen-Gouverneur dem Vater die jedesmalige Erziehungsmethode gemeldet, abgesendet haben. — Er ersetzt alsdann in Betreff der äußern Maschinerien der Begebenheiten, den Morble, der durch seinem Narrenpaß die äußern Schwierigkeiten beseitigt hatte, zugleich durch gewisse Freibriefe, die er durch die Jesuiten erhalten. — Daß die Entlarvung dieser Person eintreten, daß dieselbe mit zur Genesung des Apothekers beitragen sollte, dazu sind ebenfalls Andeutungen vorhanden. Außer den Entdeckungen durch die ihn immer umschwebende Libette, und den hellsehenden Kain, sollten auf komische Weise auch die dem Hofmarschall Massenweise nachreisenden Schuldner dazu beitragen. —

Ueber den eigentlichen Schluß nach der Heilung lassen die vorgefundenen Andeutungen die gegründete Vermuthung aufstellten, daß der Apotheker aus den Trümmern seines, durch die Heilung vernichteten Phantasielebens den befriedigenden Besitz des Urbildes zu der Wachsbüste retten sollte. Dies macht das Auffinden derselben durch den Marschall mehr als wahrscheinlich. Jedenfalls aber sollte die Diamantenmaschine verschwinden, als die nächste Ursache zum Ausbruch der Tollheit; sei es nun, daß der Apotheker, nach der Gewinnung seines nüchtern Verstandes einsehend die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der Geldausstreuung als genug Mittel zur Menschenbeglückung, Energie erhielt, die schädliche Entdeckung nicht mehr an-

zuwenden, und das Geheimniß derselben zu verschweigen; sei es, daß er in der Krisis der Heilkrankheit, die Erinnerung davon verlor; oder sei es wohl eher, daß die Zeugungsfähigkeit an seinen, durch die Heilung verwischten, frühern körperlichen Zustand gebunden gewesen sein sollte; — wohin die Fülle der in ihm enthaltenen Electricität und die, mit der Maschine verbundene, galvanische Säule deuten mag. — Wenn der Dichter aber in seinem großen Gemälde alle menschlichen Fehler und Schwächen seiner Zeit, wie er sie mit den ersten Entwürfen verzeichnete, als: Erziehungsschwindel, Geldsucht, Titelwesen, Finanzschwindel, Proselytenmacherei, Systemsuchten, Kunstbuhlerei u. s. w. dargestellt hätte, so brachten ihm die öffentlichen Begebenheiten Deutschlands, für die ersten Bände noch einen Vorwurf hinzu, der ihm im Stand setze, auch in den letzten großen Werke, mit den durch dasselbe gebotenen andern Waffen für jene überall von ihm umfaßte Sache der politischen und Völkerfreiheit zu streiten. — Gerade in den Anfang der Ausarbeitung des „Kometen" fielen die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Untersuchungscommission und alle jene Maaßregeln, mit denen man die zum sogenannten Befreiungskrieg heraufbeschworene, Sonne wie auf einer Theaterbühne wieder zurückzudrehen versuchte. — Jean Paul konnte sich zu zu wenig von dem Vertrauen losreißen, das er einmal den dabei betheiligten Fürsten geschenkt. — Wenn er sich daher sogleich so freudig und muthig als je in die Reihen der Opposition dagegen warf, so hielt er doch jene finsteren Bestrebungen nur für vorübergehend, verlor darum seine Heiterkeit nicht, und betrachtete diese Erscheinungen nur

als reiche Erntefelder für seine Magazine der Komik und Persilage. Da er in den Entwürfen der beiden ersten Bände des „Kometen" nichts davon aufgenommen hatte und es ihn drängte, so schnell als möglich das aufwuchernde Unkraut zu erfassen, so benutzte er die Vorrede zu dem zweiten Bändchen, dasselbe unter seine Hechel zu nehmen. — Er gab bekanntlich darin die beißendste Verspottung jener Demagogenriechereien und Censurverbote, in der angeblichen Denunciation eines neuen Traumgeberordens, der den Leuten durch willkürliche Träume nächtlich die gefährlichsten politischen Ideen mittheilt. Um die Satyre beißender zu machen, verhandelte er diesen Gegenstand in einer Correspondenz mit einen Polizeidirector Saalpater, der ihm wirklich von fünf aufgegriffenen, eingekerkerten und wieder frei gelassenen Traumstudenten meldete, und in welchem man einen damals, besonders mit diesen Untersuchungen beauftragten, hohen Pr. Beamten erkennen wollte. — Der Einfall wurde um so genialer, als diese Studenten sich die fünf Vocale nennen ließen; — denn, da die Selbstlauter die Sprache erst eigentlich beleben, waren damit die Wissenschaften selbst gemeint, die trotz aller Verfolgungen sich überall hin unsichtbare Wege zu bahnen wissen. Ja zur größern Verbreitung ließ er diese Vorrede, noch vor Erscheinung des zweiten Bändchens, im Morgenblatte abdrucken. — In Preußen war man so klug, den beißenden Angriff eines so bedeutenden und geehrten Mannes zu ignoriren; in Oestreich aber erfolgte eine besonderes Verbot des „Kometen"; und wahrscheinlich hatte dieser Aufsatz den

nächsten Einfluß auf die schon erwähnte dortige Verweigerung eines Privilegiums für die sämmtlichen Werke. —

Aus allen diesen Darlegungen werden die Leser mit uns um so mehr bedauern, daß das unserm Dichter stets unfreundliche Geschick ihm ein Werk zu Ende zu führen nicht erlaubte, für das ein so unendlich reicher Nahrungsstoff vor ihm lag, und welches gleich in der Anlage einen so lebenskräftigen Organismus erhalten hatte. Die Abnahme der Kräfte des Dichters ist nicht in der Darstellung bemerkbar, sondern in der herabsteigenden Idee des Vorwurfs selbst, so wie in einigen, freilich so unendlich schwer zu vermeidenden, Anklängen an Cervantes in einzelnen Charakteren und Begebenheiten. — Beschäftigen wir uns nur noch einige Augenblicke mit der Beschreibung der vor uns liegenden, zu diesen Roman gehörigen Studienbücher und Arbeitshefte. —

Dieselben sind zweierlei Art: eigentliche Studienhefte, welche die notizenhaften Entwürfe zu der darzustellenden Idee, der dieselbe veranschaulichen sollenden Geschichte, zu den Charaktern und den, durch sie bedingten, einzelnen Scenen enthalten. Die Arbeitsbücher dagegen sind die Versuche zur vollständigen Ausführung aller Scenen, und aus denen dann erst das eigentliche Werk, nach Beendigung aller Correcturen, Zusätze und Versetzungen, ausgeläutert wurde. Hierin gleichen sich diese Bücher zu allen Romanen; es sind deren nur mehr oder weniger, je nachdem ihm die Composition leichter oder schwieriger wurde. In dieser Beziehung stehen die Studienhefte mit dem Umfang des Romans oft in keinem Verhältniß; denn in früherer Zeit war er oft schon nach wenigen no-

tizenhaften Entwürfen sogleich in jener zweiten Stufe der Composition zu arbeiten im Stande. — Dagegen haben oft die kurzen Zeitschrifts- und Taschenbuchsaufsätze, ja selbst einzelne wichtige Privatbriefe, ein langes Entwurfsscelett der ersten Entwicklungsstufe. Brouillonarbeiten der zweiten Art aber gingen sogar jedem Briefe voraus; nach diesen wurden oft die in „Wahrheit aus J. P.'s Leben" mitgetheilt; und darum die Abweichungen, wie bei den Briefe an Alexander! — Uns beschäftigen vornehmlich die Studienhefte. —

Wie bereits erwähnt, sind deren zum „Kometen" 16, jedes im Durchschnitt von 12 Bogen, mit den Aufschriften von 1811 bis 1821. Für die Jahre 1817 und 1818, wohin die Unterbrechung mit der Selbstbiographie fiel, existirt keins. Wiewohl nun zu dem „Kometen" die meisten und längsten Studien nothwendig waren, so daß für jede ausgeführte Scene ein oft sehr langes Entwurfsskelet sich vorfindet, so beschäftigen sich diese Studienhefte doch nicht mit dem „Kometen" allein, sondern auch mit vielen, in der ganzen Zeit gearbeiteten, kleinen Aufsätzen. Da nun auch der Dichter Briefskizzen auf die letzten Blätter, und eine Menge einzelner Einfälle und Bemerkungen zwischen die Entwurfsnotizen niederschrieb, so sind zugleich diese Hefte eine Art von allgemeinem Tagebuch seines geistigen Lebens. —

Im Bezug aber auf das zu entwerfende Hauptwerk, gehen auch die Studienhefte in allmähliger Stufenfolge vorwärts. Sobald dem Dichter nämlich nur überhaupt eine ihm fruchtbar scheinende Idee aufgegangen war, wurde sogleich ein solches Heft angelegt, und ohne irgend

eine logische oder sachliche Ordnung jeder Einfall, jede Frage hingeschrieben, kurz und ohne alles weitere Verfolgen des Gedankens. — Er suchte also nicht etwa zuerst über die allgemeine Tendenz und Idee des zu schreibenden Werkes, dann über die Geschichte, dann über die Charaktere u. s. w. ins Klare zu kommen, und eine Art von fortlaufendem Schema auszuarbeiten, sondern er warf alle Gedanken darüber, ohne irgend eine Sichtung, durcheinander, wie der Zufall der Zeit nach solche über das Allgemeine, oder über das Besonderste ihm zuführte; erstens um nicht das Allergeringste verfliegen zu lassen, hauptsächlich aber, damit das Besondere das Allgemeinere, das Bedingende, das Bedingte und umgekehrt wechselwirkend zu gleicher Zeit gebäre, und klarer zur Anschauung bringe. Und zwar kamen zu dem obenangeführten Inhalt der Studienhefte zu gleicher Zeit fortwährend Erörterungen über das künstlerisch Formelle, d. h. über Ton, Haltung und Stil, gleich vom Anfang an dazu. So fängt z. B. das erste Heft des „Kometen" blos mit der Notiz an, daß in dem Roman ein Freßer und Trinker, ein Lügner, ein Mädchenjäger vorkommen soll. Geben wir zur größern Verschaulichung wörtlich die 16 folgenden ersten Sätze:

2) Reisen das Beste; Frage, ob erdichtete oder wirkliche Orte. — 3) Wie Laune auszutheilen? — Leibgebers? — Eben im Komischen darf die gemeine Fielding'sche Schärfe Wahrheit sein. — 5) Alle ziehen auseinander um sich wiederzufinden. — Spiel des Wechsels. — 6) Oder lieber Rückreise, also strafende Nachbegebenheiten. — 7) Ihr Reisezweck? Ihre Trennung? Nach Rom? Paris? — Oder nach dem schlechtesten

Orte? — Ein Jeder habe sein Ziel; aber wie viel Ziele denn? Und wie verhalten sich alle wechselseitige Ziele! — 10) Vier Elten sagen: kommt mit einander zurück oder sonst. — Aber wie heißt dies Sonst? — 11) Zwei Träumer begegnen sich, und jeder sagt dem andern die Vision. — 13) Bloßes Reisen ist so viel als eine Lust-reise. — Im Don Quijote geht doch durch alle wech-selnden Scenen ein Plan des Interesses. — 14) Jeder habe einen andern Zweck bei seiner Reise. — 15) Der demüthig stolze Autor, der nicht gern Hochwohlgebern schreibt — und doch verlegen wird; 16) der hohe Stolz, der es umkehrt und in ähnliche Unglücksfälle geräth. — 17) Einer sei der Menschenkenner, scharfsichtige (und doch Betrogene), der immer wahre feine Axiome aus-kramt. — 18) Bringe ein ganz neues Komische, als das von Leibgeber u. s. w. u. s. w. — —

Hatten sich eine Menge solcher Notizen zusammen-gehäuft, so wurden sie als neues Erzeugungsmaterial numerirt, unaufhörlich durchgelesen, und das was am passendsten gefunden wurde, durch besondere Striche und Zeichen angemerkt. Seine Art dabei, sich selbst anredend, Regeln zum Gebrauch solcher Materialien unter dieselben zu mischen, kennen wir schon aus seinem „Andachtsbüch-lein." — Dahin gehörten vorzüglich auch die Hinweisun-gen auf das Studium der bereits vorhandenen, früher ohne einen bestimmten Zweck zusammengehäuften Mate-rialien. Wir wissen schon, daß er besondere Bücher hatte, wohin eingetragen waren: Bemerkungen über den Men-schen, komische Scenen, Charaktere (theils erfundene, theils Copien wirklicher Bekannter), Hefte sogar, in denen er die verschiedenen Stände nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Beschäftigungen sich in Handlungen veranschaulichte,

ung die den Titell actio führten. — So verweist er unter Andern auf die Stellen dieses Buches, wo sich „die Handwerker in actio befinden". — Die Excerpte treten in den Studienbüchern weniger auf; nur einige Mal heißt es: „darüber muß in den Excerpten ausführliches enthalten sein." —

War nun der Dichter nach dem ersten Hefte über das Ganze und dessen organische Punkte noch nicht klar, und hatte er sich noch über die Wahl des Vorwurfs nicht entschieden, so begann er in dem zweiten Hefte von Neuem auf dieselbe Weise; in seinen Zweifeln, Einwürfen, Bestätigungen, Ausführungen, bald rückwärts gehend, bis eine oder die andere Idee nebst den von ihr abhängigen Charakter oder Geschichtselementen immer häufiger wiederkehrte, und sich herausstellte. — Wir haben vorher den beim „Kometen" genommenen Gang bereits beschrieben, und erwähnt, daß dieser allgemeine Proceß bis zum 6ten Hefte ging. Von da an veränderten sich die Studienhefte, und die Compositionsthätigkeit sondert sich immer mehr unter bestimmte Rubriken. Der Held und die andern Charaktere nehmen besondere Theile in Anspruch; jeder erhält seine Abtheilung, in welche die Züge wie die Scenen, die ihm bestimmt sind, zusammengetragen werden; jedoch ebenfalls die Schemata mit den besonderen Details vermischt; es stellen sich auch schon einzelne Aeußerungen und Reden u. s. w. ein. Weiter hin erscheinen die ausgesonderten Entwürfe für Capitel, Scenen, Begebenheiten u. s. w. Was sich hierunter nicht bestimmt sondern ließ, wurde zum allgemeinen und unbestimmten Gebrauch für alle einzelne Theile, unter den Ueberschriften:

Merkblätter, Bausteine, komische Bauten u. s. w., zusammengetragen, um überall zu Rathe gezogen werden zu können.

Wir heben aus diesen Heften zur Veranschaulichung derselben Mehreres heraus, wiewohl die unendliche Fülle uns dies Geschäft sehr schwer macht, und zwar aus der ersten Reihe derselben vor allen Dingen noch einige Sätze, welche unsere Darlegung von der Idee des „Kometen" und dessen dem Dichter bewußter Verwandtschaft mit dem Don Quijote, so wie seine Ansicht von diesem bestätigen. Wir lassen sie ganz so Aphoristisch wie sie sind; und nehmen nur die aus dem zweiten Hefte:

„107. Im Don Quijote ist eine Reihe Begebenheiteiten, die überall aus sein kann; nur sein Charakter ist das Stätige.

109. Der Don Quijote besteht blos im Widerspruch des idealen Herzstrebens mit dem Kopfstreben; oder: in der Verwechselung des Innern mit dem Aeußern, indem das innere dennoch Ideal ist.

176. Beim Don Quijote Hauptsache, daß er sich wirkliche Visionen erschafft; nicht blos Herz, sondern Phantasie herrscht vor. — Schwedenberg'sche und Nicolaische Geisterseherei. —

179. Wie Don Quijote, glaube der Held alles Unglaubliche, wie er alles Unglaubliche sagt. —

180. Der Held ist mit dem Jean Paul zu verschmelzen.

208. Er habe irgend eine fixe Cervantische Idee, welche Phantasien für Wahrheit hält.

222. Und worin besteht des Helden Dummheit? Darin, daß sein Streben über seine Einsicht hinausgeht, daß er, mit kleinen Kräften doch ein Ideal in

sich habend, doch selbe verfolgen will auswärts; er ist Quijote und Sancho zugleich. — Heft von 1815: „Gieb dem neuen Antititan zehn Titel zugleich." ꝛc. ꝛc.

Es folge eins der Charakterblätter Worble's:

„Macht in der Zeichnenstunde immer des Lehrers Nase. — Hört gern Weiber mit einander Zanken. — Schickt seine Zeitungsartikel an zehn Zeitungen. — Gelegenheitsdichter; vielwissender Literator; reitet bis an's Chausseehaus, der Einwohner läuft hinaus; kehrt wieder um. — Kommt selten wenn er's versprochen; — ganz frei. Eine nöthige noch auf eine Tasse, er weiß, daß nichts drin ist, und begehrts. — Hat Gläubiger; ein Boshafter läßt in die Zeitung setzen, daß er abgehe, und alle Gläubiger kommen auf ihn zu; — Wenn er sich etwas abschlug, trug er die Ersparung als Kapital in seine Rechnungen ein. — Keck, schlau, nachgiebig, bonvivant, häßlich; siegend bei Weibern, ungeachtet der Häßlichkeit. Zeige in seiner Lustigkeit immer den Unterschied von meinem ernsten Welthumor. — Liest die französische Encyclopädie, um zu wissen, wozu er tauge; — sei aber kein Göthe's Friedrich; geht nicht in's Große hinaus beim Scherz; wagte sich auf alle Pferde, und fiel herab und lachte; — Hat eine böse Frau die ihn gerne zurückwünschte, seine spottenden Briefe an sie, daß er sich auch sehne; — seine guten Eigenschaften: gutmüthig und hülfreich — verschwiegen und treu. — Beim Verbot des Ausgießens, gießt er einen Fingerhut voll auf die Straße. — Er schrieb der Frau lauter erdichtete Untreue und verschwieg die wahren, um nachher gerechtfertigt dazustehen; will sie aber mit erstern ärgern; eine böse Frau wäre so durch Briefe der Erinnerung von Weitem zu schildern. — Ungeheures Gedächtniß; hat keinen Ernst; früher wurde ihm Alles zu leicht gemacht und gelehrt; durch

philantropische Realerziehung Reiz des Wissens für ihn verloren. — Hielt nur Männern, nicht Weibern Wort und Treue. — Als ihn der Held traf, war er — Expektant auf eine Stelle, und sein Amtsname bleibt Expektant. Sie wollten ihn überall anstellen; er war eben daran, Forstbeamter zu werden; habe aber keine Konnexionen (über dies Wort Abschweifung). — Was ihn jammerte, war, daß die Leute seinen Spaß für Ernst hielten. — Den Kandidaten Richter bemerkt er kaum; denn dieser war still, und genoß das Komische blos in sich, er lebensthätig, dieser kunstsinnig, er Natur, dieser Poesie. — Worble stelle die heitere Lebensfrohheit ohne Weiteres dar, und verstehe die Kunst, auf 543 Arten die Eier zuzurichten. — Niemals hat er Angst; es muß doch vorübergehen, sagt er, und ich kann zusehen; nur die Frau zwickt ihn sehr. — Habe ich zu leben, meint er, so lebe ich und lache; habe ich's nicht, so lebe und lache ich nicht mehr; warum soll ich das Lachen früher als das Leben einstellen? — Er ist zu allem Guten aufgelegt; aber Scherz will er; er konnte sich aufopfern, aber dem Scherze opfert er ein Individuum auf. — Magnetiseur; komische Weise, wie er auf Entdeckung dieser seiner Kraft kam; er erfuhr sie durch einen boshaften Handdruck oder Schlag, den er geben wollte; schläfert boshaft verstellte Zuhörer eines schlechten Vorlesers, Deklamators ein, in der Kirche den Patronatsherrn. — Hat, dem Helden gegenüber, nichts weiter als Verstand und Sinnlichkeit. — Aus Ueberfülle der Lebenskraft macht er magnetische Wunder; er sei nach allen Seiten männlich durch einen herrlichen Körper; seine auffassende Seele habe keinen genialen Mittelpunkt, so wie sein Körper keinen Sitzpunkt; er trieb Alles, aber nur kurz, und Reisen war seine Sache. — Einen Theil des Freudenbuchs stellt er praktisch dar: warum soll ich bei der Aussicht eines

schwarzen Tages? noch den hellen auch gar schwarz färben, wo ich jenen sehe? durch ihn komme die italienische Freude in's Werk. — Seiner Frau schickt er immer zugleich Geld und Satire. Seine Freudenphilosophie drück' er nur anders aus als ich. — Er tranchirt immer. — Er käuet an den Nägeln. — Mußte immer Gesellschaften haben und überall sein; kann, weil ihm ein Zentrum fehlt, nicht schreiben, nur sprechen. — Sein Wesen werde recht rein als Genußsucht dargestellt, wobei Freundschaft besteht, sobald jene nicht gestört wird." ꝛc. ꝛc. ꝛc. —

Ganze Bogen voll würde man noch solche Charakterzüge über den einen Charakter ausziehen können. Doch wir wollen Raum gewinnen auch für einiges Weggeworfene. Wir sagten, daß ihm schwierig gewesen sei, den rechten Ton für Worble zum Unterschied von Schoppe zu finden. Folgende in der Witz-Lyrik sich immer übersprudelnde Vergleiche bleiben, als zu lyrisch, für den Charakter zurück. — Worble soll sich über das Stillen bei Fürstinnen durch Ammen lustig machen. Er nennt nun die Brüste der Amme:

„Windkugeln in einer Windbüchse; — Schwimmblasen; Freitische; — Küchenwagen; — Treibscherben; Parnasse mit zwei Erhöhungen; — elektrische Kissen; — chemische Blasebälge; — Fruchtmagazine; — Bouillonkugeln; — Serviettenklöße; — Armensuppen für die Armen; — pommersche Gänsebrüste; — Tafeldecker; — erste Hofküche; — Felder, auf denen die Milchbrüder das Jus compascui ausüben. — Die fürstliche Mutter ist dagegen: ein Hungerthurm; — eine Fruchtsperre; eine Schneekoppe; — ein Fels Petri; — ein Montblanc; — ein Antilibanon; — eine Jungfrau; — eine Schneelinie; —

eine Butterblume, die blos von der Farbe den Namen hat und von den Kühen gemieden wird." —

Daß mitten unter die Notizen in diesen Büchern eine Menge für sich bestehender, auf das Werk nicht speciell bezughabender, und gelegentlich aus den verschiedenen gleichzeitigen Eindrücken während des Schaffens auf ihn entstandener, von Innen in Folge einer Ideen-Association, oder von äußern zufälligen Störungen ihm zugeführter, Gedanken, Einfälle und Beobachtungen niedergeschrieben sind, ward schon bemerkt; so wie früher schon erwähnt, daß aus dem kritischen und ästhetischen Theile derselben die Aesthetik, aus den allgemeinern Beobachtungen über den Menschen die Lewana zum Theil entstanden sei. — Eine Gattung aber dieser Bemerkungen bezog sich auch auf ihn selbst, sowohl im Betreff seiner geistigen Kräfte als auf moralische und gesellige Regeln, Gewohnheiten ꝛc. Sie sind oft darum *ganz* eigenthümlicher Art, insofern sie Product der später zu erwähnenden Gabe sind, während des Schaffens sich selbst dabei zuzusehen, und Bemerkungen *und Einfälle* darüber zu haben. Der Reichthum solcher *selbstständigen* Gedanken, die oft die merkwürdigsten Aufschlüsse über ihn geben, ist in den Kometen-Heften so groß, daß wir einmal schon über Tausend aus denselben ausgezogen, und die Idee hatten, sie unter den Titel 1001 Gedanken von Jean Paul herauszugeben. Ein Theil derselben wurde früher im Morgenblatte abgedruckt. Wir geben von der letztbeschriebenen Art einige:

„Ich wollte der größte Autor geworden sein, mit Herder's Kräften und meiner Anwendung derselben." —

„Was man gewänne, wenn man wie die Türken ohne Auskleiden und ohne Bett schliefe!“

„Wir sollen mit fortgesetzter Kühnheit aller Verba zu Substantivis machen: Schweiger, Fühler, Greifer, Seher. —“

„Neigung zum Schlafe ist blos Auffammlung zur Stärke. —“

„Man sollte sich täglich eine Zeit festsetzen, um sich die Tugenden seiner Frau oder der Seinigen durchzudenken, damit man beständig mild gegen sie bliebe. —“

„Der Mensch im Sturm ist selbst ein Sturm; ein Bewegtes und Bewegendes. (Wie ich nun jetzt über das Stürmende nachdenke und meine Kräfte unnöthig verschwende.) —“

„Mein Abscheu vor dem Augenzudrücken des Kerls hier. —“

„Kein Dichter kann die größte Wirkung seiner Werke werden im Guten noch im Bösen bestimmen, weil er eben Alles anregt und es auf die Zündbaren ankommt. —“

„Man sage Jemandem: es ist etwas Furchtbares geschehen; sobald man keinen Ort damit verbindet, erweckt es eine gewisse angenehme Empfindung. —“

„Regel für mich: in adeliger Gesellschaft nicht so leicht über einen Adeligen satirisch zu reden, weil alle ohne dein Wissen verwandt sind. —“

„Hat man Ruhm durch größere Werke: so lesen sie die kleinern, und bestätigen so die Liebe durch den Ruhm, der vielleicht mit den größern Werken nur ein Kleines gemein hat. Darum kühn zu! —“

Jetzt nun, da der Dichter alles dies in seinem Gedächtniß hatte, begann die eigentliche Ausarbeitung in der zweiten Gattung von Arbeitsbüchern, die sich, im Wesentlichsten wenigstens, vom Anfange des Buchs an

hintereinander fortzog. Nun brauchte er für die Ausführung des Details die andern Hülfsmittel: seine Witzbücher, und, für die Vergleiche, seine Excerpte. — Da er aber oft im Feuer des Arbeitens sich nicht durch das Nachsuchen in denselben stören machte, so merkte er sich nur an den betreffenden Stellen das Auszufüllende an, und dadurch wurden nun nach Vollendung einzelner Abschnitte nachgearbeitete Nachträge nöthig, welche meist entweder aus den einzuschiebenden Gleichnissen und aus den, von frühern Materialien entlehnten, Einfällen bestanden, und wiederum mit Zahlenzeichen versehen waren. War er hiermit fertig, so legte er die ihm nicht weniger Zeit und Mühe kostende Feile an, die sich nicht blos auf das Herausschneiden überflüssiger Ausschweifungen und Sätze, nicht blos auf die sehr bedeutenden Umänderungen von Wendungen und Ausdrücken, sondern vorzüglich auch auf die Umsetzung der Worte zur Erreichung einer Art von Rythmus erstreckte. Es war außerordentlich was hierdurch von den ersten Manuscripte abfiel, und man könnte z. B. aus den: „Kometen" wiederum hier eine hübsche Menge an ergötzlichen Schilderungen, Gleichnissen und Einfällen ansammeln. —

Auf diese Weise sind die zurückgebliebenen Hefte und Papiere zum „Kometen" ein eben so einziges, als in psychologischer wie künstlicher Hinsicht höchst lehrreiches Besitzthum. Indem hier alles aufgezeichnet ist, was in einem großen Geiste bei der Erschaffung eines Kunstwerks innerlich vorgeht, und bei andern späterhin ihnen selbst wieder entschwindet, — studiert man hier die Entwicklung eines poetischen Werkes nicht nur in allen seinen fruch-

baren Embryonen, nicht nur in allen Mißgriffen, Fehlversuchen und Abirrungen, sondern auch in allen Gedanken, die in dieser Schöpfungsperiode, neben den unmittelbar auf die Schöpfung bezüglichen, in der Seele des Dichters entsprangen; mit einem Wort, sein ganzes geistiges und moralisches Leben in einer so wichtigen Periode desselben.

Zwanzigstes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre Jean Paul's; — Ausführlichere Schilderungen seines häuslichen, moralischen, bürgerlichen, dichterischen Lebens. Die Selina. — Letzte Tage und Tod. —

Der Verlust des einzigen Sohnes erschütterte nicht nur die geistigen Gestaltungskräfte des Dichters, sondern untergrub auch seine physischen. Beides unterstützte sich wechselseitig, die gänzliche Auflösung in einer nie geahneten Schnelligkeit herbeizuführen. Denn, während seine Körperkraft aus der Heiterkeit, in welcher er die komischen Werke erzeugte, die üppigste Nahrung gezogen, griff er jetzt theils um sich selbst, vorzüglich aber, (wie jede Freude und jeder Schmerz, den er empfand, nicht ihm allein, sondern dem Publikum gehören und diesem Früchte tragen zu müssen schien,) seinen Mitmenschen Trost und Licht für solche Schmerzen zu suchen; — er griff, sagen wir, zu einer Arbeit, welche durch die nothwendige Schärfe der Forschung, wie durch die höchste Anspannung der combinirenden Phantasie, und durch Berührung der zartesten Herz- und Gemüthsnerven, die Kräfte selbst eines Mannes in ihrer reichsten Blüthe auf das Höchste in Anspruch genommen hätte! Er entwarf seine Selina, in welcher er noch bei weiten tiefer und umfassender jene Aufgabe, der er sich schon einmal fast zwanzig Jahre früher unterzogen, die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, zu lösen sich vornahm.

Den Zustand, in welchem er den Winter von 1821 zu 1822 verlebte, lassen uns, bei seiner außerordentlichen

Kraft, den Schmerz in sich zu verbergen, nur einzelne Andeutungen von ihm und den Seinigen errathen. So, wenn er später einem Augenarzte die muthmaßlichen Ursachen seiner Augenschwäche angeben will, erwähnt er vornemlich das einsame anhaltende und heftige Weinen über den Verlust des Sohnes. Wenn er ein andermal seine wunderbare Gewalt über sich selbst beschreibt, sagt er, daß er (bei der Ueberarbeitung des dritten Bandes zum „Kometen") „fortscherzen könne während seine Augen unaufhörlich tropften." — An Heinrich Voß schreibt er, daß er sich das Wort Philolog in Büchern zu finden fürchte, weil ihm selbst dabei „der zersetzende Gedanke jedesmal an die Brust spränge." — Die Gattin wagt es nicht, um den verarmten Vater zu schonen, ihn daran zu erinnern, eine Inschrift für das Grabmahl aufzusetzen; er sey, schreibt sie, zwar Herr seiner Gefühle, er schreibe wie sonst, — er nähme jede Aufforderung sich zu zerstreuen gern an — aber tief in der Seele nage der Wurm, und auch für ihn sei jede Aussicht hienieden gebrochen. — Zwei Monate später klagt sie über seine unendliche Einsamkeit, wie er, die leichtern Verbindungen verschmähend, ob er gleich alle Einladungen annehme, und in Schauspiel, Concert und Gesellschaften mit den Kindern gehe, doch so verlassen sey, und daher bei dem ewigen Nachsinnen über höhere Gegenstände so viel empfindlicher, als je gegen Ansprüche die sie an seine Güte machen könnte; er sey wund; am ganzen Vormittage dürfe sie, ohne seine Arbeiten zu verderben, ihn um keine wichtige Angelegenheit befragen, ob er gleich da ein wahrer Engel wäre, Nachmittags aber sey er entweder von Arbeiten ganz erschöpft, oder empfindlich und verdrießlich." Zu gleicher Zeit begannen auch schon die körperlichen Wirkungen jener Erschütterung fühlbar zu werden. Gegen Neujahr 1822 bittet er in einen Billet seinen Otto, ihm einen angekommenen Wein zu prüfen; da er es selbst nicht

mehr vermöge; zwischen drei schädlichen Weinfässern hätte er sich jetzt schon durchquälen müssen, wie ein Regen außen; vielleicht sey dies das vierte; denn dies für terlichste Jahr seines Lebens ließe ihm alles fehl schlagen, als wolle es ihm todt quetschen, wie seinen Max." —

Als jedoch das blaue Frühjahr von 1822 gekommen war, und seine gewöhnlichen Wetterbeobachtungen durch die Wirklichkeit nicht wie so oft widerlegt wurden, ließ er sich noch einmal bereden, in einer schönen Reise neue Lebenshoffnung und Uebertäubung seines Schmerzes zu suchen. — Da sein Verlust es auch ihm zum Bedürfniß machte, die ferner stehenden Glieder der Familie, die zu ihm passen konnten, näher an sich zu schließen, so wählte er diesmal das ihm früher „durch die Berlepsch verleiten," Dresden, wo die ältere Schwester seiner Frau, Minna Spazier, bereits seit mehreren Jahren wohnte. „Ach! er brauche," so kündigte er uns seinen Besuch an, „er brauche jetzo viel, nicht um zu vergessen — was nicht möglich sey, sondern um die Erinnerung auszuhalten; — ihm oder an ihm hätte sich (seit der Zusammenkunft in Wörlitz 1800, „welche die Zeit nicht verlösche nur verschönert habe") viel verändert; denn die Zeit hielte die wunden Menschen für einen Marmorblock, und schlüge scharf Stück für Stück von ihm herab — und wäre es die Gestalt eines Sohnes — bis sie ihnen eine neue Gestalt gegeben. Wenn man nur von Marmor wäre." —

Da nun hier die erste Epoche von des Verfassers Verhältnisse zu dem Dichter beginnt, da sein moralisches und geistiges Sein, die Kraft, tief berechnete Besonnenheit, das Wohlwollen, die Uneigennützigkeit, die Liebe und Milde und seines persönlichen Wesens, am klarsten in der Geschichte dieses Verhältnisses sich herausstellen, so mag es mir erlaubt sein in der Darstellung dieser letzten Epoche den bisher gehaltenen Ton abzuändern, und sie in der

Form eines Bruchstückes aus einer Art von Selbstbiographie darzulegen. —

Uns Kindern war von früh auf eine solche Ehrfurcht vor ihm beigebracht worden, die sich bis zur wirklichen Furcht, jemals vor seinem strengen forschenden Blick zu erscheinen, gesteigert hatte. Auf den Schulen hatten wir in den Literaturübersichten von den Lehrern wohl seinen Namen unter den Ersten anführen hören, jedesmal zugleich auch von denselben unsere Verwandschaft mit ihm proclamiren gehört, und, immer mit Freude und Stolz die Glückwünsche der Mitschüler darüber annehmend und deßhalb einige Augenblicke Gegenstand ihrer Neugier und Verwunderung, eine glückliche Stunde gefeiert. Da aber die Lehrer selbst nicht mehr von ihm wußten, als: mit dem höchsten Schwunge der Phantasie schreibt Jean Paul Friedrich Richter in Baireuth," nirgends ein Werk von ihm zu finden war, so hatten wir von ihm auch nicht die allermindeste Vorstellung. — Für mich besonders war dieser Name ein unbestimmter ganz allgemeiner Begriff geblieben, da ich, seit der frühesten Kindheit entfernt von dem älterlichen Hause, kaum etwas näheres von seinem nähern Dasein vernommen. Das Unbehagliche, was das Erwarten einer unverhofft auf uns zutretenden Erscheinung, die länger mit uns in Berührung bleiben soll, in der Jugendzeit für uns hat, wurde nach dieser Ankündigung um so mehr gesteigert, als wir die an Geist, Wissen, Erlebnissen uns so hoch stehende, und an den Verkehr mit den bedeutendsten Menschen gewohnte, Mutter, selbst nicht ohne Bangen dem Augenblick seiner Ankunft entgegenblicken, und sich sogar mannigfaltig darauf vorbereitet sahen; da wir jetzt erst ausführlich hören mußten von seiner unendlichen Strenge im Haus, von der Felsenfestigkeit, mit welcher er jeden menschlichen Trieb an sich beherrsche, wie er im Stande gewesen sei, selbst die Zahl der Kinder die ihm geboren werden sollten, zu be-

stimmen, und nur drei habe entstehen lassen, weil mehrere sein poetisches Schaffen gestört haben würden; wie er ein-liche Beherrschung von den Seinigen immer verlangt: wie keine Schwäche von ihm unbemerkt bleibe, kein Schein vor ihm bestehe, und darum selbst unser älterer, uns stets als Muster aufgestellter Bruder, auf einer Reise bei ihm einkehrend, sich nur mit Zittern vor ihn gewagt, und aus all' zu großer Befangenheit ihm so fremd geblieben war als zuvor. — Meine Lage war jedoch die peinlichste von allen. Ich war fast in demselben Monat geboren, als Max Richter, und die mütterliche Schwäche, die ohnehin in ihrem jüngsten Sohne ich weiß nicht was für Anlagen erblickte, sah im Stillen alles dies für einen Fingerzeig des Schicksals an, daß ich dem Dichter seinen verlornen Sohn zu ersetzen bestimmt sey. Sie gab nicht undeutliche Winke, das sein Erscheinen für mein ganzes Leben entscheidend sein würde; was denn auch später, jedoch in einem ganz andern Sinn, in Erfüllung ging. — Aber wie sollte ich damals einer solchen Hoffnung Raum geben, der ich in keiner Art vor ihn bestehen zu können, glauben mußte. Wo sollte er Berührungspunkte finden zu einem fast neunzehnjährigen Jüngling, der noch keine Zeile von ihm gelesen, der nicht das Mindeste schriftlich aufzuweisen hatte, was irgend ein Talent, geschweige irgend eine Richtung desselben, ja nur irgend ein ernstes und ausdauerndes Studium bethätigte, der noch gar keinen Plan für sein Leben, ja nach einem halbjährigen Aufenthalt auf der Universität, nicht einmal noch ein Fach sich gewählt hatte. Zu dem befand ich mich eben in dem glänzendsten Momente des Studenten Lebens, war gekommen, in den ersten Ferien vor den Philistern dasselbe in seiner ganzen Glorie zu genießen und zu zeigen. — Was sollte er nun sagen zu diesem Bart, zu diesen renommistischen Kleidern, den Pfeifen u. s. w. Aber nichts desto weniger konnte ich mich durchaus nicht ent-

schließen, an allen diesen Dingen etwas zu ändern, von ihm schnell zu lesen, etwas in der Geschwindigkeit zu arbeiten, mir schnell einen Plan zu bauen, irgend eine Lieblingswissenschaft auszusinnen, den Bart abzuschneiden, die Kleider zu wechseln. — Es war eben jene schöne Zeit, wo man es trotzig verschmäht das glänzendste Glück mit den Opferungen der geringsten Neigung oder mit äußerer Verstellung zu erkaufen. — Zu dem hatte ich mir vor Kurzem erst aus den despotischen Händen August Mahlmanns, meines Leipziger Vormundes, der mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit, mit Versprechungen und Drohungen mich zu einem duckmäusernden Studenten und zu einem nach Anstellung sich bückenden Canditaten hatte machen wollen, — die äußere und innere Freiheit zu mühsam und zu gewaltsam gerettet, um irgend etwas wieder davon zum Opfer bringen zu mögen, damit ein bei weitem gewaltigerer Mensch den Gang meines äußern und innern Lebens wiederum beherrschen solle. — Kein Wunder, daß, als nun sein Name auf dem Vorsale erscholl und seine Stimme laut wurde, ich durch eine Seitenthür mich fortstahl, um den Nachmittag im Freien zu vollbringen und erst dann zurückzukehren, wenn er schon zum Aufbruch bereit wäre. — Endlich mußte ich aber den Unvermeidlichen die Stirn bieten. — Blaß wie ein Tuch, mit zitternden Lippen, weil jedes Wort auf ihnen haften blieb, stand ich vor ihm; aber so auch nur eine Minute. — Denn der Furcht machte sogleich das Erstaunen Platz, das Aeußere des Dichters und seine Erscheinung so gegen alle früher gemachten Vorstellungen zu finden. Während ein starker, doch untersetzter, nachlässig in einen unscheinbar grünen Sommerrock gekleideter, freundlicher Mann, mit gebräunten starken Gesicht, einem den Blick des Andern nicht niederschlagenden mildstrahlenden blauen Auge, in meinen Zügen und dem Profile forschte, fühlte der innere Mensch

sich gleich so freigelassen, um mit Vergnügen auf dem danebenstehenden Stuhle den gelben Strohhut mit grünem Futter, dabei einen starken Stock und einen weißen Pudel mit einer Leine um den Hals zu bemerken. — Es wehte aus diesem Bilde im Augenblick eine so sichere Beruhigung, daß hier kein Mahlmann sey, der einem Jüngling den Mangel einer Halsbinde zum Verbrechen anrechne! Und als er nun die Untersuchung des Gesichts vollendet, und das Urtheil „kräftig" gesprochen, entließ er den Jüngling als ein freies selbstständiges menschheitlich gleich neben ihm stehendes Wesen, sich jedes Rechtes begebend zu einer ausforschenden Frage, irgend einer Bemerkung, und ruhig erwartend, ob jener ihm irgend sich eröffnen, ob er einen Rath oder ein Urtheil über sich von ihm haben wolle, oder nicht. — Und so blieb es! — Niemals auffordernd, daß man ihm nur eine Minute schenke, zu ihm kommen, ihn begleiten solle, dankbar freundlich annehmend, wenn man es that, das freieste Meinungsaussprechen duldend, und jeden Widerspruch, darum im Gespräch, jedem gleiche Rechte sogar gleiche Stellung neben sich einräumend, fühlte man sich in seiner Umgebung statt beengt und gedrückt, nur freigeborner, selbstständiger, zuversichtlicher auf sich selbst und seine Menschenwürde. Da sogar mein Studentenwesen, das er ohne die geringste Bemerkung überall neben sich duldete, und das mit ihm in allen öffentlichen und in den bedeutendsten Gesellschaften erschien, dadurch eine gewisse Sauction erhielt, so wurde es sogar durch ihn in diesen Wochen von mir weit inniger genossen, als auf der Universität selbst. — Ja er ward oft direct der Schützer zu jugendlichen Treibens. Als man einmal von ihm forderte, er solle mich zurechtweisen, weil ich bei einem Gastmahl zu vorlaut mit älteren Männern über ernste Gegenstände gestritten, so wieß er mit den Worten: Ei, wie könnte es anders sein? Ein Jüngling! — Und zu

mal wenn er Wein getrunken;" — jeden Tadel dar-über ab. —

Nicht minder glücklich kam ich über die übrigen gefürchteten wichtigeren Klippen hinweg. — Erst einige Wochen nach seiner Anwesenheit trieb mich die Neugier, auch wohl die Dankbarkeit, um ihm damit vielleicht eine Freude zu machen, ein größeres Werk von ihm zu lesen. Es war der am meisten besprochene Titan unter unsern Büchern. Ich machte aber damals an mir die Erfahrung, daß, wer durch ihn zuerst Jean Paul kennen lernen will, und dessen Gemüth nicht durch besondere Erlebnisse darauf vorbereitet ist, sich schwer durch ihn mit dem Dichter befreunde, da er zu einer Welt kommt, die gar keinen Anknüpfungspunct an seine bisherige hat; eben ein Beweis, daß die vorzüglichsten Motive zu ihm in den vorausgegangenen Werken liegen. Das Buch ließ mich im Ganzen kalt, mit Ausnahme der reizenden Scenen in Italien und der Linda, dem Ischia, und auf dem Epomeo. — Um so mehr aber empörte mich das Ende der Linda. — Aber ohne die geringste Empfindlichkeit hatte er die Erklärung, daß man jetzt zum ersten Male ihn lese, und ihm bisher so wenig Aufmerksamkeit gewidmet, aufgenommen, eben so ruhig sah er daß ich während der Lectüre nicht entzückt davon zu sprechen wußte, und, als ich mich sogar um so lebhafter über die Scene der Linda beklagte, und das Buch nicht noch einmal lesen zu können deshalb versicherte, begnügte er sich mir zu erwiedern, daß jener Auftritt nothwendig so sein müsse; und führte selbst zu meiner Entschuldigung das Beispiel Jacobi's an, dem es eben so gegangen. Kein Rath, keine Ermunterung, irgend ein anderes Buch zu beginnen, kam über seine Lippen. — Erst später sah ich ein, daß er sich ein Gewissen daraus gemacht hatte, in der Epoche der Entwickelung, in welcher ich mich befand, irgend wie direct oder indirect auf die Richtung derselben dadurch zu in-

fluenzieren, daß er eine so gewaltige Welt, wie seine verständlicheren Werke enthielten, in meinen Weg zu werfen versuchte. Ich muß es noch heut für ein Glück halten, daß ich damals auch in dieser Beziehung noch von ihm freigelassen blieb. —

Was aber jene wichtigsten Prüfungen des von mir bereits Geleisteten, und des geistigen und äußern Strebens betrifft, so hatte ich sie allerdings lange dadurch zu vermeiden gewußt, daß ich mich so sehr wie möglich mit ihm allein zu sein, hütete. Und dies war noch bei seiner schonenden Weise und bei dem außerordentlichen Andrang fremder Besuche, nicht schwer gewesen. Als aber die erwartete Ankunft Mahlmanns ihn veranlaßte, über dessen damalige Persönlichkeit Erkundigungen einzuziehen, damit er sein Benehmen gegen ihn darnach bestimme, und er namentlich mich über den Grund unseres Bruchs und seiner mich auf das Schwärzeste abschildernden Briefe befragte, als darauf die bereits in der Einleitung erwähnte Scene erfolgt war, warf er zuerst den Wunsch hin, etwas Schriftliches, wo möglich aber einen prosaischen Aufsatz, von mir zu sehen, den ich aber nicht hatte. Ich fühlte keinen Drang, einen zu schreiben, und besaß nichts als ein altes Schul-Gedicht auf den griechischen Aufstand! — Dennoch nahm er's, brachte es wieder mit einigem Lob, und ließ es geduldig geschehen, daß ich ohne die mindeste Rücksicht auf seine Autorität, den Einwurf, daß der eigentliche Schluß noch fehle, hartnäckig zurückwies. — Doch kam weder eine Warnung noch eine Ermunterung, fortzufahren oder aufzuhören, über seine Lippen. Endlich geschah auch eines Morgens, doch erst am Tage vor meiner Abreise die dann so natürliche Frage nach dem Gegenstand und dem Zweck meiner Studien und dem Ziel meines Lebens. Ich hatte nur die Antwort, daß ich eben alles Beste und Schönste lernen und treiben wolle, daß mich noch nichts vorzugweise angesprochen

und daß ich mir die Wahl des Berufs darum noch vorbehalten habe. Er suchte mir nun zu helfen, mich selbst herauszufinden durch die zweite Frage, ob ich nicht einen Lieblings-Autor hätte. Auch den hatte ich damals nicht, und setzte nur hinzu, daß ich als Knabe schon den Homer auswendig gekonnt, jetzt aber den Tacitus ganz zu lesen mich sehnte. — „Ich sehe schon" fiel er schnell ein, „Sie wollen, wie jeder Jüngling, auch ein Autor werden." Damit war auch diese Prüfung zu Ende. Auch hier erlaubte er sich keinen Rath, keine Abmahnung, keinen Fingerzeig. Und während er durch sein eifriges Bemühen, mir ein neues Stipendium zu verschaffen, dessen Zusage ihm einen der frohesten Augenblicke machte, (abgesehen davon, daß er mir noch bei Lebzeiten seines Sohnes, der ein halb Jahr eher nach Heidelberg gegangen, ein sehr bedeutendes vierjähriges Familienstipendium abgetreten,) das vollste Recht gehabt hätte, eine entschiedenere Rechenschaft von der Anwendung derselben zu verlangen, wiewol er ausdrücklich darum von der Mutter angegangen war, ließ er in ehrendem Vertrauen mich mit denselben unbestimmten Vorsätzen wie früher, auch das zweite Halbjahr meines academischen Lebens antreten. Daß dies Benehmen nicht aus Gleichgiltigkeit oder Geringschätzung, die er übrigens in diesen Verhältnissen für ein Verbrechen gehalten haben würde, sondern aus seinen tief begründeten und erhabnen Ansichten von der Natur und der nothwendigen Behandlungsart jedes Jünglings von unverdorbenem Ehrgefühl, einigem Character und natürlichen Anlagen, hervorging, bewies das warme Interesse, das er für mich öffentlich, wenn auch erst nach meiner Abreise, an den Tag legte. — Mit der größten Wärme ergriff er vor einer zahlreichen Gesellschaft gegen den unheimlichen Vormund, der ihm in einen Kahn auf der Elbe trotz früherer harter Zurückweisung gefolgt war, meine Vertheidigung gegen dessen fortgesetzte Verunglim-

pfungen, und sprach laut von seinen Hoffnungen zu meiner geistigen Zukunft. Was ihm damals dieselbe erregt, weiß ich freilich nicht.

So endete diese erste Berührung, für den Augenblick ohne allen weitern innern oder äußern Folgen. Im Grunde war ich ihm als Dichter wie als Menschen fremd geblieben; nur daß er unter den Erinnerungen an die verlebten schönen genußreichen Wochen mit dem Bilde eines freundlichen, jugendliches Treiben und jugendliche Lust eher fördernden als störenden, Mannes im Vordergrunde stand, und daß sich höchstens mein Muth durch ihn gestärkt hatte, in demselben ohne alle fernere Rücksicht sofort zu fahren. — Sonst reiste ich aber ab, ohne irgend einen Gedanken, ihm jemals näher zu kommen oder gar ihn je wieder aufzusuchen. — Ich konnte auch damals um so weniger einen Wunsch dazu von seiner Seite vermuthen, als mir mehrere mich betreffende erfreuliche Züge aus Schonung für Andere erst später nur halb bekannt, jene Schiffsscene aber mir sogar erst nach seinem Tode von dabei zugegen gewesenen Fremden berichtet wurde. Ein um so glänzenderes Licht warf mir die spätere Bekanntschaft über dies sein Benehmen in jenen Wochen; und es ist mir diese Erinnerung so wehmüthiger, als, wie ich ihn später kennen lernte, es ihm so unendlich wohlgethan hätte, wenn schon damals der einzige Jüngling, der ihm so nahe zu treten ein Geburtsrecht und Gelegenheit hatte, mit Vertrauen Wärme, Offenheit sich an ihn angeschlossen, und ihm die volle Antheilnahme an seinem innern frischen Jugendleben gegönnt hätte! — Aber um so ehrwürdiger steht hierdurch der eben so weise Seelenkenner, als liebevoll sorgende uneigennützige Mann da, weil er nur zu wohl wußte, wie leicht die geistig moralische Selbstständigkeit eines Jünglings in einem großen Menschen sich verliert, wie mühsam von ihm dieselbe wie-

der errungen, und wie viel kostbare Zeit und Kraft in nachahmendem Ringen so leicht von ihm verloren wird. —

Was aber sein fünfwöchentliches Leben in Dresden selbst betrifft, so vereinte sich fast Alles es ihm wohlthuend zu machen. Der schönste blaue Himmel lag die ganze Zeit hindurch auf dem Elbthale; bedeutende Fremde wohnten damals in Dresden, wie Tiek, die Grafen von Löben, Kalkreuth und von der Malzburg, Tiedge, Frau von der Recke; andere, wie der alte Wolke, kamen ihn dort aufzusuchen, und von den Einheimischen waren ihm Böttiger, Ammon, und Carl Förster lieb und werth. — Die Einwohner im Allgemeinen zeigten ihm freilich nur Neugier; der Hof nahm in seiner damaligen Etikette keine Notiz von ihm; nur daß Prinz Johann ihn zu einer kurzen Unterredung nach Pillnitz einlud, die aber nicht erheblich für ihn gewesen zu sein scheint, da nirgends eine Notiz darüber sich findet. — Den Theodor Hell'schen Liederkreis mied er. War seine Aufnahme daher nicht so rauschend als in Heidelberg, Frankfurt und Stuttgart, so bereitete ihm doch die Auswahl der Freunde eine seinem jetzigen Seelenzustande wohlthätigere, um so innigere und ruhige Heiterkeit. — Da es ihn um so glücklicher machte, daß er, wenn er wollte, eine Art heimischen Familienkreises sogleich nach einem großen Gastmahl um sich haben und nach gewohnter Weise wie zu Hause davon erzählen und sich aussprechen konnte, da er die Gegend so anmuthig, der Musik so viel, das Volk so viel allgemeiner gebildet, gesittet, und den gemeinsten Mann höflich fand, so war er sogar eine Zeitlang ernstlich mit dem Gedanken umgegangen, seinen beständigen Aufenthalt dahin zu verlegen; hatte ihn jedoch bald wieder aufgegeben. — Sein Seelenzustand gab sich übrigens dadurch zu erkennen, daß er alle tieferen Eindrücke mied, mit keinem Fuß die Gallerie oder irgend einen andern

Kunstsaal, ja nicht einmal das Theater betrat, ein einziges Mal einer Messe in der katholischen Kirche beiwohnte und auch da so viel sich unterhielt, daß er ohne den Schutz umstehender Freunde von dem Kirchendiener insultirt worden wäre. — Eben dasselbe nahm man wahr in seinem Verkehr mit schönen und interessanten Frauen. Nirgends hielt er ein nur über einige Besuche hinausgehendes Verhältniß fest. „Es ist ein unschicklicher Vergleich," so beschrieb ihn bei diesen Gelegenheiten eine geistreiche Frau „es ist ein unschicklicher Vergleich, aber oft kam er mir vor, unter der Menge von weiblichen Personen, die ihre Anziehungskraft an ihm versuchten, wie die Hühner, denen die goldfarbne Gerste ohne Maß zu Haufen vorliegt, und die ein Korn nach dem andern anpicken, und wieder fahren lassen, und wieder nach einem bessern suchen. Ueberall hielt er das seltsame Gesetz, die ihm am werthesten gewordenen Häuser nicht über zweimal zu besuchen, mit eiserner Festigkeit; nicht die rührendsten Bitten, nicht die Pflicht der Höflichkeit, konnten ihm zum dritten mal hinführen. Es ging den liebenswürdigsten Frauen so. Wenn er sie auch im Reize des Momentes als noch so anmuthig, als ihm ordentlich angehörend gepriesen, und in sein Wesen verschmelzen lassen; so würdigte er sie doch nur wie eine Blume einmal und noch einmal des Ansteckens um sie dann mit neuen zu vertauschen, ohne es zu bedauern, sie nicht mehr zu haben. Wie muß es erst den Männern ergangen seyn! — Welche Todesangst litt ich oft, wenn er etwa manche dargebotene Hand gar nicht ergriff und diese unberührt wieder sinken mußte; oder andere, die ihm vorgestellt sein wollten, Minuten lang hinter seinem Stuhle reden ließ, ohne die Stellung zu verändern die ihrem Annahen hinderlich war." — „Was sind aber," fährt dieselbe Schreiberin, die den Grund jenes Benehmens natürlich nicht errathen konnte, späterhin fort, „was sind aber diese Kei-

nen Unarten gegen den gerechten, klaren, immer begütigenden mitleidsvollen Sinn, der in dieser außerordentlichen Seele seinen Sitz aufgebaut. Wie schön daß er jedem in der Gesellschaft etwas sein kann und will! Selbst dem Unmündigen und Geistesarmen reicht er geistig den Arm! Wir verehren ihn seine Wirthsleute! Ein wildes Thier von Ehemann ist, seit er da ist, mild. Ein Geizhals ließe Häuser aufbauen, um ihm nur ein Zimmer recht wohnlich zu machen. Nein, nie werd' ich den Abend vergessen, wo meine Tochter vor Zahnschmerzen vergehend, Nachts Elf Uhr nach seiner Wohnung stürzt, ihn aus dem ersten Schlafe wecken läßt, wie er sogleich Barfuß im Dunkeln die Treppe hinabsteigt in den Hof, das erschöpfte halb ohnmächt'ge Mädchen in einen Gartensessel sich setzen läßt, und sie magnetisch zu streichen beginnt, was mehrmals schon ihre Schmerzen gelindert, und als man sie eine halbe Stunde nachher im tiefsten Schlafe zu Hause trägt!" —

Aber wenn Richter somit die unauslöschlichsten Eindrücke seines himmlisch wohlwollenden Gemüthes zurückließ, so zeigte er doch auch hier in einigen Momenten sich wirklich als den oben beschriebenen Felsen, von dem alles was unlauter, unmoralisch, und schwammigen Gemüthes war, mit einer Härte zurückgeworfen wurde, welche nicht nur den, welchen sie traf, in Staub herab demüthigte, und für den Augenblick vernichtete, sondern auch die Zuschauer mit eisigem Schreck ergriff. — Ich will nicht von, dem Publikum unbekannten, Männern sprechen, die er, persönlich durchaus nicht von ihnen berührt, so hart und öffentlich von sich zurückstieß, und selbst auch nur Müllner's beiläufig erwähnen, dessen Eitelkeit tief genug gedemüthigt wurde, als er im weißen Escapins bei schmutzigen Wetter vor dem Hause des Dichters erschien, und mit dem Bescheid zurückgewiesen wurde, daß man Vormittags sich malen ließe, und Nach

mittags nicht zu Hause sei*). Aber das vernichtendste Strafgericht ward über Mahlmann gehalten, dessen früheres wie jetziges Benehmen gegen uns ihn so mehr empört hatte, als er die frommen und weinerlichen Gedichte nur als den Ausfluß eines schwammigen, auch in Thränen nur egoistischen Gefühls-Genuß suchenden, Gemüthes erkannte. Angekommen in dem Augenblick, als Richter in einer großen Gesellschaft in Tharand war, fuhr Mahlmann sogleich hinaus, um dort mit seiner angeblichen innigen Stellung zu dem Dichter recht öffentlich zu prahlen, und nach seiner beliebten Weise eine öffentliche elegante Gefühlsscene zu veranlassen. In einem engen Gange, in welchem Richter zwei Damen von der Tafel führend bei ihm nicht vorbei konnte, trat ihm die große Figur entgegen, breitete die Arme aus und begann mit declamirendem Pathos: „o du mit dem ich vor zwanzig Jahren in den Auen von Wörlitz in der üppigsten Kraft unserer Jugend" — da unterbrach ihn Richter, der ihn kaum eines Blicks gewürdigt, mit trocknem Ernst, und sagte: nach der Keckheit des „Du" zu urtheilen, das mir sonst Niemand zu bieten wagt, sind Sie Mahlmann;" — wandte sich um mit seiner Begleitung im Angesicht der ganzen Gesellschaft, und ließ ihn vernichtet stehen; so daß der Mann, der sonst mit nur zu großer Ruhe moralischen Unannehmlichkeiten die Stirn entgegen zu setzen gewohnt war, Stunden langes Umhergehen brauchte, seine Fassung wieder zu gewinnen. —

Diese Dresdner Wochen waren jedoch die letzten dauernden Licht- und Freuden-Momente in Jean Pauls

*) Müllner suchte sich ganz in seiner Weise durch ein grobes, auf unbeschnittenes Conceptpapier geschriebenes Billiet zu rächen, mit welchem er eine durch ein Dienstmädchen abgegebene Visitenkarte zurückschickte. Dies verschlimmerte aber seine Demüthigung, da Richter dasselbe in allen Gesellschaften umherzeigte.

Leben. In den allerletzten Tagen seines dortigen Aufenthalts war schon der giftige Wurm, der ihn langsam zernagen sollte, zur Ausbildung gekommen, und hatte sein Verwüstungswerk an einem der zartesten und feinsten Gliede seines Körpers begonnen. Er entdeckte dies damals durch einen seltsamen Zufall. In diesen Tagen nemlich war Böttiger plötzlich von einer, später jedoch wieder vorübergehenden Erblindung beider Augen befallen worden. Das große Aufsehen, die vielen Besprechungen, die dies verursachte, veranlaßten auch Richter seine Augen zu prüfen, und er fand mit Besorgniß, daß sein linkes Auge kaum 1½ Zoll weit lesen könne. — Man muß das unaufhörliche Beobachten seiner Selbst in seiner fortwährenden Einsamkeit gekannt haben um zu begreifen, welche Störung, welche Quelle von Unruhe und Selbstquälerei diese Entdeckung für ihn haben mußte, und wie es von nun an keinen ungestörten Arbeits- und Freudengenuß mehr für ihn gab, wiewohl er noch eine geraume Zeitlang nichts Entscheidendes dagegen thun konnte. Aber beständig wurden die verschiedensten Brillen, Lampen, Dochte, Veränderungen der Körperlagen beim Arbeiten, der Diät, körperliche Einwirkungen versucht, alle medicinischen Bücher aufgeschlagen, die verschiedensten Systeme und Hypothesen aufgestellt um dem Grunde und der Größe des Uebels auf die Spur zu kommen. —

Der Sommer 1822 ging jedoch noch heiter genug in der Besorgung der zweiten Auflage seines Katzenbergers vorüber. Aber im November traf ihn abermals ein härtester Schlag, die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Heinrich Voß. — Erst im Februar 1823 war er im Stande, der Mutter desselben seinen Schmerz in einigen Worten auszudrücken. „Ach er und mein Max, rief er da aus," liegen in meiner Seele in einem Sarge; auf der Erde erwarte ich Niemand mehr der mich zum

zweiten Male so liebt. Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fortopfernde, nicht eines Jünglings zufällige Aufwallung. Sein elastisches Herz schlug eben so stark wider, als für. O du unersetzlicher Heinrich!" — Wie er nun in diesem Briefe von da aus zu dem Trost der Unsterblichkeit der Seele ausweicht, so mußte ihn auch dieser Todesfall wieder zu seiner erschöpfenden und übermäßig anstrengenden Selina führen.

Die Pein über diesen Verlust aber mußte um so größer sein, als der Dichter so eben sogar seine beiden ältesten Hausfreunde, von denen Otto ihn immer mehr mit mißtrauischem und eifersüchtigem Schmollen gepeinigt, durch einen unangenehmen Vorfall auf eine geraume Zeit eingebüßt hatte. Auch dies verlangt eine umständlichere Darlegung. Jean Paul hatte nämlich, was jedem der ihn nur auch noch so entfernt kannte, fast unglaublich scheinen mußte, in Beireuth einen, ihn mit der kältesten Ueberlegung unablässig verfolgenden Feind. Es war der durch die öffentliche Vertheidigung des Nachdrucks in der Angelegenheit des Brockhausischen Conversationslexicons bekannt gewordene, dortige Regierungsrath Krause. — Dieser Mann, ganz mit den gehässigen Eigenschaften des Malers Renovanz im Kometen und offenbar dessen Vorbild, konnte die Existenz eines so berühmten und gefeierten Mannes neben sich in einer und derselben Stadt um so weniger ertragen, als seinem Scharfblick eine und die andere intellektuelle und künstlerische Schwäche an dem großen Manne nicht entgangen war, der ihm diesen Ruhm daher unverdient zu genießen schien. Richter dagegen mochte mit ihm so lieber freundschaftlich verkehren, als Krause ein Mann von nicht ungewöhnlicher, in dieser Stadt seltener Gelehrsamkeit war. Aber fast jedes wissenschaftliche Gespräch wurde von Seiten Krauses zu einem Streit, mit verletzenden persönlichen und beißenden Ausfällen ge-

führt, und, wenn Richter, der sich so lange als möglich Gewalt anthat und oft das Unerträgliche vorübergehen ließ, dann und wann zur Heftigkeit getrieben wurde, zischten so giftige Pfeile aus des Gegners Munde, daß alsdann ein Bruch erfolgen mußte. Dann aber konnte Richter gewiß sein, in irgend einem öffentlichen Blatte die boshaftesten Ausfälle auf sich und sein neuestes Werk zu finden. Weil ihm aber nun der reine Haß eines Nebenmenschen eine unendlich quälende Vorstellung war, bot er vier bis fünfmal dem Feinde immer wieder die Hand der Versöhnung, aber jedesmal nahm das Verhältniß dieselbe Wendung, bis er endlich in Uebereinstimmung mit seinen andern Freunden den letzten Bruch einen immerwährenden bleiben ließ; alle Hoffnung und freundschaftliche Besiegung des Gegners aufgebend. Kaum von Dresden zurück, das Herz noch voll von der genossenen Liebe und Ehre, fand er in der Neckar Zeitung einen, alle bisherige Anfälle übersteigenden Aufsatz, in welchem die Dresdner verspottet wurden, einen Mann so verehrt zu haben, dessen „verworrene abenteuerliche und unverständliche Schriften doch weder einen künstlerischen Genuß noch irgend eine Ausbeute für die Wissenschaft noch für die Sache der Menschheit darböten." Die Quelle konnte dem Dichter nicht unbekannt sein, und er glaubte, es sei nun Pflicht, den Feind durch längeres Schweigen nicht noch unverschämter machen, sondern ihn durch einen kräftigsten Schlag die Kampfwuth auf immer verleiten zu müssen; und namentlich zu zeigen, daß die hohe Stellung, welche er in der Literatur und in der Achtung des Volks einnahm, es ihm gestattete, auf solche Feinde Donnerkeile der Sprache zuschmettern, die ihm Niemand zurückzugeben wagen durfte. Während er darum in einem Dankaufsatze in der Dresdner Abendzeitung den unwürdigen Ausfall selbst demuncirte, nannte er den Verfasser „ein gehörntes Neckar-Schaaf, das nach ihm

gestoßen," und machte den Redacteur dafür verantwortlich, „da dieser wohl hätte wissen müssen, daß er ein drehkrankes Stück unter den Böcken seiner Heerde ausgetrieben habe." — Der Zweck ward vollkommen erreicht. Nicht nur der Widersacher verstummte für immer und verbarg sich beschämt in Baireuth, sondern auch Müllner, der nur auf eine Gelegenheit, sich zu rächen gewartet, sprach in seinem damaligen Kriegs-Curier auf eine so behutsame Weise von diesem Streite, daß man deutlich sah wie wenig Lust er habe, seine Klopf-Fechtereien an einem solchen Antworter zu versuchen. Aber Otto und Emanuel, denen wie gewöhnlich der Aufsatz im Manuscript mitgetheilt wurde, waren darüber so entsetzt, daß sie alles versuchten, das Ausstreichen dieser Stelle zu erwirken. Es leuchtete ihnen wohl das Richtige dieser Tactik nicht ein; sie fürchteten eine Reihe ekelhafter Zänkereien, daß Richter vielleicht sich nicht dabei würde beherrschen können und seiner Würde dadurch vergeben. Vielleicht fand auch der milde Emanuel die Strafe zu hart; er bildete sich vielleicht mit Betrübniß ein, daß nicht die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Abwehr, sondern persönlicher Groll und Rachgefühl den sonst so heilig verehrten Freund beschlichen hätten. — Er ging darum so weit, Richtern, den die Absendung des verspäteten Aufsatzes drängte, kurz sagen zu lassen, er erwarte, daß der Aufsatz bis zu seiner Rückkunft von einer nothwendigen Reise liegen bleiben werde. Als der Dichter darauf keine Rücksicht nahm, als Emanuel bei seiner Zurückkunft den Aufsatz abgeschickt fand, brach er plötzlich den Umgang ganz ab. Vergebens ging ihm Richter bei einer Begegnung auf der Straße mit offenen Armen entgegen, umarmte ihn. Kalt zog sich Emannel zurück und setzte in dieser für den Dichter so verarmten Periode fast anderthalb Jahre diesen Bruch fort, den jener um so weniger verhindern konnte, als er unmöglich Eingriffe der

Art in seine dichterische Freiheit selbst vom geliebtesten Freunde durch Nachgiebigkeit zu sanctioniren und aufzumuntern vermochte. Sein Abscheu aber vor jeder, nur der momentansten Abhängigkeit von Andern war so groß, daß er z. B. mit nie überwundenem Widerwillen sich auf 5 Minuten in die Hände des Barbiers gab, und der Zwang dabei ihm Herzpausen verursachte; und daß besonders sich malen zu lassen, d. h. einem Andren Stunden lang seine Stellungen und Beschäftigungen zur Verfügung zu stellen, Wochen lange Vorbereitungen, ehe er sich dazu entschloß, erforderten. Diese, von dem edlen Emanuel später gewiß tief bereuete Härte, hatte ihren psychologischen Grund in der, in unserm dritten Bande gegebenen Characteristik desselben. Richter litt aber außerordentlich dabei, als ihm nun der gewohnte erfahrungsreiche Freund mit seinen geistreichen Beobachtungen in den Dämmerungsstunden fehlte. „Erzähl' Du's ihm," rief er ein Jahr später, als in meiner Gegenwart davon die Rede war seiner Gattin schmerzlich zu, „erzähl' Du's ihm! so verfahren meine Freunde mit mir; mein bester Freund ist gerade zu von mir abgefallen!" — Unmöglich konnte ihm diesen Verlust ein anderer Mann ersetzen, so merkwürdig und ehrend für ihn dessen Erscheinung war; ein katholischer Pfarre nemlich, Oestreicher mit Namen, der sich ausdrücklich, um des hochverehrten Dichters nähern Umgang zu genießen, aus besseren Verhältnissen in Bamberg nach dem größtentheils protestantischen Baireuth hatte versetzen lassen; — ein überaus kräftiger Mensch, der durch diesen Zug allein schon den ungewöhnlichen Standpunkt seines Geistes und Characters darlegt, der aber dem Boden der Jugend-Erinnerungen des Dichters und durch sein Cöbilat einer so großen Seite der Welt fremd war. —

Unter wenigen Veränderungen, selbst die wenig Vergnügen abwerfende kurze Reise in das für ihn sehr lang-

weilige Nürnberg kaum abgerechnet, kam der Herbst 1823 heran, in welchem ich zum zweiten Mal in Richters Nähe trat, diesmal, um ihn und den Lebenskreis, den er beherrschte, nie wieder aus den Augen zu verlieren. — Aber demnächst war es auch jetzt ein bloßer Zufall, fast ein Zwang, der mich zu ihm führte. — Anderthalb Jahre waren seit dem ersten Sehen verflossen; im Grunde stand ich noch immer auf demselben Plan- und Richtungslosen Standpunkte; nur daß ich seit einem Jahre Jurisprudenz als Facultätsstudium gewählt hätte, gerade weil es die unbestimmtesten und mannigfaltigsten Aussichten in's Leben eröffnete, weil es sich am ehesten ohne eine innere Antheilnahme mechanisch betreiben ließ, weil es aus lauter positiven und kathegorischen Sätzen bestehend, die festeste Haltung giebt und zugleich auf die Rolle eines Beschützenden und nicht Schutz Suchenden, hinweist; endlich vorzüglich, weil es so fern von jeder Thätigkeit der Phantasie abliegt, so daß gerade dieselbe am ungestörtesten neben ihm wohnen, und am freiesten ihre Blasen treiben kann. — Darum war auch Ernst Wagners Willibald nächste Veranlassung zu dieser Wahl gewesen. — Die Herbst-Ferien waren vor der Thür, Krankheiten verhinderten den gewöhnlichen Besuch des mütterlichen Hauses, der hartnäckige Vormund verweigerte Geld zu einer beabsichtigten Rhein-Reise, und es blieb so nichts anders übrig, als einer frühern Einleitung nach Baireuth von Seiten von Richters Familie zu folgen. — Ich ging mit schwerem Herzen, denn ich kannte dort nur ihn; und wenn auch das nunmehr gewählte Studium jene früher gefürchteten Fragen und Prüfungen abschnitt, so war es doch etwas anders, vier Wochen lang in seinem eigenen Hause um ihn zu sein; und wie viel hatte man mir nicht von der Strenge dieses Hauses gesprochen! — Nachdem ich, um die Ankunft zu verzögern, jeden möglichen Umweg genommen, den das Reisegeld erlaubte, traf ich

kurz hinter Hof einen Wegweiser, der mit einem Arm nach Baireuth, mit dem andern nach Wunsidel wieß. Der Umstand, daß jener Umweg mich noch einen ganzen Tag freiließ, daß er gerechtfertigt wurde durch den Vorwand, des Dichters Geburtsort zu besuchen; die Erinnerung an den Ausdruck des Conversationslexicons: „man wisse nicht, welchen Honig Jean Paul von den Blumen des Fichtelgebirges eingesogen;" — der mich immer mit romantischer Sehnsucht erfüllt hatte; — der Gedanke, endlich einmal ein eigentliches Gebirge zu durchgehen; die Nebel, welche die Wald bewachsenen Hügel auf jener Straße hin halb einhüllten und etwas Wunderbares in ihrem Schooße zu verdecken schienen; — alles dies trieb mich, in jene Gebirge hinein zu tauchen. Der Eindruck dieses Ganges ist in der Einleitung zu diesen Werke schon geschrieben. Des andern Tages stand ich um Mittag schon auf der höchsten Höhe des Fichtelkammes und sah die goldene südliche Ebene, fern hin wieder mit Bergen umgürtet, und in ihrem Schooß die weithinglänzenden Thurmspitzen und weißen Häusern Baireuths mit der langen, in einen Winkel hinlaufenden Pappelallee, rechts in das blauverhüllte Thal von Coburg, hinter mir das rauhe, wellenförmig hinlaufende Gebirgsland; — ein für das ganze Leben unverlöschliches Bild. — Bang riß ich mich los und stieg hinab; aber noch einen ganzen Tag blieb ich unerkannt in der Stadt, mehrmals das Haus des Dichters furchtsam umkreisend, und scheu zurückfahrend, wenn etwas Lebendes an den Fenstern sich zu zeigen schien. — Endlich zwang die Noth und ich trat hinein. —

Es ist unmöglich, hier zu beschreiben, welche Umänderung einige Stunden darauf mit meinem Sein vorgegangen war. Ich war eben in seinen Zauberkreis getreten; ich stand auf dem Boden seines nächsten unmittelbarsten Wirkens, und fühlte die Keime meiner schön-

sten moralischen und geistigsten Kräfte in der Brust mächtig sich regen. — Er selbst war nur eine Minute zur Bewillkommung erschienen, und in das Heiligthum seiner Arbeitsstube wieder verschwunden; aber es war eben der milde Abglanz seines ganzen göttlichen, geistigen und moralischen Sein's, der auf den Seinigen lag, der auch mein Wesen plötzlich mit wärmenden rosenrothen Lichte übergoß. —

Die wärmste, wohlwollendste und herzlichste Liebe, die mit der Unbefangenheit und Offenheit der höchsten Unschuld entgegentrat, eine außerordentliche Bildung, gepaart mit einer fast zu demüthigen Anspruchslosigkeit, das ernsteste Interesse für alles Erhabene mit dem heitersten Frohsinn und Scherz, größte Einfachheit der Lebensweise und Unkenntniß von eigentlichen Genüssen mit der glücklichsten Zufriedenheit; scharf beobachtender und forschender Blick mit kindlichster Herzensreinheit, die kein Auge hatte für das Niedrige und den Schmutz des Lebens, die mit dem arglosesten, das Beste stets voraussetzenden Vertrauen aufnahm wie sich hingab; und zu allem diesen Schönheit und Geist der Gestalt in ungesuchter geschmackvoller Kleidung; — tiefste Ehrfurcht vor dem Gatten und dem Vater bei freiester und selbstständigster, geistiger Bewegung und Umgange mit ihm; — das waren die Elemente, die in unaufhörlichem Wechsel vor dem Erstaunten vorübergingen. —

Doch lassen wir die älteste Tochter auch hier*) selbst Rechenschaft geben, wie er durch häusliches Walten und sein eigenes Beispiel diese Schöpfung hervorgebracht. —

„Es ist vielleicht mehr meines als Ihres Vergnügens wegen," heißt es, „wenn ich Ihre Bitte erfülle, und doch hoffe ich, soll Sie es auch freuen, den freundlichen

*) Es ist nämlich ein in „Wahrheit" ꝛc. bereits abgedruckter Brief von Emma Richter.

Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erst in der Mutter Zimmer, zu der er seinen Morgengruß trug, hinaufbanden, zu sehen. Der Hund springt an ihm hinan, die Kinder hängen sich um ihn herum und suchen, wenn er geht, ihre Füße in seine niedergetretenen Pantoffeln hineinzuschieben, wenn sich seine Ferse ein wenig daraus erheben, um so ihn festzuhalten; eins springt vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei andern (damals lebte mein seliger Bruder noch) muß er an den Rockschößen fortziehen bis an seine Zimmerthüre, wo sie ihn alle verlassen und nur der Pudel mit hinein wedelt. Doch ich muß von vorne anfangen."

„Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerk eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die beiden Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Fallthüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß, und dann von einem alten Schrank einen bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit der wir stark musicirten, während er arbeitete. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen was er sich damals hielt, und das er Abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere die er sich zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinnen die Winternahrung. —"

„Der Vater war sehr gut gegen Jedermann und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, wenn es auch nur der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für seine Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen mit einem andern vertauschte, und es da nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem

abgehenden Dienstmädchen gerade so machte, und bei dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde."

„Sich selbst wußte der Vater viele Freude zu machen, so war es ihm besonderes Vergnügen, Tinte zu bereiten, was er viel öfterer that als es nöthig war. Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, Korkstöpsel ꝛc. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine Lumpenschachtel. „Ich bin doch neugierig," sagte er, „wozu ich das gebrauchen werde," wenn er wieder etwas weggeworfenes fand. Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Untergangs, am meisten, wenn es Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja den unbedeutendsten Zettel hob er auf. So hatte er sogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten von uns Kindern vollgeschrieben. —"

„Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: Vater, tanz einmal! Dann machte er einige Sprünge. In den Dämmerungsstunden aber erzählte er uns früher Märchen, oder sprach von Gott, und der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsere Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigene Erzählung klüger wurde. Unsere Abendtafel aber machte er zu einer französischen Wirthstafel, die er aus zwölferlei Schüsseln aus seinen Excerpten besetzte. Dadurch naschten wir von allen Wissenschaften. Wir durften dabei alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. —"

„Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescheerenden Christkindchens warf. Schon 14 Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Breter gehen. Waren wir den

Tag über recht gut gewesen, und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten hinaus, und wie ich den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christuskindchen darauf und sagt mir, weil ihr heut so gut gewesen seid, so wolle es auch euch etwas schicken.“ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wenn wir in seiner finstern Stube auf seinem Kanapee hockten: „Habt ihr nichts gehört?“ nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's,“ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. — In der Weihnachtswoche ging er selbst auf den Mark und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine Paar Falten ausgespannt waren, verrieth und wir die Treppen hinunter den Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief er listig zornig: „keins rührt mich an!“ und, nachdem er in dem Zimmer verschlossen alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen liegen lassen, oder einen bunten Spahn, durften wir hinein. Am heiligen Abend selber konnte er das Bescheeren nicht erwarten; so bald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen. —“

„Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit gewiesen, wollte er auch uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern blos etwas weniges an den drei Hauptmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen. In den letzten Jahren bekam ich und meine Schwester einen Sonntagsechser. Dies Geld konnten wir aber eben so gut zum Fenster hinauswerfen, als behalten. Dadurch lernten wir aber schwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelspitze tausend Engel sitzen, so hatten bei uns wenigstens hundert Pläne auf einem Thaler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft.“ — — —

Diese häusliche Schöpfung, nachdem er sie eingeschaffen, erhielt und lenkte er jetzt durch die allereinfachsten Mittel; in moralischer Hinsicht erstens dadurch, daß er den Seinigen den allerentsetzlichsten Abscheu vor der Unwahrheit eingeflößt, so daß es ihm nur die einfache Frage kostete, um auf's Umständlichste von allem was gesagt und geschehen war, unterrichtet zu sein; ja er erfuhr es, sollte ihm selbst dadurch eine Freude oder Ueberraschung zernichtet werden, die man heimlich ihm bereiten wollen oder er selbst. — Wie viel Mal war ich selbst davon Zeuge und Gegenstand! — Dann hatte er alle seit frühester Zeit wie an eine unabwendbare Naturnothwendigkeit gewöhnt, daß er jedes, auch das allerunbedeutendste Billet das in's Haus kam, las. Endlich waren es nur die allerdelsten, zartesten und reinsten Blüthen der Gesellschaft, welche in seinen Hausgarten zugelassen wurden, die, wenn irgend etwas unlauteres an ihnen war, durch die, allen Freunden bekannte, Controlle die er durch jene ersten Mittel auch über sie, die Fremden und Freunde, vornämlich führte, sich zusammennahmen, den Seinigen nur ihr Beßtes zu offenbaren. — Auf dieselbe Weise wirkte er mittelbar auch geistig ein, indem es jeden Dritten anspornen mußte, so *viel möglich* den Seinigen Geist zu zeigen, weil er eben *wußte, daß* er durch diese indirect mit ihm umging; auf diese aber wirkte er selbst unmittelbar geistig anregend fast nur durch jene, von der Tochter erwähnten gelegentlichen Tischgespräche. —

Diese Letztern waren es fast auch nur in jenen vier seligen Herbstwochen, durch welche ich unmittelbar seine anregende Einwirkung empfand. Da er, trotz dieser beständigen häuslichen Nähe, ganz dieselbe zarte Schonung meiner innern und äußern Freiheit beobachtete wie in Dresden, mir sogar aufopfernd meist den alleinigen ausschließlichen Genuß der Seinigen überließ, und gern sich

zurückziehend Platz machte, damit seine übergewichtige Gegenwart den unbefangensten Erguß nicht hemme, soweit nicht irgend wie seine gewohnte Lebensweise dadurch beeinträchtigt ward — so blieb ich im Uebrigen nur in jener, durch seine Familie vermittelten, Berührung zu ihm, die mich ohnehin überfüllte. — Er nahm es zwar auf das freundlichste, fast dankbar, auf, wenn man in der Dämmerungsstunde zu ihm kam, aber litt es eben so, wenn man sich schleunig wieder entfernte. —

Nur einige Mal daher trat ich damals in das Heiligthum seiner Studierstube; wo es ihm Freude machte, seine Einrichtungen zu zeigen. — Sie machte einen äußerst eigenthümlichen Eindruck. Ein wunderbarer, aus dem Geruch von Blumen und Wein gemischten Duft wehte die Phantasie außerordentlich romantisch an. Aus seinen Fenstern, die dem Aufgange der Sonne entgegenlagen, schweifte der Blick über Gärten, hohe Bäume und einzelne Häuser hin zu dem blauen Fichtelgebirge, das den fernen Horizont umgränzte. Mitten in der Stube stand ein unscheinbares Repositorium mit eisernen Klammern am Boden festgemacht, mit Excerpten und Manuscripten bis oben herangefüllt, dem Fenster parallel, das im Sommer die aufgehende Sonne zuerst begrüßte; zwischen beiden der Sopha, auf dem er gewöhnlich halb liegend las, und dem deßhalb zur größern Bequemlichkeit und Veränderung der Stellung die Fußlehne fehlte. Davor der eichene Arbeitstisch; auf diesem die ausgesuchtesten Federn neben dem verschiedenartigsten, selbst buntfarbigen Papier auf sorgfältigster Unterlage, — Gläser, Brillen, Blumen, Bücher, — unter letzteren immer die kleinen englischen Ausgaben von Swift und Sterne — in der bestimmtesten Ordnung. An dem andern Fenster ein kleines Instrument, und neben diesem ein kleiner Tisch, von dem Kanarienvögel aus ihren Behältnissen oft auf einer kleinen Leiter zu seinem Arbeitstisch und von da auf seine

Schultern fliegen. Rings an den Wänden andere Repositorien mit Büchern. Alles, was er brauchte, hatte nach der genauesten Ueberlegung der höchst möglichen Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit Gestalt und Ort; aber ein an die gewöhnliche Ordnung gewöhntes Auge wäre vielleicht vor seiner Stube eben so erschrocken als er vor Roquairols im Titan. In der einen Stubenecke, nahe an der Thüre, durch die er einen besonderen Ausgang zur Treppe hatte, bei dem Kissen auf dem ein weißer seidenhaariger Pudel ruhete, hing eine lederne gestickte Jagdtasche und neben ihr lehnte ein großer Rosenholzstock; — alle drei die Begleiter auf seinen Gängen, wenn er in die Gärten seiner Freunde, oder dem Fichtelgebirge zu durch die Kastanienallee zu dem Häuschen der Frau Rollwenzel, dort zu arbeiten, wanderte, bis wir ihn zum ländlichen Mahl bei der freundlichen und originellen eben genannten Wirthsfrau abholten. —

Trotz einer solchen scheuen Meidung, und trotz der meist vermittelten Berührung zu ihm, war ich, zumal Er in jedem Ernst und in jedem Scherzwort der Seinigen gewissermaßen sichtbar war und gegenwärtig, wie nach dem Glauben beim Abendmahl Christus der Herr — ich war es mir klar bewußt, daß er von all' dem Herrlichen der lebendige Urquell sei. Je größer die *scheue Ehrfurcht* war, mit der man an seiner geistigen Größe und moralischen Strenge hinaufsah, desto entzückender und heimlicher war der Genuß des Kindlichen und Reinmenschlichen, was er um sich herum zu betten gewußt. Es war wie wenn man einer hoch aufstrebenden, durch ihre Riesenform zurückschreckenden Alpe, auf der die Wolken des Himmels mit ihren gewaltigen übermannenden Größen ruhen, und aus denen man Donner und Blitz erwartet, mit Furcht hatte entgegen gehen müssen, und nun wider alles Erwarten auf den weichsten Sammetfluren und den zartesten Blumen, die an ihr in milden Abhängen sich

hinaufziehen, ausruht, und die einen desto wonnigern Genuß gewähren, als die aus dem Schooß der Alpe hervorspringenden Quellen sie erzeugen, und da das Auge, jeden Augenblick zu den erhabenen Felsenformen mit ihrem Gipfel hinaufschauend, mit dem Größten durch das Kindliche vertraut wird. So war er immer der belebende Mittelpunkt, der Gott der neuen Welt, die vor mir aufgegangen war. Um ihn herum zog sich der Blüthenkreis der Seinigen; um sie das schöne Thal von Baireuth und alles dies umzog wieder in weiteren Kreisen das heimliche und romantische, dunkelgrüne und stille Fichtelgebirge. Alles dies zusammengenommen kettete sich zu einem und demselben Bild in der Seele zusammen, und eins war ohne das andere nicht denkbar. — Da nun obendrein dem Jüngling zum Verdienst und für einen Beweis einer ungewöhnlichen Geistes und Herzensfrische angerechnet wurde, daß er, das Schönste und Edelste der Erde was man ihm in Ueberfülle entgegentrug, mit Freude und Dank empfing, davon sich nicht losreißen, keine sogenannte Zerstreuung suchen mochte, man ihm daher nicht als Verwandten, sondern als Menschen einen besondern Werth beilegte, und eine besondere Neigung schenkte, so war es wohl natürlich, daß alle lang verschlossene Quellen seines Innern aufsprangen, und sich nach diesem Kreise hin ergossen. — Die Möglichkeit einer jemaligen Trennung ward von den ersten Augenblicken an gar nicht gedacht. Der Abschied schien gar nicht möglich ohne den Trost des Wiedererscheinens im nächsten Frühling. —

Die Welt war nun für mich plötzlich eine andere geworden. Das Herz hatte eine bestimmte, und doch eine nicht beschränkte, nicht ein einzelnes Wesen, sondern einen ganzen Lebenskreis, eine Masse von zusammengehörigen, nicht blos Persönlichkeiten, sondern von Bildern aus der Natur und dem geistigen moralischen geselligen Leben

im ganzen Gruppen umfassende, Sehnsucht — das L- ben hatte bestimmtes Ziel und einen Zweck; — zu thun was dort Freude, Achtung und Liebe erregte. — D. Wirkung war außerordentlich. — Er hatte mit mir von seiner Studienweise gesprochen und seine Excerpte gezeigt an seinem Beispiel also, wie man Alles aus der Welt und der Wissenschaft für jeden besondern Zweck benutzen und anwenden könne, und den allgemeinsten und den zerstreutesten Gedanken dadurch ordnen, daß man ihn sich aufzeichnend für spätere Zwecke aufbewahre. Ich hatte bisher alle Einfälle und Gedanken in der Einsamkeit verfliegen lassen; nie war mir's eingefallen sie aufzuschreiben. Ich hatte früher angefangen, Bücher zu excerpiren; aber nach der gewöhnlichen Art so systematisch, daß es förmliche dicke Auszüge wurden, die am Ende die Bücher selbst waren, ohne den Geist der Darstellung, unendliche Zeit kosteten, ohne dem Gedächtniß wegen ihres Umfanges sich besser einzuprägen, und die so zu einer ganz unübersehbaren Masse anzuwachsen drohten. Der Eifer hatte sich daher bald abgekühlt. — Jetzt wurden aber solche monatliche Gedankenbücher und Excerpte, aus einzelnen Sätzen bestehend, angelegt. Wie ganz anders ward jetzt auf Menschen und Natur gemerkt; wie ganz anders gehört auf die Erzählungen der Leute, auf seine eigenen Gedanken; wie beobachtete man sich und andere in Handlungen und Aeußerungen; und alles dieß aber in bestimmter Beziehung zu ihm, ihm es mitzutheilen, ihn dadurch zu erfreuen, ihn darüber zu hören. — Man rüstete sich gewisser Maaßen immer zum Gespräch mit ihm, suchte alles, was nur die Erinnerung von Lectüre und erlebten Ereignissen aufbewahrte, emsiger vor; alles ward zum Gedanken, jeder Gedanke zum Bild. Ein, mit meinen Cousinen angeknüpfter, jede Woche lebhafter werdender und meiner Seite zu Paketen anschwellender, natürlich unter seinen Augen geführter,

Briefwechsel, der die Unbefangenheit durch die Personen an die er sich zunächst adressirte, bewahrte, somit alle strengern und höhern Ansprüche vermied, während die Gewißheit, daß er ihn las, zum anspornenden Hebel wurde, — steigerte und unterhielt jene mittelbare Wechselberührung. — Ein Vierteljahr später hatte ich den Muth erlangt, seinen durch die zweite Hand kundgegebenen Wunsch ihm eine ausführlichere prosaische Arbeit mitzutheilen, nachkommend, ihm einen ausdrücklich für ihn ausgearbeiteten Aufsatz, welcher das Mißverhältniß des römischen Rechts zu dem politischen, historischen und intellektuellen Leben der Gegenwart darlegte, zuzuschicken, und damit von ihm den ersten Brief und das Lob, „daß der Stil und die Darstellung schon männlich, und die Kraft des Blicks in Welt und Geschichte über meine Jahre sei", einzuernten. — Aber ich muß wiederum heute auf das Tiefste bewundern, wie der Dichter durch Forderungen von Arbeiten der Art auch hier auf so weise wie liebevolle Art für die schon früher erwähnte Erhaltung meiner Selbstständigkeit ihm gegenüber sorgte. Dadurch daß er ausdrücklich poetische Arbeiten von sich wies, und dagegen auf reflectierende drang, gab er mir selbst die besten Waffen gegen ihn in die Hand, damit die Phantasie sich von der Seinigen nicht fortreißen lassen und sich ganz ihr dienstbar machen sollte. — So war ich im Stande, in demselben Augenblicke, wo der Siebenkäs in welchem unter allen seinen Werken seine damalige Persönlichkeit und Umgebung, der ganze Weltkreis der mich dort so gefesselt, bis auf die Nennung jeder Localität, am offensten und am meisten poetisch hervorgetreten war, bis zur schwärmerischen Anbetung Seiner begeistert hatte; — in demselben Augenblick, sag ich, war ich im Stand, nicht nur für ihn selbst so kaltbetrachtende Aufsätze, sondern auch die poetischen Ergüsse, welche auf dem mittelbaren Wege zu ihm gingen, in Formen abzufassen und

zu verstecken, die weder eine äußere noch innere Nachahmung seiner Manier gestatteten, d. h. sogar in Sonnetten, ihm das Fremdeste, was es geben konnte. — Indem ich seine Werke eigentlich erst las, nachdem ich vorher seine Persönlichkeit und seine Umgebung erkannt hatte und ihren Eindruck empfunden; indem er mich in derselben Zeit, wo ich sie verschlang, zur Ausbildung der Reflection und der Beobachtung der wirklichen Welt durch veranlaßte; indem er in Betreff eigener Composition mich denselben Gang den er selbst genommen, führte, und dieß nothwendig auch über seine Werke selbst zu reflectiren veranlaßte; indem er mir endlich in der Mittheilung seiner Studien manche Erklärung selbst an die Hand gegeben, — aus allen diesen Gründen wurde ich schon früh veranlaßt, die ausnahmsweisen und speciellen Motive derselben mehr oder weniger klar mir bewußt zu werden, mich außer denselben zu erhalten, und leichter nach und nach den Weg zu ihrer richtigen Verständniß und Beurtheilung zu finden. — Das beste Gegengift gegen versuchte Nachahmerei. —

Kaum keimten die ersten Saaten des Frühjahres 1824, als ich schon wieder dem Fichtelgebirge zustürzte. — Dießmal blieb ich ein ganzes Vierteljahr dort. — Doch meine Stellung zu ihm wurde wenig dadurch verändert; theils weil er immer noch dieselbe Haltung beobachtete, niemals den leisesten Wunsch zu erkennen gab, daß ich auch ihm nur etwas sein, das Geringste zu seiner Unterhaltung und Aufheiterung beitragen möchte; nie die geringste Frage über die Anwendung meiner Zeit über die Lippen kommen ließ; theils, weil auch mir die Nähe wiederum die Scheu des Gesprächs gab, jenen Muth ich nur für die Ferne und die schriftlichen Mittheilung gehabt hatte. — Ruhig erwartete er wieder in den Dämmerungsstunden, ob ich hinüber kommen würde. Nur manchmal erfuhr ich zwar seine zufriedenen, lobenden

Aeusserungen über den Erfolg der Unterhaltung, wenn ich sie gewagt, durch die dritte Hand. Aber ich fürchtete zu sehr, die Erwartungen dadurch gesteigert und meinen Vorrath von Ideen dagegen zu bald erschöpft zu haben, um es oft zu wagen; — denn gerade in diesen Stunden wollte er mehr einnehmen, als ausgeben. —

Dagegen hatte ich aber Gelegenheit genug, ihn näher zu betrachten. Das Erstaunenswürdigste war die geistige und moralische Allumfassung und die tief berechnete Benutzung und Ordnung der Zeit und seiner Mittel. — Die Zweckmäßigkeit der Federn, mit denen er schrieb, jedes kleinsten Werkzeuges, das nur in seinem Hause gebraucht wurde; — die Minute, in der er aß, die Speisen jeden Tages, die er selbst schon am Morgen bestimmte nach den Regeln seines Befindens und der vor ihn liegenden Beschäftigung, besonders aber um auch darin Morgens das bestimmte Bild des Tages vor sich zu haben, und sich darauf freuen zu können; — dies waren mit der größten Wichtigkeit behandelte Gegenstände. Zu jeder Stunde dabei untersuchte er den Stand des Mondes, den Grad der Temperatur der Luft, den Wind, das Fallen oder Steigen des Barometers, die Beschaffenheit ferner Gegenden, suchte stets die Verbindung und gegenseitige Beziehung auf einander zu bemerken und zu ergründen. Alles war bei ihm so berechnet, daß eine Abweichung von der bestimmten Ordnung und eine Veränderung des von ihm festgesetzten, ihn auf das tiefste berührte. Ich kann, um davon den Begriff zu geben, folgende Anekdote nicht unterdrücken. — Als ich wieder ankam, fand ich auf dem geheimen Gemach zum Gebrauch einen Quartanten mit dem trefflichsten weichsten Papier. — Acht Tage darauf war er plötzlich verschwunden, und an seine Stelle sehr unregelmäßiger und grober Absall hingelegt. Nach andern Erfahrungen auch hiervon einen bestimmten Grund vermuthend, faßte ich den

Muth, darnach zu fragen, als der Quartant immer nicht wieder erscheinen wollte. Die Frage schien erwünscht zu kommen; denn ich erfuhr nun, daß Richter mit so großem Unwillen bemerkt hatte, wie ich bald anfangs bald am Ende meinen Bedarf unregelmäßig ausgerissen, daß ihm dies endlich so peinlich geworden, um lieber den Quartanten selbst wegzutragen, und sich lieber mit dem schlechten Papier zu begnügen oder das andere sich selbst hinzutragen, als dieses entsetzliche Unwesen mit anzusehen. — Das ganze Haus hatte darunter gelitten und, als ich lachend versprochen, forthin regelmäßig nach der Seitenzahl zu verfahren, sah ich andern Tags mit großem Vergnügen den alten Quartanten wieder an seiner Stelle; — ein Zug der zu gleicher Zeit die unendliche Schonung beweisen mag, mit der er mich behandelte. — Aber dafür konnte er auch auf der andern Seite die Seinigen mit dem heftigsten Zorne, sogar einmal während meiner Anwesenheit mit dreitägiger Zurückgezogenheit auf seinem Zimmer bestrafen, wenn an den einfachen Speisen, die er bestellt hatte, etwas verdorben oder versehen war. Aber es war natürlich, daß wie ihm das Geringste Freude gab, und Mittel zu einem Zwecke wurde, es ihm eben so die größte geistige Störung verursachen konnte, so bald dessen Vermeidung nicht vom Zufall, sondern von einem menschlichen Willen abhing; ihm aber war das Essen ein Quell großer körperlicher und geistiger Freude. — Aber das Merkwürdigste war mir, daß dieser Sinn für das Kleinste nicht nur neben dem für das Größte wohnte und daß sie beide abwechselnd, sondern daß sie beide zusammen, ohne sich einander zu stören, thätig sein konnten. Während seine Phantasie mit Gefühlen, Bildern und Anschauungen sich beschäftigte, welche das innerste Leben in bebenden Schwung versetzten, schaute er wohl mit forschendem Blick umher, ob auch jede Sache auf seinem Tische in der gehörigen Ordnung, in dem Zu-

stande sich befand, den er ihr für immer bestimmte. So konnte er gewiß in den Augenblicken der größten Begeisterung bei'm Erzeugen der glühendsten Stellen ohne Störung der Vorgänge in seiner Seele, etwa einen vor seiner Feder herumhüpfenden Kanarienvogel mit einem Strich von rother Tinte bezeichnen, um ihn von einem ähnlichen zu unterscheiden, oder ein Fliege die ihn umflog, für seine wetterprophetischen Frösche einfangen oder mit der Gutmüthigkeit Sterne's, durch das Fenster in die weite Welt hinaus lassen, die für beide Wesen Platz hat. — Man sieht auch hieraus, daß die ihm so eigenthümliche, unmittelbare Vermählung des erhabenen Gedankens mit dem aus der gewöhnlichsten Wirklichkeit durchaus nicht gemacht, sondern reines Ergebniß seiner Natur und Anlage war. — Er hatte überhaupt in ganz besondern Grade die Gabe, mehrere Gedanken zu gleicher Zeit neben einander zu verfolgen, gewissermaßen eine esoterische und exoterische geistige Thätigkeit zugleich zu treiben; und oft bewies er im Gespräch, daß er z. B. eine vor geraumer Zeit hingeworfene, und mit andern vertauschte Idee, während er über die letzteren sprach, näher überdacht und überlegt hatte. — Das Allerwunderbarste und an das Unerklärliche streift, daß er nicht nur im Arbeiten seiner Seele zusehen konnte, sondern sogar im Träumen den Traum beobachtete und über ihn reflektirte. Davon sehen die Leser schon die überraschendsten Thatsachen in seinen: „Blicke in die Traumwelt" — im Museum.

Aber was war am Ende das Erstaunen über solche Aeußerungen von geistiger Kraft, und deren tief berechnete, höchst möglichste Steigerung und Verwendung, gegen die Bewunderung der Beweise und Zeichen seiner so großen „Johanneskraft der Liebe," von denen man so oft Zeuge war! Die letztere trat besonders hervor in der Aufnahme Fremder, welche Neugier oder Rathserholung zu ihm

führten. Hiebei überwand er sogar die Empfindlichkeit der ihm fürchterlichsten Störung seiner Morgenstunden. Ich will hiervor bei zwei Fällen den Eindruck, den sein Benehmen auf mich machte, durch eine Stelle aus einem Briefe über mich selbst von einer ältern Zuschauerin, dem Leser um so wahrer darstellen, zumal sie zugleich die erwähnte damalige Annährungsscheu bezeugt: „Daß er Jean Paul's Gemüth liebt," heißt es von mir, „sah' ich mehreremal mit Wonne; einmal als ein erbärmlicher Wicht aus Wunsiedel, dessen Leidenschaftlichkeit wahrhaft Fürchten erweckte, Richtern um Rath fragte, und dieser ihn mit einer Milde, Vernunft und gütiger Weitläufigkeit anhörte, ihn zu beschwichtigen und von seinem ihm selbst schädlichen, unbesonnenen Vorsätzen abzurathen suchte, da war des Jünglings Auge, der still am Fenster saß und alles hörte, von ernster Rührung so feucht! — Ein andermal, da Richter herüber kam und einer alten Dame so menschenfreundlich antwortete, da entzückte mich nur Richters Blick, der so freudig liebend auf ihn sah; aber sagen muß man es den Menschen auch, wenn man sie liebt u. s. w." — Sah man ihn aber, wenn die Sorge und die Sehnsucht nach den Seinen ihn von seinen stillen und einsamen Arbeiten herüber trieb, er dann mit dem Auge einen Sonnenstrahl der reinsten Liebe in das Zimmer warf, um den Mund das lieblichste Lächeln spielte, und er mir wie verschämt verlegen um einen Vorwand seines Kommens dastand, da war einem wohl als sollte sich das innerste Leben sich hineinstürzen in sein Auge, als sollte das bange Herz dort finden, wonach es in ungestillter Sehnsucht schlug und klopfte. — Wie oft sprach auch in seinem Zorn nur die Menschenliebe, aber nicht ihre Weichheit, sondern ihre Stärke. Wer konnte ihn wohl ohne Rührung mit der weichen Knospe an der Brust, von seinen Gängen heimkehren, oder ihn seine kleinen Vögel und ihre Jungen, wenn sie aus ihrem

Trinknäpfchen ihm die Papiere zu sehr näßten, sanft in ihre Behältnisse treiben sehen! — Mit welcher sorgsamen Liebe er auch seine Wohltaten erzeugte, davon erzählt seine Tochter ein schönes Beispiel: „Da die Gärtners Leute, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, ihn um Aushülfe und Vorschuß angingen, so gab er ihnen immer nur fünf Gulden, von denen die Frau monatlich nur einen wiederbringen mußte, wofür er ihr dann sechs Kreuzer „Interessen" abzahlte, wie er sagte." — Mit eben solchem Wohlwollen behandelte er seine Dienstleute. Wenn er z. B. am ersten April sich die Freude machte, die Seinen anzuführen, eine Freude, die ihm Niemand verdarb, so war selbst davon die Magd nicht ausgeschlossen; und ich sehe noch sein frohes Gesicht, mit dem er die verdutzte Magd betrachtete, als er sie ernst nach dem weggekommenen Messer befragte, „das keine Klinge mehr gehabt und an dem der Stiel abgegangen wäre." Wie er die Thiere behandelte, erzählte die Tochter schon. Aber ich selbst sah ihn, wenn er Obst aß und der Hund verlangend wedelte, ihm den Teller vor die Nase halten, „damit er sein unzustillendes Verlangen aufgebe, sehend, daß es keine Nahrung für ihn sei." — So hielt er es für unverzeihlich, wenn man in einen Kaufladen zu aufmerksam hineinsah, und in dem Kaufmanne die vergebliche Erwartung, man wolle etwas kaufen, erregte. — Wie bös wurde er, als ich ihm einst mittheilte, die Handschrift Ernst Wagner's aus großer Liebe zu ihm aus einem alten Fremdenbuche gerissen, und so den Nachkommenden die gleiche Freude entzogen zu haben." — Mit welcher liebevollen Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit aber er den, von Jahr zu Jahr sich mehr häufenden Anfragen und Bitten um Urtheil über poetische Arbeiten, um Rath über Lebens-Angelegenheiten nachkam, so viel Zeit es ihm auch raubte, dafür sind noch hunderte von lebenden Zeugen vorhanden! — Un-

glaublich war die Menge der eingelaufenen Briefe, Bekenntnisse, Selbst-Lebensbeschreibungen, von allen Gegenden her. Er ward dahin zum Vertrauten der tiefsten Geheimnisse von Frauen Männer und Jünglingen aus allen Ständen gemacht. Jeder wollte Rath, viele ihn zum Richter, andere zum Schiedsrichter ihres ganzen Lebens; reuige Sünder suchten Trost in einer Beichte an ihn! — Ueberall rieth, half, tröstete, ermunterte er hin, und wohl mag keiner von unsern großen Männern auf diese Weise seit dem alten Gellert so auf seine Zeitgenossen gewirkt haben. Ja manchmal richtete er durch anfängliche zu liebevolle Antworten Unheil an, und es widerfuhr ihm der so tiefe als unerhörte Schmerz, daß ein junges Mädchen, Maria geheißen, entweder eine Tochter von Forster, oder wahrscheinlicher von Adam Lux, die beide Opfer der französischen Revolution geworden, sich noch im Jahre 1812 aus Liebe zu ihm und wegen der Unmöglichkeit, je ihm nahe zu treten, im Rhein ertränkte *). Daß unter den Zusendungen sich manches Curiose und Psychologische befindet, läßt sich leicht begreifen. So besitze ich unter andern die Selbstlebensbeschreibung eines Mannes, der die fixe Idee hatte, daß er von Andern aus der Ferne magnetisch ausgesogen und seine Gedanken von ihnen benutzt würden, der aber zu

*) Mehrere seiner Briefentwürfe an Marianen in den Kometenheften, zeigen, wie sehr er sie gegen die wachsende Neigung väterlich gewarnt. So führt er ihr an, daß sie in ihrer Liebe zu ihm das Geistige mit dem Körperlichen verwechselte, daß die innere unendliche Erscheinung keine äußere endliche vertrüge. Selbst das Gold würde ja unkennbar durch die Darstellung. Alles Gute womit sie sich für ihn begeistere, wäre ja schon vorher dagewesen, und die Begeisterung kehre es nur um. Ihre Liebe vertrüge nicht blos, sondern fordere Ehestand und Kinder. Wir alle seien ja in die großen Weiber der Vorwelt verliebt, aber dies sei doch platonisch u. s. w." — Ausführlich erzählt den Vorfall: „Die Wahrheit aus J. P.'s Leben." Dort fehlt jedoch der hier gegebene Brief.

gleicher Zeit von Richtern die Verwendung beim Kaiser Franz um ein Geschenk von nicht weniger als zwanzig Tausend Thalern, damit er in Muße ein großes Epos schreiben könnte, und endlich von dem Dichter selbst einen Vorschuß von zwei Tausend Thalern auf jenes kaiserliche Geschenk hin verlangte. Ein anderer forderte, daß er sich bei allen Fürsten Europa's um die Freilassung Napoleons von St. Helena bemühen möchte u. s. w. u. s. w.

Uebrigens hatte ich auch einigemal Gelegenheit, ihn noch in der Fülle seiner Kräfte, in jenen oftmals früher erwähnten begeisterten Momenten mündlicher Improvisation beim Zweigespräch mit interessanten Männern über wichtige Gegenstände zu beobachten; wiewohl dies meist nur in jenen Dämmerungsstunden auf seiner Stube geschah. Einigemal aber kamen sie zu uns herüber. Er lies sich dann auch sein Bier herüber bringen, von dem dabei zu trinken ihm durchaus Bedürfniß war. Es ging dann durchaus treu so die Scene vorüber, wie er eine solche vor 23 Jahren in der Conjecturalbiographie beschrieben hatte, nur mit dem Unterschiede, daß beim Auf- und Abgehen im Zimmer kein Söhnlein an seiner Hand mit auf und nieder trabte. Am unvergeßlichsten ist mir die Dämmerungsstunde, wo er mit einem geistreichen, ihm hauptsächlich durch gleiches Interresse an dem thierischen Magnetismus befreundeten Arzte, von Stransky in Baireuth, ein solches Gespräch über das Verhältniß der Seele zum Körper führte. Es ward entwickelt, wie die Seele sich den Körper selbst baue, wie der Wahnsinn nicht sie selbst afficiere, sondern wie hier nur die körperlichen Werkzeuge, durch welche sie unmittelbar wirke, zerstört wären, und der Mißklang der Gedanken nur dem ähnlich sey, welchen ein ganz guter Spieler selbst auf einem Instrumente mit verstimmten und zerrissenen Saiten hervor bringen müsse u. s. w. u. s. w. Er war dabei der dichtende Sprecher, während der Andere theils das von ihm Auf-

gestellte im Bereich seiner Erfahrung und Kenntnisse zu bestätigen, oder ihm aus demselben neues Material zuzuführen suchte. Es war außerordentlich, wie die Ideen gleichsam wie electrische Funken herüber und hinüber sprangen, und der Zuhörer wußte nicht, sollte er mehr die Tiefe und Schärfe seiner Beobachtung, oder den Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Thatsachen aus allen Theilen der Wissenschaft und des Lebens, oder die gewandte bestimmte präcise und in kurzen mahlenden Schlagbildern sich gestaltende Form des Ausdrucks bewundern. —

Eine der Hauptursachen übrigens, welche verhinderten, daß schon im Jahre 1824 ein innigeres Verhältniß zu dem Dichter sich gestaltete, lag in den gerade jetzt sichtbar eingetretenen Wirkungen der feindlichen, seinen Körper nach und nach zerstörenden Desogarnisation. Die zunehmende Augenschwäche hatte ihn schon im Anfang des Winterhalbjahres auf das Ernstlichste beunruhigt, er hatte bei Gelegenheit seines ersten Briefes schon auch meine Beihülfe zur Verschaffung tauglicher Brillen in Anspruch genommen; von allen Orten und Enden wurden dergleichen herbeigeschafft, eine Menge Augenärzte befragt, eine Menge weitläufiger Krankheitsbilder abgefaßt, und den Befragten zugeschickt. Er hielt sie immer nur für eine örtliche Schwäche, und hoffte fest, daß sich ein grauer Staar bilde, der sich operieren lassen würde. Daß auch das zweite Auge zu leiden anfing, suchte er sich dadurch zu erklären, daß „das linke dem andern von Zeit zu Zeit nur einen Nebel hinüberschickte.“ Aber der ganze Organismus war verstimmt. Vergeblich kämpfte er an gegen eine zunehmende Empfindlichkeit, Verdrießlichkeit, und Abspannung. Die Unentschlossenheit, Erheiterungen zu suchen, wenn Sie nur mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden waren, wurde immer größer. „Geh' doch heute zu Weldon's,“ rieth ihm die Gattin in meiner Gegenwart unter andern einmal, als sie ihn einmal bei-

terer sah. „Ach Gott! ich möchte wohl," war die Antwort, „aber da müßte ich erst ein Paar andere Hosen anziehen!" — Er blieb und ging nicht. — So begegnete ich ihm im Mai, als schon seit acht Tagen Alles in Blüthe stand, im Freien. „Wie mich das erquickt," rief er mir zu, „ich sehe das Alles dies Jahr so plötzlich zum ersten Mal." — Er, den sonst jeder Sonnenschein in's Freie zog. Das größte Unglück aber war, daß er die Fortschritte der Zerstörung durch seinen eignen medicinischen Dilettantismus beförderte. Nicht nur, daß seine selbst gefertigten, nach seinen Wünschen eingerichteten, Diagnosen die Augenärzte täuschten, so daß sie mit ihm an die Bildung eines grauen Staar's glaubten, sondern er bildete sich ein, nach frühern Beobachtungen, daß der Grund der übrigen Körperverstimmung in der Lunge liege, und er daher nur an einem Lungenschlag sterben könne. Während die Folge nun augenscheinlich bewies, daß ganz einfach der ganze Körper durch allmählige Abnahme aller organischen Kräfte einer Auflösung durch Schwäche entgegen ging, und diese namentlich bei den Augen begann, behandelte er sich gerade auf entgegen gesetzte Uebel hin, schwächte nicht nur seine Diät, sondern setzte sich Blutigel an, und ließ sich sogar in diesem Sommer durch Schröpfköpfe das Blut Unzenweise abziehen. Eine allgemeine Abmagerung des Körpers war davon die unmittelbare Folge. Schon im Herbst 1824 war es so weit gekommen, daß er, dem Vorlesen das Verhaßteste war, die Nachmittage und Abende auf dem Sopha liegend in der Stube seiner Frau zubrachte, sich abwechselnd von den Seinigen vorlesen ließ, und, wenn ein Besuch kam, augenblicklich in seine trübe Stube hinüber ging, „hypochondrisch dabei zweifelnd an der Ergebenheit selbst der Seinigen." So ging es fort den Winter 1825 hindurch bis in die Mitte des Sommers hinein. —

Ich war zwar auch im Herbst wieder in Baireuth erschienen, so wie im Frühjahr 1825 auf einer, nach dem Tode meiner Mutter und meinem Abgang von der Universität unternommenen Reise nach der Schweiz, aber immer nur wenige Tage, und in größerer Entfernung sogar von ihm bleibend, als früher; denn, da er mir auch jetzt noch nicht dem mindesten Zwang auflegen mochte, so störte auch ich das Vorlesen, und die häusliche Einsamkeit. Anders wurde es aber plötzlich, als nach fünf Wochen mich die Rückreise wiederum nach Baireuth führte. Die einzelnen Schilderungen, die ich am ersten Tage bei Tisch schüchtern von dem Erlebten hinwarf, die Art und Weise, in welcher es geschah, hatten seine Intresse und seine Neugier, mehr zu hören erregt. Er blieb sitzen und begann darüber ein fortgesetztes Gespräch. In der Begeisterung von dem Gesehenen, in der Ueberfülle der durch die Wanderung üppig gesteigerten Körperkraft und in der Aufregung aller geistigen und Phantasie-Käfte, seit lange dürstend, einen solchen Hörer zu finden, hatte ich den Muth und die Kraft, vor ihm mich auszuströmen, mit dem sicheren Bewußtsein einen unerschöpflichen Stoff vor ihm ausbreiten zu können. Mein ganzes Herz saß mir auf der Zunge. Ein Bild nach dem andern, eine Idee nach der andern, die den anschaulicheren Ausdruck fanden, fielen in seine seit lange schon nach einer solchen Ausbeute lechzenden Seele. Er war abwechselnd gerührt, erhoben, erstaunt, erheitert, und mein Muth wuchs mit der immer sichtbarer werdenden innigen Zufriedenheit auf seinem Antlitz. Es verging der Nachmittag, der lange helle Juli-Abend, und das Gespräch war nur immer lebhafter, umfassender, inniger, herzlicher geworden. — Ich war dabei meist der Gebende gewesen, hatte hauptsächlich die Kosten des Gesprächs getragen; er schien erstaunt überwältigt über die Stärke und Ausdauer der feurigen Jugendkraft, die stets sich steigernd und überall, wo es sich hinwen-

dete, demselben die Spitze zu bieten vermocht hatte. Er sah sich hier fortgerissen; er fühlte sich wieder wie früher; mit leuchtenden Blicken saßen rings um die Seinigen umher! — Aber, alles erhob sich wie verklärt als er plötzlich Punsch verlangte. Das war seit Jahren nicht geschehen; es war immer das Zeichen seiner glücklichsten Momente gewesen, besonders an den für ihn so heiligen Weihnachts-Abenden. Er brachte nun das Gespräch auf sich besonders, und auf den Gedanken, der ihn damals besonders beschäftigte, auf die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, über welche er aber in seinem gänzlichen Unvermögen, Geschäfte, besonders wenn sie seine eignen Intressen betrafen, zu behandeln, eine Menge äußerer und innerer Zweifel und Bedenken in Betreff der Anordnung wie der Buchhändlerische Verhältnisse hatte, die seine gewöhnliche damalige Unentschlossenheit noch mehr vergrößerten. Ich hatte mir durch mehrere Lebensverhältnisse dagegen eine Art practischen Sinnes, eine Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit des Ueberblicks in der Behandlung solcher Angelegenheiten zu erwerben gewußt, die meine juristischen Beschäftigungen wesentlich gefördert hatten. Ich bot daher alles auf, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken, wußte so schnell ihm alle seine Bedenken zu besiegen, ihm den Weg dazu so leicht vortheilhaft und so angenehm zu zeigen, daß er sowohl über diese, ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Seite meines Wesens fast noch mehr erstaunte, als besonders sich innig erquickte über die ihm dadurch eröffnete Aussicht auf einen eben so behaglichen als leicht und angenehm ihn beschäftigenden Abend seines Lebens fühlte, — und wunderbar geistig und moralisch gestärkt sich zurückzog. Die Wärme und Uneigennützigkeit des Intresses, die ich dabei für ihn und den Seinigen hatte an den Tag legen können, da ich so kühn meine Hoffnung damals nicht zu erheben vermochte, daß er mir irgend eine Stellung dabei übertragen würde, hatten ihn

nicht minder dabei ergriffen. Genug! ich hatte ohne es zu wissen, in jenen wenigen Stunden mir seine innigste Liebe, seine Achtung, und sein unbedingtestes Vertrauen erworben. Zwei andere Tage vollendeten, wozu der erste den Grund gelegt. Ich schien ihm jetzt eine genügende Festigkeit und Selbstständigkeit offenbart zu haben, daß er jedes frühere Bedenken beseitigen zu können glaubte, nach der jugendlichen Stütze zu greifen, die sich seinem erschütterten Leben darbot. Schon jetzt vertraute er den Seinen, jedoch mit der Weisung es mir noch zu verschweigen, seinen Vorsatz, mich für die Dauer der Veranstaltung der Herausgabe an seine Seite zu rufen. — Unglücklicher Weise aber glaubte er sein Lebensende noch so fern, und immer noch die Einleitung zum Anfange des Geschäfts so Zeit raubend, daß seine zu große Gewissenhaftigkeit mich noch einmal abreisen ließ, um so wenig wie möglich die Freiheit meiner fernern selbstständigen Ausbildung zu beschränken. Erst nachdem ich über sechs Wochen schon in Dresden wieder war, erhielt ich von ihm folgenden, jedoch dictirten Brief:

„Was ich auf dem Kanapee gesäet und Sie auf dem Stuhl, das fängt schon an zu grünen, und meine sämmtlichen Werke werden allmählich hervor treten. Jetzo komme ich zu Ihnen mit einem Wunsche der Mitwirkung, die mir am besten den Weg zum Anfang bahnen wird. Ich bitte Sie nemlich inliegenden Brief sogleich an Böttiger zu übergeben. Ich ersuche ihn darinn mich über die Bedingungen über die Herausgabe sämmtlicher Werke zu belehren, über das was andere Schriftsteller bekamen, über die Verhältnisse zu frühern Verlegern, kurz über meine neu aufgestiegenen Zweifel bei dieser Unternehmung. Da ich Böttigers kurzem, immer schneller verrinnenden Lebenslauf, nicht noch Brieffrachten an mich mitgeben wollte und noch aus anderen Rücksichten mich mitgeben wollte und noch aus anderen Rücksichten seiner Persönlichkeit, ersuchte ich ihn, mir gar nicht zu antworten sondern blos Ihnen, und mündlich Alles was er nur rathen kann, Ihnen anzuvertrauen. Sie werden schon die Gefälligkeit haben, jedes Wort von ihm treu

wie ein Echo nach Baireuth zu senden. Sie sehen übrigens aus der Mühe, in die ich Sie schon beim Anfang des Geschäfts verwickele, daß ich sie bei der Fortsetzung desselben noch mehr in Anspruch nehmen werde, in sofern ich Ihren wissenschaftlichen Gang nicht unterbreche. Möge er in Zukunft immer mehr Ihrer Alpenreise gleichen, wo die steilen Felsen und die Wasserfälle eben so gut zu den Schönheiten und Genüssen gehören, als die Aussichten auf Berggipfeln! —"

Da Böttiger's Antwort sehr ungenügend ausfiel, ich voraus sah, daß auf diesem Wege noch viel unnütze Zeit verstreichen würde, griff ich, außerdem noch durch besondere Briefe der Seinigen dazu aufgefordert, sogleich mit dem größten Eifer selbstthätig ein, und hatte binnen drei Wochen die ganze Verlagsangelegenheit zwischem ihm und den Buchhändler Reimer so weit vermittelt, daß unverzüglich zu den Vorarbeiten geschritten werden konnte. Es ist dies eine der schönsten Beruhigungen für mich, da ohnedem der Dichter mit Sorgen und Bangen über das zukünftige Schicksal der Seinigen wie seiner Werke aus der Welt gegangen, nicht jenen schönen Trost seiner letzten Tage gehabt haben würde! Mit der dadurch gestiegenen Zuversicht von dem Erfolge meiner Beihülfe aber war zu gleicher Zeit die Abnahme seiner Kräfte und seine Hülflosigkeit reißend schnell gewachsen; besonders nach einer Anfangs Septembers im kalten Wetter unternommenen Reise nach Nürnberg zu dem Augenarzte Kapfer, der ihn, wahrscheinlich nur um ihn seinen Trost nicht zu rauben, die Operation des angeblichen grauen Staars zum Frühjahr versprochen. — Am siebenten October erhielt ich dabher den Einladungsbrief zur schleunigen Rückkehr von den Seinigen, dem er folgende, mit der mühsam gekritzelten herzlichsten Unterschrift versehene, Nachschrift hinzu dictirt hatte.

„Ich erwarte ein schönes Leben mit Ihnen. Der Tag bis zehn Uhr bleibt ganz Ihrem Studium geweiht,

dann werden Sie die buchhändlerischen Eintheilungen der Aufsätze mit mir besorgen helfen; auch bitte ich Sie mir für die Werke, die ich zwar keiner Quecksilbercur, aber doch an manchen Stellen einer Quecksilberpolitur unterwerfen werde, die eingeschalteten Verbesserungen für den Setzer aufzusammeln; auch mir für die Bezwingung des Chaos meiner Bibliothek, wenn nicht die Hand, doch das Auge zu leihen. Ein wenig Vorlesen — ein wenig Kopieren — ein wenig Sprechen — ein wenig Frohsein — das ist noch Alles was ich von Ihnen verlange. —"

„Sie errathen gar nicht," so lauteten seine letzten Zeilen auf meine Meldung, daß ich gegen Ende des Monats eintreffen würde, „Sie errathen gar nicht, welchen Balsam mir Ihre Ankunft für meine verwundeten Augen und für die zweite Hälfte des vom Schicksal zerquetschten Körpers mitbringt. —"

Es hatte sich bereits eine Bauchwassersucht gebildet und die Füße begannen zu schwellen.

Da ich keine Ahnung hatte, daß seine Uebel in der kurzen Zeit so weit vorgeschritten waren, so ließ ich unglücklicher Weise bis zu meiner Abreise noch 14 Tage verstreichen, von denen ich leider zu spät erfuhr, wie kostbar und wie unersetzlich sie gewesen! — Denn als ich nun an einem der letzten October Abende wieder in sein Zimmer trat — mit welchem tiefen Schreck fuhr ich da zurück! — Die Fenster waren mit grünen Vorhängen verhangen, nirgends schien mehr die sonst so strenge ordnende Hand zu walten. Ein großer Lichtschirm auf dem Tisch, verbarg mir seine Gestalt; und als ich herumtrat, sah ich den vor kurzen noch so kräftigen Mann in einem Pelzüberrock auf seinem Sopha liegen, das Gesicht seltsam verlängert, tief eingefallen, gelblich, den sonst so starken Körper in den obern Theilen zusammengeschwunden, mit erlöschenden Augen, die Füße mit Kissen bedeckt. Unbeschreiblich gerührt und dankbar war sein Empfang. Als er meine Stimme vernahm, rief er: „wo ist er denn? —" und streckte mir die Arme entgegen! — Nachdem er sich

ermannt, überkam ihn wieder plötzlich die Lebendigkeit jenes früher beschriebenen Abends; alle Hoffnungen traten glänzend vor seine Seele, die er von diesem Zusammenleben hegte. Er schlug nach einander alle Saiten an, die er jetzt in klingenden Schwung gebracht zu sehen erwartete. „Ach!" rief er verschiedene Male aus, „wir haben so viel mit einander zu reden — aber wir haben ja nun auch tausend Stunden!" Nur mit Mühe und ungern ließ er mich diesen Abend von seiner Seite führen. —

Doch ich habe schon einmal den Freunden des Dichters von dem Augenblicke an seine letzten Tage bis an seinen Tod beschrieben, und mit so unendlich viel einzelnen Zügen aus meinem Tagebuche, deren Einwebung mit dem zu lyrisch angestimmten Schmerztone dieser Schrift damals nicht in Einklang zu bringen schien, ich jetzt auch diese Beschreibung ausstatten könnte, so glaube ich es doch nicht unumgänglich nothwendig, hier noch einmal die Wunde der Brust vor dem Publicum aufzureißen, schon weil es mir schwer werden würde, für die Darstellung dieser Momente jemals einen andern Ton zu finden. Was ich in diesem Tagen von ihm gesehen, gehört, und mit ihm empfunden, ist ja auch die Hauptgrundlage dieses ganzen Buchs! — Wenn so manches darin der Combination überlassen bleiben mußte, so war zum Theil der Grund davon, daß es meine heiligste Pflicht in diesen Tagen sein mußte, ihm die Gegenwart heiter und genußreicher zu machen, und seinen Blick beständig in eine schönere Zukunft zu leiten, nicht aber, ihn über seine Vergangenheit auszufragen, mehr ihm zu geben als von ihm zu empfangen. — Wenn ich darum auch bei manchen schwierigen Stellen in diesem Buche schmerzlich bedauern mußte, nicht damals schon die so leicht von ihm zu gebende Lösung so mancher Räthsel verlangt zu haben, und daß nur der Zufall seine Gespräche darüber leitete, so waltet doch für immer in meinem Herzen jene troſtreiche Ueberzeu-

gung vor, daß jene größte und uneigennützige Aufgabe meiner Stellung zu ihm auf das Glücklichste erreicht worden ist. Als Beweis dafür nenne ich seine selbst damals mit jedem Tage steigende Liebe, die sich in seiner Hülflosigkeit selbst bis auf das Körperliche erstreckte; denn Niemand anders durfte in der ganz letzten Zeit ihn anfassen, um ihm aufzuhelfen, damit er in seinen Rollstuhl anlange, oder um ihn zu stützen, wenn er gehen wollte, als ich, wenn ich zugegen war; keine Stimme wollte er beim Vorlesen hören als die meinige, und es wies in beiden Fällen sogar jeden Versuch Anderer auf eine für sie sogar schmerzliche Weise zurück, war ich mit andern Dingen beschäftigt. —

In Bezug auf die speciellen Winke, die er zur Erklärung seiner Natur überhaupt und seiner Werke in's besondere gab, gehört die Erwähnung noch hierher, daß er durch die Eintheilung seiner Werke schon dem Publicum zu erkennen geben wollte, wie gering er selbst die Tendenz zum Reinkomischen in ihm gegen die zum reinen und zum humoristischen Ernste achtete. So weit es sich thun ließe, sollten ausdrücklich darum die Lieferungen zu fünf Bänden aus vier Theilen ernsten Inhalts mit einem fünften komischen als Anhang erscheinen. Und diesem zu gebenden Fingerzeig zu Liebe, hatte er gern seinen früher schon so oft ausgesprochenen Wunsch, daß man seine Werke mit der zu ihrem Verständniß so nothwendigen Beobachtung der chronologischen Folge ihres Entstehens lesen möchte, bis zur Vollendung der ganzen Sammlung wenigstens aufgeopfert. Darum eröffnen dieselbe die unsichtbare Loge und der Firlein, gefolgt erst von dem ersten Band der grönländischen Processe. Noch an seinem letzten Lebenstage ferner erklärte er selbst den Hesperus für ein mißlungenes Werk, und nahm sich wenigstens vor, den Kindertausch in demselben abzuändern. In Betreff des Titan endlich erkannte er jetzt durchaus, daß der

Leser auf die von uns viel besprochene Catastrophe der Linda, bei weitem mehr vorbereitet werden müsse, und auch hier nahm er sich vor, wenigstens durch einige angebrachte „Drucker" nachzuhelfen. Auf anderes ward in unsern Darlegungen selbst bereits Rücksicht genommen. —

Ich verweise somit die Freunde Jean Paul's, welche ihn in dieser Krankheits- und Sterbenszeit weiter verfolgen wollen, auf mein, dieselbe behandelndes, schon vor sieben Jahren erschienenes, Büchlein *), das zumal jetzt um vieles leichter zu erhalten ist. — Hier stehe nur, daß der Dichter ohne eine Ahnung von dem Lebensgefährlichen seines Zustandes gehabt zu haben, nachdem ein Organ nach dem andern seinen Dienst versagt, und nur der, von ihm als so edel und besonders als romantisch erkannte, Sinn des Geruchs ihn mit einem duftenden Blumenstrauße bis in seine letzten Augenblicke lebendig begleitete; und besonders nachdem die Krankheit sein ganzes geistiges Sein nur von Zeit zu Zeit durch Lethargie und Schlaf unterbrochen, nicht aber im mindesten geschwächt, er am 16ten Abend nach meinem Erscheinen, am 14. November 1825, um dieselbe Stunde fast unmerklich hinüber schlief. — Wie ungeschwächt eben dies sein geistiges Sein gewesen, davon mag zeugen, daß er mit mir in den Morgenstunden, außer den allgemeinen Anordnungen über Plan und Eintheilung, die Geschichte der Vorrede zum Firlein, und beinahe die Hälfte der so schwierigen und angreifenden Teufels-Papiere, und zwar bis zum Tage vor seinem Tode, ununterbrochen durcharbeitete, dem Vorlesen von Herbart's Psychologie, Herder's Ideen und von Musaeus physiognomischen Reisen auf das Angestrengteste folgte, und es fast keinen wachen Moment gab, in welchem er nicht durch Gespräch oder

*) Jean Paul Fr. Richter in seinen letzen Tagen und im Tode, Breslau, März, 1826.

Mittheilung geistig thätig angeregt sein wollte, so d.
ich alle Kräfte und Mittel anspannen mußte, ihm d.
in zu genügen, und noch so mancher Freund,
vorzüglich der seit einem Jahre wieder ausgesöhnte Em-
manuel, ferner Otto, Stransky, Oestreicher und ein
Baireuth lebender Sohn seines geliebten Herder, man-
nigfach hülfreich sein mußten. —

In seiner Leichenbestattung suchte die Stadt Bai-
reuth, von geistreichen Männern angeregt, selbst über Er-
warten die Ehre und Achtung an den Tag zu legen, die
sie im Leben ihm oft versagt. Daß die Levana und
die Aesthetik von den, mit einem Fackelzug ihn geleiten-
den Gymnasial-Schülern auf Kissen getragen, die Ru-
mien und das in Maroquin gebundenem Manuscript der
Selina mit dem Lorbeerkranz auf seinen Sarg gelegt,
und daß statt einer gewöhnlichen Leichenrede in der Kirche,
nach der Aufführung einer Trauermusik, seine schöne
Stelle über Christus in dem Aufsatz über den Gott in
der Geschichte aus den Dämmerungen von dem Geistli-
chen gelesen wurde, war die schöne Veranstaltung des
katholischen Pfarrers Oestreicher, der in friedlicher Ein-
tracht mit den evangelischen Geistlichen hinter dem Sarge
einherging. Mit dem königlichen Kreiskommissair von
Welten, dessen so anmuthige als geistreiche Familie dem
Dichter so manche Freudenblume ins Leben geworfen,
schlossen sich sämmtliche Behörden dem Zuge an. Auch
an einer die Bedeutung des Dichters den Umstehenden
philosophisch schildernden Rede fehlte es am Grabe nicht.
Sie las der, seitdem als Hegel's Schüler bekannt ge-
wordene, Rector Gabler in Baireuth. Nach den Worten
endlich, die ich ihm im Namen der wärmer fühlenden,
glühender ihren Schmerz aussprechenden, heißer ihren
Dank darbringenden deutschen Jugend in Mitte der tief-
bewegten, von dem Fackelschein in dunkler Nacht erhellten,
am Fuße seines Fichtelgebirges an seinem Sarge versam-

melnden Menge ihm nachgerufen, ward er in die Gruft gesenkt, an die Seite seines Sohnes, worauf die Fackeln verlöschten. —

Jean Paul starb ohne ausdrückliche bestimmte Erklärung, wenigstens gegen mich, wer in Betreff der Leitung der Herausgabe seiner Werke oder seines Nachlasses die Stelle des früher erwählten Heinrich Voß vertreten sollte, wiewohl er in ersterer Beziehung mehrmals verlangt hatte, daß ich mit dem Verleger, selbst nach meiner Ankunft in Baireuth, in seinem Namen correspondiren solle, „damit dieser sich daran gewöhne, mit mir zu thun zu haben.“ — Niemand aber von seinen Freunden wagte sein Vertrauen auf Genesung durch den geringsten Wink auf die Nothwendigkeit solcher Anordnungen zu stören. — Verletzte Eigenliebe durch die ausschließliche Verschenkung seines Vertrauens an mich, fremdes Interesse, das nicht vergessen konnte, wie das des Dichters so sehr von mir wahrgenommen worden war, und jeder fernern strengen Aufsicht ledig zu sein wünschte — vereinigten sich, meine an sich so zarte Stellung zu dieser Sache so schwierig zu machen, daß von jener Mißtrauen, wie Stolz von meiner Seite gänzliches Zurückziehen geboten. — Daher jene, für jeden Freund Jean Pauls, und, ich hoffe, jetzt für den Verleger selbst, so schmerzliche Ausstattung, Planlosigkeit, Unvollständigkeit und Incorrektheit der Gesammausgabe, die Versplitterung der nachgelassenen fertigen Manuscripte nach allen Seiten hin; — die Zerstreuung theils, theils der Verschluß der Studienbücher, Excerpte und anderer so wichtiger Papiere! — Mir wurden von Ersteren die Kometenhefte zu Theil. — Daher nun besonders die späte Erscheinung dieses Buchs, und daher die Unvollkommenheiten, die es zur Zeit noch haben mag; — da ich so viele wichtige Papiere nur mit dem Publi-

cum zugleich, zumal in der, durch Andere schon geschehenen, Aussonderung zu Gesicht bekam. —

Hoffen wir, daß eine spätere Zeit, wenn die Leidenschaften und Interessen mehr schweigen werden, die daraus dem Dichter und dem Publicum erwachsene Unrecht, wieder gut machen könne. Bin ich doch selbst fern davon, mich von aller Schuld dabei loszusprechen, insofern etwas weniger Stolz und etwas mehr Nachgiebigkeit den Angreifern, von denen mancher sein eigenes Interesse verkannt, es schwerer gemacht haben würde, von einander losreißen, was so glücklich in der Vereinigung gewesen. —

Anhang.

Chronologische Tabelle des Entstehens und der Arbeitszeit sämmtlicher Dichtungen Jean Pauls, — nebst Angabe der Stellen in diesem Werke, wo jede besprochen wird.

	Bd.	Seite
Grönländische Processe, 1. Theil, 1782 geschrieben, d. h. im 19. Jahr.	II.	31 — 76
Zweiter Theil.	—	69 — 70
Teufels-Papiere.	—	187 — 196
Mixturen.	—	142 — —
Abhandlungen: 1) in Länder- und Völkerkunde und 2) im 3ten Quartals des 2ten Jahrgangs von: „Für ältere Literatur und neuere Lectüre. Quartalschrift von Canzler und Meißner."		
1790. December. Wuz.	III.	56 — 63
Mumien, 2 Theile vom 15. März 1791 bis 29. Februar 1792.	—	75 — 127
Hesperus, angefangen den 21. Septemb. 1792, und vollendet am 21. Juni 1894. (1 Jahr 9 Monate.) Emanuel's Tod im Februar vorausgemacht.	—	144 — 181
Quintus Fixlein, Juli 1794 bis Mai 1796.	—	187 — 206
Biographische Belustigungen, Juli und Aug. 1795. Blumenstücke 1. Band, Septemb. bis Novemb. 1795.	—	208 — 206
Zweiter und dritter Band März bis Juni 1796. Vernichtung, April 1796.	—	206 — 227
Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein, Aug. 1796.	IV.	43 — 45
Jubelsenior vom 21. Septemb. 1796 bis 10. Febr. 1797.	—	53 — 62
— Von da aus der Commentar der Holzschnitte bis 1. April 1797.	—	62 — 68
Zweite Auflage des Hesperus geendigt den 8. Juni 1797.	—	— — —
Erster Band vom Titan den 21. Juni 1797 angefangen — Ende October unterbrochen.	—	— — —
Zwei Bände der Palingenesien angefangen Anfangs Novemb. 1797 — geendigt den 23. März 1798.	—	88 — 92
Vom Mai 1798 den ersten Band des Titan überarbeitet und vollendet den 22. Septemb. 1798.	—	— — —
Jean Pauls Briefe, angefangen den 27. Septemb. 1798 — geendigt den 5. Febr. 1799.	—	112 — 115

	Bd.	Seite
Den 11. Febr. 1799 fing ich das erste Titangen an — aber nach vier Wochen begann ich die Verbesserung des ersten Bandes und endigte den 7. Mai 1799. — „Huldigungspredigt" dazwischen.	IV.	— — —
Den 12. Mai 1799 den Anfang zu Titans erstem Bande angefangen — unterbrochen durch ein neues Capitel zum ersten Band, welches am 1. August, so wie jener am 5. Nov. 1799 geendig wurde.	—	— — —
Ueber Corday, angefangen den 12. Juni 1799, geendet den 20.	—	125—128
Den 14. Novemb. 1799 den 2. Bd. des Titans angefangen und 10. Decemb. 1800 geendigt.		
In vierzehn Tagen des Decembers 1799 und acht Tage im Januar 1800 Clavis Fichtiana.	—	128—132
Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer im Juni 1800. — Den 19. bis 31. Juli 1800. Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht.	—	147—148
Den 14. Decemb. 1800. Zweiter Anhang zum Titan angefangen — dazwischen 12 Tage Umarbeitung am Klaglied — geendigt den 7. April 1801.	—	— — —
Flegeljahre den 19. April 1801 angefangen — unterbrochen den 23. Mai — dazwischen den Aufsatz: Tod in der andern Welt.	—	— — —
Dritten Band des Titans angefangen den 19. Juni 1801, den 17. Demcemb. geendigt, das Korrigieren den 3. Jan. 1802 unter dem Neujahrblasen.	—	155—203
Flegeljahre angefangen den 13. Januar 1804. Neun Bogen gemacht bis 28. Febr.	—	— — —
Den 6. März 1802 den 4. Titan angefangen, den 2. Juli mit Machen, den 11. August (wozwischen 15 Reisetage waren) mit Korrigieren geendigt. Ende Juni zugleich einen Aufsatz für Cotta gemacht.	—	— — —
Den 12. Decemb. 1802 wurde der 1. Band der Flegeljahre angefangen; den 8. April (Charfreitag) 1803 beschlossen, aber nicht korrigiert.	—	— — —
Im Juni war der zweite und 2½ geendigt — den 27. August der erste und zweite korrigert, der dritte den 23. October beschlossen — alles geendigt den 18. October 1803.	V.	8— 34
Vorschule der Aesthetik angefangen den 31. Octob. 1803, nämlich die Vorbereitung, — Anfang des Buchs den 11. Nov., geendigt den 16. Juli 1804.	—	38— 43
Flegeljahr 4. Band, angefangen den 13. Aug. 1804 — geendigt den 30. Mai 1805.	—	— — —
Freiheitsbüchlein den 8. Octob. 1804 angefangen, geendigt am 2. Decemb., wo Buonaparte gekrönt wurde.	—	46— 49
Im Juni 1805 „Meine Miszelle" gemacht, denn vorbereitet auf das Erziehungsbuch — es angefangen mit dem Juli 1805. — Im August über Denkmal Luthers — im Februars-Anfang 1806 Aufsatz über linkes Ohr.	—	— — —

	Bd.	Seite
Den 28. Mai 1806 wurde der erste Theil der Levana geendigt — der zweite den 3. Octob. 1806. In zehn Tagen Pasquill auf die schönste Frau gemacht.	V.	52 — 56
Im October noch das Ergänzblatt zur Erziehungslehre.	—	— — —
Den 16. Novemb. 1806 Fibels Leben angefangen — vom 11. bis 16. Decemb. Den Epilog des Morgenblattes.	—	— — —
Im Januar 1807 vermischte Schriften angefangen; dann im März wieder Fibel — für Almanach Junius Nachtgedanken Juni 1807.	—	— — —
Dann im Juli 1807 die Flätzer Reise, die in die vermischte Schriften gehört, zum besondern Druck vollendet.	—	67 — —
— Lesers Leiden durch Literarische Sprichwörter, Morgenblatt Nr. 92. — Vermischte Schriften; dann im August fortgesetzt. — Und zwar Anfangs desselben den Katzenberger angefangen. Ungefähr im October geendigt; dann die Korrektur des ersten Theils bis Decemb. und am 28. März 1808 alles vollendet.	—	68 — 70
In den letzten Octobern 1807, Nachlese zur Levana. — In den ersten Novembern die Prophezeihung für Cotta.	—	— — —
December Polymeter auf den letzten Tag des Jahres. — Am Thomastag: Vorrede für Kanne.	—	— — —
Friedenspredigt in der Mitte Januars 1808 angefangen; 27. Febr. vollendet.	—	71 — 74
Dann im April und bis 8. Mai Recensionen der Corinna, der Parabeln und den Traum eines Wahnsinnigen vollendet. — Im Mai noch über die erfundene Flugkunst von Degen — im Juni Recension von Fichte's Reden und ästhetischen Ansichten. „Meine ersten Verse" im August. Im Septbr. Recension von Feßlers Hofnarren — dann Ehespiegelscherben im December.	—	86 — —
Anfangs August 1808 die Dämmerungen angefangen, geendigt den 8. März 1809.	—	75 — 79
Bittschrift an Merkur 1808 December.	—	— — —
Bittschrift an Luna 1809 März.	—	— — —
Recension des Alwins und des Aladin und Sigurds im März 1809.	—	— — —
Anfangs Mai 1809 der witzige und zornig gemachte Alltagsklub u. s. w. Morgenblatt 1809 Nr. 214.	—	— — —
Belagerung der Ziebinger, Juli 1809.	—	87 — —
Unterschied des Orients vom Okcident, für das Morgenblatt Aug. 1809. Die Unverschämtheit eines Schriftstellers und einer Buchhandlung; August 1809.	—	— — —
Recension von Delbrücks Gastmahl, Sept. 1809.	—	— — —
Im Sept. 1809 Fiebel wieder angefangen.	—	— — —
Novemb. und Decemb. 1809. Aufsatz über die Luft		

	Bd.	Seite
an Kinderfreunden für Museum — vorher Gebetaufsätze oder Polymeter. Aufsatz für Morgenblatt: Die 12 Aufsätze, die ich 1810 dem Morgenblatte geben will (was nicht geschah).	V.	— —
Im Januar und Februar 1810 Nachdämmerungen für Perthes.	—	— —
März: Selbst-Traurede — April: die Elternliebe gegen Kinder, für Cotta.	—	— —
Doppelrevue den 7. Juni 1800 geendigt.	—	87 — —
Juni und Juli Recension vom Held des Nordens-Köppen März.	—	— —
Herbstblumine den 18. August 1810, — Recension der Lespinasse den 11. Septemb. geendigt. Dann über Druckfehler in der Herbstblumine im Morgenblatt.	—	90 — 91
Frankfurter Museum 1811: Bemerkungen über die Menschen — und Salomon über Dalberg. — März Recension der Emma von Fouqué — April, Erziehungs-Allerlei.	—	— —
1811 den 19. Juli endlich den Fibel geendigt. —	—	92 — 104
2. Aug. Impromptus, die ich künftig in Stammbücher schreiben will. — August, für Museum, Bruchstücke aus meiner Kunst stets heiter zu sein.	—	— —
Ende Augusts zweite Auflage der Lewana angefangen und Ende Decembers geendigt.	—	— —
Januar 1812: Aufsatz über Wolkens Anleit — den 16. Febr. Entstehung der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen — den 24. Sphinx vollendet. Ende März, ersten Band der Vorschule angefangen; Ende Juni zu Ende — 1. Juli, ernste Gedanken und Dichtungen.	—	— —
Den 2. Juli 1811. Zweiten Band der Vorschule, mitten im Septemb. den dritten Band angefangen; 15. Novemb. geendigt. Für den Plan Happels *) gearbeitet.	—	— —
Ende Decembers Traumdichtung in der Sylvesternacht.	—	— —
Januar und Februar 1813, Muthmaßung über die Wunder des magnetischen Organismus — den 21. Februar den Happel auszuarbeiten angefangen. — Ende Juni, „Schönheit des Todes in der Blüthe des Lebens."	—	— —
November: Vorrede für Phantasiestücke. December Mars und Phöbus.	—	106 — —
1814. Museum im Januar vollendet, außer über Traum, der den 11. März geendigt. Dazwischen Mars und Phöbus noch vergrößert. — Im Juni	—	110 — —
die Zeitbetrachtungen über den Wonnemonat Europa's.	—	— —

*) „Unter Happel," sagte Jean Paul, „wird der erschienene Komet gemeint," obwohl er auch den größern komischen Roman, den er noch schreiben wollte, damit meinte, wie wir oben erwähnt haben.

	Bd.	Seite
Im Juli Recension der Allemagne von der Staël, geendigt den 8. August. — Im October: Darlegung der Gründe, warum die Jugend vom Alter Respect fordert u. s. w.	V.	— — —
Im November und December Wahlcapitulation Vulkans u. s. w. — Dazwischen für deutsche Beobachter der Jünglinge am 18. October.	—	— — —
Herbstblumine den 2. Januar 1815; ab den 2. Feb. — Gegen Nachdruck, geendigt den 11. März — den 17. April geendigt über Walchern. — Am Himmelfahrtstag vollendet. Vorrede zu Dobeneck — Mürat im Jui — Erinnerungen aus den schönsten Stunden. — Den 4. Juli Nicolaus Marggraf wieder angefangen. — Den 5. Novemb., Janusgesichter-Gespräch.	—	— — —
Vom 1. Decemb. 1815 wieder Marggraf angefangen	—	— — —
Im Mai 1816 Philantropistenwäldchen, und am 9. Juni den geschwinden Propheten geendigt.	—	— — —
Seemaus den 26. Juni angefangen, den 9. Juli vollendet. — Fastenpredigt, November bis Mitte Januar 1817.	—	125 — —
Siebenkäs erster Band vom 10. Febr. bis 20. April geendigt, aber ohne die Vorrede, — dann der zweite Band angefangen — im Juni, Nachwuchs des Philantropistenwäldchens. Im Juli, Ergänzlevana vollendet. Ende Augusts und Anfangs Septembers. „Immergrün der Empfindungen."	—	— — —
15. Septemb. bis 25. Novemb., Saturnalien. — Den 7. Novemb., den zweiten Band den Siebenkäs fortgeschickt.	—	— — —
Den 3. Februar 1818 den dritten Band des Siebenkäs abgeschickt — den 16. März den vierten Band geendigt. — Doppelwörter den 17. März bis 10.	—	122 — 125
Mai. — Traum eines Engels ehe er fiel; Juni. — Den 14. Juli mein Leben angefangen. — Octbr.,	—	143 — 145
Großmagnet Pluto angefangen, 16. Decemb. geendigt. — Im Hesperus neue Auflage weiter; Vorrede.	—	— — —
Zweiter Band des Hesperus den 14. Januar 1819 zu Ende. — Biographie den 22. Januar abgebrochen. — Marggraf fortgesetzt. — Im März, Gedicht auf den Namenstag der Fr. v. Welden — den 7. wurde der dritte und vierte Band des Hesperus vollendet. — Darauf die sechs Vorkapitel des Apothekers angefangen. — Spätlinge	—	146 — —
sind für den Damenkalender Ende Juli's — und Anzeige über Stammwörter, Untersuchung über Doppelwörter abgeschickt den 19. November. Neujahrbetrachtungen auf 1820 im December. — Dritte Herbstblumine abgeschickt den 20. December.	—	— — —
Den ersten Band des Kometen den 21. April 1820 nach Heidelberg gesandt. — Den 22. Mai über		

	Bd.	Seite
Traumbund geendigt. Den 21. Juli nach Heidelberg den zweiten Band des Kometen. Den 25. Aug. der Aufsatz der Löbichau ab, den 6. Sept. pädagogische Kleinigkeiten nach Dresden ab. — Darauf den dritten Band des Kometen angefangen und 1821 daran fortgearbeitet bis April.	V.	131 — 180
— Aprilmitte, grönländische Processe angefangen; den 30. Mai, erster Band beendigt. — Den 1. Juni, erster Band der Mumien, den 21. Juni geendigt. Im Juli, politisches und poetisches Allerlei für den Damenkalender, geendigt Ende Juli. Aug., zweiter Band der Processe angefangen, den 25. fortgeschickt. 24. August, zweiter Band der Mumien fortgesetzt; — 2. Sept. geendigt. Vom Sept. an den dritten Band des Kometen überarbeitet. — November, Anbeter des Luzifers und Hesperus.	—	— — —
1822 den 12. Juli den dritten Band des Kometen geendigt. Des Kandidaten Tagebuch angefangen. — Im Juli Aufsatz: Berichtigung eines chronologischen Irrthums über Jean Paul's Abreise von Dresden. Zwanzig Exklaven des Kometen den 13. Sept. abgesandt. Katzenberger's erstes und zweites Bändchen Octob. vollendet. Im Novemb. angefangen: „Vermählung der beiden höchsten Mächte der Erde"; und geendigt den 14. Jan. 1823. — Den 31. Januar den dritten Band von Katzenberger geendigt. — Den 13. Febr.: „Ausschweife für künftige Fortsetzungen" für Viewegs Taschenbuch angefangen, 24. April geendigt und 12. Decemb. an Cott gesandt.	—	— — —
October 1824: Kleine Bücherschau. — 13. Novbr. nach Breslau.	—	— — —

Den 26. Febr. 1825 ging eine zweite Sendung ab, und den 6. April das Ganze geendigt und fort nach Breslau.	—	— — —
Selina fortgesetzt.	—	— — —

Bemerkungen.

Von den Kupferstichen, welche von Jean Paul erschienen sind, ist das würdigste und ähnlichste das nach dem großen Gemälde von Meier in Weimar in Kupfer gestochene; das von Vogel in der Urania und nach diesem das in Hamburg erschienene, sind aus der ganz letzten Zeit, wo des Dichters Züge schon matter und verfleischter geworden waren. — Die früher in der allgem. deutschen Bibliothek und vor der zweiten Auflage des Hesperus gegebenen sind wahre Carrikaturen. Noch existirt ein Gemälde von Kreul, das widerlich, fast narrenhaft, freundlich und stutzerhaft aussieht.